THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
010.5
BUC
v. 23

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Die Bücherwelt

Zeitschrift des Borromäusvereins

23. Jahrgang

1926

Verlag und Druck J. P. Bachem G. m. b. H. Köln

010.5
Buc
v. 23

LIBRARY UNIVERSITY OF ILLINOIS URBANA

Waltzke JUN 29 '34

Inhalt

A. Aufsätze

1. Ueber einzelne Schriftsteller

Bahr, Hermann —s Tagebücher. Von Josef Froberger . . . 397—399
Blunck, Hans Friedrich. Von Ferd. Wippermann . . . . . . 289—297
Boßhart, Jakob. Von Josef Zimmermann . . . 145—150, 193—199
Brey, Henriette. Von Hermann Herz . . . . 353—356
Calderon, der letzte mittelalterliche Dichter und sein Drama „Das große Welttheater". Von Karl Möhlig . . . . . 298—304
Chesterton. Vom Bedrückenden und Befreienden des Paradoxen in —s Romanen. Von Ignaz Gentges . . . . 346—348
Fleuron, Svend. Von Peter Bauer 241—245
Görres, Joseph. Von August Schmitt 97—102
Heinen, Anton, Die Bedeutung des Buches für die Volkskultur bei —. Von Hermann Herz . . . 389—396
Herwig, Franz, Das sozialpädagogische Programm in Fr. H.s Roman „Die Eingeengten". Von Heinrich Kautz 436—450, 487—497, 538—546
Jammes, Francis. Von Josef Zimmermann . . . . 497—501
Matthießen, Wilhelm. Von Peter Bauer . . . . 385—389
Molo, Walter v. — und seine religiöse Haltung . . . . . . 51—54
Newman. über J. H. Kardinal —s Geschichte eines Konvertiten. Von Paul Adams . . . . . 199—203
Paul, Jean, Jubiläumsschriften über Jean Paul. Von Josef Froberger 246—250
Reimmichl, Der —. Von Florian Asanger . . . . 357—358
Rilke, Der „Gott" des Stundenbuches Rainer M. —s. Von Kornelius Schröder . . . . 343—346
Scheffel, Joseph Viktor von. Von Anton Aulke . . . . . 49—50
Schmidtbonn, Wilhelm. Von Waldemar Gurian . . . . . 351—353
Schwarzkopf, Nikolaus. Von Laurenz Kiesgen . . . . 1—7
Shaw, G. K. Chesterton über G. B. —. Von Ignaz Gentges . 54—57
— Einige Bemerkungen über G. B. —. Von Otto Steinbrinck 57—61
Strindberg, Das Ringen um die Seele —s. Von Karl Möhlig 349—351
Timmermans, Felix. Von Georg Schäfer . . . . 337—342

2. Aus verschiedenen Gebieten

Abenteuer-, Zukunfts-, Detektiv- und okkulte Romane. Etwas über —. Von Ignaz Gentges 14—17
American Library Association. Fünfzigjahrfeier der — . . 367—368
Bildungsarbeit, Um das Kernstück der —. Von Albert Rumpf 457—460
Borromäusverein, Die Verdienste des —s um die Begründung der kath. Presse am Rhein. Von Leo Busch . . . . . . 403—405
Buch, Das gute —. Von Johannes Hönig . . . . 451—456
Buch in der Zelle, Das —. Selbstzeugnisse von Gefangenen. Von Jakob Ebner . . . . . 151—160
Buch und Buchdruck im Lichte neuester Forschung. Von Joseph Theele . . . . 251—257
Buch und Volkskultur, Die Bedeutung des Buches f. die Volkskultur bei A. Heinen. Von Hermann Herz . . . . 389—396
Carnegie und das Volksbüchereiwesen. Von J. K. B. . . 204—206
Die Eingeengten, Das sozialpädagogische Programm in Franz Herwigs Roman „—". Von Heinrich Kautz 436—450, 487—497, 538—546
Geistige Strömungen, Die — der Gegenwart in der Literatur. Von Karl Möhlig . . . . . 481—487
Heilige Schriften, Neuere Uebersetzungen der heiligen Schriften. Von H. Vogels . . . . 108—112
Heimaterlebnis, Das — in der Volksbildung. Von Albert Rumpf 305—309
Indien auf dem Büchermarkte der beiden letzten Jahre. Von W. Kirfel . . . 166—171, 359—364
Industriejugend. Zur Seelenkunde der —. Von Theodor Siepmann 399—403
Initialen. Von P. Max Grempe 18—21
Islambücher, Neue —. Von Irmgard Engelke . . . . 61—63
Kind und sein Buch, Das —. Von Albert Rumpf . . . . . 113—115
Kunstpädagogik und kunsthistorische Literatur. Von Reinhold Lindemann . . . . 502—505
Lektüre, Gedanken zur Vertiefung unserer —. Von Josef Zimmermann . . . . 310—315
Literarischer Ratgeber des Borromäusvereins, Zur Neuauflage des —. Von Josef Zimmermann 211—212

865669

Madonna, Die — und San Francesco in der Kunst. Von Beda Kleinschmidt . . . . . . 433—435
Mitgliedsgabenverzeichnis des Borromäusvereins für 1926, Das —. Von Albert Rumpf . . . 207—210
Rundfunk und Volksbildung. Von H. Ruster . . . . 316—317
Russische Literatur. Zur Einschätzung der russischen Literatur II. Von Jos. Froberger . . . . . 103—107
Schriftsteller, Der — und der Zellengefangene. Von Jakob Ebner . . . . 529—538
Staatsbürgerliche Bildung. Von Thekla Heffening . . . . . 8—13
Volksbildung, Allerhand „—". Von J. Hoven . . . . 461—464
Volksbüchereiarbeit, Wesensfragen der —. Von Albert Rumpf 161—165

B. Aus unserem Vereinsleben

Der Borromäusverein im Jahre 1925. Von Franz Kroczek . 116—120
Generalversammlung und Diözesanpräsides-Konferenz im Borromäushaus . . . . 318—321
Nuntius Pacelli und Kardinal Schulte im Borromäushaus in Bonn . . . . 365—366

C. Werkraum für Volksbildungsarbeit

Borromäussonntag, Vorschläge für den — und für Vorlesestunden im November. Von Josef Zimmermann . . . . 506—509
Buch, Das — in den Händen des Lesers. Von Josef Zimmermann . . . . 64—66
Einbandausstellung, Die — auf dem letzten Bibliothekarkursus. Von Thoe . . . . 66—67
Kursus des Borromäusvereins, Der 14. — zu Bonn . . . . . 547—548

D. Besprechungen

Abraham a S. Cl., Der Narrenspiegel 80
Abs, Der Kampf um unsere Schutzgebiete 413
Achenbach, Die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Elektrizität, besonders der Radiotechnik . . . 132
Achermann, Die Jäger vom Thursee 430
Adalberta Maria, Mutter Klara Fey 561
Adam, Hochasiatische Kunst 363
— Buddhastatuen 363
Aich, Christus in seinen Heiligen . 213
al-Ghazali, Die kostbare Perle im Wissen des Jenseits 62
Alt, Jean Paul 248
Altmann, Unter Segelpyramiden und Tropensonne 47
André, Der Wesensunterschied von Pflanze, Tier und Mensch . . . 34
Anwander, Im Heiligtum 516
Arens, Die Mission im Festsaal . . 478
Arns, Jüngstes England 89
Astrain-Dür, Aufbau und Entstehung der Geistlichen Uebungen des hl. Ignatius 72
Augustinus, Bekenntnisse (Ausg. v. Hermann Hefele) 258
Bahr, Liebe der Lebenden . . . 397
Bals, Das Staatswesen . . . im Tierreich 522
Barclay, Die Herrin von Shenstone 90
Batzer, Im grünen Wagen . . . 87
Baur, Vom Bodensee 134
Becker, Eine Fahrt durch die Sonnenwelt 418
— Aus den Tiefen des Raums . . 418
Becker, Die neue Stadt 238
Behm, Heilige Erde 222
Behn, Die Wahrheit im Wandel der Weltanschauung 123
Bekker, Musikgeschichte 426
Bell, Tibet einst und jetzt . . . 136
Benson, Trotz Folter und Strick . 235
— Sentimentalisten 235
Berberich, Im Hochwald 575
Berend, Jean Pauls Briefe . . . 247
Berg, Geographisches Wanderbuch 35
Berger, Badenerland 275
Bergmann, Religion und Seelenleben 513
Bernard, Tränende Herzen . . . 568
Bernbeck, Katechesen für die Oberstufe 467
Berneder, Der ungerechte Rechtsanwalt 82
Berwin, Friedrich Hölderlin . . . 131
Betsch, Land Irgendwo 84
Beyer, G., Nach getaner Arbeit . 408
— O., Religiöse Plastik unserer Zeit 424
Bichlmair, Urchristentum und kath. Kirche 121

Biermann, Jahrbuch der asiatischen Kunst 363
Birkner, Der diluviale Mensch und Europa 565
Blanche, Erzählungen eines Droschkenkutschers 239
Blunck, Totentanz 290
— Feuer im Nebel 290
— Ritt gegen Morgen 290
— Hein Hoyer 291
— Berend Fock 292
— Stelling Rotkinnsohn 291
— Streit mit den Göttern . . . 293
— Vun wilde Keerls in 'n Brook 294
— Märchen von der Niederelbe (od. von Klabautern und Nullerpuckern) 294
— Von klugen Frauen und Füchsen 295
— Die Frau im Tal 295
— De hillige Hannes 296
— Köst bi Wessels 296
— Sturm über'm Land 296
Bödiker, Eucharistische Funken VI. Die hl. Messe 516
Böhlen, Sonnenwärts 371
Böhr, Das Direktorium zu den Geistlichen Uebungen des hl. Ignatius von Loyola 71
Boie, Der Sylter Hahn 240
— Moiken Peter Ohm 380
Bolt, Svizzero! 287
Böminghaus, Die Exerzitien des hl. Ignatius 72
Bonsels, Heim-Exerzitien 72
Boom, van den, Wie überwinden wir die Armut unserer Wirtschaft? 12
Bopp, Moderne Psychanalyse . . 74
— Vom Verstehen und Verstandenwerden 517
Borch, Bilderatlas zur Geschichte der Pädagogik 128
Borchardt, Ewiger Vorrat deutscher Poesie 314
— Deutsche Denkreden 372
Borel, Gustave Courbet im Kampf mit den Dämonen seiner Zeit . . 505
Börnstein-Bosta, Mandana baschi 523
Boßdorf-Buch 42
Bosse, Almanach der deutschen Musikbücherei 427
Boßhart, Im Nebel 193
— Vor dem Umsturz 194
— Durch Schmerzen empor . . . 194
— Früh vollendet 195
— Erdschollen 195
— Opfer 195
— Träume der Wüste 196
— Neben der Heerstraße 197
— Ein Rufer in der Wüste . . . 197
— Die Entscheidung 197
— Gedichte 198
Boventer, Caritas und Kerker . . 517
Brandt, Sehen und Erkennen . . 503
Brehm, Der kleine — 375
Braig, Heinrich von Kleist . . . 130
Braubach, Max Franz von Oesterreich 322
Brey, Von ewiger Liebe 355
— Wenn es in der Seele dunkelt 355
— Leuchtende Tage 355
— Weiße Blüten 355
— Sonnenfunken 355
— Das Burgfräulein 355
— Das steinerne Herz 355
— Maria geht über die Heide . . 355
— Das tote Tal 355
— Das Licht der Welt 355
— Nur der Saum seines Kleides 355
— Der Kreuzhof 355
— Gestalten 355
— Frauenland 355
— Die am Wege zerbrachen . . . 355
— Es fiel ein Reif 356
— Die vom Heidehof 356
— Der Heidevikar 356
Brockhaus, Der kleine — . . 30, 562
Brod, Rëubeni 429
Brun, Das Leben der Ameisen . . 77
Brunsmann, Religion und Offenbarung 510
— Lehrbuch der Apologetik . . . 554
Buber u. Rosenzweig, Die Schrift 1. Das Buch im Anfang . . . 111
Bücken, Musikalische Charakterköpfe 44
Bumüller, Die Urzeit des Menschen 411
Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien 268
Burger, Unter den Kannibalen der Südsee 35
Burschell, Jean Paul 248
Bützler, Deutsche Geschichte . . . 129
Calderon, D. gr. Welttheater 298, 334
Caritas im Trierer Land 556
Cassirer, Beethoven und die Gestalt 43
Chamier-Gliszczinski, In Kamerun . 504
Chesterton, G. Bernard Shaw . . 54
— Magie 95
— Der Mann, der Donnerstag war 346
— Das fliegende Wirtshaus . . . 347
— Der Mann, der zuviel wußte 348
— Priester und Detektiv 384
Christaller, Das Reich des Markus Neander 379
Claudius, Stummel 186
Cohn, Indische Plastik 364
Creutz, Heinrich Nauen 505
Cüppers, Versiegelte Lippen . . . 188
— Robert von Saverny 188
Dankworth, Die Entwicklung der großdeutschen Idee 528
Dante, Die göttliche Komödie 327, 329
Danzel, Kultur und Religion des primitiven Menschen 419

Deckelmann-Johannesson, Deutsches Gedichtbuch 88
Delmont, Die Stadt unter dem Meere 86
— In Ketten 572
Delphinkunstbücher (32. Rembrandt, 35. Ruisdael) 505
Dennert, Natur-Idyllen 34
Der stumme Jubel 406
Dessauer, Leben, Natur, Religion 76
Deubig, Hilfsbuch zum Einheitskatechismus 466
Deuster, Menschengüte 215
Deutsche Volkskunst (Lindner, Brandenburg; Peßler, Niedersachsen; Ritz, Franken) 505
Deutsches Märchenbuch 45
Diers, Lat Di nich ümsmieten . . 87
Döhring, Siam 362
Dolezich, Die Mystik Jan van Ruysbroeks 513
Domanig, Unser Heim in der Sonne 562
Dominik, Das Buch der Physik . . 325
— Das Buch der Chemie . . . 325
Donat, Die Freiheit der Wissenschaft 511
Dostojewski, Schuld und Sühne 101 ff.
— Der Idiot . . . . „
— Die Brüder Karamasoff . . „
— Die Memoiren aus einem Totenhause . . . . „
Dransfeld, Erwachen 183
— Das Grafendorli 187
Droonberg, Die Goldwäscher am Klondike 86
Droop, Mutter 330
Dürken, Hauptprobleme der Biologie 566
Dürr, Wollen und Wirken der alttestamentlichen Propheten . . . 258
Dyroff, Betrachtungen über Geschichte 219
Eberharter, Das Buch Jesus Sirach 549
Eberlein, Caspar David Friedrich 505
Ehl, Buchmacherei des frühen Mittelalters 423
Ehrenreich, Thomas Münzer . . 270
Ehrler, Die Reise in die Heimat . . 476
Einstein, Das neue Musik-Lexikon 226
Eisler, Einführung in die Erkenntnistheorie 264
Eitz, Der Gesangunterricht . . . 228
Ekkeharts IV. Casus Sancti Galli 31
Elfenbüchlein 574
Elkan, Die sechs Töchter des Ratsherrn Abderhallen 47
Emmerich, Weltreisen- und Forscherabenteuer 375
— Unter den Indianern 573
— Hüter der Wildnis 573
Emonts, Der Zauberer der Bahiri 284
Engelke, Briefe der Liebe . . . 428
Erbgut deutschen Schrifttums . . 287
Erdberg u. A., Heimat 305
Erdmann, August Strindberg . . 349
Ernst, Zwei Freundinnen Gottes . . 514
Escher, Kunst der Renaissance . . 270
Esser, Zepter und Schlüssel in der Hand des Priesters 121
Eulenburg, Die Brunnen der großen Tiefe 573
Fabri de Fabris, Gradje 382
Fahsel, Meine Vorträge 265
— Die Ueberwindung des Pessimismus 409
— Gespräche mit einem Gottlosen 511
Faulhaber, Deutsches Ehrgefühl und kath. Gewissen 25
Federer, Regina Lob 138
— Das deutscheste ABC 567
Feiten, Am Aufbau der Zeit . . . 474
— Bunte Fracht 474
Felten, Neutestamentl. Zeitgeschichte 172
Fey, Fastenbetrachtungen 511
Fiedler, Der neue Mensch 408
Finch, Der Kampf um den Everest 137
Fischer-Graz, Das Licht im Schatten 81
Flashar, Worte des Lebens . . . 552
Fleckes, Zum Amazonenstrom . . 383
Fleuron, Ein Winter i. Jägerhof 243 ff.
— Wie Kalb erzogen wurde . . „
— Strix . . . . „
— Die rote Koppel . . . . . „
— Schnipp Fidelius Adelzahn . „
— Meister Lampe . . . . . . „
— Katzenvolk . . . . „
— Schnock . . . . „
— Die Schreie vom Wildsee . . „
— Der Graf von Egerup . . . „
— Waldkäuze 571
Follenius. Allzeit wahrhaftig . . . 188
Förster, Der Gehorsam 28
Franke, Der kleine Goliath . . . 236
Frankhausen, Die Brüder der Flamme 284
Fräßle, Negerpsyche im Urwald am Lohali 420
Friedrich, Grabbe 428
Friedrich u. Ebers, Das Grabbe-Buch 416
Geiger, Uebersetzung der Reden Buddhas 170
Gerard, Krumme Pfade 182
Giese, Geist im Sport 129
Glasenapp, Madhvas Philosophie des Vishnu-Glaubens 168
— Indien 362
Gleichen-Rußwurm, Die Markgräfin von Bayreuth 267
Gmelin, Temudschin der Herr der Erde 477
Gnauck-Kühne, Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich 12
Gondlach, Maurus der letzte Römer 90
Görres, Die teutschen Volksbücher 471

Gorsleben, Die Edda 427
Goethe, Faust 427
Götz, Neidhardt von Gneisenau . . 572
Grabmann, Die Kulturphilosophie des hl. Thomas v. A. 371
— Thomas v. A. 554
Gräbner, Das Weltbild der Primitiven 167
Graf, Die Heimsuchung 179
Gratry, Die Quellen 214
Grazie, delle, Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux 83
Gregor, Wiener szenische Kunst . . 91
Grewe, Jugendbilder — Jugendbildner 562
Grimme, Der Koran 61
Grisar, Martin Luthers Leben und Werk 262
— Das Missale im Lichte röm. Stadtgeschichte 516
Gröber, Palästina, Arabien und Syrien 134
— Schwaben 270
Grollmuß, Die Frau und die junge Demokratie 222
Grünberg, Meister der Violine . . 44
Grünwald, Pädagogische Psychologie 266
Guardini, Heilige Zeit 260
— Der Gegensatz 410
Günther, Elektrotechnik für Alle . 324
Günther u. Fuchs, Der praktische Radioamateur 132
Gurk, Meister Eckehart 378
Haase, Buer un Reimester . . . 185
Handel-Mazzetti, Deutsche Passion 180
Harich, Jean Paul 247
Haringer, Das Räubermärchen . . 430
— Kind im grauen Haar 430
Harrasser, Beiträge zur Geschichte und Aszese des Exerzitienbuches 71
Hartmann, Aus Schule und Kinderleben 29
Hartmann, A wing Schläsch . . . 187
Hartmann, Metaphysik der Erkenntnis 557
Hartung, Jean Paul, Ein Lebensroman in Briefen 247
Hasenkamp, Religion und Kultur 174
Hasse, Die italienische Renaissance 220
Hatzfeld, Das zerbrochene Herz 190, 571
Havemann, Pilger durch die Nacht 429
Hebe-Klassiker 286
Hedin, Gran Cañon 326
Hefele, Des hl. Augustinus Bekenntnisse 258
Heilmann, Herrlichkeiten der Seele 514
Heimanns, Im Lande der Leoparden 284
Heinen, Die Familie . . . . 389 ff.
— Das Schwalbenbuch . . . . 389 ff.
— Lebensspiegel . . . . . . 389 ff.
— Von Mutterleid und Mutterfreud . . . . 389 ff.
— Jungbauer erwache . . . . 389 ff.
Heinen, Lebensführung . . . . 389 ff.
— Von alltäglichen Dingen . . „
Heinrich, Kasimir 330
Heise, Lübecker Plastik . . . 424, 504
Hellen, Höhere Kindschaft . . . 430
Hellinghaus, Cäsarius von Heisterbach 80
Hennemann, Werden und Wirken eines Afrika-Missionars . . . 262
Hennes, Der gute Gerhard von Köln 381
Herder, Der kleine — . . . 30, 266
Herkenrath, Die Ethik Jesu . . . 550
Hermanns, Der Oecher Ullespejjel . 186
Hertel, Indische Erzähler 359
Herwegen, Der hl. Benedikt . . 467
Herwig, Die Eingeengten 436 ff., 487 ff. 538 ff.
Herzbruch, Abessinien 224
Herzog, Bergfahrten in Südamerika 36
Hesse, Albert Welti 505
Hessen, Erkenntnistheorie 125
— Die Religionsphilosophie des Neukantianismus 410
Hillebrandt, Altindische Politik . . 362
Hiltbrunner, Ein schweizerischer Robinson auf Spitzbergen . . . 288
Hirsch-Brünn, Das Grieblhaus . . 85
Hoechstetter, Königin Luise . . . 476
Hoff, Christl. Mosaikbildkunst . . 423
Hoffmeister u. A., Weltentwicklung und Welteislehre 32
Hofmann, Der Schirmherr von Vierzehnheiligen 36
Hohlbaum, Der Weg nach Emmaus 377
Hölderlin, Sämtliche Werke (Zinkernagel) 329
— Werke (Quenzel) 330
Holtmann, An't Hädfüer bi Flaßkamps-Vader 184
Hurter-Harrasser, Exerzitien für Priester und Laien 71
Huysmans, Stromabwärts 41
Jacobi, Die Entwicklung der Gottesidee bei den Indern 167
Jacobi, Friedels erste Reise . . . 288
— Friedels großer Bruder . . . 288
Jacoby, Juliane, die Waise . . . 47
Jahrbuch der Technik 133
Jammes, Almaide . . . . . 497 ff.
— Klara . . . . „
— Röslein . . . . „
— Marie . . . . „
— Der Pfarrherr von Ozeron . „
— Der baskische Himmel . . . „
— Das Paradies der Tiere . . „
— Dichter Ländlich . . . . . „
— Hasenroman . . . . „
— Die Gebete der Demut . . . „
Janssen u. Schräpel, Niederdeutsches Balladenbuch 184
Jehle, Gebetserziehung 73

Zehle, Leben Jesu Christi 549
Inglin, Ueber den Wassern . . . 284
Joachimsen, Leopold von Ranke . . 412
Johannes, Die Ukrainerin 183
Johannes vom Kreuz, Des hl. — Geistlicher Gesang 514
Jungnickel, Lichter im Wind . . . 477
Justus, Um den Kurhut 285
Kaindl, Oesterreich, Preußen, Deutschland 520
Kalt, Uebersetzung der Bücher Job, Tobias, Judith, Esther . . . 110
Kammer, Trierer Kulturkampfpriester 561
Kant, Kritik der reinen Vernunft . 75
— Kritik der praktischen Vernunft 75
— Kritik der Urteilskraft 75
Karlinger, Bayern 270
— Die deutschen Alpen 276
Karrer, Augustinus, Das religiöse Leben 515
— Meister Eckehart spricht . . . 322
Kasack, Vincent 94
Kasperczyk, Reifende Menschen und Menschheitsreifung 175
Katholische Ehe 369
Kaul, Von deutscher Tonkunst . . 426
Kautz, Im Schatten der Schlote . . 399
Keller, Meisterschilderungen der Natur in Wort und Bild . . . 272
Keller, Caritaswissenschaft 261
Keller, Dorfjunge 143
Kempf, Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu. 2. In den Missionen 262
Kesseler, Das Lebenswerk der großen Pädagogen 27
Khan, Die Schale von Saki . . . 362
— Aus einem indischen Rosengarten 362
— Das innere Leben 362
— Die Musik des Schweigens . . 362
Kistner, Deutsche Meister der Naturwissenschaft und Technik . . . 471
— Der Feinaufbau der Materie 33
Klabund, Der Kreidekreis 278
Kleinpaul, Behagliches und Unbehagliches aus der guten alten Zeit 81
Kleinschmidt, Maria und Franziskus in Kunst und Geschichte . . 433 ff.
Knapp, Mutter und Kind 504
Kneip, Der Gefährte 313
Knies, Die Herlishöfer und ihr Pfarrer 37
Knottnerus-Meyer, Tiere im Zoo 376
Koch, Einführung in das Eitzsche Tonwort 228
Kofler, Die Leiden der Forelle Finga 239
Kolb, Holzschnitte religiösen und vaterländischen Inhalts 271
Kölwel, Bertolzhausen 240
Konermann, Exerzitien und Exerzitienorganisation 70
Könn, Saat und Ernte 29
Koppers, Unter Feuerland-Indianern 419
Korte, Die Schwestern 333
— Emsland 333
Köster, Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit 415
Koske-Seeling, Handbuch der Staatsbürgerkunde u. der Lebenskunde 12
Kotzde, Die Burg im Osten . . . 380
Kraze, Jahr der Wandlung . . . 232
— Die Meertrud 567
Krebs, Dogma und Leben 510
Kristallbücher 41
Kritzinger u. Schmidt, Natur und Mensch (Weltraum u. Erde) . . 417
Krüger, Järwschaden 526
Krüger, Sohn und Vater 236
— Verjagtes Volk 237
Kugler, Das Zauberhaus 237
Kümmel, Margarete von Stuttgart 142
Kunze, Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland 504
Künstle, Ikonographie der Heiligen 504
Kürten, Feldmösche 186
Kurth, Bruckner 227
Lagerlöf, Der Ring des Generals 182
— Die Prinzessin von Babylonien 182
Lampe u. Franke, Staatsbürgerliche Erziehung 12
Lampe, Große Geographen . . . 35
Lampert, Naturwissenschafl. Wegweiser 521
Landauer, Palästina 134
Landenberger, Wanderjahre in Mexiko 224
Landersdorfer, Die Kultur der Babylonier und Assyrer . . . 372
Landrieux, Eine kleine Schwester 216
Larsen, Martha und Maria . . . 140
— Bei offener Tür 560
Lassar-Cohn, Die Chemie im täglichen Leben 324
Lauterbacher, In Freud und Einfalt 91, 237
Laur, So sollt ihr beten 512
Lechner, Die Sakramentenlehre des Richard von Mediavilla 407
Ledroit, Frühschein der Kultur . . 412
Leip, Godekes Knecht 377
Lenhart, Durch die Apostelschule des Priesterseminars 75
— Der Priester und sein Tagewerk 122
Lerche, Die Gründorfer 91
Lernet-Holenia, Demetrius . . . 526
Lhande, Wenn der Meister ruft 574
Lichtträger im Chaos 25
Lindner, Die Alpenschilderung bei den deutschen Dichtern und Erzählern 32
Link, Römische Bilder 233
Lippl, Das Spiel von den klugen und den törichten Jungfrauen . . 527

Literarischer Ratgeber des Borromäusvereins 211
Loenartz, Geist und Segen der Exerzitien 72
Löffler, Martin Bötzinger . . . 181
Löffler, Die Marianischen Kongregationen 73
Lucas, Das Jahr entlang . . . 517
Lübke, Die sterbende Kohle . . . 225
Ludwig, Wilhelm der Zweite . . 221
Lutz, Die Hexe von Schwabach . 382
Lützeler, Uebers. von Pascal, Religiöse Schriften 174
— Formen der Kunsterkenntnis . . 502
Lunatscharsky, Der befreite Don Quichotte 95
Lux, Der himmlische Harfner . . 141
Mager, Theosophie und Christentum 555
Malzacher, Talgänger und Höhenwandler 285
Mansilla, Die letzten wilden Indianer der Pampa 421
Marcus, Piäpperpotthast 184
Martin, Glaube und Leben . . . 467
Martienssen, Landschaft, Menschen, Ich 568
Mathar, Settchens Hut 43
— Ein voller Herbst 43
— Postmeister Henot usw. 233
Mathis, Der letzte Freund . . . 431
Matthießen, Regiwissa . . . . . 385 ff.
— James C. W. Plum Kabeuschen „
— Der große Pan . . . . . . „
— 2. Abenteuer des Weltdetektivs J. C. W. Plum Kabeuschen . „
— Julnächte . . . . „
— Die Königsbraut . . . . . . „
— Der verlorene Hund oder das Mondkalb . . . . „
— 3. Abenteuer . . . . „
— Das Gespensterschloß . . . . „
— Das alte Haus . . . . . . „
— Das Totenbuch 332
Mausbach, Ehe und Kindersegen . 369
Mayer-Pfannholz, Aus der Geschichte des Mittelalters . . . 412
Meinecke, Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte 217
Merz, Martin Luther 263
Meschler, Das Exerzitienbuch des hl. Ignatius von Loyola . 70, 552
Metzler, Kleine Leute 576
— Rheintalerkinder 187
Metzler, Petrus Canisius 173
Meyenburg, Der Hagestolz . . . 38
Meyer, Mannshand baben . . . 42
Meyer, Im Ruf der Heiligkeit . . 27
Meyer, H., Geschichte der alten Philosophie 556
Meyer, Hochtouren im tropischen Amerika 424
Mies, Die Bedeutung der Skizzen Beethovens zur Erkenntnis seines Stils 44
Möhlig, Das Erbe 332
Mohr, Karawane 93
Mombert, Altair 280
Mönius, Italienische Reise . . . 78
Montgelas, Zeitenwende 521
Mordtmann d. Ae., Anatolien . . 36
Much, Das deutsche Meer . . . 276
Muckermann, Um das Leben der Ungeborenen 370
Mühl, Aus der alten Geschichte . 413
Müller, Ecce Homo! 141
Müller, Jean Paul und seine Bedeutung in der Gegenwart . . . 249
— Jean Paul, Biographie und Spruchauswahl 249
— Ausgabe der Werke Jean Pauls „
Müller, Musik im Leben 423
Müller, Görres in Straßburg . . 519
Murphy, Das besorgte Mutterherz 128
Muschler, Der Weg ohne Ziel . . 430
Musica orans 425
Musik im Leben 425
— im Haus 425
Muth, Gotteswelt und Menschenherz 238
Nansen, Unter Robben und Eisbären 138
Natterer, Charakterköpfe 213
Neumann, Uebersetzung der Reden Buddhas 170
Neuberger, Schulflora von Baden 77
Newman (Breme), Verlust und Gewinn 199
— Betrachtungen und Gebete . . 260
— Predigten der anglikanischen Zeit 553
Niedersachsenbuch 1926 32
Oberhammer, In Leid und Sieg . 516
Ohnesseit, Unter der Fahne schwarz-weiß-rot 470
Otto, Siddhanta des Ramanuja . 167
Palitzsch, Kurve links 189
Panofsky-Pinder, Die deutsche Plastik des 11.—13. Jahrhunderts 503
Paquet, Lusikas Stimme 286
Pastor, Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance 31
— Der Mainzer Domdekan J. B. Heinrich 216
— Geschichte der Päpste, 10. Bd. 518
Paul, Jean, Ausgabe der Werke (von Josef Müller) 249
Pauls, Klein-Bettenhausen . . . 84
— Von der Postkutsche zum Flugzeug 565
Pesch, Gott der Eine und Dreieine 510
Pfarre, Probandus 224
Pfeiffer, Kyrie eleison 381
Philippi, Die katholische Gemeindehelferin 262

Pitynek, Am Herzen Jesu . . . 512
Pius XI., Rundschreiben über Christi Königstag 551
— Rundschreiben über den heil. Aloisius 551
Pizarro, Der Sturz des Inkareiches 422
Poertner, Geschichte Aegyptens . 470
Pörtzgen, Das Herz des Gottmenschen im Weltenplan . . . 512
Poeschel, Einführung in die Luftfahrt 326
Poulain, Handbuch der Mystik . 259
Prager, Die Weltanschauung Dostojewskis 416
Preiß u. Rohrbach, Palästina und das Ostjordanland 134
Pribilla, Um die Wiedervereinigung im Glauben 553
Prießnig, Sittliche Volkserziehung 555
Puxley, Wanderungen im Queenslandbusch 178
Ray, Bengalisches Leben 363
Rehm, Das tausendjährige Reich 239
Reimmichl (Rieger), Der Kreuzkaspar 357
— Der Tuifelemaler 357
— Aus den Tiroler Bergen . . . 358
— Das Auge der Alpen 358
— Esau und Jakob 358
— Das Heimweh 358
— Stille und laute Wasser . . . 358
— Der Fexpeter 358
— Der Nant 358
— Die Geschichte eines bösen Buben 358
Reinacher, Runold 283
— Flock 286
Reinke, Mein Tagewerk 127
Renan, Jugenderinnerungen . . . 559
Reuter, Ut de Franzosentid . . . 525
— Aus der Franzosenzeit 523
Richter, Sonniges Kinderland . . 48
Rickmer, Die Wallfahrt zum Wahren Jakob 472
Ries, Katholische Lebensführung . 27
Rilke, Das Stundenbuch 343
Ritter, Volkskunst 1925 . . . 461 ff.
— Volkskunst-Liste guter Spiele für die Laienbühne . . . . . . 461 ff.
Ritz, Deutsche Volkskunst in Franken 474
Rohmer-Heilscher, Legenden um Franz von Assisi 183
Rohr, Franziskus und Ignatius . 513
Rösch, Uebersetzung des Neuen Testaments 110
Rösch, Die Ehe im kirchlichen und bürgerlichen Recht 370
Rosegger, Die schönsten Geschichten von Peter Rosegger 46
Roselieb, Die liebe Frau von den Sternen 228
Rosenberg, Die Hymnen des Breviers 25
Rosenberg, die Probleme der buddhistischen Philosophie 169
Rückert, Uebersetzung des Atharvaveda 361
Nümmer, Wahres Leben 512
Rumpf, Kind und Buch 114
Ruppel, Gutenberg-Festschrift . . 251
Rusch, Himmelsbeobachtungen . . 77
Sabatini, Das Leben Cäsar Borgias 468
Sabott, Das Wunderkind . . . 85
Saedler, Schmidtbonn-Auswahl . . 352
Salzmann, Yü Fong 381
Sawicki, Das Ideal der Persönlichkeit 264
Schaal, Lehrer-Brevier 266
Schachtzabel, Im Hochland von Angola 35
Schäfer, Die Sphinx von Ulea . . 85
Schaefer, Uebersetzung der Evangelien und der Apostelgeschichte . . 110
Schaumberger, Bergheimer Musikantengeschichten 142
Schussen, Der abgebaute Osiander 83
Scheffel, Werke 49
Schellberg, Josef von Görres . . 177
Schelling, Das Wesen der menschlichen Freiheit 556
Schemann, Cherubini 227
Scheufgen, Erziehung der Jugend im Geiste der Gemeinschaft und des Staatsbürgertums 12
Schieber, Lebenshöhe 181
Schiedermair, Der junge Beethoven 227
Schiel, J. B. v. Hirscher 558
Schildgenossen, Die — 563
Schilgen, Junge Helden 176
Schloß, Uebersetzung der Reden Buddhas 170
Schlund, Ecce Mysterium . . . 465
— Exerzitien und Exerzitienbewegung 465
Schmalenbach, Das Mittelalter . . 470
Schmidt, Uebersetzung von Aschvaghoscha's Buddhatscheritam . . 360
— E., Magnalia Dei 510
— J., Grundzüge der Kirchengeschichte 407
— P., Die Lukasbrüder 424
— u. Koppers, Völker und Kulturen. 1. Gesellschaft und Wirtschaft der Völker 273
Schmidtbonn, Geschichte von den unberührten Frauen 352
— Der Chor um Schmidtbonn . . 351
Schmitt, Römischer Katholizismus und politische Form 371
Schmitthenner, Tunesien und Algerien 177
Schmitz, Wat is de Ape doch 'n spassig Mensk! segg de Bur . . 185
Schmitz-Cardauns, Der kleine König 283

Schmitz-Cardauns, Gottes Mühle. Der Schatten 283
Schmücker, Elisabeth vom Berge 233
Schnaß, Wortkünstler über Gedichtsbehandlung 312
Schneider, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung . . 415
Schöpfer, Der hl. Thomas v. Aquin als Bahnbrecher der Wissenschaft 126
Schröder, Pückelken 184
Schrott-Fiechtl, Sonnseitige Menschen 38
Schwarzkopf, Matthias Grünewald 1
— Mein erstes Geschichtenbuch . . 3
— Riesele 3
— Das Walzerdörfchen 5
— Die Häfner aus dem Erbseneck 5
— Judas Iskariot 6
— Das Domkind 7
— Der schwarze Nikolaus . . . 231
Schwenz, Katechetische Skizzen . . 466
Schuck, Die sieben Kehren . . . 69
— Sankt Franziskus 515
— Der königliche Weg des Kreuzes 515
Schulz, Das Buch Josue 68
Schulz, Das Glas 273
Schurhammer, Der hl. Franz Xaver 26
Scott, Die Quelle des Glücks . . 234
Seemann, Hörende Herzen . . . 333
Seidenfaden, Maier Helmbrecht . . 45
— Das Glockenspiel 232
Seiler, Der Wein 273
Seitz, Okkultismus, Wissenschaft und Religion 215
Shaw, Helden 58
— Die heilige Johanna . . . 58 ff.
— Candida 58
— Cäsar und Kleopatra 58
— Zurück nach Methusalem . . 59
— Major Barbara 60
Siebe, Lene Kellermann 48
Siebel, Das Freudengärtlein . . . 91
Sieck, Bilder aus Italien . . . 277
Siemers, Städte im Niederland . . 79
Simons, Das Opfer des Neuen Bundes 516
Sinner, Demut 512
Sjöberg, Das gesprengte Quartett 430
Sixtus u. Wilm, Im Heinzelmännchenreiche 48
Skolaster, Im Banne der Ngil . . 81
— Bischof Heinrich Vieter . . . 126
— Die Pallottiner in Kamerun . . 214
Sohnrey, Die Sollinger 223
Sorge, Nachgelassene Gedichte . . 183
— Der Jüngling 280
— Preis der Unbefleckten . . . 280
— Nachgelassene Gedichte 280
Specht, Lehrbuch der Dogmatik . . 69
Speyer, Südsee 93
Staatsbürgerliche Bildung. Denkschrift des Reichsministeriums des Innern 8
Stcherbatsky, Erkenntnistheorie und Logik nach der Lehre der späteren Buddhisten 168
Steffes, Die Staatsauffassung der Moderne 10
Steguweit, Lanzelot auf dem Dorfe 234
Stein, Görres 519
Stein, Der deutsche Heilige im Petersdom Papst Leo IX. . . . 26
Stendhal, Die Kartause von Parma 570
Sternberg, Goldduft und blaue Berge 47
Stiegele, Klosterbilder aus Italien 79
Stoeßl, Adalbert Stifter 131
Strauß, Schiggi-Schiggi 566
Strauß, Indische Philosophie . . . 167
Strauß und Torney, Luzifer . . . 281
Stuhlfauth, Der christl. Kirchenbau des Abendlandes 374
Sturmhoefel, Geschichte des deutschen Volkes 267
Suso, Das — -Buch 514
Sydow, Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker 374
Tagore, Gora 361
Taylor, Bei den Kannibalen von Papua 179
Terhünte, Religiös-literar. Porträts aus dem zeitgenöss. Frankreich . 417
Terramare, Stimmen am Wege . 40
Thiessen, Versailles und Fortsetzung 563
Thomann, Ein Jahrtausend buddhistische Tempelkunst 363
Thomé, Der Sendling 281
Tiaden, Atlantis Trust Company . 84
Tillmann, Uebersetzung des Neuen Testamentes. 1. Evangelien und Apostelgeschichte 111
Timmermans, Pallieter 337
— Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beghinchen 339
— Das Jesuskind in Flandern . . 340
— Das Licht in der Laterne . . 34
Tolstoi, Krieg und Frieden 106
— Anna Karenina 107
— Auferstehung 107
Torrund, Die Herrgottstanne . . . 574
Trentini, Die Geburt des Lebens . 240
Trinkler, Quer durch Afghanistan nach Indien 523
Tschurtschenthaler, Berg- und Waldwege 286
Ude, Kann der Mensch vom Tiere abstammen 323
Uhle, Uebersetzung von 25 Erzählungen eines Dämonen 360
Undset, Jenny 569
Unger, Lit. Gesch. als Problemgeschichte 415
Verhoeff, Seltsame Entdeckungsfahrten der Ameisen Emse und Fleiß 383
Vernekohl, Ton der Träumer . . 286

Vetterli, Wolf 382
Volk, Geologisches Wanderbuch . 34
Volkmann, Grundfragen der Kunstbetrachtung 502
Wagner, Koblenz-Ehrenbreitstein . 519
Wallesers, Sprache und Heimat des Pali-Kanons 170
— Dogmatik des modernen südlichen Buddhismus 170
Wartensleben, Wahrhaftigkeit und Wesenserfüllung. 513
Wasmann, Das teleologische Prinzip in der biolog. Forschung . . . 77
— u. Killermann, Der Mensch und die organische Natur 271
Weber, Dreizehnlinden (Schulausgaben) 575
Weber, Die Hegelingen 44
Wegener, Ein neuer Flug des Zaubermantels 277
Weigert, Deutsche Volksschwänke 569
Weingartner, Burgenfahrten . . 36
Weingartner, Sizilien 522
Weismantel, Rudolf Schiestl . . . 505
Weißmann, Die Musik der Sinne . 43
Welleß, Die buddhistische Kunst von Gandhara 365
Wentzcke, Rheinkampf 564
Wibbelt, Kleinkraom 88
— Sünte Michel 88
Wickl, Ein Büchlein vom innerlichen Leben 73
— Marienpreis 73
— Ecce Jesus 406
Wiesebach, Die Frohbotschaft der Tat 213
Wiesen u. Peerenboom, Die Entwicklung der Karitas im Rheinlande 261
Wiesent, Die Radiotelephonie . . 78
Wilbrandt, Theorie der Volkswirtschaft 225
Wildhagen, Der englische Volkscharakter 223
Wilhelm, Prinz von Schweden, Unter Zwergen und Gorillas . . 473
Willam, Die Maske 286
— Unser Weg 512
Wilm, Gotische Charakterköpfe . 503
Winckler, Pumpernickel 22
Winckler-Fronemann, Der tolle Bomberg 143
Winkler, Das Problem der Internatserziehung 74
Winds, Geschichte der Regie . . . 92
Windthorst, Die Verkündigung . . 282
— Die Seele des Jahres 282
— Die Nacht der Erkenntnis . . 475
Wirth, Deutsche Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart 267
Wirtz, Das Moselland 133
With, Bildwerke Ost- u. Südasiens 364
Wolff, Arbeitsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung 9
Wolfgruber, Das Wunder beim Antonifackerl 237
Wolgast, Das Elend unserer Jugendliteratur 113
Wolpert, Gebetsweisheit der Kirche 213
Wolter, Erinnerungen an — . . . 468
Wulf, Der Waldjörg 240
Zach, Modernes oder kath. Kulturideal 268, 511
Zech, Das trunkene Schiff 279
Zielesch, Jugend im Land der Jugend 176
Zillinger, Von der Kunst der Griechen 423
Zuckmayer, Der fröhliche Weinberg 335

Nikolaus Schwarzkopf

Ein Versuch

Ein Händchen voll Bücher, fünf, wenn man gut zählt. Mehr hat dieser Dichter nicht geschrieben. Das heißt, er wird schon noch mehr und noch vieles geschrieben haben; aber diese: ‚Mathias Grünewald‘, ‚Das Walzerdörfchen‘, ‚Riesele‘, ‚Mein erstes Geschichtenbuch‘ und ‚Die Häfner aus dem Erbseneck‘ legt er in unsere Hand: Nimm und lies! Das bin ich.

Und man nimmt diese Büchlein (ja, eher Büchlein als Bücher, wie sie unsere schreibwütige Zeit immer mehr dem Ansehen des „Schriftstellers“ angemessen erachtet) und setzt sich zu behaglichem Lesen hin. Um recht bald aus der verdaulich-vertraulichen Behaglichkeit aufzuschrecken; denn man merkt schnell, daß hier nicht ein lieblich eingehender Erzähler, sondern ein Dichter-Denker am Werk ist, der uns wieder zum Denken und Besinnen zwingt, der uns nicht allein etwas sagen will, sondern der uns auch etwas zu sagen hat. Und das ist heute, bei der Unzahl kluger Leute, die mit der Feder umzugehen verstehen, schon sehr viel.

Liebe auf den ersten Blick? Ja, auch das. Es gibt ebensowohl unter den Bekanntschaften durch die Bücher wie sonstwie im Menschenleben solche Liebe. Zumal wer berufsmäßig sich viel mit Büchern zu beschäftigen hat, merkt bald die wichtigtuerischen Schwätzer von den meist bescheidenen und zurückhaltenden Echten zu unterscheiden, und ich möchte zehn gegen eins wetten, daß auch der völlig unliterarische Leser — und vielleicht der gerade! — sich von Nikolaus Schwarzkopf sofort eigenartig berührt fühlt.

Man merkt es ja schon an e i n e m Bilde, das dem dichterischen Herzen aus der Fülle des zuströmenden Genius wert erschien, zum Ausdruck seiner Empfindung zu werden: Hier ist ein Dichter! Beispielsweise: „Fern auf dem Spiegel ihrer Seele schnitt gleich einem Segler ein Gedanke hin, den anzuhalten sie sich scheute.“ — Oder „Und sie mußte an den verträumten Bildhauer denken, dessen großes Erlebnis sie offenbar gewesen, empfand Abscheu vor ihm, daß er nicht Herr zu werden verstand über sein Leid, und war stolz, daß sie sich selber überwunden hatte, indes der Künstler zum Schaden seiner Kunst sich von seelisch viel leichteren Dingen nicht zu befreien wußte und seine Kunst nicht erheben konnte, auf daß sie auch die anderen Menschenherzen heilsam rühre . . .“

Aus diesem letzten Zitat geht hervor, daß dem Dichter etwas noch höher steht als reine Kunstbetätigung. Und doch muß er sich selbst als Schaffender mit der Kunst und ihren Wirkungen auseinandersetzen, und das tut er am ausgiebigsten in dem Grünewald-Büchlein.[1]

[1] Mathias Grünewald, ein Büchlein für Kinder Gottes. München, Georg Müller. 170 S. kl. 8⁰. Dazu: Vorm Isenheimer Altar des M. Gr. Berlin, Furche-Verlag, mit 12 Wiedergaben des Isenheimer Altars, M. 2.50.

Man sagt sicher nicht zu viel, wenn man dieses Büchlein ein wundervolles nennt, eins von denen, die Brot geben, das Nahrung und Labsal zugleich ist. Freilich für gereifte Leser. Denn manche Wendung gegen Gelehrsamkeit und Theologen könnte bei dem oder jenem verstimmend wirken; aber alles geht hervor aus dem Schmerz des Volksfreundes, daß so oft in den kirchlichen Kreisen die Künstler (in Farbe und Ton) als die gewaltigsten, wirkungsvollsten Volksprediger so sehr hintangesetzt wurden, daß z. B. dieser Mathias Grünewald vollkommen unbekannt blieb in seinen Lebensverhältnissen. Ferner auch, daß die Ueberbetonung des Buches und der Buchfrömmigkeit gegenüber der direkten Predigt durch Kunstwerke immer mehr gefördert worden ist. Es ist ganz erstaunlich, wie Grünewald, der geniale Maler und Zeitmensch, in Schwarzkopf seinen Künder und Deuter gefunden hat. Er ist mit aller Inbrunst, mit aller Kraft des Nachschaffens in diesen Menschen und sein Werk eingedrungen, und schon aus diesem beglückenden Nacherleben heraus erklärt sich die siegreiche Stimmung gegenüber den trockenen Formaldeutern und ledernen Kunstenthusiasten. Wahrhaftig, in den beiden lebt Verwandtes, im Maler und im Dichter. Denn Dichter ist jeder Genius in der Kunst, der Nachschöpfer des Göttlichen, der Verherrlicher des Lebens. Ihm entgegen wirkt der kalte Erklärer, der klügelnde Nationalist, der von außen an die Dinge herangeht, gleichwohl aber sich anmaßt, das Werk zu verstehen und seine Auslegung mit stolzem wissenschaftlichen Gepränge als die maßgebende hinzustellen, damit aber auch gewissermaßen das Werk als sein Eigen zu beschlagnahmen. So sind denn Schwarzkopfs Kraftaussprüche letzten Endes aus dem Kampfe zu verstehen, der sich um das geistige Besitztum des Schönen und Vollendeten auf der Welt erhebt: sollen die Drum-Herum-Deutler die Besitzenden sein oder die innerlich Ergriffenen? —

Ebenso bemerkenswert, wie des Dichters Liebe und Verehrung für Grünewald auflodert, ist sein Verhältnis, nein, sein Verwachsensein mit der Kunst, spezieller gesagt mit der bildnerischen Kunst, Malerei, Töpferei, schöpferischer Gestaltung. Das ist nicht die Aestheterei der Wort- und Tonschwingung, wiewohl dieses mehr spielerische Element darin beschlossen ist, das ist kräftige, bodenständige Formung, Schöpferprozeß, Freude am Hinstellen lebenstüchtiger, volksnaher, wirkungsbewußter Kunstwerke. Dabei wogt auch das erdige, oft etwas abstoßende Natürliche unbekümmert mit. So schildert er seinen geliebten Grünewald: „Eine nach ihren Werken im höchsten Grade vulkanische Natur, die der Bürger nicht versteht und nicht verstehen will, die zu verstehen unbequem ist, eine in Selbstzucht gebändigte Gewaltnatur, gemäßigt und gedämpft durch den Impuls eines allliebenden Herzens, durch das Genie des Gemüts, dem die Menschen doch verpflichtet sein müßten!“ — Da ihn die Wissenschaft nicht kennt, leiht er dem Unterdrückten der Geistesherrscher den Atem und die Seele seiner Dichter-

liebe. Und an anderer Stelle sagt er: „Die Seele dieses Menschen war ein brennender Dornbusch, aus der (dem?) Gott zu uns reden möchte.“ — Auch dem Dichter ist gegeben zu predigen; sein volles Herz strömt über in diesem Buche von der Menschenliebe, von der Sorge um das Glück der Menschen, die er heute so gefährliche, dürre Wege gehen sieht. Und immer wieder ringt sich der Ruf und die Mahnung los, die der Meister Eckehart prägte: Das Gute tun, heißt Gott in sich gebären. — —

Unter den erzählenden Gaben fallen zwei Tiergeschichten auf, ‚Flickdich‘, eine rheinische Spatzengeschichte[1] und ‚Riesele‘, Geschichte eines kleinen Pferdes.[2] — Was zunächst die Spatzengeschichte angeht, so ist sie ein tolles, über- und wehmütiges Stück aus der Dorfschulmeisterzeit des Dichters, aber ebenso eine prachtvolle Rheingeschichte, aus dem hessischen Weinland dahinten, ohne jede Aufdringlichkeit. Der Dichter entlastet sein Schuldgemüt, weil er in den Befehl einwilligte, daß die Spatzen als Fresser so vielen notwendigen Getreides während der vaterländischen Notzeit vertilgt würden. Wie zart so ein Dichtergemüt ist! Es bedarf weit hergeholter Beweise, daß die Spatzen als verkommene Finken, die den Gesang zugunsten bäuchlicher Genüsse schnöd verkommen ließen, ihr Schicksal teilweise selbst verschuldet hätten! Flickdich, der immer seinen Magen vollstopft und daher den Spottnamen bekommt, ist nur der Repräsentant dieser Diebesschar, deren Drolligkeit dennoch mit ihrer Frechheit erfolgreich wetteifert. Und welch ein frisches Lehrergemüt! Man möchte nur wünschen, daß unsere Pädagogen aus diesem Flickdich Mut und Anregung schöpften für Tierliebe und ihre Uebermittlung an die Kinder.

‚Riesele‘, die Geschichte eines kleinen Pferdes, scheint in seiner bis ins einzelne gehenden und mit vielen überraschend feinen Beobachtungen aus dem Pferdedasein bereicherten Schilderung ein Lied der Freiheit, der natürlichen Freiheit zu sein. Dieses Tieres stummes Leben ist ein beredter Hymnus auf die Entfaltung und das Spiel der freien, gottgegebenen Kraft. Rieselein, der kleine Gernegroß, lebt sein Kinderleben unter liebenden fröhlichen Kindern, aber seine Lehr- und Ruhmzeit ist der Zirkus; seine Reife, durch die Brutalität des Weltkrieges beschleunigt, zeigt sich in pflichteifriger Arbeit bei seinen ersten Besitzern. Dennoch aber wäre diese an sich schon fesselnde Tiergeschichte damit allein nur eine Tiergeschichte mehr unter den vielen guten; Rieselе ist indessen noch etwas anderes.

Es ist schon eine von den Binsenwahrheiten und muß doch noch immer einmal aufgefrischt werden: Der Dichter kann nur sich selbst schildern. Etwas anderes ist gar nicht möglich. Schiller, indem er die Götter Griechenlands schreibt, ist Zeus und Hera, Aphrodite und Hades. Er ge-

[1] Enthalten in ‚Mein erstes Geschichtenbuch‘, Leipzig-Köln, Eugen Kuner, M. 4.50.

[2] Ebenda, M. 4.—.

staltet die in ihm lebende Welt und die Träume eines antiken Ideals. Auch Schwarzkopf schildert im Riesele sich selbst. Ja, gewiß, im Riesele; und wenn es kein Pferd, sondern ein Esel wäre, es muß halt gesagt werden, und es stimmt: Riesele ist Schwarzkopf und Schwarzkopf ist Riesele.

Uebrigens gibt es da nichts zu staunen oder zu zweifeln, denn es steht auch ausdrücklich in dieser wehmütigen Pferdegeschichte drin. Daß es ein Zirkusdirektor in Worte kleidet, tut nichts, die Pferdesprache ist ja doch zu schwer verständlich, und so sagt es der Direktor Riesele aus der Seele: „Die Schmerzen, die du unter meiner Peitsche erduldet hast, das sind so recht die Schmerzen aller Künstler, wenn ich, mich zu entschuldigen, so sagen darf. Ich weiß: auch bei den andern Künstlern ist es so! Sie gucken zwar mit Verachtung auf unsere Kunst, auf unsere Kunststücke herab, aber sie sollten es nicht tun! Wir leiden, bis wir unsere Bocksprünge richtig vollbringen können, nicht viel weniger als sie, die mehr begnadet sind als wir, aber wir leiden! Und leiden muß versöhnen und muß zu Brüdern machen! Herrjeh, bringt nicht der Dichter gleich uns sein Herz zu Markt, um gleich uns seinen Mitmenschen eine frohe Stunde zu bereiten? Leidet er etwa weniger als du, Dauphin? Ja, sie sind schlau wie immer, und sagen: was sind körperliche Leiden verglichen mit den Leiden der Seele? Als ob wir keine Seele hätten, Dauphin, als ob du keine Seele hättest!" —

Eine ganz andere Kost bietet die legendäre Erzählung ‚Maria vom Rhein'.[1] In der Tat hat Wilhelm Schäfer recht, wenn er in diesem Buch etwas von der romantischen Fabulierkunst des Eichendorffschen Taugenichts erkennt; es ist auch die unbewußt aber hier geradezu durchdringend zu atmende „katholische Luft", die an eine Verwandtschaft mit dem katholischen Romantiker gemahnt. Gleich in der Exposition bietet die Marienerzählung ein glänzendes Beispiel für die Geringfügigkeit eines produktiven Anstoßes, aus dem dann in bunter Lebendigkeit ein interessantes Geschichtlein, gewoben aus Legendenduft und Dichtertraum, hervorwächst. Was ist passiert? Die Leute des Ortes laufen zusammen, eben weil jedes kleine Ereignis dort in der abseitigen Stille Aufsehen erregt: Eine Heiligenstatue ist von der Turmseite herabgestürzt, plötzlich, ohne jeden erkennbaren Anlaß, zerbrochen. Eine Marienstatue. Nun, der oder jener hat früher schon mal die eigenartige, beschwingte Positur dieses Steingebildes verwundert betrachtet; denkt vielleicht, daß es doch nicht eine gar erbauliche Figur gewesen, gibt dem Pfarrer recht, der das Machwerk nicht wieder herstellen lassen will. Aber der Dichter hat das seltsame Denkmal einer kunstfrohen Vergangenheit seit langem schon liebevoll betrachtet, ihm sprach es schon seine Geschichte, er weiß, warum es gerade jetzt stürzen mußte, und darum geht er nicht „zur Tagesordnung

[1] Enthalten in ‚Mein erstes Geschichtenbuch'.

über“ wie die andern, sondern erzählt die Märchenlegende ‚Maria vom Rhein‘.

Maria war einmal vor vielen Jahrhunderten eine leichtfertige, tanzlustige Schnittermaid, die dem Kleriker Archipoeta gefährlich wurde, die ihn zu Gottesfrevel verführte und nach einem sündigen Leben Jahre schwerer Buße verlebte. In diesen Geschehnissen wirken sich Vorsehung und Fall, Gnade und Buße, Schuld und Bekenntnis, Reue und Erkenntnis des Heils in folgerichtiger, fast möchte man sagen scholastischer Anschaulichkeit aus, wie sich eine Zahl lieblicher Legendenstoffe, Hostienwunder, Mariensagen hinein verweben, und glücklich ist auch die Anknüpfung an die Welt von heute wieder geglückt. Auch dies ist ein Stück für gefestigte Leser, die aus dem Symbol des Ganzen den richtigen Blick auf Menschenweg und Seelengeschick zu werfen vermögen. Nicht ganz sind überall die Kompositionsnähte glücklich verborgen worden, tote Stellen und Prosaismen stören den Wohlklang der Sprache bisweilen.

Auf die einzelnen Geschichten, die noch ‚Mein erstes Geschichtenbuch‘ enthält, sowie auf die vier im ‚Walzerdörfchen“[1] enthaltenen Erzählungen im einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen. Nur eine sei hervorgehoben, das feine Stück voll psychologischer Grübelei ‚Der Schuß‘, der das ewig umstrittene Gebiet der erziehlichen Verantwortung in einem interessanten Falle schildert. Ist der Lehrer, der seinen Schülerinnen liebevolle, echt väterliche Neigung widmet, nicht gar in besonderem Falle der Wecker abseitiger erotischer Anlagen? Wie schwer dieses unheimliche Problem durchackert wird, beweist auch die Umarbeitung aus der ersten Fassung ‚Der Schuß in die Seele‘ (Walzerdörfchen), man muß gestehen, daß die Urfassung, wenngleich sie formal gegen die endgültige ziemlich zurücksteht, doch an inhaltlicher Klarheit mehr befriedigt. Lehrerfragen und -geschichten bringen auch die übrigen Erzählungen des Bändchens ‚Das Walzerdörfchen‘, das man schon aus stofflichen Gründen in die Hände der Lehrer und Erzieher wünschte.

Das Buch von den ‚Häfnern aus dem Erbseneck‘ ist ein ganz anderes Werk als diese Bücher des Ringens und des sinnenden Sehnens. Das ist eine Geschichte, sprühend von Leben. Da wird in schneller Folge das Leben in einem Töpferdorf und das Schicksal einer Töpferfamilie erzählt, wirkliches Sein und munteres Streben eingefangen, und wenn auch ein wenig rasch die rechnerische Bauernschlauheit zum Triumph gebracht wird, es muß auch diese Seite menschlicher Bestrebungen dem Künstler zur Darstellung freiliegen. Hier hat er ein Buch geschaffen, das der deutschen Jugend — im weitesten Sinne — den Mut des Aufbaues, des Vorwärts mit Hilfe der Errungenschaften der neuen Technik zeigt, das aber auch den

[1] Büchersammlung Fredebeul u. Koenen (Essen) Nr. 9.

Wert des Volkstums und der Treue im kleinen in echt deutscher Eindringlichkeit ihr ans Herz legt. In der mit bewußter Gelassenheit betriebenen Kleinmalerei des Buches bewährt sich eine reife, sichere Kunst; diese Erzählung kann man als einen großen Fortschritt auf dem Wege zu noch stärkeren Talentproben begrüßen. Denn man fühlt, daß hier dem Dichter noch ein besonders ertragreiches Feld der Tätigkeit offen ist.[1]

Es spricht für die künstlerische Selbstzucht Schwarzkopfs, daß er einige früher erschienene Bücher, die ihm wohl nicht mehr genügen mochten, zurückzog. Um so mehr muß man gespannt sein auf seine weitere Entwicklung, zu der willkommene Muße ihm jetzt Raum zu geben verspricht. Eins aber möchte man schon jetzt herzlich wünschen: daß aus diesem Schwarzkopf kein Weiß- oder Graukopf zu werden brauchte, ehe er sich mit seiner Kunst durchgesetzt! Wir Deutsche tun ja immer so, als hätten wir's dazu, unsern Echten und Guten das frohe Ja recht spät und spärlich zu spenden. Nein, wir haben's gar nicht dazu! Wir müssen herzhaft uns der Wenigen annehmen, denen die klingelnde Schelle der Reklame aus den bekannten Papierhäusern *nicht* läutet, zumal wir Katholiken. Denn das wäre eine Schande für diese ernsthafte, herzliche Kunst, die Schwarzkopf selber einmal (in den ‚Häfnern') so kennzeichnet: „Jetzt weiß ich auch, daß man im Leben sowohl als auch in der Kunst nicht auskommt, wenn man bloß das sieht und hört, was für Aug und Ohr zu sehen und zu hören ist. Denn das Feinste sieht kein Auge und hört kein Ohr, *das geht unmittelbar ins Menschenherz.*"

*

Soweit waren die Ausführungen gedruckt, als noch zwei neue Bücher Schwarzkopfs eintrafen; darüber nur wenige Worte, da sie das „Gesicht" des Dichters nicht wesentlich beeinflussen. Das erste, Judas Iskariot[2] liegt ganz auf dem Wege der Legende, wie sie in Maria vom Rhein anhebt. Das Judasproblem wird die Geister und Gemüter beschäftigen solange, als Christen sind. Mag man sagen, es sei natürlich, daß Judas, der Erdmensch, Politiker, Finanzmann, Neidhammel und was von irdischer Schwere an seinem Seelenschwung reißt, zuletzt, da er alle Hoffnungen durch die Liebestat des Gottmenschen zerstört sah, nun den letzten Schub gab und verriet, — immer wird dieser Verrat ebenso abstoßend wie Erklärung heischend wirken. Und wie viele sich versucht haben, eine allseitig schlüssige Lösung wird dieses Problem nie finden. Also auch bei Schwarzkopf nicht, der den Feuerkopf, den israelitischen Nationalisten schildert. Dem dieser, so viel Gottesliebe gar nicht ertragende Mensch zu einer rund und lebendig gesehenen Gestalt erwuchs, die uns fesselt und nahe geht. Die

[1] Die ‚Häfner aus dem Erbseneck', Köln, Hermann Schaffstein (160 S.).
[2] Judas Iskariot, Roman, Köln, J. P. Bachem. 215 S. M. 7,50. Ganzleinen.

Darstellung dieser großen Legende muß man nicht mit der üblichen, auch der neueren beliebt gewordenen Legendenart vergleichen; sondern sie ist eigenständig und kühn, außerordentlich lebendig, aber doch im ganzen an die Schriftberichte gebunden. Wiegt einiges zu leicht, so überrascht das meiste durch Wucht und Würde. Schließlich erwächst Judas zum Menschentyp in seiner Gottentfremdung, zum ewig die Erde bevölkernden Diesseitigen. Ein Buch, das vielen vieles sagt. Ein Judas, dem es so leicht (nach der Erzählung) abgeht, das Ungeheuerste zu tun, fast triebhaft, unbewußt, ein solcher Judas ist — mancheiner!

Auch das zweite Buch „Das Domkind",[1] ist ein echter Schwarzkopf. Da ist der Held, den eine jede gute Geschichte haben muß, der Mainzer Dom. Die Türmersleute im Dom bekommen ein Kindchen, dem der Oberbürgermeister und der Bischof Paten werden, und dem der lange Domkapellmeister, König Saul genannt, mit seinem lyrischen Gemüt die Seelenakkorde deutet. Und es scheint etwas ganz besonderes zu werden, dieses „hochgeborene" Kindlein, obgleich ihm die Leiden dieser Erde nicht erspart werden und es besonders unter der Einsamkeit und Seltsamkeit seiner Heimat, des Domes und seines Turmes, auszustehen hat. Daß es aber ein Eigenes, Merkwürdiges ist, etwa ein Engel, der zu Weihnachten auf diese Erde stieg, das geht daraus hervor, daß das vom wahnsinnigen Kirchendiener erschreckte Kind nach ein paar Jahren irdischen Seins wieder Weihnachten zum Himmel strebt, stirbt. — All das ist mit vielen echt rührenden Einzelzügen in der schalkhaften Art erzählt, die bisweilen in ein lustiges Wortsträußlein auch mal ein Dörnlein einflicht, das sticht; aber das passiert nur solchen, die gar zu tief und zu gewissenhaft ihre kritische Nase hineinstecken, und denen — ist der Stich zu gönnen. Die aber diese schöne Geschichte einfältig nehmen und genießen, die haben eitel Freude daran.

Köln-Sülz. Laurenz Kiesgen.

---

[1] Das Domkind, M.-Gladbach, Führer-Verlag. 137 S.

Staatsbürgerliche Bildung

Es handelt sich hier nicht um eine interne Schulangelegenheit, um irgendwelche Lehrplanänderungen oder methodische Neuerungen. Die staatsbürgerliche Bildung ist vielmehr für Wesen und Werden des deutschen Volkes von fundamentaler Bedeutung, sie ist für die junge deutsche Republik eine vitale Frage. Zwar ist die Notwendigkeit einer staatsbürgerlichen Erziehung schon in der Vergangenheit einzelnen bewußt geworden, Statsmännern, Ethikern, Volkswirtschaftlern, Pädagogen, und namentlich in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege begannen Regierung und Oeffentlichkeit ihr ein allgemeineres Interesse zuzuwenden. Heute dagegen, nach Zusammenbruch und Revolution, hat die Frage eine zentrale Bedeutung erlangt. Durch zwei Tatsachen wird dies quasi dokumentiert: Einmal ist bemerkenswert, daß die Weimarer Verfassung staatsbürgerliche Erziehung fordert (der alten Verfassung gegenüber ein Neues!), sodann ist das Reichsministerium des Innern mit einer Denkschrift[1] über staatsbürgerliche Bildung hervorgetreten.

Der Artikel 148 im zweiten Hauptteile der neuen Verfassung, sagt im ersten Absatz: „In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erstreben.“ Absatz 3: „Staatsbürgerkunde und Arbeitsunterricht sind Lehrfächer der Schulen. Jeder Schüler erhält bei Beendigung der Schulpflicht einen Abdruck der Verfassung.“ Was also die Verfassung von der Schule und zwar von allen Schulen verlangt, ist Pflege einer staatsbürgerlichen Gesinnung und Staatsbürgerkunde als Unterrichtsfach. So einfach wie diese Forderungen sich hier ausnehmen, ist ihre Erfüllung in der Praxis nun keineswegs, ja nicht einmal die Auffassung über Sinn und Bedeutung dieser Bestimmungen ist einheitlich.

Was ist denn staatsbürgerliche Erziehung? Schon bei der Begriffsbestimmung eine Vielgestaltigkeit und Gegensätzlichkeit der Meinungen. Das kam auch zum Ausdruck auf der Reichsschulkonferenz 1920 und ist begreiflich einmal wegen der scheinbar nahen Berührung mit politischen Dingen, dann aber auch, weil für staatsbürgerliche Erziehung und staatsbürgerlichen Unterricht praktische Erfahrungen in größerem Ausmaße natürlich fehlen. Schon 1911 sieht der bekannte Pädagoge Georg Kerschensteiner sich zur Abfassung einer Schrift über den Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung veranlaßt. Er nennt es einen „gefährlichen Irrtum“ zu meinen, „staatsbürgerliche Erziehung sei identisch mit staatsbürgerlicher Belehrung“. In der Tat bekämpft Kerschensteiner hier einen auch heute noch weit verbreiteten Grundirrtum. Die Kernfrage der staatsbürgerlichen Erziehung ist vielmehr diese: Wie sind Charakter und Willen zu beeinflussen, wie sind Schule und Arbeitsmethoden zu gestalten, welche Belehrungen sind nötig, damit die Menschen lernen, einer Gemeinschaft zu dienen, sich ihr einzufügen, die egoistischen Interessen denen der Gemeinschaft zu opfern? Es handelt sich um die Erneuerung eines selischen Gemeinschaftslebens, um die Erweckung eines Volksgemeinschaftsgeistes, d. h. des Willens, miteinander und füreinander zu stehen in

---

1 Staatsbürgerliche Bildung, Entwicklung und Stand seit Inkrafttreten der Reichsverfassung. Denkschrift des Reichsministeriums des Innern. 92 S. 8°. Leipzig 1924, Quelle & Meyer.

dem Gefühle der inneren Verbundenheit und Verantwortlichkeit für das Volksganze. Den individualistischen, egoistischen Geist des wirtschaftlichen Liberalismus und Kapitalismus gilt es zu überwinden, ebenso aber auch den Klassenegoismus der Sozialisten wie überhaupt jeden Gruppenegoismus, handle es sich nun um politische, wirtschaftliche, soziale, karitative, kulturelle oder was sonst für Verbände. Sehr mit Recht bemängelt A. Pieper an ihnen, daß sie sich immer nur mit der Frage beschäftigen: Was können wir fordern, was müssen uns die andern gewähren? Derartige Zweckvereinigungen haben sicherlich ihre Berechtigung, aber ihr Geist darf nicht in uns Wurzel fassen, das ist der Sinn der staatsbürgerlichen Erziehung. Der Staatsbürger fragt: Was können die andern von mir fordern? Aus alledem erhellt, daß zum Staatsbürger erziehen nicht heißt, beliebige soziale Tugenden pflegen neben andern, wie Arbeitsfreude, Fleiß, Gehorsam, sondern es bedeutet mehr: die Grundeinstellung des Wollens so zu bilden, daß der Mensch dem Gemeinschaftsleben (Staat), dem er angehört, nicht interesselos oder gar feindlich gegenübersteht mit seinen ganz persönlichen Zielen und Wünschen, sondern daß er den Staat, und zwar den von hier und heute, innerlich bejaht.

Gerechtigkeit, Mißtrauen gegenüber dem eigenen Urteile, Verantwortlichkeitsgefühl, Opfersinn, das sind die staatsbürgerlichen Kardinaltugenden. Sind es nicht dieselben Tugenden, die uns der Katechismus lehrt? Darum hat J. J. Wolff[1] so recht, wenn er behauptet, daß diejenigen, die „heute die religiöse Bildung und die tiefe Verankerung der Sittlichkeit in festem religiösen Bekenntnisse geringschätzen oder ganz auf sie zu verzichten bereit sind, der staatsbürgerlichen Erziehung einen unersetzlichen Grundpfeiler entziehen“. Religiöse Erlebnisse bilden ja die stärksten sittlichen Antriebe der Willenskräfte. Zweckhaft rationalistische Ueberlegungen vermögen da nichts. „Denn alle Lebensgemeinschaft und Schicksalsverbundenheit, von der Familie an bis hinauf zur Nation, lebt aus irrationalen Lebenskräften, aus seelischer Ergriffenheit“ (A. Pieper). Und sehen wir auf den religiösen Inhalt, so gibt es ja nichts, was die staatsbürgerliche Gesinnung, den Gemeinschaftsgeist, eindeutiger fordert als die Religion Christi, die das Gebot der Bruderliebe gleichwertig neben das der Gottesliebe als größtes Gebot stellt!

Welche Bedeutung kommt nun in diesem Zusammenhange der staatsbürgerlichen Belehrung, der bloßen Vermittlung staatsbürgerlichen Wissens zu? Auch sie wird ja durch die Weimarer Verfassung gefordert. Das Auswendigkönnen des Katechismus ist kein Maßstab für die moralische Qualität eines Menschen, und ebensowenig ist schon *der* ein guter Staatsbürger, der Verfassung und Gesetze seines Landes genau kennt. Ein gewisses Maß verstandesmäßiger Einsicht kann zwar nicht entbehrt werden, das Ausschlaggebende aber ist die Willensverfassung, die selbst wieder im Gefühlsleben einen oft fruchtbaren Nährboden hat.

Der Artikel 148 der Weimarer Verfassung, so bedeutungsvoll er ist, bildet keineswegs den Anfang und den letzten Grund der vielfältigen Erörterungen über staatsbürgerliche Erziehung; denn eine derartige Bestimmung schießt ja nicht über Nacht aus dem Boden, sondern ist selber nur der Niederschlag voraufgegangener Theorien und Bestrebungen. Geht man der Frage nach, welche Rolle die staatsbürgerliche Erziehung in der Vergangenheit gespielt hat, so zeigt sich ein enger

[1] Joh. Jos. Wolff, Arbeitsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung, geschichtlich, grundsätzlich und praktisch betrachtet. VIII, 114 S. 8°. Freiburg 1923, Herder.

Zusammenhang mit der jeweiligen Staatsform und Staatsauffassung,[1] ja eine völlige Abhängigkeit von ihr. Die Pflege staatsbürgerlicher Gesinnung hat nur da Sinn, wo sie sich auch betätigen kann. Daher war beispielsweise dem Zeitalter des Absolutismus eine staatsbürgerliche Gesinnung etwas Fremdes. Die Bürger wurden regiert und mußten gehorchen, was hätte ihre Teilnahme am Wohl und Wehe des Staates für einen Sinn haben sollen! Obgleich nun von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab ein immer rascherer Aufstieg der Gesamtbildung und Kultur unseres Volkes stattfand und diesem auch ein Erwachen in völkischer Beziehung entsprach, so blieb doch die Staatsauffassung im wesentlichen die alte. Und trotz des fortwährenden Ringens um Teilnahme an der Leitung der Volksgeschicke, wodurch das 19. Jahrhundert charakterisiert ist, konnte sich der ‚Obrigkeitsstaat' bis ins 20. Jahrhundert hinein erhalten. Allerdings schritt die Demokratisierung Deutschlands, nachdem sie auf der Grundlage der alten Verfassung einmal vollzogen war, immer weiter vor und damit kam die Einsicht von der Notwendigkeit einer staatsbürgerlichen Bildung des Volkes, eine Aufgabe, die denn auch in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege stark in den Vordergrund pädagogischer Arbeit getreten ist, ja zur Tagesfrage der öffentlichen Meinung wurde. Ihren Niederschlag fanden diese Bestrebungen z. B. in der Gründung der ‚Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung' (1909), auf deren Veranlassung eine Reihe von heute noch beachtenswerten Schriften erschienen sind (bei Teubner in Leipzig), ferner in Ministerialerlassen, für Preußen denen von 1890 und 1911 und der Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens von 1908. „Jedoch sind die Beweggründe der Unterrichtsverwaltungen, die sich dem Probleme der Staatsbürgerbildung zuwandten, ebenso oft dahin gegangen, durch die Schule eine Gegenwirkung gegen die Demokratisierung und das politische Erwachen der Massen auszuüben, wie ihr zu dienen. Was sich an Programmatik staatsbürgerlicher Bildung seit dem Anfange des 20. Jahrhunderts in den offiziellen Lehrplänen findet, ist grundsätzlich sehr verschiedenartig unterbaut: objektive Einsicht in die Notwendigkeit staatsbürgerlicher Massenerziehung in einem auf dem allgemeinen Wahlrecht aufgebauten Reich, Abwehr der Sozialdemokratie und Stärkung der im Staat ausschlaggebenden politischen Richtungen, hier und da auch ein Funken echten Glaubens an die Demokratie und die ehrliche Erfassung der mit ihr gegebenen volkserzieherischen Aufgaben". (Denkschrift.)

Neben den veränderten politischen Verhältnissen, die vor dem Kriege das Interesse für staatsbürgerliche Bildung weckten, waren es auch Umstände der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung, die dahin führten. Da war es vor allem die Einsicht, daß die Organisation der Volkswirtschaft, die immer weitergehende Mechanisierung und Typisierung der Arbeit in höherem Maße als in früherer Zeit die verständige Einsicht des einzelnen in die Existenzbedingungen des Ganzen erforderlich machten. Denn einmal würde diese neuzeitliche Form der Arbeit den einzelnen erdrücken, ihm jede Befriedigung nehmen, zum anderen aber würde auch die Zusammenballung der Interessen in diesen großbetrieblichen Wirtschaftskörpern wie auch in den riesigen Zweckverbänden verschiedenster Art eine Gefahr für das Ganze darstellen, wenn ihr nicht ein Gegengewicht geboten würde in einem

---

[1] Vgl. die gründliche Untersuchung von Joh. Peter Steffes: Die Staatsauffassung der Moderne, auf der Grundlage der kulturphilosophischen Zeitideen. (Schriften zur deutschen Politik, H. 8/9.) XV, 169 S. 8°. Freiburg 1925, Herder.

starken Staats- und Gemeinschaftsbewußtsein, in dem Gefühl organischer Verbundenheit des einzelnen mit dem Ganzen.

Mit dieser politisch-sozialen Entwicklung trafen pädagogische Strömungen zusammen. Aus der Umwandlung von Gesellschaft und Staat im 19. und 20. Jahrhundert erwuchsen für die Erziehung neue Aufgaben. Die Abhängigkeit des einzelnen Menschen von Gesellschaft, Klasse, Wirtschaftsverband, Staat, sowie dieser Gruppen untereinander, hatte gegen früher sehr zugenommen. Das machte eine Umstellung der sittlichen Erziehung erforderlich, die Abkehr von individualistischen Erziehungsidealen und die Einstellung der Erziehung auf das Gemeinschaftsleben, von der die staatsbürgerliche Erziehung als ein Teil angesehen wurde. Auch die Abwendung der Pädagogik vom reinen Intellektualismus zur Willenskultur und Gesinnungsbildung ist für unsere Frage bedeutungsvoll. Die Betonung der sozialethischen Momente ist in der Literatur der staatsbürgerlichen Erziehung wesentlich vertreten durch Paul Natorp und Fr. W. Förster.

Die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung, bislang fast nur in pädagogischen Kreisen erörtert, erhielt durch die Weimarer Verfassung eine allgemeinere Bedeutung, und zwar ebenso durch den bekannten Artikel 148 als auch durch den weitgehenden demokratischen Charakter der Verfassung. Die Denkschrift nennt die Bildung der Staatsbürger in einem Staat, in dem die Gewalt vom Volk ausgeht, und der außerdem nach Krieg und Zusammenbruch wieder aufbauen soll, „vornehmste und lebenswichtigste Aufgabe", deren Durchführung „in so hohem Maße den Bestand des Reiches als solchen berührt, daß das Reich sie mit allen Mitteln, die im Rahmen seiner Vollmachten liegen, zu fördern verpflichtet ist". Aehnlich bezeichnet der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in einem Erlasse vom 4. August 1922 die staatsbürgerliche Erziehung als die „wichtigste Aufgabe der deutschen Schule". Das Reich ergriff seine Maßnahmen (Ministerbesprechung, Aufstellung von Richtlinien, Einsetzung eines Ausschusses). Im Anschlusse daran gaben die Unterrichtsverwaltungen der Länder besondere Erlasse heraus, die nachdrücklicher als bisher die staatsbürgerliche Erziehung, die Pflege eines verantwortungsbewußten Gemeinschaftsgeistes fordern. Ausführliches darüber in der Denkschrift, die in einem Anhange Sitzungsberichte und Leitsätze bringt.

Die Aufgabe der staatsbürgerlichen Erziehung, die naturgemäß in erster Linie der Schule zufällt, besteht aus Belehrung und Erziehung. Belehrung zunächst im Sinn einer Aufklärung über staatsrechtliche, zivilrechtliche und volkswirtschaftliche Fragen. Ueber den Stand der staatsbürgerlichen Bildung in diesem engsten Sinne schreibt Harnack 1907 folgendes, was noch heute unverändert gilt: „Es ist ein unerträglicher Uebelstand, daß aus zahlreichen Gymnasien — soll ich sagen aus den meisten? — die Schüler nach langjährigem Geschichtsunterrichte herauskommen und doch unser gegenwärtiges Verfassungsleben und unsere öffentlichen Rechtszustände auch nicht einmal in ihren Grundzügen kennen. Ich sage nicht zuviel, wenigstens nicht in bezug auf die deutschen Verhältnisse; denn ich habe mich immer wieder von der bodenlosen Unwissenheit überzeugt. Und diese Unwissenheit gilt nicht einmal als Unbildung...." Weiterhin begreift die staatsbürgerliche Bildung in sich aber vor allem die Weckung und Pflege des Verständnisses für volkswirtschaftliche Zusammenhänge. Ob die staatsbürgerliche Belehrung ein eigenes Lehrfach beanspruchen soll, oder ob sie in anderen Stunden erfolgen kann (Deutsch, Geschichte), ist eine vielumstrittene Frage von vorwiegend methodischer

Bedeutung, die den Lehrerkreisen zur Erörterung überlassen werden muß. Eine Neugestaltung der Lehrbücher, namentlich für Geschichte und Bürgerkunde, wird allgemein für notwendig erklärt. Im Volksvereinsverlag erschien eine neue Auflage von: Elisabeth Gnauck-Kühne, Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich (M.-Gladbach 1925), eine kleine, geschichtlich eingestellte Uebersicht über volkswirtschaftliche Fragen. Ueber den Staat findet sich neben dem Abdrucke der Weimarer Verfassung nur eine kurze Betrachtung über Wesen und Ursprung. Stofflich weit ausgiebiger, namentlich in der eigentlichen Staatsbürgerkunde, ist das ‚Handbuch der Staatsbürgerkunde und der Lebenskunde' von Paul Koske und Otto Seeling (Leipzig, Max Gehlen, 1925. XXIV, 703 S. 8°), das auch mehr als das erstgenannte den veränderten Verhältnissen im Staatsleben Rechnung trägt. Ein sehr brauchbares Buch.

Schwieriger als die Belehrung gestaltet sich praktisch die Durchführung der staatsbürgerlichen Erziehung, die Gesinnungsbildung. Auf die Bedeutung des Religionsunterrichtes wurde oben hingewiesen. Dann aber kommt viel auf die Lehrerpersönlichkeit an, auf deren guten Willen, für den wiederum der eigene feste Glaube an die Demokratie Voraussetzung ist. Man sieht, daß hier Schwierigkeiten liegen. Jedoch soll die Arbeitsschule nach dem Sinne Kerschensteiners aus ihrem Wesen heraus zu Staatsbürgern erziehen, da die Arbeit als wesentliche Gemeinschaftsleistung den wichtigsten Ausgangspunkt für die Erziehung des Staatsbürgers darstellt. Demselben Zwecke dienen Ausbau der Schülerselbsttätigkeit und Schülerselbstregierung. Lehrreiche Beispiele aus der Praxis der Arbeits- und Gemeinschaftsschule bringt Scheufgen,[1] während das umfangreiche Buch von Lampe und Franke,[2] eine Sammlung von Aufsätzen, die als Vorträge auf der ‚Staatsbürgerlichen Woche' vom 4. bis 9. Juli 1923 in Berlin gehalten wurden, das Problem theoretisch in seinen Tiefen anfaßt.

Neben der Schule oder vielmehr darüber hinaus haben zahlreiche Vereinigungen die Aufgabe einer Erziehung zur Gemeinschaft übernommen. Da ist an erster Stelle der Volksverein für das katholische Deutschland zu nennen, keine Veranstaltung der Zentrumspartei, aber mit ihr auf dem Boden katholischer Weltanschauung stehend. Er betrachtet als eigentlichen Sinn seiner Arbeit, eine „seelische Wiedergeburt des Ich-Menschen zum Gemeinschaftsmenschen" herbeizuführen, und betont die schicksalhafte organische Verbundenheit des einzelnen mit der Volksgemeinschaft. Zu dem Zwecke wirkt er in großem Stile für Volksbelehrung und Volksaufklärung. Seine Schriften haben den Vorzug, Gegenwartsfragen wissenschaftlich und gemeinverständlich anzufassen.[3] Viel Wissenswertes bringt die kürzlich erschienene Schrift von A. Pieper: Sinn und Aufgaben des Volksvereins für das katholische Deutschland (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1925. 63 S. 8°).

In diesem Zusammenhang ein Wort über die Stellung der Katholiken zur

---

[1] Herm. J. Scheufgen, Erziehung der Jugend im Geiste der Gemeinschaft und des Staatsbürgertums. 119 S. 8°. Donauwörth 1925, Ed. Mager. M. 2,—.

[2] Staatsbürgerliche Erziehung, im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, herausgegeben von F. Lampe und G. H. Franke. 494 S. 8°. Breslau 1924, Ferd. Hirt. M. 13,20.

[3] Vgl. z. B. die kürzlich erschienene lehrreiche Schrift: Emil van den Boom, Wie überwinden wir die Armut unserer Wirtschaft? Gesammelte Aufsätze. 8°. M.-Gladbach 1925, Volksverein. M. 1,—.

staatsbürgerlichen Erziehung. Durch ihre zahlenmäßige Minderheit und die unparitätische staatliche und gesellschaftliche Behandlung, die sie in Deutschland und Preußen erfuhren, wurden sie zu einer ablehnenden oder gleichgültigen Stellung dem Staate gegenüber förmlich gedrängt. In dieser Hinsicht nun bildet der Volksverein (gegründet 1890) eine Wende, indem er sich als katholische Gesamtorganisation von Anfang an erstmalig auf den Boden der neuzeitlichen wirtschaftlichen und staatlichen Entwicklung stellte und sich zum Ziele setzte, die Katholiken im Geiste Windthorsts zur „hingebenden Gemeinschaftsarbeit am staatsbürgerlichen, volkswirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und religiös-sittlichen Leben der deutschen Nation“ hinzuführen.

Außer dem Volksvereine sind noch die Windthorstbünde zu nennen (seit 1895), deren Zweck die staatsbürgerliche Schulung der Jugend ist. Unter den politischen und religiösen Organisationen, über deren grundsätzliches Verhältnis zur staatsbürgerlichen Erziehung man Näheres in dem älteren Buche von August Messer, Das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung (Leipzig 1912) nachlesen mag, sind besonders verbreitet und tätig die sozialistischen Jugendverbände (Zeitschrift: ‚Arbeiterjugend‘), die namentlich nach dem Krieg einen großen Aufschwung genommen haben. Jedoch ist das Ziel der an die politischen Parteien angeschlossenen Jugendorganisationen durchweg staatsbürgerliche Schulung im Sinne der Partei, während der Volksverein, mit all diesen nicht vergleichbar, als letzte und eigentliche Aufgabe die staatsbürgerliche Erziehung, die Erweckung eines verantwortungsbewußten Gemeinschaftsgeistes zum Ziele hat.

Die Verfassung von Weimar fordert, darauf sei noch besonders hingewiesen, in dem genannten Artikel eine staatsbürgerliche Gesinnung im Geiste der Völkerversöhnung. Denn die folgerichtige Durchführung des Gedankens einer organischen Verbundenheit des einzelnen mit dem Ganzen führt zu der Erkenntnis, daß es nur ein erweiterter Gruppen-Egoismus wäre, wollte man an den Grenzen des Staates Halt machen, und nicht auch die Menschheit als das Ganze anerkennen, von dem wir organisch ein Teil sind. Ob man dabei an eine unmittelbare Verbundenheit jedes einzelnen mit der Menschheit denkt, oder aber an eine mittelbare, d. h. eine organische Zusammenordnung der Staaten zu einem wirklichen Völkerbunde — in jedem Fall ist dieser Gemeinschaftsgeist ein zuverlässiges Fundament für Völkerversöhnung und Weltfrieden. Wir haben dies Fundament noch nicht. Jedoch arbeitet die Erziehung ja auch für die Zukunft. Kant sagt: „Ein Prinzip der Erziehungskunst, das besonders solche Männer, die Pläne zur Erziehung machen, vor Augen haben sollen, ist: Kinder sollen nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglich besseren Zustande des menschlichen Geschlechtes, das ist der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung, angemessen erzogen werden.“

Bonn. Dr. Thekla Heffening.

Etwas über Abenteuer-, Zukunfts-, Detektiv- und okkulte Romane

Mehr als je beherrschen die Abenteuerromane jeglicher Art das Interesse der Schriftsteller wie der Leser. Nicht allein im Unterstrom der Literatur, im Kolportagewesen, oder etwa noch in der gebilligten Unterhaltungsware, im Dutzendprodukt des täglichen literarischen Bedarfs, auch in der sogenannten hohen Literatur hat dieser Abenteuerroman mit seiner ganzen Gefolgschaft Heimatrechte erworben, häufig auch nur zurückgewonnen, was er schon früher besessen. Zweifellos sind es mannigfache Zeitumstände, die solch üppiges Aufschießen begünstigen: der Hunger auf Stoff nach den Entbehrungen des Lebens, die Lust an der reichen, ungefährlichen Spannung nach den Zeiten wirklicher Gefahr, die Freude am Gegenständlichen nach den Abstraktionen des Geistes. Aber damit ist nur die Bereitschaft des schreibenden und lesenden Menschen erfaßt. Was bringt diese Literaturgattung aber aus sich mit, das solchem Begehren Genüge tut?

Gegenstand des Abenteuer-, Zukunfts-, Detektiv- und okkulten Romans ist ein Unbekanntes, dessen ungeklärte Voraussetzung lockt und das in einem verwickelten Geschehen zu entfalten und zu durchdringen Zielaufgabe ist.

Dies Unbekannte wird einmal in der Ferne von Raum und Zeit aufgesucht. Ferne Länder und Kulturen geben den Boden ab, auf dem Abenteuer, seltsame Reiseerlebnisse, eigentümliche Verwicklungen durch Sitten und Gebräuche sich ausbilden. So bieten sich dankbare Stoffe für den Abenteuerroman im engeren Sinne, für den Reiseroman. Es genügt nicht, daß er eine interessante Reisebeschreibung vermittle; vielmehr muß dies landschaftlich oder sittenmäßig Zuständliche in reiche Handlung umgesetzt sein. Denn so erst wird das Eigentümliche der Ferne für die Darstellung nutzbar: Beim Ferngerückten fließen die Einzelheiten vor einer genaueren Betrachtung zusammen; solch buntes Ineinandergewirre birgt den Anreiz in sich, es klarzusehen, seine Verschlungenheit verlangt die Auseinanderfaltung. Seine relative oder absolute Unbekanntheit läßt Kräfte und Ereignisse für möglich halten, die in der Nähe des gewöhnlichen Lebens und der vertrauten Umgebung als unwahrscheinlich gelten.

In verstärktem Maße gilt solche Ueberlegung vom Zukunftsroman. Die Möglichkeit, Unbekanntes nahe zu sehen, erahnte Kräfte zu phantastischen Auswirkungen zu bringen, ist hier um so vieles größer, als die Grenzen des Widerspruchfreien weiter gesteckt erscheinen. Ist beim abenteuerlichen Reiseroman eine Einschränkung durch die in Wirklichkeit gegebenen Tatsachen vorhanden, können hier in die, wenn auch üppigeren Naturformen und farbenreicheren Kulturerscheinungen mehr seltsame Menschenschicksale einbeschrieben werden, so gibt der Zukunftsroman Gelegenheit, noch unbekannte Naturkräfte spielen zu lassen, die ihren Ausdruck etwa in technischen Errungenschaften und Machtmitteln, in menschlichen Fähigkeiten und gesellschaftlichen Zuständen finden.

Eine zweite, schon vertieftere Stoffwahl entdeckt das Geheimnis des Nahen. Der Blick wendet sich aus der Ferne fremder Länder und künftiger oder auch vergangener Zeiten zurück auf die engere Umgebung, ja, auf das eigene Herz. Das scheinbar Wohlvertraute weist auf einmal seltsame Züge, die verschlungene Vielfalt der Beziehungen zur Umwelt und zur Natur wird entdeckt. Plötzlich

wird der Alltag unbekannt, gleichmütig gewohnte Nachrichten vom Leben und Sterben des Mitmenschen, flüchtig bewußte und kaum geahnte Wirklichkeiten menschlicher Leidenschaften und Gedanken treten lockend und drohend hervor. Seltsame Taten verlangen nach Aufklärung, scharfsinniges Denken und Handeln hat Mühe, durch mannigfache Irrwege eine Lösung zu finden; technische Errungenschaften der Jetztzeit wirken nicht minder geheimnisreich und überraschend sich aus als die kühnsten Phantasien der Zukunft; die Kämpfe gegenwärtiger Kriege, schwieriger wirtschaftlicher und sozialer Unternehmungen bringen ein vielfältig verschlungenes Ineinander.

Und über diese Motive, wie sie der technische und wirtschaftliche Roman, der Detektiv- und Kriminalroman ausbreiten, hinaus wird die Einsamkeit der Nähe mit ihren Auswirkungen auf Geist und Seele Problem: Die Verlorenheit des einzelnen Menschen in der Welt drängt sich erschütternd vor: Verborgene Kräfte des Menschen scheinen frei zu werden, Persönlichkeitsspaltungen und Doppel-Iche schrecken, das zweite Gesicht spiegelt Bilder vor die Phantasie, Geister der Verstorbenen reden, Dämonen werden wach und treten gaukelnd und versuchend an den Menschen heran: Der okkulte Roman aller Abschattungen nutzt diese Motive und sucht den vielen Verschlungenheiten und Verästelungen solchen Geschehens nachzugehen.

Es ist klar, daß nicht immer reinliche Scheidung zwischen beiden Stoffgebieten besteht: Die Motive kreuzen und mischen sich. Neben Romanen, die einen Vorwurf verwenden, stehen andere, in denen schier alles zusammengepackt erscheint, was an lockendem und geheimnisreichem Unbekannten sich denken läßt und geschehen kann.

Entscheidend ist nun die Behandlung solcher Motive. Viele Romane begnügen sich damit, den Stoff um des Stoffes willen zu berichten. Sie bringen also das bloße Geschehen in mehr oder minder raffinierter Anordnung, die aber nicht die kunstvolle Entwicklung und Entfaltung von Vorgängen ist, sondern nur Befriedigung an den seltsamen Ereignissen selbst will. Doch macht sich bei einiger Geschicklichkeit der Verfasser schon in den primitivsten Erzeugnissen das Grundgesetz solch handlungsreicher Darstellung geltend: das Mittel der Spannung. Ob es sich um Detektivgeschichten in Fortsetzungen, um englische und französische Sensationsromane der Radcliffe, Dumas usw. (den Ahnherrn der meisten heutigen Romane dieser Art), um die Reiseromane von Karl May oder um technische Romane handelt, immer wird die aufs stärkste angespannte Situation kurz vor ihrer Auflösung abgebrochen, lange Zwischenpartien mit ganz anderem Milieu folgen, auch diese erfahren Steigerung und Zuspitzung, bis wiederum ihre Lösung hinausgeschoben wird, um, eventuell, der Lösung der früheren Episode zu weichen, in der aber auch wieder neue Spannungselemente enthalten sind, sodaß der stets aufs neu angesponnene Faden sich gleichförmig ins Uferlose fortspinnen könnte, wenn nicht das Bedürfnis bestände, schließlich für Leser und Schreiber ein glückliches Ende zu finden. So entpuppt sich letzten Endes diese technische Maßnahme nicht als künstlerisches Gestaltungselement, sondern als stoffliches Anreizmittel. Aber auch wirklicher dichterischer Formwille kann sich dieses Elementes vorteilhaft bedienen, um im Verein mit andern Mitteln ästhetische Wirkungen zu erzielen, wie Oskar Walzel vielfach, neuerdings besonders an Albrecht Schaeffers „Helianth“, dargetan hat.

Eine zweite Gruppe von solchen Schriften geht über ein solches Spielenlassen

der Phantasie mit der bloßen Absicht, diese angeregte Phantasie durch reichliche Aktion zu befriedigen, hinaus, um Erkenntnisse und deren Nutzen zu schildern. Technischen Bedingungen sollen Möglichkeiten abgewonnen werden: Die Erschließung noch unbenutzbarer, aber theoretisch erfaßbarer Kraftquellen wird durchgeführt: Man versteht es etwa, die im Meerwasser vorhandenen Goldpartikelchen zu gewinnen und sich so unabhängig von den gewöhnlichen, beschränkten Fundquellen zu machen. Man erfindet geheimnisvolle Strahlen, nutzt die interatomaren Kräfte: Gewaltige Maschinen werden gebaut, mit denen man (wie etwa im Tunnel von Kellermann) kulturfördernde und umstürzende Pläne verwirklichen, Verbindungen zu fremden Sternen sowohl wie ungeahnte Verkehrsschnelligkeiten erzielen, mit denen man in das Leben der Natur eingreifen kann, um sich in Nahrung, Kleidung, Lebensdauer von den gewöhnlichen Bedingungen zu befreien. Hierbei wird häufig auf soziale und ethische Wirkungen verwiesen, aufgezeigt, welche moralischen Folgen eine solche Entwicklung haben kann. So steigen aus den geheimnisvollen Möglichkeiten von Erfindungen und Entdeckungen soziologische Fragen auf. Man sucht eine moralische Nutzanwendung zu ziehen, und erstrebt unter diesen phantastischen Bildern Besserung für die Gegenwart. Damit ist der utopische Roman geschaffen, der nicht nur heute (wie etwa bei Wells), sondern vor allem in frühern Jahrhunderten (etwa Swift) zahlreiche Vertreter hat.

Sicher ist bei solchen Romanen häufig schon in stärkerem Maße künstlerischer Formwille tätig. Aber durchweg, mit Ausnahme des eigentlich utopischen Romans, wird eine Wirklichkeit des Dargestellten behauptet, oder die Möglichkeit einer fernen oder zukünftigen Verwirklichung angesetzt. Daneben steht eine andere Haltung, die alle bisher genannten Möglichkeiten nur zum Anlaß einer freischaffenden Phantasie macht, um die innere Wahrheit solchen Geschehens darzustellen. Das geschieht einmal in der Meinung des l'art pour l'art als Darstellung von Formen als Gestaltqualitäten. Solche Formung bedient sich der geheimnisvollen Verschlungenheit von Begebenheiten, um ihr ästhetische Wirkungen abzugewinnen, sie als Spiel um des Spieles willen vorzuführen. Sie berauscht sich am Grauen (Ewers, Meyrink, Poe), sie gewinnt Reize aus den Zwischenstufen des Lebens, wie etwa Wilde.

Eine letzte, höchste Stufe wird in der Darstellung des Unbekannten und seiner Ausfaltung erreicht, wenn ihre freischaffende Formung metaphysische Tatsachen und Forderungen herausleuchten läßt. Dazu können alle vorgenannten Motive verwandt werden: Vom Detektivroman bis zum Zukunftsroman und zum okkulten oder positiv religiösen Roman. Hier wird meist zugleich auch dem kunstvollen Aufbau besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Oft ist es auch schwierig, die Grenze zwischen einer, wenigstens subjektiven Aufrichtigkeit und dem ästhetischen Spiel zu ziehen, wie etwa beim okkulten Roman. Ein besonderes Beispiel in seiner Gefährlichkeit und tatsächlichen Unechtheit ist hier etwa Franz Spundas Totenbuch. Als Beispiel für echte, wenn auch unzulängliche Erfassung solcher Probleme sei auf dem Gebiete des Zukunftsromans Alfred Döblins Berge, Meere und Giganten genannt. Für die Behandlung seltsamer Zwischenzustände sind hier die psychanalytisch unterbauten Geschichten um Josef Montfort von Albrecht Schaeffer zu erwähnen. Voraussetzung und Grundlage für die eigentliche Problemstellung wird das Abenteuerliche, Geheimnisvolle bei Dostojewski. Wie aus den Möglichkeiten des Detektivromans sich letzte Wahrheiten herausarbeiten

lassen, dafür bieten die Erzählungen von G. K. Chesterton in seinem Buche ‚Priester und Detektiv' anschaulichen und denkwürdigen Beleg.

Stärkere Wirkungen als jede andere erzählende Literaturgattung kann so der Abenteuerroman in seinen weitverzweigten Möglichkeiten erzielen. Seine Gegenstandsnähe, sein Reiz des lockenden und lockend entwirrten Unbekannten, seine spannungsreiche, der dramatischen Aktualität engverwandte Geschehensdarstellung sichern sich rasch und erfolgreich das Interesse des Lesers. Aber auch näher als bei jedem andern Genre liegt die Gefahr der Ueberwältigung durch den bloßen Stoff, liegt die dichtungmordende Sensation um ihrer selbst willen. Daher die überaus große Menge der reinen Kolportage- und Unterhaltungsware, die neben Sentimentalität und Pikanterie hier ihre bequemste Stoffquelle findet. Daher aber auch das häufige Versagen wirklicher Dichter, deren Wohlvertrautheit mit schlichterem und innerlicherem Stoff sie hier vor der wirklichen Bändigung größerer Geschehensmassen hülflos werden läßt. Werke, wie G. Hauptmanns ‚Insel der großen Mutter' oder Ric. Huchs' ‚Der Fall Deruga' und ‚Der wiederkehrende Christus' gehören zu solchen mißglückten Versuchen, wenn auch sicher noch viele andere Gründe da mitspielen. Hier wird wohl auch noch ein Letztes des Abenteuerromans in seinem weitern Sinne offenbar: Nur frische Kraft fröhlicher Schaffensjugend wird solche weitschichtige Geschehenskunst anpacken und unbekümmert erzählen, nur ganz geklärte überschauende Weisheit sie dichterisch erschöpfen und gestalten können. Aber haben unsere meisten heutigen Dichter, seien sie sonst auch von hohem Rang, den einen oder den andern Standort? Oder stehen sie nicht vielleicht in der tragischen Mitte des unentschiedenen Problematisierens, für das ironische Gestaltungsversuche der Motive früher Jugend und reifer Weisheit Bemühungen sind, denen wirklicher Erfolg schicksalhaft versagt bleibt?

Bonn. Dr. Ignaz Gentges.

Initialen

Aus verschiedenen Gründen hat die Ausschmückung des Buches große Bedeutung. Zu den Einrichtungen, durch die man die künstlerische Ausgestaltung des Buches kräftigt und fördert, gehören besonders Ausstellungen. In dieser Hinsicht haben sich die Messen durch Sonderausstellungen wie „Das deutsche Buch“, „Das holländische Buch“ usw. große Verdienste erworben. Auch das Züricher Kunstgewerbe-Museum hat durch seine Schaustellungen die Buchkultur gefördert und hierzu in den für die Besichtigungen herausgegebenen „Wegleitungen“ bestimmte Fragen der Buchausschmückung allgemein-verständlich erörtert. In welcher Weise z. B. die Frage der Initialen darin behandelt ist, zeigen folgende Gesichtspunkte:

Dem Anfangsbuchstaben kommt im geschriebenen und gedruckten Wort eine besondere Rolle zu. Diese gewinnt noch an Bedeutung, wenn dieses Wort einen Textabschnitt oder gar ein Buch einleitet. Den ersten Buchstaben demgemäß zu behandeln und wie das Haupt eines Ganzen aus der Gleichheit des Satzes als ein Besonderes hervortreten zu lassen, ist eine Aufgabe, die alle Zeiten, soweit sie das künstlerische Bedürfnis empfanden, auch das Buch in des Wortes eigentlichem Sinne zu gestalten, gereizt und beschäftigt hat. So auch die unsere, die bei ihrem Bemühen um die künstlerische Erneuerung des Buches die gliedernde und schmückende Initiale in ihrem Werte erkannt und sie in ihre alten Rechte wieder eingesetzt hat.

Die Entwicklung der Initiale ist eng verknüpft mit der des Buches. Es stehen daher auch hier, wie beim Buch, zwei große Gruppen einander gegenüber: die gedruckte, also mechanisch vervielfältigte Initiale einerseits, die von Hand gemalte oder gezeichnete und deshalb genau so nur ein einziges Mal vorkommende Initiale andererseits. Beide finden sich außer in Büchern auch auf Notenblättern für den liturgischen Gesang, in Urkunden und dergleichen. Als Schmuck der handgeschriebenen Notenblätter für den Kirchengesang blühte die gemalte Initiale noch zu einer Zeit, da ihr infolge der Erfindung des Druckverfahrens im Buche der Boden bereits entzogen, die mechanische Herstellung für das Notenblatt dagegen noch nicht eingeführt war.

Im Initialschmuck der Handschriftenzeit sind drei verschiedene Gattungen zu unterscheiden. Erstens die einfache Majuskel, die sich vor den übrigen Buchstaben nur durch ihre Größe und durch die Farbe auszeichnet. Dann die verzierte Majuskel. Ferner die Bildinitiale, deren Darstellung sich auf den Inhalt des Textes bezieht, den sie zu schmücken hat. An Farbenreichtum überbietet sie meistens noch die beiden anderen.

Diese Einteilung gilt auch für die gedruckten Initialen, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier oftmals solche der dritten Gruppe in die zweite hinübergeraten, indem sie nach erstmaliger Verwendung für einen bestimmten Text, auf den sie Bezug haben, hernach vom Drucker aus Sparsamkeit für Werke benutzt werden, zu deren Inhalt sie in keiner unmittelbaren Beziehung stehen.

Die von Hand gemalte Zierinitiale, deren Geschichte soweit zurückreicht, wie die des Buches selbst, ist ein Werk des Pinsels oder der Feder und als solches naturgemäß farbig, bunt. Diese Farbigkeit, die zur Zeit des romanischen Stiles eine gedämpfte bleibt, schlägt unter der Führung der Gotik immer rauschendere

Töne an, um schließlich unter Zuhilfenahme des Goldes größte Frische und Leuchtkraft zu erreichen. Die mittelalterliche Handschrift war eine bunte Kostbarkeit, ihrem ganzen Wesen und ihrer Seltenheit nach bestimmt, im feierlichen Rahmen des Kirchenchores oder im prunkvollen Fürstenzimmer als Schmuckstück zu prangen. In den Schreibstuben der Klöster entstanden, später aus den zünftigen Malstuben der Laienwelt hervorgegangen, im mühseligen Schreiberfleiße Buchstabe um Buchstabe aneinandergereiht, das edle Pergament mit prächtigen Initialen und bunten Bildern geschmückt, trägt jede solche Handschrift den Stempel des Persönlichen, besitzt sie den Reiz des nur einmal Vorhandenen.

Die Erfindung des Druckes mit beweglichen gegossenen Buchstaben, welche die Herstellung des Buches auf einen ganz anderen Boden stellte, mußte auch im Bereiche des Buchschmuckes einen Umsturz herbeiführen. Allerdings vollzog sich dieser nicht mit einem Schlag. Man war zu sehr an das farbige Satzbild gewöhnt, als daß man sogleich, aus dem neuen Verfahren die letzten Folgerungen ziehend, zum reinen Schwarzweiß-Druck übergegangen wäre. Man behielt also zunächst die Farbigkeit der Initialen bei. Auch fehlte es anfangs an passendem, im Drucke zu verwendenden Initialschmuck, so daß mit wenigen, allerdings hervorragenden Ausnahmen, die aus der Fust-Schöfferschen Druckerei in Mainz stammen (z. B. dem Psalter von 1457), die Druckwerke der ersten 25 Jahre durchweg von Hand gemalte Initialen aufweisen, die nachträglich in den dafür ausgesparten Raum eingesetzt wurden. Dann aber, im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, ging die junge Buchdruckkunst (und zwar in Augsburg zuerst) entschlossen dazu über, auch den Buchschmuck mit eigenen, ihr gemäßen Mitteln zu schaffen. Diese bot ihr der Hochschnitt in Holz oder Metall. Denn die geschnittenen Holzstöcke oder Metallplatten können in den Buchstabensatz eingefügt werden, worauf ihr Abdruck mit dem des Textes zugleich im Hochdruck-Verfahren erfolgt. Das bedeutet technisch die vollkommene Einheit des Herstellungsganges, also die größte erreichbare Einfachheit.

In Zeiten, da der Kupferstich die graphischen Künste beherrschte, so namentlich im 17. Jahrhundert, waren vielfach in Ermangelung guter Holzschnitt-Initialen in Kupfer gestochene im Gebrauch. Ihre allzu große Weichheit stimmt schlecht zu der Erscheinung des Satzbildes. Auch technisch ist ihre Verwendung zu beanstanden, da sie, auf das Tiefdruckverfahren angewiesen, beim Drucken einen doppelten Arbeitsgang nötig machen. Ein solcher liegt auch vor, wo die Initiale in zwei Farben, gewöhnlich schwarz-rot, gehalten ist.

Bis gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts steht die Zier-Initiale im Zeichen des Holzschnittes. Der Metallschnitt tritt dagegen an Bedeutung stark zurück; immerhin sind eine Anzahl Arbeiten eines der größten Meister des Buchschmuckes, Hans Holbein d. J., in dieser Technik wiedergegeben worden. Von den in Holz geschnittenen unterscheiden sie sich wenig vorteilhaft durch die Unsauberkeit und Unklarheit der Abzüge.

War die Initiale der Handschriftenzeit nach Entwurf und Ausführung das Werk ein- und desselben Meisters, so sind an der des gedruckten Buches gewöhnlich ihrer zwei beteiligt: der Zeichner und der Formenschneider. Die Rolle des letzteren ist durchaus nicht nebensächlich. Nur, wenn Begabung und Fertigkeit ihn befähigen, mit seinem Werkzeug den Absichten des schöpferischen Meisters bis in die letzten Feinheiten zu folgen, wird dessen Entwurf auch in der Uebertragung seine Schönheit bewahren. So haben die herrlichen, in Holz geschnittenen Titel-

blätter und Initialen Holbeins nicht wenig der meisterlichen Kunst des Formenschneiders Hans Lützelburger zu verdanken.

Das Wesen der Initiale wird bestimmt durch den Umstand, daß sie ihr Dasein nicht selbständig als graphisches Kleinwerk führt, sondern immer als Bestandteil eines Satzbildes. Sie ist vor allem Schmuck. Als solchem ist ihr Anpassung an das Ganze, dem sie sich einordnet, erstes Gesetz. Darum wahrt sie in ihrer Erscheinung das Gepräge des Ornamentes. Selbst da, wo die menschliche Gestalt den Gegenstand ihres Zierrates und ein biblischer oder geschichtlicher Vorgang den Inhalt des Dargestellten bildet, ist doch die Form der ornamentalen Forderung angepaßt. Das gilt wenigstens von den guten Arbeiten des 15. und 16. Jahrhunderts. Später, unter der Herrschaft des Barock, dringt die freie malerische Darstellung auch in den Initialschmuck ein. Dadurch geht in diesem das Zwingende der Erscheinung völlig verloren, und die Einheit von Buchstabenkörper und Buchstabenschmuck ist dahin. In der Blütezeit der Buchornamentik dagegen wird der Aufbau der Initiale durch den Buchstaben selbst bestimmt. Um diesen in seiner Grundform zu schützen und zu betonen, andererseits seinen festgefügten Zügen das reiche und bewegte Spiel begleitender und widerstrebender Linien entgegenzusetzen, tritt das Beiwerk hinzu.

Außer dem Formwert besitzt die gedruckte Zier-Initiale nun aber auch einen Tonwert, der im Satzbild von größter Bedeutung ist und deshalb sorgfältig abgewogen wird. Da gibt es Initialen, die hell und zart erscheinen, weil sie eine bloße Umrißzeichnung auf weißem Grunde zeigen. Ganz anders jene große Gruppe von Alphabeten, bei der die Zeichnung sich weiß von einem tiefschwarzen Grunde abhebt. Sie wirken im Satzganzen überaus frisch und kräftig. Aber dieser Vorzug wird bei etwas reichlicher Verwendung solcher Buchstaben zum Uebel, weil dadurch eine gewisse Unruhe in das Satzbild hineinkommt. Um diese durch Ausgleichen der allzu schroffen Gegensätze von Schwarz und Weiß zu vermeiden, wurden die Initialen mit punktiertem oder schraffiertem Grunde geschaffen.

Zum Schmuck der Initiale ist im Laufe der Jahrhunderte so ziemlich alles aufgeboten und herangezogen worden, was an Gestalten und Gebilden, natürlichen und phantastischen, der Formenschatz der Zeit jeweils zur Verfügung hatte. Da findet sich zunächst das kalligraphische Schnörkelwerk, dann das Schlingwerk und das Bandgeflecht, das bald als schmückende Beigabe erscheint, bald den Buchstabenkörper selber bildet. Arabesken und Moresken fügen sich zum reichen Flächenmuster. Von dem hebt sich die strenge Antiqua wie von einem kostbaren Teppich ab.

Doch den größten Anteil am Initialschmuck hat das Pflanzenreich. Seine mannigfaltigen Bildungen, bald in natürlicher Form, bald stilisiert, hier auf sich beschränkt, dort im Verein mit Delphinen und anderem Getier, mit Halbwesen und Zwittergebilden, mit Putten und Menschengestalten, ergeben meist das markige Zierstück oder die zarte Flächenausfüllung der Initiale.

In der umfangreichen Gruppe der figürlichen Initialen stehen die Kinderalphabete an erster Stelle. Sie kommen in vielen Spielarten vor und zählen zum besten, was jemals auf diesem Gebiet geschaffen wurde. Hier liefern Bibel und Heiligenlegende den Hauptstoff. Doch fehlt es auch nicht an weltlichen Darstellungen, unter diesen, seit der Renaissance, namentlich Bilder aus dem Götter- und Sagenkreise des Altertums. Spätere Zeiten führen dann noch die Allegorie und die Landschaft ein.

Der Buchschmuck und mit ihm die Initiale macht die Wandlungen der Stile getreulich mit. In seinem kleinen Reiche spiegelt sich der Entwicklungsgang der großen Kunst. Meist folgt er dieser in einigem Abstand und macht sich nur allmählich ihre Neuerungen zu eigen. Bisweilen jedoch eilt er ihr auch voraus, so in den Jahrzehnten, die der ersten Blüte der altniederländischen Tafelmalerei unmittelbar vorangehen. Eine führende Rolle spielt er bei der Verpflanzung der italienischen Renaissanceformen auf nördlichen Boden. Ihre Verbreitung in Deutschland ist recht eigentlich sein Werk. Lange ehe die deutsche Baukunst von den neuen Formen etwas wußte, hatte sich die deutsche Buchornamentik ihrer bemächtigt.

Mit dem Initialschmuck wie mit dem Buchschmuck überhaupt sind große Künstlernamen verknüpft. Dürer wie Holbein haben sich beide damit befaßt. Das war freilich noch in jenem goldenen Zeitalter der Kunst, da die Meister des Pinsels und des Stiftes es nicht unter ihrer Würde erachteten, mit ihren Gaben auch den praktischen Aufgaben des Lebens zu dienen. Das muß umsomehr anerkannt werden, als hierdurch die Schönheit in den Kreis des Alltags hineingetragen wird.

Man wird zugeben, daß diese interessante Behandlung des schwierigen Themas „Initialen" dazu angetan ist, zum Verständnis des Buchschmucks beizutragen. Damit aber wird das wünschenswerte Interesse für die Frage der Buchkultur in immer weitere Kreise getragen!

Berlin-Friedenau. P. Max Grempe.

Borromäusverein und — ‚Pumpernickel'

Auch eine literarische Gewissensfrage?

Schwarzbrot macht Wangen rot, es ist eine zwar derbe, aber bekömmliche Kost, sofern einer den gesunden Magen dafür hat. Ein Westfale entbehrt in der Fremde seinen Pumpernickel schwer; ein Fest, kommt er ihm aus der Heimat als Liebesgabe. — Bei seinem Berufe, dem Volk gesunde Geistesnahrung zu vermitteln, wird auch der Borromäusverein solche Kost sicher nicht ausschließen; es schmerzt ihn vielmehr, wenn weichliche Münder und empfindliche Mägen das kräftige Roggenbrot abweisen und statt dessen Milchwecken oder gar Konditorwaren begehren. Die Großen mit Kindernahrung zu verpäppeln, kann ihm schon gar nicht einfallen. Nun aber kommt da einer, der sich als Urwestfale fühlt und der die Welt an dem westfälischen Hausbrot genesen lassen möchte, und just der Borromäusverein erscheint ihm als der schlimmste Feind solchen Beginnens. Möchte er vielleicht noch aus landsmännischem Mitleid selbst dem, der zur Schande des ganzen Stammes „seinen Schlupfwinkel im Borromäusverein gefunden hat", in der geistigen Fremde seinen ‚Pumpernickel' zu kosten geben, — es geht nicht: „Es ist aus mit ihm, er trägt das geistliche Schnullerchen im Munde!!!" So zu lesen im Einleitungskapitel von Josef Wincklers neuem Buche ‚Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland'.[1] Wat stött he mi! Da bleibt einem wohl nichts, als im Namen des Großen-Gottes von Soest (den auch Josef Winckler für seine Rettungstat anruft) „das geistliche Schnullerchen" für eine Weile aus dem Mund zu nehmen, um vom ‚Pumpernickel' zu kosten, auf die Gefahr, daß man sich den Magen und mehr verdirbt.

Nach dem Weltgericht im ‚Irrgarten Gottes' (der Dichter sah, daß alles schlecht war), nachdem Christus als Illusionist erwiesen, sein Statthalter als Schwächling verworfen war (der Dichter sprach, und Rom war erledigt), und nachdem, auf den Trümmern der vom Dichter zerschlagenen Welt hockend, Momus das All mit seinem Hohn erfüllt hatte, da ward eine große Oede. Da sprach der Dichter bei sich: Es ist nicht gut, daß ich allein sei, und er bannte mit seiner Feder den seit langem im Münsterlande umgehenden ‚tollen Bomberg' zu lustiger Kumpanei wieder ins Leben. Und wie dort am Ende, war hier im Anfange das Gelächter. Auf dem weiten Blachfelde regten sich die Gebeine, es fuhr in sie das tolle Wesen des Lügenbarons, und es ward — „elementarer Aufbruch aller in zehnjährigem Mord unterdrückten Lebensräusche" — landauf, landab ein großer Ulk.

Da der Mensch nun aber nicht vom Lachen allein leben kann, mußte der Dichter sorgen, daß seine Kreatur auch Brot zu essen bekäme, und er schuf den ‚Pumpernickel'. Vor das Verdienst dieser Tat setzten die Unsterblichen nicht nur den Schweiß, sondern auch Entsagung und Selbstverleugnung: Viele, selbst „Geistliche hinter dem Rücken ihrer Obern", machten dem Dichter das Herz schwer und den Mund wässerig, indem sie ihm ‚Stoffe' empfahlen, die nach seinen am ‚Bomberg' so erprobten Händen riefen. Er wies all die (wie er versichert, notariell beglaubigten) verlockenden Angebote zurück und entschied sich, statt weiter den Spaßmacher abzugeben, ins Dorf seiner Kindheit, zu seinem Werden im Haus Nyland heimzukehren, zu den Wurzeln und Quellgründen seines Wesens. Es ist ihm Bedürfnis, im ‚Pumpernickel' sich seinen Landsleuten und anderen „vorerst einmal sehr gründlich vorzustellen", daß man erkenne, warum er wurde, was er

---

[1] Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt.

werden mußte: Der Dichter des ‚Irrgarten Gottes‘, des ‚Chiliastischen Pilgerzuges‘ und des ‚Tollen Bombergs‘.

Die Vorstellung ist 488 Seiten lang. Das darf einen nicht wundern, ging es doch „diesmal um Hals und Kragen“, war doch der Schauer eigener Erkenntnis auf den Leser überzuleiten, „daß wohl niemand der lebenden westfälischen Dichter aus Stammes-Blutsverwunschenheit, aus ‚Samenzucht‘ zu größerer Tradition verpflichtet steht“ wie eben er; galt es doch auch wiederum, den in geistlichen Finsternissen tappenden Volksgenius Westfalens endlich wieder ans Licht bringen zu helfen, vor allem durch jenen „saftigen Humor“ — „letzte Insel im schwarzen Westfalentümpel“ —, den „die Pfaffen uns noch nicht haben ausrotten können“, und galt es doch letzten Endes zu erweisen, daß hier ein schierer Westfale am Werk gewesen, der, aus dem klaren Volksborn wiedergeboren, seiner Heimat wahrster Volksdichter zu sein sich rühmen dürfe.

Möglich, daß wiederum, mit Winckler selbst zu reden, „hunderttausende zermarterte Seelen, verwüstete Herzen“, die beim ‚Tollen Bomberg‘ Befriedigung ihres „schier barbarischen Bedürfnisses nach Erheiterung“ suchten, jetzt heißhungrig diesen ‚Pumpernickel‘ begehren. Für den ‚Volksdichter‘ bewiese das nichts, für das Volk nichts Gutes. Mag Winckler sich noch so stark als schieren Westfalen, seine Ware noch so laut als echt westfälisch anpreisen: er ists nicht und sie ists nicht. Er gleicht dem ‚Tiöten‘ seines Heimatdorfes: in der Fremde nicht zu Haus und zu Haus fremd. Ist der Westfale derb, ist er doch nicht roh. Ist er leicht auffässig, ist er doch nicht revolutionär. Ist er freimütig, ist er doch nicht ehrfurchtslos. Ist er sicher nicht zimperlich, ist er doch nicht rüde. Er ist Freund des Döhnkens und des Scherzes selbst saftigster Art und er duldet vieles, wenn nur im Augenblick unbändiges Lachen etwaige Verfänglichkeit zudeckt, aber er gibt nicht die Sache und sich selber preis, wenn die Urgewalt des Witzes oder der Situationskomik ihn schüttelt und überwältigt. Wer ihn anders sieht, verkennt sein Grundwesen. Nicht, daß auf diesem Grunde sonst verborgen ruhender Dreck durch das Lachen aufgewühlt würde; seine scheinbare Freude am Niedrigen verrät die Kraft seiner urgesunden Natur, die es ohne Schaden verträgt, gelegentlich wie aus Rand und Band zu geraten. Ists anders, ists Entartung. Auch bei Winckler entartete der ‚Humor‘ zum Verrat an der Sache. Das ist Lachen um jeden Preis. Daß auf den ‚Irrgarten‘ der ‚Tolle Bomberg‘ folgte, war natürlich; um für ein Werk von der Idee des ‚Pumpernickels‘ sich umzubilden, reichten die zwei Jahre Tiötenferien in der Heimat noch nicht aus. So muß man aus dem Einzelnen, das gelang, sich vorzustellen suchen, was das Ganze hätte werden können, wenn nur Liebe zur Heimat und zum Volke am Werk gewesen wäre.

Albert Soergel nennt es sittliche Tat und Anfang der Erlösung, daß Winckler aus Wahrhaftigkeit seinen Zusammenbruch (im ‚Irrgarten‘) bekannte. Es war herostratische Wahrhaftigkeit und einer zügellosen Phantasie ‚Vergnügung am Ausdruck‘. Zum Zusammenbruch neigte Winckler früh. Als der Pastor in der Beichte dem ‚Lügenjöbken‘ genannten Jungen nicht glauben will, daß er nur dreimal gelogen habe, und ihm die Lossprechung versagt, rast es in ihm: „Ich glaube gar nichts mehr! Alles ist Schwindel! Religion ist Dreck!“ Und als er darauf der Mutter trotzt: „Ich pfeif' auf so 'ne dumme Wahrheit! Ich bin Dichter!“, mahnt die Mutter: „Bei der Wahrheit im Leben mußt du streng bleiben — in deinen Gedichten kannst du ja nach Herzenslust phantasieren, was du willst!“ Das hat er denn auch redlich besorgt.

Darum drängt es ihn auch so in die Nähe des artgleichen Dorfschneiders, eines Sonderlings, der verdient hätte, Leibschneider des tollen Bomberg zu sein.

Beider Ende ist gleich: Der Baron schnappt wie ein Hecht nach der ihm die Wegzehrung reichenden Priesterhand, der Schneider, um sich bei dem an die Ewigkeit mahnenden Pastor als fromm auszuweisen, stippt, weil an der Hand gichtgelähmt, mit dem Fuß ins Weihwasserbecken, sich zu segnen. Alle drei verbindet der Haß gegen die Papen; den jungen Winckler quält zudem die Angst, er könne selber noch Geistlicher werden müssen, und er atmet tief auf, als ihm am Schluß des Buches die Gewißheit wird, dieses Schicksal bleibe ihm erspart. Huh — Geistlicher! Wie beklagte sich doch der Lehrer bei Wincklers Großvater, dem Ortsvorsteher, über den Ortspfarrer und -schulinspektor: „Niemand haßt wie der Geistliche, das ist alte Erfahrung, weil ihm Persönliches und Göttliches immer durcheinander fließt! Keiner bleibt unversöhnlicher, denn in jedem steckt ein Stückchen Unfehlbarkeit . . .“ Diesen Giftstoff seines Hasses, seiner Unversöhnlichkeit knetete Winckler in den ‚Pumpernickel‘, so daß er nun zweimal durchsäuert und mit Schimmel durchsetzt ist. Auch die Mahnung seines Mentors im Kapitel ‚Die Flucht nach Rheine‘, er müsse über Landois hinaus, hat er redlich befolgt. Ob er aber auch als Volksdichter über die so verächtlich bedachten Weber und Droste-Hülshoff hinauskommt?

Einstweilen scheint er sich noch in der von Haus Nyland ihm vertrauten Rolle eines enfant terrible oder Peiaz zu gefallen. Heimatdorf und zumal Familie behandelt er überdies nach der Art des ‚hinkenden Teufels‘. Für den Kenner nimmt das Buch dadurch noch das Abstoßende eines Schlüsselromans an. „Die Wincklers konnten nie einen falschen Ton von einem echten unterscheiden“, heißt es in dem Buche. Das stimmt für diesen Winckler auch insofern, als er kein Empfinden dafür hat, was einfachster künstlerischer und menschlicher Takt zu sagen verbietet. Er prustet alles heraus, was ihm in die Kehle kommt. Aber keiner hat das Recht, gegen solche Mißhandlung des Geschmacks und Schlimmeres aufzubegehren. Der selbst als Junge am Großvater schriftlich Kritik übte, mit dem Erfolg, daß es einen Aufruhr am Familientisch und eine Petroleumexplosion gab, der selbst in ekelerregenden Szenen den Lesern das Aeußerste zumutet (wie auch Soergel sagt, der sicher nicht zu harten Urteilen neigt), und was anderen heilig, frivol antastet, — der explodiert jetzt selbst, wenn ihm ein offenes Wort gesagt wird, und Sprengstücke wie: Muckermänner, Schnüffler, Quaterköppe, frömmelnde Dilettanten . . . fliegen nur so herum (doch sie fallen, ohne Schaden anzurichten, ins ‚Heilige Meer‘ bei Wincklers Heidedorf).

Man stellt sich nun mit einem gewissen künstlerischen Behagen vor, welches Gesicht der Bischof Ketteler wohl machen würde, wenn er diesen ‚Pumpernickel‘ aus seinem geliebten Hopsten erhielte. Doch der kannte seine Tiöten, wußte, wie jene Heimatlosigkeit an ihrem Charakter fraß.

Und der Borromäusverein? Wenn der keinen gefährlicheren Gegner hat, als Josef Winckler, dann kann er getrost sich seines Lebens, Schaffens und Ansehens freuen. Gewiß, sein Name verpflichtet ihn zu besonderem Streben nach Vollkommenheit; daß er sie noch nicht erreicht hat, weiß er ohne die Kritik des Dichters als eines advocatus diaboli. Dieser scheint den alten Vorwurf gegen ihn erneuern zu wollen, der Verein sei eine geistliche Tyrannis über geduldiges Volk, dem nach engen und ängstlichen Erwägungen seine Geisteskost zugeteilt werde. Wäre es so, dann müßte man freilich um ihn oder um unser Volk in Sorge sein. Nun aber ist der Borromäusverein ein Volksverein; Volksbedürfnis schuf ihn, Volkswille erhält ihn, Volksgeist vervollkommnet ihn. Die Volksführer in ihm sind für ihr Tun und Lassen ihrem Volk und dem Herrgott, nicht aber Josef Winckler verantwortlich. Bernhard Achtermann.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Hans Rosenberg: Die Hymnen des Breviers in Urform und neuen deutschen Nachdichtungen. Zweite (Schluß-) Abteilung: Die Hymnen des Proprium Sanctorum. Mit einem Anhange: Die Hymnen und Sequenzen des Meßbuches. 1.—4. Aufl. 241 S. Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. in Halblein. M. 3,20.

Man konnte mit Recht gespannt sein, welche Augen der Neudichter der alten Hymnen im zweiten Bande seinen Kritikern zeigen würde. Nun ist er da, und seine Freunde finden ihn wohl so, wie sie ihn gewünscht und erwartet haben. Von seiner Eigenart hat er nichts aufgegeben; er ist vielmehr in noch höherem Grade er selbst. Aber er spielt jetzt um so freier mit seinen Bildern und Wortgebilden, ein Riese mit Bauklötzen. Wären wir im Mittelalter, die Leute würden vielleicht auch sagen, er habe den Teufel gezwungen mitzuarbeiten wie an den gotischen Domen. Daß da nun manch Teufelein und Frätzchen auf die Philister herablacht, ist natürlich und die helle Freude aller, die Augen haben wie er und ein rechter Frühlingssänger. Und mir kommt es gar so vor, es müsse allen, die sich seiner Kunst befreunden möchten und die Türe noch nicht finden, zu raten sein, diesen zweiten Band zuerst zu lesen. Gegenüber der Schwergeistigkeit dogmatischen Schauens, die den ersten Band hochhält, reicht der zweite uns Bilder verklärtmenschlichen Lebens in greifbar bunte Nähe. — Ich weiß nicht, ob es nur mir so geht: immerfort muß ich an Frau Gisela Baur-Nütten's herbsüße Holzschnitte denken, wenn ich lese. Wie würde sich eine „Auswahl," mit ihr zusammen als Geschenkband herausgestellt, ausnehmen? —

Trier. P. Gregor Böckeler, O. S. B.

Lichtträger im Chaos. Schriftenreihe der Essener Volkszeitung. Band I. Katholizismus und Gegenwart. Essen 1925. Verlag Fredebeul u. Koenen, 84 S. Preis 1 Mark.

Die kath. Religion als Lichtbringerin im gegenwärtigen Chaos aufzuweisen, ist der Zweck der Schriftenreihe, die die Essener Volkszeitung herauszugeben beschlossen hat. Die vorliegende erste Nummer enthält Beiträge von 6 Autoren, unter denen Seipel-Wien, Platz-Bonn, Sonnenschein und Steffes die bekanntesten sind. Von allen Beiträgen läßt sich gestehen, daß sie geschickt ausgewählt und gruppiert sind, so daß man Schreyvogels Katholizismus als Erfüllung der Gegenwart am Anfang gleichsam als führende These und Sonnenscheins Ruf der Stunde am Schluß als Ergebnis bezeichnen kann. Was sich zwischen beiden findet, verdient ernste Beachtung, vor allem der umfangreichste aller Beiträge, Steffes' Katholizismus als Einheit der Wege zu Gott. Wegen ihres apologetischen Wertes möchten wir die kleine Schrift in die wissenschaftliche Abteilung unserer Volksbüchereien eingestellt sehen.

Mainz. Prof. G. Lenhart.

Michael Kardinal Faulhaber: Deutsches Ehrgefühl und katholisches Gewissen. München 1925, Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer. M. 1,40.

Das sind nach Kardinal Faulhabers früherer Professorpraxis klare, wichtige,

herzerquickende Thesen mit kurzer, aber schlüssiger Begründung. Man fühlt sich befreit und gehoben nach der Lektüre. Es wäre nur zu wünschen, daß zuerst die akademische Jugend in diesen zwanzig Thesen Wegweiser und Leitsterne für ihr gesamtes Denken und Handeln erblickte. Dann wüßten wir die zukünftigen Führer des Volkes auf rechter Bahn, sowohl in den viel umstrittenen Fragen des deutschen Nationalgefühls, wie in Fragen des religiösen und sittlichen Lebens.

In den heute so beliebten kath. Zirkeln und Arbeitsgemeinschaften, in den kath. Studentenkorporationen müßten die Gedanken des Kardinals ausführlich erörtert und zur Richtschnur fürs praktische Handeln gemacht werden.

Mainz. Prof. G. Lenhart.

Lebensbilder

J. H. Stein: Der deutsche Heilige im Petersdom Papst Leo IX. Ein Lebensbild aus dem 11. Jahrhundert. Einführung von Andreas Kardinal Frühwirth. Mit drei Bildertafeln. 8°. VIII u. 36 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Steif brosch. M. 1,20.

Ein kurzes, aber inhaltsreiches, auf Quellenstudium beruhendes Leben dieses ebenso großen wie heiligen Reformpapstes aus dem 11. Jahrhundert. Dazu war Leo IX. einer der wenigen und zweifellos der größte der deutschen Päpste. Sein Werden, sein Priester- und Bischoftum, sein Pontifikat zeigen eine wundervolle Synthese von deutscher Entschlußkraft und deutscher Glaubensinnigkeit, die ihn als den großen Stern am düsteren Himmel der Kirche in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts erscheinen lassen. Die feinsinnige Vorrede des Kardinals Frühwirth wirkt wie eine verheißungsvolle Vorhalle zu einem kleinern, aber kunstreichen Tempel, in dem die Vorsehung dies Licht der Reinheit und der Glaubensbegeisterung in überwältigender Fülle erstrahlen läßt. Darum lesen wir die kleine Schrift, um zu erkennen, daß „Gottes Führung letzlich an kein Gesetz der Völkerbegnadung gebunden ist" (Kard. Frühwirth, Vorrede).

Mainz. Prof. G. Lenhart.

Georg Schurhammer S. J.: Der heilige Franz Xaver, der Apostel von Indien und Japan. Mit 9 Bildern und einem Kärtchen. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeben von Konstantin Kempf S. J.) 8°. XII u. 288 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 6,—.

Man liest sich leicht in dieses Xaveriusleben hinein und trennt sich schwer von ihm. Denn in durchaus fesselnder Darstellung führt uns der Verfasser ganz zwanglos und ansprechend über die Heimat des hl. Franziskus Xaverius an die Wiege und in die Werdezeit der Gesellschaft Jesu nach Paris, wo die Fäden zwischen dem hl. Ignatius und dem hl. Xaverius langsam sich spinnen, bis Xaverius als einer der jüngsten, aber auch begeistertsten in den Reihen der ersten Jesuiten steht. Allmählich erst tritt er aus der kleinen Schar hervor, um im Gehorsam gegen den Apostolischen Stuhl seinen Weg zu gehen. Es war der dornenvolle, aber gottgesegnete Apostelweg; weit, sehr weit: Ostindien und Japan mit China als weiterem, aber nicht erreichtem Ziel. Mag vielen das Apostolat des Heiligen auch aus anderen Darstellungen bekannt geworden sein, hier haben wir Leben und Wirken aus der Feder eines Mannes, der sofort bekundet, daß er in der Erforschung des Xaveriuslebens aufgeht und nach den Quellen ein zuverlässiges Bild malt, das den ganzen Seelenadel des Heiligen so wohltuend erstrahlen läßt und seinen Seeleneifer in gewinnender Weise verherrlicht. In unserer wißbe-

geisterten Zeit muß dieses Xaveriusleben in die Hände der studierenden Jugend gebracht werden und darf in keiner kath. Volksbibliothek fehlen.

Mainz. Prof. G. Lenhart.

Wendelin Meyer O.F.M.: **Im Ruf der Heiligkeit.** Leben und Wirken der gottseligen Mutter Franziska Schervier, Stifterin der armen Schwestern vom hl. Franziskus. 136 S. Franziskus-Druckerei Werl i. W. Geb. M. 1,50.

Was will der Verfasser? Gottes Gnadenwirken in einer Frau nachweisen, die ein wunderbar gesegnetes Apostolat der christlichen Barmherzigkeit ausgeübt hat. Um das zu erreichen, legt er zunächst das reine, heilige, ganz von der Barmherzigkeit gefangengenommene Leben Franziska Scherviers dar und läßt uns dann dieses Leben verstehen, begreifen durch das Bild ihrer Tugenden, deren Lichtfülle immer leuchtender erstrahlte. Da ist es selbstverständlich, daß Franziskas Person, ihre Worte, ihre Gebete, eine staunenswerte Macht über die Menschen gewann, und das beste Zeugnis dieser Macht ist Franziskas Schöpfung, die armen Schwestern vom hl. Franziskus, die als wirkliche Engel der Barmherzigkeit durch die Dach-, Keller- und Hinterhauswohnungen unserer Großstädte ziehen, um die Aermsten der Armen aufzusuchen und in ihnen Christus zu dienen. Wahrlich, wenn man so ein Buch liest — der Verfasser versteht zu schildern und ist von großer Ehrfurcht vor seiner Heldin getragen —, da denkt man bald: Auch wir Deutsche haben aus neuerer und neuester Zeit unsere Heiligen, nur tun wir nicht genug, ihre Erhebung auf die Altäre zu beschleunigen. Das verstehen Italiener und Franzosen besser als wir. Der ehrwürdigen Mutter Franziska Schervier werden ihre Töchter, die guten Franziskanerinnen, diese Ehre sicher bald erbetet haben.

Mainz. Prof. G. Lenhart.

Erziehung und Unterricht

Kurt Kesseler: Das Lebenswerk der großen Pädagogen. 3. Aufl. 200 S. Leipzig 1925, Julius Klinkhardt. Geb. M. 6,—.

Vorliegendes Buch setzt, wie der Verfasser in seinem Vorworte betont, die Kenntnis der empirischen Geschichte der Pädagogik voraus und versucht eine philosophische, nämlich ideengeschichtliche Behandlung der Pädagogik zu geben. Es übergeht die Erziehungslehre der Alten und nach einer kurzen Darlegung der mittelalterlichen Pädagogik beschäftigt es sich mit der deutschen Pädagogik der neueren Zeit. Von ausländischen Pädagogen und Philosophen werden solche behandelt, die wesentlich auf die deutsche Erziehungslehre eingewirkt haben. Dem Charakter des Werkes entspricht es, daß es sich mit manchen geistig bedeutenden Männern eingehend beschäftigt, die nur mittelbar die deutsche Erziehungslehre beeinflußt haben. Es fehlen dagegen die Namen einzelner bekannter Pädagogen, wie Trotzendorf, oder im 19. Jahrhundert Overberg. Trotz des offensichtlichen Strebens des Verfassers, vorurteilsfrei zu urteilen, wirkt die Darstellung mitunter subjektiv und kommt sein protestantischer Standpunkt zur Geltung. Die Form ist glatt und angenehm; ein gutes Verzeichnis der einschlägigen Literatur, ein Personen- und Sachregister ist beigegeben.

Bonn. Dr. Maria Birnich.

Joseph Ries: Katholische Lebensführung. Gedanken für Fortbildungsschule und Christenlehre. 8°. VIII u. 230 S. Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. M. 4,20.

Der Religionsunterricht in Fortbildungsschulen muß den altbekannten Stoff unter neuen Gesichtspunkten bieten. Dazu möchte Ries dem Religionslehrer Anleitung geben in seiner Katholischen Lebensführung. Als erfahrener Praktiker behandelt es sachkundig das weite Gebiet religiös-sittlichen Lebens. Er denkt sich als Zuhörer jugendliche Mädchen; diesen könnte sein Buch auch als Lesung in die Hand gegeben werden. Lieber aber werden vielbeschäftigte Seelsorger seine „Gedanken" (der eignen Arbeit sind sie nicht überhoben!) verwerten für den Unterricht in Fortbildungsschulen für Mädchen wie Knaben, auch wohl für Christenlehre und Standespredigten. Die neun Kapitel sind verschieden an Ausdehnung und Wert. Schwach erscheint uns das Einleitungskapitel über den Ursprung des Lebens; hier stützt sich Ries in breiten Zitaten auf naturwissenschaftliche Autoritäten. Das grundlegende Kapitel, Religiöses Leben, muß sich mit einem raschen Ueberblick begnügen. Kap. IV ist eine herzliche Anleitung zu sexueller Reinheit. Doch erscheint uns die Darstellung bei aller wohltuenden Wärme zu negativ-warnend; bei Achtzehnjährigen wäre größere Offenheit und Klarheit doch wohl Pflicht des Katecheten. Ganz auf der Höhe zeigt sich der Meister des geistlichen Lebens in dem Kernstücke des Buches, dem langen Kapitel Innerliches Leben; da bietet der greise Verfasser so etwas wie eine volkstümliche Aszetik. In die alltägliche Praxis steigt der Abschnitt über das Familienleben hinab. Die Ausführungen über volkswirtschaftliches und gesellschaftliches Leben werden grade bei den Werktätigen lebhaftes Interesse finden. Die Erklärungen über die Staatsformen (S. 178 f.) erscheinen reichlich breit; dabei sind naheliegende Fragen staatlicher Sittlichkeit, z. B. unsere Stellung zu der aus der Revolution erwachsenen Staatsform, nicht berührt. Ries weiß seine Ausführungen zu beleben durch volkstümliche Denksprüche. Mit Vorliebe zitiert er Weber, wohl rein aus dem Gedächtnisse; sonst wäre der Vers: „Ich diente, und mein Lohn ist Frieden" seines Schmelzes gewiß nicht beraubt. Auffallenderweise steht zweimal (S. 114 und 219) zitiert: „Was nützte mich das für die Ewigkeit?"

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Augustin Förster: Der Gehorsam. Seine Stellung in der Erziehung. Ein pädagogischer Beitrag zur Willensbildung. Kl. 8°. 71 S. Paderborn 1925, F. Schöningh. Kart. 1 M.

Ueber den Gehorsam etwas Neues zu sagen, ist nicht leicht. Wir müssen aber bei der Wichtigkeit des Gegenstandes schon dankbar sein, wenn uns die Ergebnisse psychologischer Forschung und pädagogischer Erfahrung in klarer Form geboten werden. Das versucht Förster in seinem Büchlein. Er scheidet den Stoff in einem mehr theoretischen Teil über die Bedeutung des Gehorsams für die Erziehung und in einen praktischen: die Pflege des Gehorsams. Leider fehlt in der anscheinend aus einem Vortrag erwachsenen Abhandlung jede hervorstechende Gliederung: keine Kapiteleinteilung, keine Ueberschriften. Schon deshalb werden vielbeschäftigte Eltern das Büchlein nicht so gern lesen. Manches wirkt auch in dieser so praktischen Frage theoretisch-gelehrt, z. B. der Satz S. 8: „Jede wissenschaftliche Beantwortung einer Frage bedeutet soviel wie ein System von Aussagen über einen Gegenstand, und zwar solche Aussagen, welche wahr sind." Selbst der zweite Teil steigt nicht genug in das tägliche Leben hinab. Lehrer werden Nutzen aus den Ausführungen des Seminardirektors ziehen; sie finden hier das ganze Erziehungswerk durch den Gehorsam erhellt und geklärt.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Joseph Könn: Saat und Ernte. Lebenskundliche Besprechungen zur Einstellung der jugendlichen Selbsterziehung auf den Familienberuf. 8°. 169 S. 3. Aufl. Einsiedeln 1925, Benziger & Co.

Könns Kunst der Behandlung junger Menschen scheint zu wachsen mit der Sprödigkeit und Verfänglichkeit des Stoffes. Welch schwere Aufgabe für den Katecheten, Kinder schon im Entlassungsunterrichte einzustellen auf ihren Familienberuf! Aber Könns lebendig-anschauliches Wort weiß das Verantwortungsgefühl der Reifenden zu wecken. „Was der Mensch sät, das wird er auch ernten"; dieses Apostelwort, das dem Buche Titel und Motto gegeben, wird Seite für Seite durch die eigne Erfahrung der in lebendiger Wechselrede zur Mitarbeit herangezogenen Kinder erläutert und erhärtet. Da tritt dem jungen Menschen so greifbar vor Augen, wie er sich selber sein Lebensglück schmieden kann und schmieden muß durch Sorge für Charakterkraft und Gesundheit (hierbei die klare und doch vorsichtig-zarte Darlegung über Geschlechtskrankheiten, S. 65 f.), für Ritterlichkeit und religiösen Sinn. Im Abschnitt über die Mischehe hat Könn sein segensvolles Büchlein: Tu es nicht! in eine Musterkatechese umgesetzt. Die Verschiedenheit im Heiligsten stellt er unter dem einprägsamen Bilde von dem Riß in einer Kirche dar (S. 94 ff.); ein Kind, das dieser Katechese gelauscht, wird sich ihrer auch im heißesten Brande der Leidenschaft erinnern müssen. Gegenüber den Gefahren verfrühter Neigungen weckt Könn warmen Familiensinn in dem reizvollen Abschnitte: das Noviziat der Familie. In dem glänzenden Schlußkapitel aber schildert er dem kindlichen Gemüte den Ehestand in geistvoller Parallele als erhabenes Priesterwirken. Gegenüber solchen Vorzügen dieser lebenskundlichen Besprechungen fallen Einzelheiten, wie zu allgemeine Fragestellung (z. B. S. 17 oben) oder die Gleichsetzung Gottfrieds von Bouillon mit dem Ritter der Schwäbischen Kunde, nicht ins Gewicht.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Joh. B. Hartmann: Aus Schule und Kinderleben. Nicht den Kindern, umsomehr den Eltern und Erziehern vom Deutschen Katechetenverein als Jubiläumsgabe dargeboten. Ausgewählt aus den fünfzig Jahrgängen der Katechetischen Blätter. Bildschmuck von Max Teschemacher. 212 S. 8°. München, Kösel-Pustet.

Für jeden denkenden Schulmann kommt einmal die Zeit, wo er aus dem Leben mehr lernt als aus Büchern. Die vorliegende Sammlung von Berichten aus dem Schulleben ist nun eben dadurch wertvoll, daß sie zeigt, wie sich das Leben in die Katechese hineinprojiziert, oder umgekehrt: wie die Katechese unerwartete Beziehungen des Kindes zum Alltag aufdeckt. Leuten, denen die verstaubte Schulweisheit den Atem versetzt hat, wird das Büchlein nicht viel sagen; aber gebildeten Eltern und vorab psychologisch angeregten Erziehern werden viele der dargebotenen Tatsachen ein bedeutsamer Erlebnisspiegel sein, dessen Reflex die ganze Erziehungsarbeit wohltätig durchleuchten kann. Es scheint mir indes wünschenswert, daß bei einer Neuauflage wenigstens im Blattweiser die Fundstellen genau bezeichnet werden, zumal manche Erzählung dieses Buches bereits in den Schwarm der Wanderanekdoten übergetreten ist.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Handbücher des Wissens

Der kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. Erster Halbband A bis K. 8°. 752 S. Freiburg i. Br. 1925, Verlagsbuchhandlung Herder und Co. Preis in Leinenband M. 15,—, in Halbfranzband M. 20,—.

Das Nachschlagebuch ‚Der kleine Herder' bietet bei einem handlichen Format eine große Fülle von Material. Zahlreiche Karten und gute Abbildungen wie Porträts, Darstellungen aus dem Gebiete der Kunst, Technik, Geographie, Zoologie, Botanik und Geologie gestalten das kleine Werk sehr anschaulich. Es berücksichtigt alles Wissenswerte bis in die neueste Zeit. Wir nennen z. B. die kurze, treffende Darstellung des Flugwesens. Politisch bringt es bereits die Ernennung Hindenburgs zum Reichspräsidenten und orientiert gut über Europas Umgestaltung durch den Weltkrieg. Gebiete aus dem rein praktischen und täglichen Leben sind nicht vernachlässigt. Bei dem vielen Wissenswerten, das gebracht wird, vermißte ich bei einzelnen Stichproben die Namen des mittelalterlichen Gelehrten Roger Baco, des niederländischen Dichters Isaac da Costa, des Freundes Goethes Johann Christian Kestner. Ferner hätte das beliebte Dichtwerk des Mittelalters die Kaiserchronik erwähnt und hätten die Begriffe Entelechie, Formalismus, Hylozoismus erklärt werden können. Diese kleinen Lücken beeinträchtigen jedoch nicht wesentlich den Gesamtwert des Werkes. Der kleine Herder wird dem Ziele gerecht, das er sich gesetzt hat, und wird als bewährtes Nachschlagebuch „über alles für alle" sich mit Recht viele Freunde erwerben.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Der kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Bande. Lieferung 1 (A-Bol) S. 1—80, Lieferung 2 (Bol-Dru) S. 80—160. Leipzig 1925, Verlag F. A. Brockhaus. In 10 Lieferungen. Preis I. Lieferungsausg. a) zu ermäßigtem Subskriptionspreis jede Lieferung M. 1,90; b) nach Subskriptionsschluß jede Lieferung M. 2,10. (Preiserhöhung vorbehalten.) II. Bandausgabe: a) zu ermäßigtem Subskriptionspreis in Halbleinen M. 21,—, in Halbfranz. M. 28,—, b) nach Subskriptionsschluß (Preiserhöhung vorbehalten) in Halbleinen M. 23,—, in Halbfranz. M. 30,—.

Ein charakteristischer Vorzug des kleinen Brockhaus ist die Prägnanz seiner Erklärungen. Einzelne Stichproben in den beiden ersten Lieferungen ergaben ferner eine anerkennungswerte Vollständigkeit auf den verschiedensten Gebieten. Es sei erwähnt die gute Orientierung über das wirtschaftliche, kaufmännische und techniche Leben der jüngsten Zeit. Interessant ist z. B. das Diagramm betreffend die Arbeitslosigkeit in den letzten Jahren, gut die Einführung in die Buchführung, ferner die Artikel über Dampfkessel und Dampfmaschinen, denen verschiedene Abbildungen und zwei Tafeln dienen. Unter den zahlreichen Abbildungen, Karten, Tafeln und Tabellen, die den ‚kleinen Brockhaus' ausstatten, seien bei den zwei ersten Lieferungen noch hervorgehoben die Karten über Baukunst, Bergbau, Nahrungsmittel. Bei einzelnen Stichproben vermißte ich „Abderiten", ferner die Namen des französischen Ministerpräsidenten Emile Combes und des Kardinalstaatssekretärs Pius VII., Kardinals Consalvi. Die Erklärung unter dem Stichwort „Altkatholiken" ist anfechtbar, da die Unfehlbarkeit des Papstes auf dem vatikanischen Konzil nicht „beschlossen", sondern definiert wurde. Alles in allem wird der kleine Brockhaus nach den beiden ersten Lieferungen zu urteilen in aner-

kennenswerter Weise der schwierigen Aufgabe gerecht, in unserer schnellebigen Zeit klar, kurz und möglichst vollständig über alles Wissenswerte Aufschluß zu geben.

Bonn. Dr. Maria Birnich.

Geschichte

Ekkeharts IV. Casus Sancti Galli. Uebersetzt von G. Meyer von Knonau. 2. Auflage, besorgt von Placid Bütler. (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, zweite Gesamtausgabe, Bd. 38.) LII, 325 S. 8°. Leipzig 1925, Dyksche Buchhandlung. Geh. M. 10,—, geb. M. 12,—.

Das vorliegende Buch ist weder ein Annalenwerk, noch eine Chronik, es gibt uns überhaupt keine zusammenhängende Zeitgeschichte. Ein gelehrter Mönch des 11. Jahrhunderts, der das Waltharilied in der Ueberarbeitung einer früheren Fassung uns übermachte, schildert in losem Zusammenhange die Zustände der berühmten Reichsabtei St. Gallen am Ende des 9. Jahrhnuderts und im 10. Jahrhundert nach der Ueberlieferung seiner Mitbrüder in bestimmt hervortretender Tendenz. Er gibt mehr ein äußeres als ein inneres Bild des Klosters, mit der Absicht, Zucht und Leben der Mönche in seiner und der früheren Zeit in hellstem Lichte erstrahlen zu lassen. Die gegensätzliche Auffassung gegenüber den von den Moselklöstern und den Cluniazensern her eindringenden Reformen tritt im Buche selbst wie in seinen Fortsetzungen, die in trefflich gewählten Auszügen als Anhang beigegeben sind, scharf hervor, ebenso die Parteinahme für den Kaiser in den kirchenpolitischen Kämpfen. Es ist dankenswert, daß diesem Werke, das nicht in die große Sammlung der Monumenta Germaniae historica Aufnahme gefunden hat, in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit" eine Uebersetzung zuteil geworden ist. Hauptquelle zu Scheffels Ekkehart, bringt das Buch uns vor allem auch die in der deutschen Literatur- und Kunstgeschichte jener Zeit rühmlichst bekannten Gestalten von Männern wie Ratpert, Notker, Tutilo, der Ekkeharte, der Aebte Salomon, Engilbert und Burkhart nahe. Die höchst lehrreiche Einleitung gibt eine wertvolle Erläuterung der Bedeutung des Werkes. Die zahlreichen erklärenden Zusätze und Berichtigungen, die von großer Sachkenntnis, liebevollem Einfühlen in den Gegenstand und von äußerster Sorgfalt des Herausgebers zeugen, vermitteln dem Leser erst das rechte Verständnis für das trotz seiner Mängel doch höchst lesenswerte Werk. Da im Texte so viele Baulichkeiten des Klosters erwähnt werden, wäre die Beigabe des berühmten Planes der ganzen Anlage des Klosters St. Gallen vom Jahre 820 überaus wünschenswert. Es dürfte auch zu erwägen sein, ob nicht einige allzu weitschweifige Stellen in kürzerem Zusammenhang wiederzugeben seien, und ob nicht manches Anstößige besser im lateinischen Urtexte etwa als Anhang gebracht würde. Das Buch könnte damit einem erweiterten Leserkreise, besonders auch der heranwachsenden, geschichtlich interessierten Jugend, zugänglich gemacht werden.

Siegburg. Prof. Dr. W. Felten.

Ludwig von Pastor: Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. Mit 113 Abbildungen und einem Plan. 4.—6., verbesserte und vermehrte Auflage. Lex.-8°. XVI u. 132 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinw. M. 8,80.

Pastor ‚Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance' bietet einen Ausschnitt aus dem sechsten Band von des Verfassers Monumentalwerk ‚Geschichte der Päpste'. Zahlreiche treffliche Abbildungen heben in vorliegendem Buche noch die Anschaulichkeit der Darstellung. Auf Grund von zeitgenössischen Berichten, Zeich-

nungen und Stichen wird ein Bild der Stadt Rom zu Ende der Renaissanceepoche entworfen. Der Verfasser wurde zu seinem Werke durch die Umwandlung angeregt, die Rom nach 1870 durchmachte, und die noch fortdauert. So bedeutet das vorliegende Buch ein Denkmal der Pietät für die Vergangenheit und ein Schutzruf für die Zukunft. Die Freunde der ewigen Stadt sowie alle, die Interesse für Geschichte und Kunst haben, werden Pastor für seine Gabe Dank wissen.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Literaturwissenschaft

Niedersachsenbuch 1926. 10. Jahrg. Verantwortlich geleitet von A. Janssen. Zahlreiche Bilder. 186 S. Hamburg, R. Hermes-Verlag. Halbl. M. 4,—.

In diesem Jahre erscheint das altvertraute und allmählich für jeden, der sich praktisch oder wissenschaftlich mit dem niederdeutschen Volkstum, besonders mit dem niederdeutschen Schrifttum beschäftigt, unentbehrlich gewordene Jahrbuch in einem noch stattlicheren Gewande als sonst. Sein erster Teil („Aufsätze zur niederdeutschen Kultur“) steht diesmal ganz im Dienste eines leitenden Gedankens, der schöpferischen und aufbauenden Kräfte, die im niederdeutschen Volkstum und Heimatboden wurzeln und noch nicht hinreichend erkannt sind und genutzt werden. Der zweite Abschnitt bringt wieder reiche Proben der zeitgenössischen niederdeutschen Dichtung. Die kleinere, aber die Eigenart und Bedeutung des Jahrbuches ausmachende Hälfte enthält den „Niederdeutschen Kürschner“: eine eingehende Schau über die Toten und Jubilare des Jahres, über die ein sonst oft schwer erreichbarer Stoff in willkommener Weise hier zusammengetragen worden ist, dann eine Liste niederdeutscher Dichter und Schriftsteller, niederdeutscher Uraufführungen, Vereine, Bühnen und „Speeldeelen,“ schließlich eine umfangreiche, nach Inhaltsgebieten geordnete „Niederdeutsche literarische Jahresrundschau“.

Münster a. Stein. Prof. F. Wippermann.

Tilly Lindner: Die Alpenschilderung bei den deutschen Dichtern und Erzählern. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Alpen-Dichtung. 75. S. München, Verlag Kösel & Pustet.

Die Studien, die der Verfasser s. Zt. im Jhrg. 14 der Bücherwelt schrieb, erscheinen hier etwas erweitert und verändert im Gewande eines schmucken Büchleins. M. W. ist es bis jetzt der erste und einzige Versuch, eine zusammenhängende Darstellung der deutschen Alpendichtung in Vers und Prosa zu geben. Die großzügige Arbeit, die bei diesem Umfang selbstverständlich nicht erschöpfend sein kann, wird durch ihre geistreiche Auffassung und ihren glänzenden Stil den Literaturkenner sicher fesseln.

Dettlingen. Pfr. H. Herz.

Naturkunde

Weltentwicklung und Welteislehre. Beiträge von C. Hoffmeister, Prof. Dr. Hummel, Prof. Dr. Kienle, Prof. Dr. Kühl, Prof. Dr. Nölke. Herausgegeben vom Bund der Sternfreunde durch R. Henseling. Mit 35 Abbildungen im Text und auf Kunstdrucktafeln. kl. 8°. 218 Seiten. Verlag: Die Sterne, Potsdam 1925.

Daß Wasser und Eis die Hauptrolle spielen sollen in der Entwicklung des Weltsystems, ist eine mit mehr Phantasie und Begeisterung als mit wissenschaftlicher Begründung vorgetragene Anschauung der letzten Jahre. Alle Zweige der Wissen-

schaft, mit denen sie in Berührung kommen muß, lehnen sie ab, aber das ficht ihre Vertreter nicht an, denn: schon oft wurden neue Erkenntnisse von der zünftigen Wissenschaft nicht verstanden. Das vorliegende Buch will nun nicht eine bloße Widerlegung der Welteislehre sein, sondern übt auch Kritik an anderen Weltbildungslehren und sucht zu zeigen, wie die Entwicklungsbahn möglicherweise verlaufen ist. Sicheres läßt sich hier freilich nicht viel sagen, aber es läßt sich zeigen, daß so viele mehr oder weniger phantasievoll ausgestattete Anschauungen über Weltbildung mit den Tatsachen der Mechanik, Physik und anderen Wissenszweigen im Widerspruch stehen. Dadurch führt das Buch den ernsten Leser zugleich ein in die Kenntnis von vielen schönen Ergebnissen rastloser Forschung. Einige mathematische Formeln und physikalische Gesetze müssen die Verfasser dabei freilich voraussetzen, geben sich aber Mühe, sie dem Leser, der sie vergessen haben sollte, wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Adolf Kistner: Der Feinaufbau der Materie. (Wissen und Wirken. Bd. 6/7.) 125 S. Karlsruhe 1923, G. Braun.

„Kein ‚kleines Lehrbuch' und erst recht kein Lehrbuchauszug; das heißt aber: keine Stoffanhäufung, kein Streben nach Vollständigkeit und gleichmäßiger Behandlung, sondern klare Strichführung und zweckmäßige Auswahl des Erforderlichen. Lieber gutgestellte Fragen, als ungenügend durchschaute Anworten." Dieses Programm der Sammlung ‚Wissen und Wirken' muß man sich bei Bewertung des vorliegenden Büchleins vor Augen halten, um ihm gerecht zu werden. Kistner bietet uns eine klar geschriebene gute Einführung in unser heutiges Wissen vom Aufbau der Materie. In kurzen Abschnitten wird in schneller Aufeinanderfolge gezeigt, was wir über diesen Gegenstand wissen, und wie die physikalische und chemische Forschung zu den heutigen Vorstellungen über die Elektronenwelt der Atome gelangt ist. Zur Aufdeckung der inneren Zusammenhänge der Einzelfragen wird das geschichtliche Werden der Anschauungen überall berücksichtigt, wodurch sich für den Nichtfachmann die richtunggebenden Fragen und Wege zu ihrer Lösung scharf herausheben. Auf die Schwierigkeiten, die sich auf dem Wege vom Experimente zu den theoretischen Schlußfolgerungen aufdrängen, verfehlt K. nicht hinzuweisen, versteht es aber, unter Verzicht auf mathematische Formeln und Fachausdrücke seine Ausführungen durch Vergleiche und Bilder klar und verständlich zu gestalten.

Unzulässig ist jedoch der Vergleich der Umbildung „unserer buntmannigfaltigen Stoffwelt" mit der Entwicklung der Lebewesen (S. 113). Umbildung ist nicht dasselbe wie planmäßige Entwicklung. Es empfiehlt sich, die Begriffe scharf auseinander zu halten, wenn man dabei auch auf liebgewonnene Gedankengänge verzichten muß.

Zum Schlusse verurteilt K. mit Recht das Wiederaufleben der Alchemie. „Wer wahrhaft historisch zu denken vermag und unbefangen zusieht, weiß, wie der Alchemistenglaube früherer und heutiger Zeiten einzuschätzen ist, auch vom Standpunkt unserer augenblicklichen Kenntnis vom Aufbau der Materie.

Das Büchlein ist vortrefflich geeignet, auch ‚Laien' einen tieferen Einblick in den Feinaufbau der Materie zu ermöglichen. Für die, welche weiter in den Gegenstand eindringen wollen, ist die Literatur eingehend und zweckentsprechend gewürdigt. Eine Einteilung des sich schnell aufeinander drängenden Stoffes in Kapitel statt

Abschnitte würde der Schrift von Vorteil sein und dem Leser einige Ruhepunkte in der Verarbeitung der nicht leichten Materie bieten.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim, O.F.M.

Hans André: Der Wesensunterschied von Pflanze, Tier und Mensch. Eine moderne Darstellung der Lebensstufen im Geiste Thomas' von Aquins. 8°. 76 S. Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt. Geb. M. 1,80.

Daß zwischen Pflanze, Tier und Mensch nicht bloß ein Unterschied in der allmählich gesteigerten Verfeinerung und Komplizierung des körperlichen Aufbaues ist, sondern daß ein derartiger Unterschied besteht, daß aus den Anlagen des Niederen, auch durch weitestgehende Ausbildung und Verknüpfung derselben, niemals das Höhere werden kann, ist Lehre der aristotelisch-scholastischen Philosophie, wird aber von der heutigen Naturwissenschaft, besonders unter dem Einfluß des überspannten Entwicklungsgedankens meist abgelehnt. Diesen Wesensunterschied sucht André nachzuweisen, gestützt auf die Ergebnisse neuzeitlicher Naturforschung. Dabei ist aber immer nur die Rede von den hochentwickelten Formen aus Tier- und Pflanzenreich. Die Frage, ob es niedere Lebensformen gibt, bei welchen man nicht entscheiden kann, ob sie Tiere oder Pflanzen sind, wird nicht erwähnt. Das Verständnis dieser Schrift, wie auch der folgenden, setzt außer naturwissenschaftlichen Kenntnissen auch eine gewisse Schulung im philosophischen Denken voraus.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

E. Dennert: Natur-Idyllen. Mit 8 Bildern von G. Kunze. Zweite, vermehrte Auflage. Godesberg, Naturwissenschaftlicher Verlag. Abteilung des Keplerbundes. 4°. 96 S. Geb. M. 3,60.

Mitleben und Mitfühlen mit Tieren und Pflanzen und auf ihre Stimme zu lauschen, ist eine Quelle reichen Genusses für den naiven Naturbetrachter. Dennert versteht es vorzüglich, zu dieser Naturbeschauung anzuleiten. Kritikern, die vielleicht meinen möchten, er sei zu gefühlvoll an die Natur herangetreten, hält er als Motto seines Buches ein Wort Jean Pauls entgegen: „Wer nicht zuweilen zu viel und zu weich empfindet, der empfindet gewiß immer zu wenig". Sehr gut sind auch die beigegebenen acht Bildern nach Auswahl des Gegenstandes und nach Zeichnung. Für alle Volksbibliotheken geeignet und empfehlenswert.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

K. G. Volk: Geologisches Wanderbuch. Eine Einführung in die Geologie an Bildern deutscher Charakterlandschaften. Teubners Naturw. Bibliothek 6 u. 7. Kl. 8°. Zwei Bände. I. Bd. 1921, 264 S. II. Bd. 1923, 266 S. Leipzig und Berlin, Teubner.

Es ist eine vielfach beklagte Tatsache, daß bei dem ausgedehnten Wandern unserer Tage leider meist recht wenig herauskommt für die Ausbildung des Natursinnes und die Vertiefung der Naturfreude. Der unruhige Mensch unserer Zeit kann nicht mehr Rast machen im Wald, auf der Wiese, am rinnenden Bach, am ragenden Felsen, um zu lesen, was Gottes Schöpferhand ihm dort aufgezeichnet hat. Und es ist des Schönen und Wunderbaren so viel! Das Geologische Wanderbuch von Volk sollte daher recht weite Verbreitung finden bei unseren jugendlichen Wanderern, denn hier können sie lernen, nicht unbekümmert um all das, was die Natur ihnen sagen könnte, durch Gottes weite Schöpfung zu gehen, sondern sie zu beobachten und an ihr eine reiche Freudenquelle zu finden. Der Untertitel des

Buches hat seine volle Berechtigung: Wissenschaftlichkeit und gefällige, klare Darstellung sind hier im Bunde, um das Ziel zu erreichen.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Alfred Berg: Geographisches Wanderbuch. (Teubners Naturwissenschaftliche Bibliothek 23). 300 S. Leipzig-Berlin 1918, Teubner.

Das Buch will Anregung und Anweisung geben zu naturkundlichen und geographischen Betrachtungen auf den Wanderungen unserer Jugend. Es bietet aber auch Anleitung, eine Reihe einfacher Instrumente selbst anzufertigen und zu handhaben. Für geographisch interessierte Wanderer bietet das Buch in faßbarer Form viel Wissenswertes, z. B.: über Wegeaufnahmen, Wanderkarten, Formen der heimatlichen Landschaft, Gewässer, Talsperren, Wetterkunde, Pflanzen und Tiere und über den Menschen und seine Siedlung, Sprache, über Sitte und Tracht.

Münster i. W. P. Ignatius Frisse, O. F. M.

F. Lampe: Große Geographen. Bilder aus der Geschichte der Erdkunde. Teubners Naturw. Bibliothek 28. Kl. 8°. 287 S. Leipzig u. Berlin 1915, Teubner.

Den großen Forschungsreisenden, die uns unter unsagbaren Gefahren und Opfern mit unserer Heimat Erde im Laufe der Jahrhunderte bekannt gemacht haben, auf ihren Landreisen und Meeresfahrten zu folgen, ist gewiß etwas Erhebendes, besonders auch für unsere Jugend. Leider ist der Verfasser, der es versteht, angenehm und packend zu schildern und zu erzählen, außerordentlich befangen und ungerecht im Urteil über Kirchenväter, Kirche, Mittelalter. Wir können daher das sonst recht schöne Buch unseren katholischen Volksbibliotheken nicht empfehlen.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Länder- und Völkerkunde

Alfred Schachtzabel: Im Hochland von Angola. Studienreise durch den Süden Portugiesisch-Westafrikas. Mit 23 Bildtafeln, 40 Textbildern und 3 Landkarten. 192 S. Dresden 1923, Deutsche Buchwerkstätten.

Der Verfasser ist Kustos am Staatlichen Museum für Völkerkunde in Berlin. Während der Jahre 1913/14 unternahm er für das Museum eine Forschungsreise nach Angola, die im vorliegenden Buche geschildert wird. Das Werk will die gewonnenen völkerkundlichen Erkenntnisse wissenschaftlich zuverlässig weiteren Kreisen darbieten. Für ethnologisch oder geographisch interessierte Leser ist das Buch gewiß sehr wertvoll. Daß aber solche Bücher — ich spreche hier allgemein — ohne j e d e Einschränkung für j e d e Volksbibliothek geeignet sind, kann man wohl nicht behaupten. Ich denke da an die Darstellung der geschlechtlichen Volkssitten. Sehr angenehm empfindet man das anerkennende Urteil über die Missionsarbeit der Väter vom Hl. Geist in Angola.

Münster i. W. P. Ignatius Frisse, O. F. M.

Friedrich Burger: Unter den Kannibalen der Südsee. Studienreise durch die Melanesische Inselwelt. Mit 34 Bildtafeln, 1 Landkarte und mehreren Kartenskizzen. 232 S. Dresden 1923, Deutsche Buchwerkstätten.

Das Buch berichtet über die ethnologische Studienreise, die der Verfasser 1911/12 im Auftrage des Stuttgarter Lindenmuseums nach der Südsee machte. Von Singapore über Holländisch-Indien und Neu-Guinea werden wir nach Australien geführt. Leben und Treiben der verschiedenen Menschengruppen wird uns in lebendiger Weise geschildert. Wir lernen so Europäer, Chinesen, Malayen, Papua

und Australier kennen. Der größte Teil des Buches ist den Stämmen unserer alten Kolonien in Neu-Guinea und auf den Nachbarinseln gewidmet. Insofern hält das Buch auch die Erinnerung an unsere Kolonialherrlichkeit wach.

Münster i. W. P. Ignatius Frisse, O. F. M.

Theodor Herzog: Bergfahrten in Südamerika. Mit 12 Kupfertiefdrucken, 32 Tafeln auf Kunstdruckpapier, 3 Karten. 212 S. Stuttgart 1925, Strecker und Schröder.

Dieses prächtige Buch gibt Schilderungen von den Bergfahrten, die der Verfasser 1907/08 und 1911 in Bolivien und im Grenzgebiet zwischen Chile und Argentinien unternahm. Es ist ebenso fesselnd geschrieben wie des Verfassers herrliches Werk „Vom Urwald zu den Gletschern der Kordilleren" und verdient deshalb auch die wärmste Empfehlung.

Münster i. W. P. Ignatius Frisse, O. F. M.

A. D. Mordtmann d. A.: Anatolien. Skizzen und Reisebriefe aus Kleinasien (1850 bis 1859). Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Franz Babinger. XXXIV, 591 S. 8°. Hannover 1925, Heinz Lafaire. Brosch. M. 15,—.

Der Berliner außerordentliche Professor für Islamkunde, Franz Babinger, macht in diesem Buche die Reisebriefe Andreas David Mordtmanns weiteren Kreisen zugänglich. Sie erschienen seinerzeit in der Zeitschrift „Das Ausland", wo sie, der Vergessenheit anheimgegeben, vergraben lagen. Mordtmann, der seit dem 35. Lebensjahre in Konstantinopel ansässig war, schildert hier seine Reisen durch Nord- und West-Kleinasien in den Jahren 1850—59. Zwar war er kein zünftiger Gelehrter — zuerst Kanzlist, später Geschäftsträger der Hansestädte bei der Hohen Pforte, trat er beim Uebergange der Vertretung der Hansestädte an Preußen in den türkischen Staatsdienst —, aber er war wie kein zweiter mit der Türkei, seiner zweiten Heimat, vertraut, besonders was die antike und mittelalterliche Topographie Kleinasiens anbetrifft. Einfach und schlicht ist seine Schilderung, er verschmäht es, sich „mit dem ganzen Apparat gelehrter Zitate in allen denkbaren Sprachen zu behängen," er weiß mit spitzen und sarkastischen Worten irgendwelche Mißstände zu geißeln, die er antrifft. — Babinger schickt in dankenswerter Weise eine Biobibliographie mit Bildnis dieses verdienten Reisenden seiner Ausgabe voraus.

Bonn. Dr. W. Heffening.

Josef Weingartner: Burgenfahrten. Wanderungen jenseits des Brenners. 265 S. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia.

In den Burgenfahrten knüpft der Verfasser an persönliche Erlebnisse und Eindrücke an. In leichter, fesselnder Form und mit gründlicher Sachkenntnis macht er den Leser mit Bauart und Geschichte der Südtiroler Burgen und den darauf hausenden Geschlechtern bekannt. Zahlreiche hübsche Textillustrationen erhöhen den Reiz des Büchleins.

Bonn. Dr. Maria Birnich.

Schöne Literatur

Josef Hofmann: Der Schirmherr von Vierzehnheiligen. Ein fränkischer Heimatsroman aus der Reformationszeit. Regensburg 1925, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Tendenzromane müssen schon ganz hervorragend geschrieben sein, wenn sie im Leser innere Befriedigung auslösen sollen. Der Verfasser vom „Schirmherr von

Vierzehnheiligen“ hat wohl die besten Absichten, auch ist die Tendenz keineswegs unangenehm aufdringlich oder gar unwahr, er verteilt Licht und Schatten auf beiden Seiten, wird auch dem Gegner gerecht und gibt die traurigen Tatsachen der Vorreformationszeit bei Papst, Bischöfen und Priestern zu (der Roman spielt nämlich zur Zeit des Auftretens Luthers und will das Ringen eines treuen Mannes für seine katholische Ueberzeugung dartun), aber der Stoff ist zu gewaltig für das Talent des Schriftstellers; es fehlt ihm die gestaltende Kraft des Dichters, der das Vielerlei des Gesamtstoffes zu einer straffen Einheit zusammenschweißt. Ein „Roman“ ist es — trotz der vorkommenden Liebesverhältnisse — auch nicht. Warum überhaupt es „Roman“ nennen? „Erzählung“ wäre richtiger gewesen und es würde das Urteil weniger ablehnend sein. Unwillkürlich denkt man an den „Ritter Hager“ von Meinhold, der doch auch ein Tendenzroman ist und dasselbe Thema behandelt, aber gerade durch diesen Vergleich fallen die Schwächen des Buches noch mehr ins Gewicht, besonders wenn man bedenkt, mit welcher Geschicklichkeit dort die katholischen Lehren gegenüber den Neuerungen Luthers verteidigt werden. Das kann man z. B. von der Verteidigung der Beichte durch den Domherrn (S. 17) nicht sagen, auch wenn danach gesagt wird, daß „tiefes Schweigen dieser glänzenden (?) Ausführung folgte“. Der Dichter versucht durch altmodische Ausdrücke seiner Erzählung ein gewisses Zeitkolorit zu geben, aber öfters wird dem Leser durch moderne Ausdrücke (z. B. Luftkurort, die Titel der Staffelsteiner u. a.) die Illusion wieder zerstört; auch die Rheinbegeisterung ist zwar aktuell, aber sie wirkt doch stark anachronistisch. Soll man wegen dieser Beanstandungen das Buch ablehnen? Sicherlich nicht! In seiner Art ist es ein gutes Buch, das gewiß besonders bei Durchschnittslesern von bester Wirkung sein wird. Gerade seine religiöse Wärme und die immer wieder betonte Liebe zur Heimat sind zwei Eigenschaften des Buches, die es zu einem guten Lesestoff im obigen Sinne machen.

Richard Knies: Die Herlishöfer und ihr Pfarrer. Mainz 1925, Matth. Grünewald-Verlag, Auslieferung bei H. Rauch in Wiesbaden. Lwd. M. 5,—.

Ich habe lange kein Buch gelesen, das mir so gut gefallen hätte, wie Richard Knies' Dorfroman „Die Herlishofer und ihr Pfarrer“ und daran schuld ist der goldene, gesunde Humor, der im ganzen Buch, ich möchte fast sagen, aus jeder Zeile lacht. Selbst da, wo die Erzählung ernste Töne anschlägt, blinzelt das eine Auge sicher noch etwas schalkhaft. An manchen Stellen ist die Situation, oder besser ihre Darstellung durch den Dichter so drollig, daß man herzlich und laut lachen muß. Dabei werden nicht etwa ganz bizarre Dinge herangezogen, sondern die lauterste Wirklichkeit. Wer mit Pfarrverhältnissen auf dem Lande bekannt ist, der hat den Eindruck, daß hier Dinge erzählt werden, wie sie wirklich vorkommen. So schildert er die Dinge, so gibt er die Charakteristik seiner „Helden“, die alles andere, nur keine Helden sind, sondern Menschen mit ihren guten aber auch schwachen Seiten; so der Pfarrer, dem seine Schalkheit und Spottlust einen bösen Streich spielt, der ihm und seiner Seelsorge zum Verhängnis wird; selbst der Bischof ist uns menschlich nahe gebracht; erst recht seine Bauerngestalten, besonders der „Hannjerri“, der Hauptgegner des Pfarrers. Was wohl hier am besten wirkt, ist die Darstellung der allmählichen psychologischen Läuterung, sowohl beim Pfarrer als auch bei seinem Gegner; beide werden schließlich beste Freunde. Eins habe ich dem Dichter nicht geglaubt, daß die Konfratres dem Pfarrer gram sind und ihn mit mißtrauischen Augen betrachten, weil

er Wirtschaftslehre studiert und sie bei ihm Schriften und Bücher aus dem gegnerischen Lager sehen. Heutzutage liest fast jeder Geistliche auch auf dem Lande, erst recht in Rheinhessen solche Zeitungen und Schriften. Da könnten sich Andersdenkende am kath. Klerus ein Beispiel nehmen, dann würde der Grundsatz: „Catholica non leguntur" bald eine Milderung erfahren. Ansonst: Reife Leser werden das schöne Buch mit wirklichem Genuß lesen; für solche kann es in unsere Bibliotheken eingestellt werden.

Leo von Meyenburg: Der Hagestolz. Roman. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co. Ganzleinen M. 8,—.

Romanische Rasse und germanisches Wesen treten in diesem Roman in Gegensatz. Zwischen beiden bewegt sich die einsame Vornehmheit und Zwiespältigkeit eines Aristokraten und Aestheten. Dieser „Hagestolz" ist getrieben von einer unsagbaren Sehnsucht nach Ausgleich aller Gegensätze, die sich seinem Leben aufdrängen. Er fühlt sich angezogen von einer Dora, flieht aber vor der mondänen Kulturlosigkeit, die ihr als der Tochter eines reichgewordenen Parvenüs anhaftet. Aus seiner Einsamkeit weckt ihn wohl die französisch-zierliche Anmut einer Louise, die ihn eine Zeitlang ablenken, aber nicht zu fesseln, erst recht nicht sein Sehnen zu stillen vermag. Da trifft er nach langen Jahren seine Jugendfreundin Clarisse, die ihm mit ihrer zart-herben Innerlichkeit und mystischen Treue der erhabenste Ausdruck germanischen Wesens ist. Die Liebe zu ihr wird ihm zur Offenbarung der „absoluten (?) Schönheit" und „Menschwerdung seiner verborgenen Sehnsucht". Irdisch ist sie ihm nicht mehr erreichbar; nachdem sie ihm 25 Jahre die Treue gehalten und auf sein Wort gewartet hat, hat sie sich verheiratet. Sie ist ihm zu gut, um sie zur Geliebten zur erniedrigen, wie ihm ein loser Landsmann rät. Er findet sich philosophisch mit seinem Geschick ab: sie soll ihm sein „poetisches Ideal sein, das in ihm alle Eigenschaften hemmungslos zur Entfaltung bringen soll". In der Entfaltung, Entwicklung und Gestaltung seiner Materie zeigt sich Meyenburg als ein Dichter, dessen Talent über den Durchschnitt hinausgeht. Dabei hat er die Kraft, lebendig zu machen, was uns leblos erscheint, und wenn er schildert, dann zeigt er sich als ganzer Dichter. Seiner elsässischen Heimat wird er ein begeisterter Sänger, so daß das Ganze wie ein Hymnus auf deutsches Land, deutsches Wesen und deutsche Innerlichkeit und Treue ausklingt. Sein Humor ist hie und da mit einem Tropfen bitterer Ironie, ja an einzelnen Stellen mit etwas Frivolität gemischt. Tun und Reden seiner Person zeigen, daß seine Weltanschauung nicht die christliche ist. Ihre sittliche Aufführung steht mit der christlichen Auffassung oft in direktem Gegensatz. Indes das alles gehört mit hinein in das Bild des neuen Europa und ist zudem nicht aufdringlich gegeben; so ist z. B. die Szene, wo Stephan mit der armen Dirne in ein Hotel geht, mit einer gewissen Zartheit geschildert. Deshalb darf man reifen Lesern den Roman in die Hand geben; für unsere Bibliothekszwecke aber kommt er n i ch t in Betracht.

Trier. Prof. Eisen.

Hans Schrott-Fiechtl: Sonnseitige Menschen. Roman aus dem heutigen Tirol. 14.—16. Tausend. 8°. IV und 386 Seiten. Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 4,80.

Die meisten entscheidenden Fragen und Probleme unserer Zeit tauchen hier fast wie von selber auf (so gar nicht künstlich gestellt noch dressiert!): sie wachsen aus der Tiefe eines Menschen von heute; und wie dieser immer mehr zur Reifung und

Weitung seines Menschlichen gelangt, so fällt auch nach und nach die ganze Problematik zusammen — in eine glückliche Lösung. Nicht so sehr die Art und Methode, wie hier der moderne gordische Knoten zerschlagen wird, nicht ein Programm-Wissen und eine Spruch-Weisheit, die sich so bequem diskutieren läßt, ist das Entscheidende und der Gewinn aus dieser Dichtung. Fons Rangger, der Sohn eines reichen Tiroler Bauern, verläßt infolge eines Zerwürfnisses mit seinen Eltern (vor allem mit der noch jugendlichen neuen Stiefmutter) die Heimat. Ohne eine einzige Krone in der Tasche steht er, der unerfahrene Bauernjunge, vor der schweren Aufgabe, das Leben zu meistern, das gerade heute ihm so schwer zu meistern dünkt. Er wird Fabrikarbeiter in einer der ersten Industriewerke, die ins Tiroler Land gekommen sind. Erst droht auch er unterzugehen in der Vermassung und Mechanisation seiner fremden Umwelt. Der bodenständige Mensch, der Bauer, steht vor dem Verlust seines persönlichen Selbst, das ein Ich werden will, als er Industriearbeiter wird. Aber er sinkt nicht herab zur bloßen „Ware“, die um des Lohnes willen sich zu jedem Preis verkaufen läßt. Er wird kein Proletarier, da er eine bäuerliche das heißt eigen-starke Seele hat, für die es mehr Dinge gibt als klingende Münze, eben eigenen Boden, Flur und Himmel und damit Heimat, Gott und ein wenig Glück. Zum andern ist er wiederum mehr als ein bloßer Bauer im Sinne des bäuerlichen Erwerbsfanatismus; er hat eine höhere Klugheit und tiefere Einsicht als die eines Bauern wie eines Proletariers. Das Proletariat aber, das nur gerade im Geld den Schlüssel zur bisher verschlossenen Welt erblickt, leidet gerade darunter, das entbehren zu müssen, was es von seinem Schicksal erlösen könnte. Der Bauer in Fons aber schreit: nicht der Profit, das Land ist das Höchste, denn Land haben heißt Heimat haben für Mensch und Seele im Menschen. Und mit dem Lichten und Freudigen würde in den Arbeitern etwas aufkeimen, das nur aus der Arbeit keimt, wo ein Stück Sonne in der Seele zittert. Fons sieht daher (tiefer als andere), daß „das ganze Unglück des Fabrikarbeiters einzig das ist, daß die Arbeit keine Freuden bringt und den besten Menschen zermürbt und zerwelkt. Wenn er den Leuten doch für immer rührsame Händ und glänzende Augen geben könnt.“ Für eine Weile kann er es nämlich. Für ihn ist die Zeit der Industriearbeit nur ein Uebergang zu einem anderen Dasein, zum freien Bauerntum. Sein ganzes Werken und Sparen gilt diesem einen Ziel und darin liegt der Quell seiner inneren Freude an der Arbeit. Der Proletarier weiß sich nur Handwerkzeug, er aber weiß sich als sein eigener Herr. Dazu kommt noch ein anderer Ansporn, der das Letzte aus ihm herausholt. Er hat seine Stiefmutter schwer gekränkt. Um diese Sünde abzuwaschen, nimmt er freiwillig die Buße der schwersten Arbeitsleistung auf sich. Er erwirbt durch Sparsamkeit und den Glücksfall eines gut verkauften Patents ein Vermögen. Aber er weiß, daß er nicht sich, sondern dieser schwer gekränkten, aber gütig verzeihenden mütterlichen Frau sein Lebenswerk verdankt, weil sie ohne viel pädagogische Bemühung sein verstocktes und vertrotztes Herz menschlich geweitet und gereift. Ihr dankt er es, daß das Geheimnis seines Lebens und Glückes in den drei Worten liegt, die ihm Leitstern geworden: ora et labora. Er steht in der Welt des Proletariats und des engstirnigen Bauerntums, in der Welt des Hungerns nach Gold und der des Schacherns mit ihm als ein freier, kraftvoll-lebender Mensch, der es versteht, die irdischen Werte sinnvoll zu verwerten. Er kauft sich von seinem Geld einen Bauernhof und sucht sich das beste Tiroler Dirndl zu seiner Bäuerin aus, die selbsterkämpfte und erstrittene Scholle ist ihm heiliger Mutterboden. Bahnbrechend

wirkt er auch als Landwirt, die Gesetze der Nutzbarmachung des Bodens aufs äußerste auswertend. Und als sich schließlich seine Liebe zum eigenen Acker weitet zur Liebe zum ganzen Vaterlande, als Bauernstolz und -Sinn mit der Hingabe an das Ueberwölbende der Heimat, erst als die Stirn wieder frei wird von der drohenden Gefahr bäuerlicher Kurzsichtigkeit, da wird ihm das höchste menschliche Glück zuteil, ihm und seinem Weibe.

Und all dies ist fest und sicher gestaltet zu einer kraftvollen konzentrierten Roman-Dichtung. Durch die innere Festigkeit des Menschen, der aus dem Odem der Scholle eine gesunde Witterung des Blutes gezogen und in seiner starken Art dadurch geadelt ist, daß er über Stamm und Stand ins Ganzmenschliche vorstößt. Das ist Hans Schrott-Fiechtl und darin liegt seine Ueberlegenheit über ein kraftloses, seltsamen Exaltationen hingegebenen Literaturzeitalters... Diese Dichtung Schrott-Fiechtls kann man als den Bildungsroman unserer Zeit ansehen in dem Sinne der Darstellung und Entfaltung und des Wachstums eines typischen Einzelnen. All die, denen die gegenwärtige Problematik der Gesellschaft mehr ist als kaltes Gehirnspiel, sondern die Grundfrage des Menschlichen, die werden die Melodie dieser Dichtung im Tiefsten erfassen. Diese Melodie kommt zum Ausdruck in einem Gespräch zwischen Jons und seiner Bäuerin: „Nimm einmal ein schönes, wunderschönes Bild oder eine kunsthafte Statue. Wennst so Ding nur mit dem Verstand betrachtest, bist viel zu kurz. Du mußt auch mit dem Herzen, und mit dem erst recht. Und wenn's bei einer Kunst schon so ist, ist erst beim ... Leben ... Bedenk, Moni, das Leben ist doch das allerhöchste Kunstwerk."

Bonn. Otto Steinbrinck.

Georg Terramare: Stimmen am Wege. Ein Buch um Franz von Assisi. Gr. 8°. 116 S. Kempten 1924, Kösel.

Kindliche Schlichtheit und weltbewegende Kraft durchdringen sich in Franz von Assisi. So kann vielleicht nur die stille, ehrfürchtige Legende dem Genius dieses Gottesmannes gerecht werden. Die scharfsichtige Dichterkraft Terramares versucht einen andern Weg. Sie läßt den Heiligen sich spiegeln in seiner Umwelt. Vater und Mutter Franzens, der große Papst Innozenz, Kardinal und Bischof, Ordensbrüder jeglicher Schattierung, Dirne und Räuber, Rabe und Lerchen und die einsame Buche vom Avernerberge, sie alle setzen sich in Anrede, Brief, Selbstgespräch oder Gebet mit dem Armen von Assisi auseinander. Diese poetische Einkleidung erzeugt die eindringlichste Lebendigkeit, setzt aber auch feinstes Einfühlungsvermögen voraus. Tatsächlich weckt die Dichterkraft Terramares oft Staunen. Wunderbar fein zerlegt er die zartesten Seelenregungen, in pointierter Zuspitzung gibt er reife Erfahrungsweisheit. Das Neue, was Franz in Welt und Herzen wirft, tritt scharf hervor, so wenn der Räuber betont: „Er ist kein Mensch!" (S. 29), wenn Graf Scifis Ritterstolz und Ritterschwert zerbrechen vor Franzens starkem Wort, das eine neue Zeit heraufführt (40 f.), wenn Bischof Guido schreibt: „Das Leben unsers Herrn und Heilandee ist ihm aus dem Geschriebenen der heiligen Evangelien aufgestanden und regt sich ihm nun und hat ihn gefaßt und führt ihn seinen Weg" (S. 19). Und doch, ob diese scharfzergliedernde psychologische Kunst dem einfältigen Poverello gerecht wird? Manches erscheint doch zu erkünstelt, unnatürlich, teilweise dunkel. Diese „Stimmen am Wege" klingen nur dem literarischen Feinschmecker verständlich genug. Terramare selbst rückt uns den Unterschied zwischen seiner Kunst und der Schlichtheit des Heiligen

vor Augen, indem er als drittletztes (18.) Stück Franzens doppeltes Sterbelied, den Sonnengesang und den Psalm 141, seinem Buche einfügt.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Joris Karl Huysmans: Stromabwärts. Novellen. Aus der Sammlung ,Das kleine Propyläen-Buch'. Propyläen-Verlag Berlin.

Alle drei Novellen bringen Bilder aus dem Pariser Milieu, und der Dichter hat sicherlich manches aus seinem eignen Leben in die Darstellung einfließen lassen. Die Grundidee aller drei ist pessimistisch angehaucht. Die Zwecklosigkeit des Daseins klingt mehr oder weniger aus allen dreien heraus. Nur derjenige, so meint der Dichter, kann das Dasein noch einigermaßen erträglich finden, der religiös eingestellt ist... „Voll aufrichtigen Bedauerns dachte er an seinen verlorenen Glauben. Welche Beschäftigung gewährte das Gebet, welchen Zeitvertreib die Beichte, welche Zerstreuung der Gottesdienst! Ja, warum ist die tröstende Religion nur für diejenigen da, welche geistig arm sind? Warum hat die Kirche durch ihre Dogmen den absurdesten Glauben gepredigt? Gewiß, wenn man den Glauben hätte ..." (S. 74).

Hier ist Huysmans schon „en route", auf dem Wege zur Kirche, ohne daß er es selbst ahnt. Aus der Sehnsucht nach Frieden wurde allmählich bei ihm Bewunderung dann Glaube.

Die erste Novelle ,Stromabwärts' schildert das monotone Dasein eines Pariser Junggesellen. Im Grunde genommen ist dieser ein echter Egoist. Er denkt nur an sich, an sein Essen und an seine Bequemlichkeit. Daß er dieses nicht so hat, wie er es möchte, ist der größte Schmerz seines Lebens. „Ach, es ist doch nur zu wahr, das Beste existiert für uns arme Teufel nicht. Wir haben nur auf das Schlechteste zu rechnen." Damit schließt dieses Junggesellen Klageepos ab.

Die zweite Novelle ,Dilemma' hat die Hartherzigkeit einer Familie gegen die Geliebte eines verstorbenen Sohnes als Thema. Wie hier die einzelnen Charaktere in kurzen Strichen lebenswahr und tief herausgeholt sind, ist meisterhaft, ein Gegenstück zu Holbeins Porträtkunst.

Die dritte Novelle ,Einberufen' führt uns in den Krieg von 1870/71. Es könnte aber auch 1914 sein, so wahr und zeitlos allgemein hat der Dichter die Menschen beobachtet... Ein feiner, wenn auch bitterer Humor durchsetzt die Handlung. Die Mobilmachung und das Leben in den Militärlazaretten sind künstlerisch ungemein gut erfaßt. Das Buch wird jedem gereiften Leser ein Genuß sein.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Kristallbücher. Eine Novellenreihe. Herausgegeben von Manfred Schneider. Stuttgart. Fleischauer u. Spohn.

Jakob Boßhart: Salto mortale.
Ernst Zahn: Im Hause des Witwers.
Auguste Supper: Heimkehr.
Rudolf Greinz: Der Bratelgeier. Lustige Tiroler Geschichten.
Norbert Jacques: Ins Morgengrauen.
Manfred Schneider: Christoph Cauers Armut.

Soll der Titel „Kristallbücher" über den Charakter dieser Novellenreihe etwas aussagen? Will er vielleicht andeuten, daß ihre Sprache von kristallener Klarheit und der Inhalt rein wie Kristall sei und daß, wie die Kristalle ihre gesetzmäßige Gestalt haben, so auch die Architektur dieser Novellen eine klar erkennbare psychologische Gesetzmäßigkeit aufweise? Kristallklar und im Glanze eines dichterischen Hauches leuchtend ist die Sprache aller oben genannten Novellen. Dagegen wird

man in Norbert Jacques Novelle „Im Morgengrauen“ mit dem sonderbar rätselhaften Charakter des geistlichen Vorstehers eines Knabeninternates in einem luxemburgischen Städtchen, seinem Verhältnis zu einem der Zöglinge und dem Motiv seines Selbstmordes kaum ins reine kommen. Ebensowenig wird man aus den religiösen Ansichten des Helden der Novelle Manfred Schneiders, dem Buddhismus und Katholizismus auf ein und dasselbe hinauslaufen, klug werden. Dagegen ist alles klar und durchsichtig in der Novelle Jakob Boßharts „Salto mortale“, der traurigen Geschichte eines Brüderpaares, das durch eine seltsame Verteilung der Umstände in frühen Knabenjahren zu Artisten ausgebildet wird und so ins Unglück gerät. Ein Gleiches gilt von E. Zahns Novelle, die überhaupt eine seiner besten Leistungen sein dürfte. Auch A. Supper mit ihrer strengen Lebensauffassung bietet in ihrer Geschichte „Heimkehr“ dichterisch wertvolles Gut. Mit leichterer Ware hat Greinz sein Schifflein befrachtet. Der Humor ist etwas grobschlächtig. Aber auch dieses Büchlein mag man mit denen von Boßhart, Zahn und Supper in unsere Volksbüchereien einstellen, aber nicht gerade als Jugendlektüre.

Dettlingen. Pfr. H. Herz.

Hermann Boßdorf-Buch. Auswahl aus seinen Werken. Herausgegeben von A. Janssen. Mit Bildern und Handschriftenproben. 1.—5. Tausend. VIII und 130 S. Hamburg, R. Hermes-Verlag. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,50.

Diese hoch- und plattdeutsche Auslese gilt der erzählenden und lyrischen Kunst Boßdorfs, die neben seinen plattdeutschen Dramen viel zu wenig bekannt geworden ist. Janssen, der schon so viel für das Bekanntwerden des so früh dem niederdeutschen Schrifttum entrissenen Dichters getan hat, bietet hier eine feinsinnige Auswahl, die ein menschlich anziehendes Bild des schwermütig ernsten, mit dem Todesgedanken stets befreundeten Dulderdichters gibt, der einmal wehmütig von sich sagt:

„Tod, ich weiß, ich soll nicht dauern,
bis zur Frucht ich ausgereift.
Tod, schon fühl ich's mich umschauern,
wie dein Blick mich Blüte streift.
— — — — — — — — —
Drum, so magst du, Tod, mich pflücken,
eh' ich Frucht geworden bin,
denn als Blüte will ich schmücken
Ewigkeit, die Königin!“

Wunderfeine Lyrik, bald zart, bald edelbesinnlich, wuchtige Balladen, gehaltvolle Prosa, bald von tiefem Ernste, bald voll übermütiger Lustigkeit, auch ein paar Stücke mehr literarischen Gehaltes, denen nicht die ganze Wärme des Erlebens zwingend eignet, das ist das Boßdorf-Buch, das ich recht empfehle, aber nur Gereiften.

Münster a. Stein. Prof. F. Wippermann.

G. Fr. Meyer: Mannshand baben. Spaßige Volksvertelln in Schleswiger Platt. (Band 21 der „Quickborn-Bücher“.) 61 S. Hamburg, Quickborn-Verlag. Preis 75 Pfg.

Das neueste Bändchen der preiswerten „Quickborn-Bücher“ enthält plattdeutsche Märchen von der dänischen Grenze, deren Mundart leicht verständlich

ist. Es sind unverfälschte Proben niederdeutschen Bauernhumors, die unter dem im Titel ausgedrückten Grundsatz der Ueberlegenheit des Mannes über die Frau zusammengestellt sind. Die sehr derbe Drastik mancher dieser Schwänke verbietet ihre uneingeschränkte Ausgabe in Volksbüchereien.

Münster a. Stein. Prof. F. Wippermann.

Ludwig Mathar: Settchens Hut. Eine altfränkische aber lustige Geschichte vom Venn. 157 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Die Erzählung Ludwig Mathars ‚Settchens Hut' gibt eine köstliche Episode aus der Kulturgeschichte eines Eifeldorfes. Die gute, alte Zeit mit ihren schönen Sitten muß der neuen weichen. Die weibliche Eitelkeit der Dörflerinnen siegt über den Widerstand ihres Pfarrherrn. Das bäuerliche Kopftuch hat ausgespielt. Was „in Enkelsdorf nicht mehr abzupredigen und wegzuschimpfen ist, das ist und bleibt von nun an bis in alle Ewigkeit — der Hut!" Bei etwas kürzerer Fassung würde die hübsche, humorvolle Erzählung noch gewonnen haben.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Ludwig Mathar: Ein voller Herbst. Drei Moselgeschichten aus drei Jahrhunderten. 166 S. München. Kösel & Pustet (Hausschatzbücher).

Trotzdem man hier und dort ein Ueberschreiten der Linie des dichterisch und psychologisch Wahrscheinlichen glaubt konstatieren zu müssen, macht man seine Reverenz vor der Kunst des Erzählers, vergangene Zeiten zu verlebendigen. Ein Prachtstück ist die mittlere Erzählung „Die Servatiuskirmes". Manchmal graut es dem Leser vor so viel Rachsucht, Blutdurst, Gemeinheit und fast auch vor so rigoroser, freiwillig ertragener Buße. Ein Büchlein für gebildetere, auch kulturhistorisch etwas geschulte Leserkreise.

Dettlingen. Pfr. H. Herz.

Musik

Fritz Cassirer: Beethoven und die Gestalt. Ein Kommentar. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Buch, das wechselnd anziehen und abstoßen muß. Ein sehr dorniger Kommentar, dessen wunderliches Schriftbild Riemanns formale Analysen mit ihrem Zuviel an deutenden Zeichen nicht nur überbieten möchte, sondern nun noch durch ein Sprühfeuer philosophischer Aphorismen in gespreizter Sprache beleuchtet werden soll. Allerdings, und deswegen greift man doch immer wieder zu diesem neuen Beethovenkommentar, ist dies kein Blendwerk, sondern eine Summe konzentriertester geistiger Arbeit an einem Stoff, wie ihn der Philosoph nun einmal von seinem Standpunkt aus sieht. Dieses fühlbar heiße Ringen um das Problem Beethoven sichert dem Buch immerhin Beachtung, mögen den meisten Lesern auch die Ergebnisse der Arbeit unzugänglich bleiben.

Adolf Weißmann: Die Musik der Sinne. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Nicht als Neuheit will dies Werk hier angezeigt werden, sondern als eine ihres Bildschmuckes entkleidete handliche Zusammenfassung dreier früherer Schriften des Verfassers in einem Bande. Was ‚der Virtuose', ‚die Primadonna' und ‚der klingende Garten' als schillernde Variationen zu dem Thema ‚Musik als Spiel' zu sagen hatten, rundet sich nun zu einem musikalischen Weltbild, dessen Einseitigkeit zwar zugegeben, aber nicht hinreichend begründet wird. Geht man nur mit der nötigen Kritik an das Buch heran, so wird man ihm eine Fülle von

Anregungen entnehmen. Meisterhaft sind die Persönlichkeiten im Kapitel ‚der Virtuose' bis zu Busoni hin herausgearbeitet.

Max Grünberg: Meister der Violine. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dieses Gegenstück zu den bestens bewährten Führern von M. Niemann, K. Krebs und M. Steinitzer durch die Welt der Pianisten, Dirigenten und Sänger füllt eine Lücke bedeutsam aus. Auch hier keine trockene lexikalische Zusammenstellung, sondern eine auch nach der Vergangenheit zu ausholende lebensvolle Charakteristik führender Geigerpersönlichkeiten, ohne Anspruch auf Vollständigkeit und, wie es bei solchen Arbeiten naturgemäß ist, stets noch des Ausbaus und erneuter Sichtung des Stoffes bei späteren Auflagen bedürftig. Von der Einseitigkeit subjektiver Erfahrung und dem Einfluß des persönlichen Geschmacks wird sich ein Führer dieser Art zwar nie ganz freimachen können. Um das Buch weitesten Kreisen zu empfehlen, sei noch auf den Anhang über Streichquartette aufmerksam gemacht.

Ernst Bücken: Musikalische Charakterköpfe. Leipzig 1924, Quelle u. Meyer.

Man denke hier nicht an eine Fortsetzung von Riehls gleichnamigen Bändchen, die ja etwas wie ein musikalisches Volksbuch geworden sind. Bückens Buch wendet sich an anspruchsvollere Leser, bringt unter Ausschaltung alles Anekdotenhaften, Biographischen statt eines breitendimensionalen kulturgeschichtlichen Unterbaus wie bei Riehl eine Horizonterweiterung in der Tiefenrichtung des Stoffes, läßt die geschilderten Einzelpersönlichkeiten „sozusagen als verkörperte geschichtliche Situation" hervortreten. Die Musikästhetik des 19. Jahrhunderts zieht in scharf gesehenen Einzelbildern vorüber. Schubert und Schumann werden als Naturmaler im Lied gewürdigt. Neues Licht fällt auf den Librettisten Metastasio und auf die italienische Oper von Mozart. Das geschmackvoll ausgestattete Buch eignet sich vorzüglich zu Geschenkzwecken.

Paul Mies: Die Bedeutung der Skizzen Beethovens zur Erkenntnis seines Stiles. Leipzig 1925, Breitkopf u. Härtel.

Die stilkritische Methode, auf der Mies schon früher eine Arbeit über das Brahmssche Lied aufgebaut hat, dringt von den Beobachtungen am Einzelfall zu einem Vergleich gehäufter Fälle, zur Erkenntnis gesetzmäßig auftretender Stilmomente vor und hat als letztes Ziel die Erfassung dessen, was sich hinter dem Personalstil eines Meisters verbirgt. Ein solcher Versuch mußte an Hand der Beethovenschen Skizzenbücher, wo es galt, Skizze und Endgestalt zu vergleichen, sich als besonders lohnend erweisen. In der Tat eröffnen sich uns auf der Grundlage objektiver Stilkritik neue und wertvolle Einblicke in Beethovens geistige Werkstatt.

Köln. Dr. Willi Kahl.

Jugendschriften

Leopold Weber: Die Hegelingen. Von König Hagen, von Hildes Schuld und Gudruns Leid und Erlösung. Buchausstattung von Fr. Heinrichsen. 173 S. 8°. Stuttgart, K. Thienemann-Verlag. Geb. M. 5,50.

Die Hagen-Hilde-Gudrunsage, die uns das Mittelalter so ungenügend überlieferte, ist nie schöner gestaltet worden als in diesem Buche. Die Prosasprache

ist mit überlegter Kunst und starkem Zeitgefühl aus dem Stoffe selber herausgemeißelt. Die harten Holzschnittlinien der alten Vorlage sind sorgsam nachgegraben; aber das Gesamtbild der Umschrift glänzt runder und voller, weil die Einfühlungskunst des Bearbeiters eine Fülle von Einzelzügen und Motivierungen, die dem Stil des alten Sängers nicht gemäß waren, nachgeschaffen hat. In dieser Gestalt kann die wundersame und ethisch so wertvolle Mär wirklich Eigentum unserer Jugend werden. Wenn man sonst mit einer durch den Stoff kaum gerechtfertigten Einseitigkeit die Gudrunsage mehr den Mädchen zuweisen wollte, so muß dieser dichterischen Prosafassung gegenüber ausdrücklich bemerkt werden, daß es sich hier um ein Buch handelt, das der ganzen deutschen Jugend gehört. Das rechte Lesealter ist das 12.—15. Jahr. Ausstattung edel. Aber wie wär's, wenn der Verlag für dieses gediegene Werk einen ebenbürtigen Bilderschmuck besorgte?

Meier Helmbrecht. Ein altes Buch, neu erzählt von Theodor Seidenfaden. (Erbgut deutschen Schrifttums, herausgegeben von W. Schinzhofen, Merzig, Nr. 24.) 16 S. 8°. Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft.

Die um 1250 entstandene Versnovelle, die wir nach der Bezeichnung der jungen Handschrift im Ambraser Heldenbuch nicht ganz passend ‚Meier Helmbrecht' nennen, ist ein kulturgeschichtlich höchst wertvolles Quellenstück. Die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ kann in der Tat nicht stärker veranschaulicht werden als durch dieses Gedicht, und darum verdient mancherlei daraus auch in der Volksschule verwertet zu werden. Bei der vorliegenden Prosafassung, die für Oberklassen von Volksschulen bestimmt, und daher stark gekürzt ist, hätte ich nur eine einfachere Haltung der Sprache gewünscht. Vielleicht wäre es auch gut gewesen, wenn der Bearbeiter sich in Zweifelsfällen mehr an den mittelhochdeutschen Text gehalten hätte. Wenn z. B. Seite 9 gesagt ist, daß der Bauernschreck die Bauern „ehern auf Ameisenhaufen schnalle,“ so weiß man nicht recht, wie das gemeint ist. Hier lesen die Handschriften A und B (Vers 1245) übereinstimmend: „disen bind ich in den ameizstoc,“ was einfach und gut ist. Aus Erfahrungen heraus, die ich selber mit der Klassenlektüre des Meier Helmbrecht gemacht, wünsche ich auch die Stelle Seite 15 abgeschwächt: „Meinem Weibe und mir riß er mit dem Sonntagsstaat auch das Hemd vom Leibe“ (Original: mir und mînem wîbe zôch er ab dem lîbe unser beider gewant). Ich habe dabei mehrfach Vorstellungen aufflackern sehen, zu denen wir wenigstens in gemischten Volksschulklassen keinen Anlaß geben wollen.

Deutsches Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung. (28. Jahrgang.) Mit zahlreichen ein- und mehrfarbigen Bildern. 343 S. gr. 8°. Stuttgart 1925, K. Thienemanns Verlag. Geb. M. 10,—.

Wirklich lebenstüchtige Bücher für reifende Mädchen haben wir immer noch viel zu wenige. Die Hauptmasse des dem Jungmädchen sich anbietenden Schrifttums spekuliert auf die einfältigen Backfischvorstellungen von einem Leben, das es bestenfalls gar nicht gibt. Es ist gar nicht zu sagen, wie viele Lebensgemeinschaften getrübt und gefälscht wurden, ja wie viele Frauenschicksale und Ehen zerbrochen sind durch Schuld der verkehrten und verlogenen Auffassung, die das Jungmädchen aus einer falschen Literatur von Liebe, Ehe und Gesellschaft empfing. Heute, wo unser weiblicher Nachwuchs einer viel ernsteren Zukunft entgegenreift, ist es doppelt nötig, die sich in das Leben hineintastende Seele des Jungmädchens

mit gesunden, probehaltigen Anschauungen und Vorstellungen zu erfüllen. Der Herausgeber von Thienemanns Mädchenjahrbuch (Julius R. Haarhaus) hat diese Aufgabe erkannt. Er verzichtet auf buntes, unruhiges Durcheinander, läßt in der Auswahl der Beiträge ethische und künstlerische Rücksichten mit gleichem Ernste walten und erzielt so einen Gesamteindruck von wohltuender Geschlossenheit. Reifer Erzählkunst ist der Hauptteil des stattlichen Bandes eingeräumt, und ich hebe als Perlen hervor: ‚Die Lichtträgerin‘ von Elsbeth Steinbiß (mit katholischer Umwelt) und ‚Ruth‘ von Dora Polligkeit (mit dem herben Dufte der puritanischen Frömmigkeit des 17. Jahrhunderts). Besonderes Lob verdient auch das von Helene Raff gezeichnete Lebensbild der tapferen deutschen Weltreisenden Pauline Desgranges. Auch die Sparten Handarbeit, Spiel, Sport, Kunst und Musik sind wohl betreut. In der reichen und überlegten Ausstattung des Bandes fallen die schönen Offsetreproduktionen angenehm auf. — Vom 15. Jahre an, besonders auch für Büchereien mit konfessionell gemischtem Leserkreis.

Peter Rosegger: Die schönsten Geschichten von Peter Rosegger. Der Jugend dargebracht im Auftrag der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin von Wilh. Müller-Rüdersdorf. Mit Bildern von Ernst Kleinow. 1. Band: Kindheitwege des Waldbauernbuben. 183 S. 8°. — 2. Band: Mit Tieren und Menschen. 139 S. 8°. Leipzig 1926, L. Staackmann-Verlag. Geb. je M. 3,50.

Die Art Roseggers ist bekannt. Der Dichter ist in einer Umwelt groß geworden, die voll tiefer ernster, aber fast mittelalterlich naiver katholischer Frömmigkeit war. Der seichte Wiener Liberalismus, in den er danach geriet, verursachte jene beklagenswerte Arterienverkalkung seiner Seele, unter deren Druck der kindliche Glaube sich zurückbildete und verkümmerte, ohne ganz absterben zu können. Daher konnte Rosegger keine Geschichte schreiben, ohne sich der aufbauenden Elemente katholischer Frömmigkeit zu bedienen; aber er umnebelt zuweilen das Schönste und Beste mit einer seltsamen Ironie, bei der man nie weiß, welchen Anteil das Herz daran hat. Ich brauche das nicht näher auszuführen, da jeder Roseggerleser die Unarten dieses hochbegabten Erzählers kennt. Hier handelt es sich um die Frage, inwieweit die beiden Auswahlbände für unsere Kinder taugen. Ich glaube sagen zu dürfen, daß Kinder, die in guter katholischer Ueberlieferung aufwachsen, jene leise Ironie überhaupt nicht spüren werden. Ich selber hätte z. B. als Knabe die naive Frömmigkeit, wie sie besonders im zweiten Stück des ersten Bandes zum Ausdruck kommt, für durchaus echt genommen, weil ich von nichts anderem wußte. Anders liegt freilich der Fall, wo katholische Frömmigkeit von dem Spotte einer anders gearteten Umwelt angefressen ist: hier kann solche Ironisierung leicht erkältend auf das Glaubensleben einwirken. Es muß also solchen Büchern gegenüber von Fall zu Fall entschieden werden. Wo die Lesung geleitet wird, mag auch der hohe literarische Wert dieser Bücher stärker in Anschlag genommen werden. — Im 2. Band, der etwas weniger einheitlich ist als der erste, wünsche ich S. 51 die Stelle gestrichen: „Die übrigen [Kühe und Stiere] besprangen sich und ritten eines auf dem andern herum, ganz sinnlos, ganz dumm". Vergleichen kann doch zu recht unliebsamen Ausdeutungen führen. Im übrigen enthält auch dieser Band einige Prachtstücke, wie z. B.: Ein Kind Gottes, und Der Feuermann Balthasar. Schade, daß man an Rosegger selten eine so ganz reine Freude haben kann! — Die beigegebenen Bilder sind gut. Die Bücher sind für 12—14jährige gedacht.

Adele Elkan: Die sechs Töchter des Ratsherrn Abderhallen. Buchschmuck von Karl Sigrist. 221 S. kl. 8°. Stuttgart, K. Thienemann. In schmiegsamem Leinenband M. 5,50.

Auf den ersten 4—5 Bogen wird man nicht recht warm bei dieser Erzählung aus der Biedermeierzeit; denn die fünf Mädels des Ratsherrn Abderhallen sind zunächst doch arg vertugendhaftet, und der welsche Grasaff tut unleidlich geziert. Aber dann lösen sich diese Dämmerungen, und man nimmt an dem Geschick des Hauses mit den sechs Töchtern wachsenden Anteil. Die Erzählung spielt zwischen 1830 und 1870 und ist ein Spiegel kernhafter Bürgertüchtigkeit. Die sechs Mädels werden nach und nach auf eigene Füße gestellt, was mehr durch innere Gediegenheit als durch zufälliges Freierglück geschieht. So lernt die Leserin das Leben nicht bloß von der Sommerseite beschauen, sondern sagt sich in innigem Einverständnis mit der Dichterin, daß des Daseins beste Würze ausdauernde Pflichterfüllung. ist. — Für Mädchen vom 14. Jahre an.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Alinda Jacoby: Juliane, die Waise. Eine Erzählung für die Jugend. 142 S. und Titelbild. 8° Mainz 1925, Kirchheim & Komp. Gbd. in Leinen M. 3,—.

Das Büchlein berichtet von dem Werdegang einer mit geistigen und körperlichen Vorzügen ausgestatteten Waise, die von einem gräflichen Ehepaar an Kindesstatt angenommen wird und ihre Jugend teils bei ihren Pflegeeltern, teils in einem klösterlichen Pensionat verlebt. Die ansprechende Erzählung ist für Mädchen im Alter von etwa 9—14 Jahren geeignet. Sie dient der Unterhaltung und verfolgt gleichzeitig erzieherische Zwecke.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Otto Altmann: Unter Segelpyramiden und Tropensonne. Erzählung aus dem Leben zur See. Dritte Aufl. Herausgeg. von Franz Fethke. 428 S. Regensburg 1924, Jos. Habbel.

Das vorliegende Buch berichtet recht spannend von den Erlebnissen eines Obersekundaners, den Verleumdung aus Schule und Elternhaus vertrieben haben, und der nun als Schiffsjunge in die weite Welt kommt. Die Erzählung bleibt nicht immer in den Grenzen des Wahrscheinlichen. Von dem Leben zur See und in den Tropen gibt sie interessante Schilderungen. Vor allem jugendliche Leser werden an diesem Buche, das bereits die dritte Auflage erlebt, ihre Freude haben.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Leo Sternberg: Goldduft und blaue Berge. Ausgewählte Gedichte. (Hessen-Nassauische Bücherei, Heft 13.) 67 S. kl. 8°. Melsungen, Heimatschollenverlag, A. Bernecker. Geh. M. 0,50.

Die aus zehn Sternbergbüchern zusammengestellte, vorwiegend lyrische Sammlung ist zunächst für die Hand des Schülers bestimmt, dem sie die „Möglichkeit erarbeitenden Lesens in engster Anknüpfung an die Heimat“ geben will. Obwohl Nichtkatholik, ist Sternberg den meisten katholischen Lesern aus dem Hochland, Gral usw. wie auch aus zahlreichen katholischen Anthologien bekannt. Die Summe seiner Eigenart: eigenwillige Bodenständigkeit, plastische Gestaltung des Geschauten, Streben nach der Synthese von Natur und Kultur, mächtige Bildkraft kommt in dem mit Federzeichnungen geschmückten Heft recht gut zur Geltung. Seine Einführung in katholische Schulen kann begrüßt werden.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Josefine Siebe: Lene Kellermann. Eine Erzählung für junge Mädchen. Mit Bildern von R. Passaglia. 2. Aufl. 130 S. 8°. Zürich, Berlin, Leipzig, Orell Füßli. Geb. M. 4,40.

Ich habe kürzlich (Bücherwelt 22. 7. S. 329 f.) ein paar Bücher von Josefine Siebe zurückweisen müssen; umsomehr freut es mich, daß ich der obengenannten Erzählung einen guten Reisepaß geben kann. Wir lernen Lene Kellermann in dem Augenblick kennen, da sie, das Abitur in der Tasche, in hochmütigen Träumen des Ruhmes lockende Silberglocken läuten hört und das Vaterhaus verläßt, um sich in der Großstadt rasche Dichterlorbeeren ins Haar zu flechten. Durch Enttäuschungen und Blamagen hindurch rettet sie ihr besseres Selbst, kehrt in das inzwischen verwaiste Heim zurück und schmiedet sich in entsagender Arbeit einen Beruf. Das Buch ist munter und mit Verständnis für die Mädchenseele geschrieben und könnte besonders Mädeln nützlich werden, die da meinen, weit weg von Vaters Tisch fliegen die gebratenen Tauben und noch anderes in der Luft herum. — Vom 14. Jahre an. (Die unfertige Zeichnung S. 111 sollte durch eine bessere ersetzt werden.)

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Anna Richter: Sonniges Kinderland. Eine Erzählung für Kinder von 7—12 Jahren. Mit vier Tondruckbildern und 15 schwarzen Textbildern von Kurt Liebich. 184 S. 8°. K. Thienemann, Stuttgart. Geb. M. 4,50.

Das Buch will das Jugendleben dreier Geschwister spiegeln; aber diese selbst, wie auch alle Nebenpersonen: Vater, Mutter, Oheim, Großmutter, Lehrer usw. sind so unleidlich mit Rosenrot und Himmelblau übergossen, daß das Ganze entschieden unwahr wirkt, und unverbildeten Kindern entleidet. Das ist schade, da die Erzählerin unzweifelhaft Talent und ausgesprochen mütterlichen Sinn hat. Sie soll einmal versuchen, einen richtigen Knoten zu schürzen, ohne dabei den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ich glaube, daß sie dann an das herankäme, was man in Wahrheit und mit dem Vollsinn dieses vielmißbrauchten Wortes Kinderkunst nennen darf.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Im Heinzelmännchenreiche. Ein lustiges Bilderbuch mit Versen von Albert Sixtus und Bildern von Eberhard Wilm. 32 S. kl. 4°. Görlitz, Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten. Unzerreißbar auf Pappe M. 2,20.

Ein Tag im Reiche der Zwerge ist in der Weise dargestellt, daß links das Bild, rechts ein großgedruckter Achtzeiler Kunde gibt von der drolligen Wirtschaft des kleinen Völkchens. Die in Mehrfarbendruck ausgeführten Bilder arbeiten das Humoristische kräftig heraus und sind im Auftragen der Farben nicht zimperlich; aber das Ganze ist durchaus Kindern von 3—6 Jahren gemäß.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.
Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Joseph Victor von Scheffel

Anläßlich seines 100. Geburtstages am 16. Februar 1826

Scheffel ist das Musterbeispiel eines bürgerlichen Dichters. Damit soll nicht gesagt sein, daß er den einzig möglichen Typ dieser heute so verrufenen Gattung repräsentiert. Es gibt innerhalb der Art die mannigfaltigsten Variationen. Der Grundzug ‚bourgeoiser' Kunstübung aber ist Scheffel so gut wie irgend einem seiner Brüder in Apoll eigen, das ist das oberflächliche Hintänzeln über den Abgründen des menschlichen Lebens und der menschlichen Seele. Der satte und selbstzufriedene Bourgeois (um mich einmal der expressionistischen Terminologie von gestern zu bedienen) will ja in der Dichtung keine tiefaufwühlenden Konflikte und Probleme, die ihn — Selbstbesinnung heischend — vor ethische Entscheidungen stellen, er will eine Kunst, die ihm nach mehr oder weniger anstrengendem Tagewerke Unterhaltung, Vergnügen, vielleicht auch Belehrung bietet. Und diesen Anforderungen wird Scheffel in ausgezeichneter Weise gerecht — nicht als ob er bewußt dem Geschmack des Publikums geschmeichelt hätte, nein, weil er selbst trotz gelegentlicher romantisch-ironischer Spöttereien über den Philister in der bürgerlichen Atmosphäre befangen blieb; er gehört nicht zu den kühnen Abenteurern im Reiche des Geistes, die Tore zu bisher unentdeckten Ländern der Seele aufstoßen und ohne Rücksicht auf die zeternden Zeitgenossen neue Ideen als Brandfackeln in die Welt schleudern. Freilich sind auch ihm Konflikte aller Art nicht erspart geblieben. Ich erinnere nur an seine vergebliche Werbung um Julie Artraria, seine unglückliche Ehe, seine religiösen Irrungen und Wirrungen. Daß er aber diese und andere Kämpfe bis in ihre letzten tragischen Konsequenzen hinein in seinen Dichtungen gestaltet habe, wird man nicht behaupten wollen. Wo sie auftauchen, etwa im ‚Trompeter', im ‚Ekkehard', in der ‚Frau Aventuire', erscheinen sie im historischen Gewande und in einer Form, die dem Leser nicht allzu sehr an die Nieren geht. Auch der Scheffelsche Humor leuchtet nicht, wie bei Jean Paul, Raabe und Reuter, mit Zauberlichtern in die Tiefen des deutschen Gemütes, eine wunderbare Mischung von Wehmut und Heiterkeit im Zuschauer erzeugend, sondern er ist mehr groteskburschikoser Art und meist auf die burleske Situation und die äußere Komik der Figuren gestellt, was besonders aus den ‚Gaudeamus-Liedern' deutlich wird. Gewiß reizt auch dieser Humor zum Lachen, vielleicht kräftiger als die oben angedeutete andere Art, aber er erzeugt längst nicht so tiefe und nachhaltige Wirkungen.

Von den Werken* Scheffels wird man gerade das seinerzeit berühmteste und am meisten verbreitete, den ‚Trompeter von Säkkingen' heute kaum noch ernsthaft als Kunstwerk zu retten versuchen. Die nicht abzustreitende Frische und Keckheit des Tones genügt nicht, um den Mangel jeder tieferen Idee, die Fadenscheinigkeit und gelegentliche Sentimentalität der Handlung und die holperigen Verse zu entschuldigen. Einzig mit Vergnügen liest man aus der ganzen Dichtung heute noch die prächtigen Expektorationen des Katers Hiddigeigei, in denen die Menschenwelt so humorvoll in ein Katzenhirn hineinprojiziert wird (wenn man auch weiß, daß der Scheffelsche Kater von einem größeren Ahnen, dem Hoffmannschen Kater Murr, abstammt). Unsterblich aber wird aus dem ‚Trompeter' jenes schönste Lied bleiben, das je zum Preis einer deutschen Stadt gesungen wurde: ‚Altheidelberg, du feine.'

* Die Werke Scheffels sind in unzähligen Ausgaben verbreitet. Die vollständigste Gesamtausgabe ist zurzeit wohl die von Johannes Franke herausgegebene, erschienen im Verlage Hesse & Becker, Leipzig.

Weit größere Lebenskraft trägt das zweite und beste Werk Scheffels in sich, der Roman ‚Ekkehard'. Hier ist das historische und kulturhistorische Material so restlos dichterisch bezwungen, wie es nur möglich scheint, hier wechseln in angenehmer Folge realistische mit romantischen Szenen, ohne daß letztere den Boden der Wirklichkeit gänzlich unter den Füßen verlören (wie etwa in Arnims ‚Kronenwächtern'), hier haben wir kernige und scharfgeschaute Charaktere, und eine von tiefer Heimatliebe getragene, prächtige Schilderung der süddeutschen Landschaft. Freilich müssen wir auch beim ‚Ekkehard' kritische Abstriche machen. In der Schilderung des Klosterlebens werden die trink-, kuß- und streitfreudigen Mönche derart in den Vordergrund geschoben, daß ein zweifellos schiefes und den Katholiken verletzendes Bild entsteht. Die Klausnerin Wiborad wird geradezu zu einer widerwärtigen Karikatur. Daß Scheffel Ekkehard I. und Ekkehard II. zu einer Figur verschmolz, wird man ihm bei den wenigen Nachrichten, die wir über die beiden besitzen, verzeihen. Weniger leicht vergeben wir es ihm, daß er das makellose Bild Ekkehards II. durch die von ihm erfundene Liebe zur Herzogin fälscht. Doch ist eine solche Leidenschaft ja immerhin menschlich möglich, wenn auch damals wohl nicht in der modern-sentimentalen Form, in der Scheffel sie gestaltet. Historisch unmöglich aber und auch keineswegs genügend motiviert dürfte die gewissermaßen freireligiöse Wendung sein, zu welcher der Titelheld am Schlusse des Romans sich entschließt. Hier hat der Dichter eigenes Erleben in wenig glücklicher Weise auf den mittelalterlichen Mönch übertragen: Der Katholik Scheffel trennte sich unter dem Einflusse von D. F. Strauß und Joh. Ronge schon in jungen Jahren von der kirchlichen Gemeinschaft und wandte sich einem dogmenlosen, rein gefühlsmäßigen Gottesglauben zu.

Ueber die anderen Dichtungen Scheffels darf man mit wenigen Worten zur Tagesordnung übergehen. Die Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit, genannt ‚Frau Aventiure' und erwachsen aus der Arbeit an einem geplanten, aber nicht vollendeten Wartburgroman, sagen uns in ihrer historischen Vermummung und prunkvollen Rhetorik heute wenig mehr. Die Tiefe echter Lyrik erreichen sie nirgends. Anders verhält es sich mit seinen Trink- und Wanderliedern, die zumeist in der Sammlung ‚Gaudeamus' vereinigt sind. Diese sind in ihrer Art klassisch. Man hat gesagt, Scheffel habe durch die Herausgabe dieser feuchtfröhlichen Gesänge seinem dichterischen Rufe geschadet — auch seine Frau war sehr wenig davon erbaut — meines Erachtens mit Unrecht. Denn wenn auch diese Gattung von Gedichten nicht zu den höchsten zählt, so hat sie doch zweifellos ihre Daseinsberechtigung, und es wäre sicherlich schade, wenn der Dichter uns die prächtigen Strophen vom Rodenstein, vom Zwerg Perkeo, von der Teutoburger Schlacht usw. vorenthalten hätte. Ob diese Lieder freilich noch ein allzu langes Leben haben werden, erscheint bei den seit Ende des Weltkrieges völlig veränderten Idealen der deutschen Studentenschaft fraglich.

Wie aus der eingangs versuchten Charakteristik Scheffelschen Wesens ersichtllich sein dürfte, fließen Kraftquellen irgendwelcher Art uns Heutigen aus seiner Dichtung kaum noch zu. Immerhin war er ein echt deutscher Mann, der eine tiefe Liebe zu seiner badischen Heimat und der deutschen Vergangenheit im Herzen trug. Diese Liebe in die tausend und abertausend Herzen seiner Leser verpflanzt zu haben, ist in unserer wurzellosen Zeit sicherlich auch ein Verdienst.

Anton Aulke.

Walter v. Molo und seine religiöse Haltung

Durch seinen vierbändigen, auch in vielen Tageszeitungen abgedruckten Schillerroman (1912—1915) ist Walter von Molo (geb. 1880 zu Sternberg in Mähren, aufgewachsen zu Wien) auch weiten katholischen Kreisen bekannt geworden, und der dreiteilige verfilmte Roman „Ein Volk wacht auf" (I. Fridericus, II. Luise, III. Das Volk wacht auf) hat den starken Eindruck, den viele Leser von diesem routinierten Schriftsteller empfangen haben, noch außerordentlich gehoben. Wohin man ihn weltanschaulich zu stellen habe, ist wohl den meisten Lesern unklar geblieben. Viele hielten ihn für einen Halbjuden, weil er im Semikürschner verzeichnet ist. In einer Zuschrift an Adolf Bartels ist Walter v. Molo dieser Annahme entgegengetreten. Die Brüder Molo (der ältere nennt sich in seinen Romanen Hans Hart) entstammen einer katholischen Familie. Ueber das religiöse Denken und Fühlen Walter v. Molos, dessen Aufstieg für die geistige Haltung des Lesepublikums von heute so überaus bezeichnend ist, erhalten wir unerwarteten und ergiebigen Aufschluß durch einen Bekenntnisaufsatz, den der Gefeierte selber als „Skizzenhaften Versuch einer Selbstbetrachtung" im Dezemberheft des Kunstwarts (1925) veröffentlicht hat. Dieser Erguß ist nach vielen Seiten hin so charakteristisch, daß wir die katholischen literarischen Kreise darüber eingehender unterrichten zu dürfen glauben. Der Einfluß von Familie, Schule, Tradition, Umwelt und Gesellschaft auf die religiöse Entwicklung eines Jugendlichen tritt hier so greifbar hervor, daß die unausdenkliche Verantwortung, die man als Vater, als Lehrer wie als Mensch schlechthin gegenüber dem Kinde hat, in jedem, der dergleichen innerlich nachzuerleben vermag, jäh und heftig aufgeweckt wird. Imgleichen springt die unheilvolle Rolle ins Auge, die der berüchtigte österreichische Liberalismus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gespielt hat, und dadurch wird das Bekenntnis Walter v. Molos zu einem Kulturdokument, das weit über die bloß pädagogische Sphäre hinaus Beachtung heischt.

Die Familie Walter v. Molos war von Haus aus katholisch. Sein Vater hatte evangelisch geheiratet, wozu er die Einwilligung seiner Eltern nur unter der Bedingung erhielt, daß die Kinder römisch-katholisch erzogen würden. „Ich erhielt in der Volksschule in Wien den Religionsunterricht wie alle anderen, es war mir an meinem Katecheten nur sein starker Geruch nach Schnupftabak peinlich. Einmal kam mein um zwei Jahre älterer Bruder heulend nach Hause, weil sein Katechet gesagt hatte (wohl: gesagt haben sollte), daß nur die Römisch-Katholischen in den Himmel kämen — Mutter war aber doch protestantisch! Auf einen Besuch meiner Mutter hin wurde das dahin richtig gestellt, daß die guten Mütter auch in den Himmel kämen, selbst wenn sie Ketzer seien. Bei meiner ersten Beichte erforschte ich emsig mein Gewissen, mein Bruder und meine protestantische Mutter mußten mir dabei helfen. Die Kommunion war ein Fest mit dem ersten dunkelblauen Anzug und einer langen Wachskerze. Dann später, als wir jeden Sonntag von der Mittelschule aus in die Kirche gezwungen wurden, als unser Anstaltsgeistlicher jedesmal das Buch, aus dem er das Evangelium ablas, vorher und nachher abküßte, begannen sich die ersten Oppositionsgefühle in mir zu regen. Dazu kam, daß meine vorbildliche Mutter von meinem Vater vor uns Kindern mit ihren Reden des öfteren dahin charakterisiert wurde: Hör' auf mit deinen lutherischen Sprüchen! Je älter ich wurde, desto äußerlicher erschien mir der Weihrauchduft, das Niederknien und Andiebrustschlagen. Ich habe aus einer inneren Hemmung heraus, über

die ich mir bis heute nicht klar geworden bin, niemals ein Kirchenlied mitgesungen . . ."

Als sein Großvater starb — Walter war damals 13 Jahre alt —, sagte seine Mutter zu ihm: Geh' in dein Zimmer und bete ein Vaterunser. Dein Großvater ist gestorben. Er tat so, und dabei erschien ihm das Vaterunser zum erstenmal als etwas Kraftvolles, Stärkendes. Von da an betete er eine Zeitlang jeden Abend vor dem Schlafengehen heimlich ein Vaterunser, und wenn er nichts gelernt hatte, ging er vor der Schule in eine Kirche und betete dort, daß ihn Gott nicht „drankommen" lassen möchte. „Ich setzte diese stillen Stoßgebetlein des Egoismus auch des öfteren in den Schulstunden fort; aber als ich immer wieder ein volles Fiasko trotz meines Betens erlebte, wurde mir mein Verhältnis zu Gott stark getrübt. Einmal in einer Religionsstunde habe ich auch eine Frage getan, von der ich heute nur noch weiß, daß sie wie ein Blitz meinen dumpfen Schädel erhellte und mir die Gewißheit gab: Jetzt bringst du den Pfaffen in Verlegenheit! Als er mich aber — es war ein späterer Domherr von St. Stephan — sehr ruhig und freundlich daraufhin ansah und erwiderte: ‚Das sind Dinge, über die man nicht so leichtfertig reden kann. Richten Sie diese Frage in ein paar Jahren selbst an sich,' da war ich arg beschämt."

Die übrigen religiösen Interessen Molos während der letzten Gymnasialjahre beschränkten sich darauf, den Beichtvater ausfindig zu machen, der am wenigsten Buße beten ließ. Zu Hause wurde von religiösen Dingen nie geredet. Die Eltern gingen nie in die Kirche. Weihnachten und Ostern wurden als schöne Feste begangen, und die Mutter hielt an einer einzigen Art religiöser Handlung fest, die darin bestand, daß es am Karfreitag nie Fleisch gab. Infolgedessen behauptete der Vater jeden Karfreitag, ‚magenleidend' zu sein und aß im Gasthaus. Die Mutter fügte sich mißbilligend darein; aber der Vater begründete sein Verhalten damit, daß die ‚Pfaffen' ja auch genug Fleisch äßen, daß ein Fisch ja auch Fleisch sei und daß er gehört habe, in den Klöstern würden zur Fastenzeit oft auch Gänse und Enten gegessen, weil die ihr Futter aus dem Wasser holten, wie der Fisch. Auf der Universität betätigte sich der Katholik W. v. Molo durch einen blöden Haß auf die katholischen Verbindungen, insbesondere weil diese sich dazu „hergaben", am Fronleichnamstag im Geleite des „alten Franz Josef" im Festzug zu schreiten, und er erzählt mit peinlich wirkendem Behagen, wie er einmal einem ‚Klerikalen' auf der Straße den langen zweischößigen Rock bis zum Hals hinauf einriß, so daß dem Mann „sehr ergötzlich" zwei lange schwarze Flügel rechts und links um die Ohren flatterten.

In dieser Zeit mußte seine Mutter eine Operation auf Leben und Tod durchmachen. Sie hatte katholische Pflegerinnen, die mit ihr Marienlieder sangen, wodurch die Leidende sehr aufgerichtet und beruhigt wurde. Flüsternd vertraut sie dem Sohne an, daß es wunderschön sei, wenn abends aus der Kirche herauf der gemeinschaftliche Gesang der Schwestern ertöne. Der gottblinde Sohn aber schwankt, ob das Hysterie sei oder was anderes, und die furchtbare Gotteslästerung, die sein älterer Bruder am Tage vor der Operation der Mutter mit geballten Fäusten zum Himmel schmettert — wir können sie hier unmöglich wiedergeben — findet er „unsäglich albern", weil er als Mann, der Hochschulvorlesungen über Mathematik, Physik und Chemie hörte, den Popanz „Gott" längst abgesetzt hatte. Er zog aus dem Erlebnis am Krankenbett der Mutter nur den Schluß, daß die Trennung in Konfessionen „etwas Sinnloses und Ekelhaftes" sei.

Nach abgelegter Staatsprüfung kam W. v. Molo als Ingenieur zu Siemens & Halske, dann später in das k. k. Patentamt. Inzwischen war das Gestalterische in ihm zum Durchbruch gekommen und er hatte zu schreiben begonnen. In seinen ersten Büchern kommt das Wort Gott kaum vor. Er war eben überzeugter Techniker, und die Techniker hatten ja die Religion abgetakelt. Der katholische „Prunk“ bei seiner Hochzeit hatte den „unangenehmsten Eindruck“ auf ihn gemacht, die Taufe seiner Kinder „ekelte“ ihn an, „plärrende“ Wallfahrer ärgerten ihn, und der „großaufgezogene“ Eucharistische Kongreß in Wien brachte ihn schier um den Verstand. Dann rührten gelegentlich wieder besondere Erlebnisse an sein besseres Selbst. Es stimmte ihn nachdenklich, als er anläßlich einer neuen schweren Erkrankung seiner Mutter abermals katholische Krankenpflege kennen lernte. „Die Selbstlosigkeit, mit der diese Menschen, ungeachtet jeder Ansteckungsgefahr, ins Haus kamen, die Schlichtheit ihres Auftretens, das vollkommene Sich-Hinwegsetzen über Materielles, machten sehr tiefen Eindruck auf mich. In der Krisennacht wachte ich mit einer ganz jungen Schwester, die an meiner Mutter ihren ersten »schweren Fall« erlebte. Wortlos saßen wir zu beiden Seiten des Bettes und warteten. Die junge Schwester betete ihren Rosenkranz, und ich sah ins Licht der elektrischen Lampe. Kindliche, wundervolle Freude erfüllte die Schwester, als sich die Krisis zur Genesung wandelte. Damals ging mir endgültig auf, daß Religiöses doch mehr als die Aeußerlichkeit sei, die sich mir sonst darinnen fast überall gezeigt hatte . . .“

Dieses „endgültig“ ist aber sehr relativ zu nehmen. Denn gleich darauf veranlaßt er, daß seine Frau samt den Kindern zum Protestantismus übertraten. Er selber blieb vorläufig noch katholisch, eingedenk der alten Regel, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei. Denn noch war er k. k. Beamter, und der Uebertritt hätte ihm „sehr geschadet“. In seinem Schillerroman fand er dann das Wort Gott wieder, das er freilich mit einem wunderlichen Inhalt erfüllte. Bei dieser Gelegenheit machte er die Entdeckung, daß er dem „Lutherstil immer näher trieb“. Er trat nun aus dem österreichischen Staatsdienst aus und siedelte nach Norddeutschland über. 1913 ertappt er sich dabei, daß er sozusagen noch an einen persönlichen Gott glaubt. Der Tod eines ihm sehr nahestehenden Menschen war dazu die äußere Veranlassung. An der Bahre dieses Menschen entstanden damals seine ‚Sprüche der Seele‘, von denen er selber sagt, daß sie ein sonderbares Gemisch von Gottglauben und dem Versuch seien, Gott durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse, durch kosmische Einstellung zu überwinden. In den folgenden Jahren zimmert er sich eine Art Weltanschauung, deren Entwicklungsgang sich in den Werken, die zwischen dem ‚Hauch im All‘ und dem ‚Bobenmatz‘ entstanden, ziemlich genau verfolgen läßt. 1921 erklärten ihm evangelische Theologen, die ihn und sein Werk studiert hatten, daß er zu keinem anderen Resultat gekommen sei, als zu dem, was Luther in seiner Schrift ‚Vom unfreien Willen‘ für alle Zeiten niedergelegt hätte. Er begann sich darauf näher mit Luther zu beschäftigen und fand wirklich, „daß er in vielem wörtlich mit Luther übereinstimmte“. Er zog „aus Reinlichkeitsgefühl“ die Konsequenz und trat zum Luthertum über.

Ob diese Erwerbung für den Protestantismus eine erfreuliche und eine dauernde ist? Es scheint nicht so; denn W. v. Molo ist gegenwärtig offenbar daran, sich eine Art Privatreligion für den Hausgebrauch, wohl auch für seine Schriftstellerkanzel zuzuschneiden. Er bemängelt am Protestantismus, daß er die Mutter Gottes ausgeschaltet habe. „Das Volk sucht am Himmel, den es sich bevölkert, neben Vater und Sohn und dem Heiligen Geist die Frau, die Mütterlichkeit, die Hochhalterin der

Liebe. Es ist mir oft eingewendet worden, daß Christus ja die Liebe sei. Doch das ist philosophisch und nicht praktisch erzieherisch gedacht. Die breiten Massen vermissen im Evangelischen die Mutter Gottes. Luther war für mich überhaupt mehr Philosoph als Religionsstifter. Mich nimmt das Alte Testament von Jahr zu Jahr mehr gefangen, nicht nur aus künstlerischen Gründen. Hier ist die Härte des Seins, die in allen Zeiten und bei allen Völkern tätig war und ist, unverhüllt. Wir wollen ‚orthodox' sprechen, um uns am kürzesten ausdrücken zu können: Christus ist in die Welt gesandt worden, um den Menschen Gott Vater zu erklären, um sie wieder zu Gott zu führen. Wer Gott Vater immer fühlte, oder jetzt durch Christus wieder fühlt, der braucht Christus nicht . . . ."

Den Vorzug der Klarheit kann man dieser Theologie wohl kaum zuschreiben, und evangelisch ist sie gewiß nicht. Um nichts besser steht es mit den wirren Sätzen, in denen W. v. Molo sein derzeitiges Bekenntnis zusammenfaßt und mit denen wir dieses im Ganzen recht wenig erfreuliche Bild abschließen: „Ich, der ich aus dem Süden nach dem Norden wanderte, der ich vom Katholizismus zum Protestantismus kam, fühle mich heute in jeder Konfession beengt. Wenn man mit Religion ein bestimmtes Bekenntnis bezeichnet, und das ist nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes der Fall, so muß ich den alten Satz zitieren: ‚Warum habe ich keine Religion? Aus Religion!' Das, was eine Konfession ausmacht, ist der Mord an dem, was ihr Berechtigung zur Entstehung gab: sie will zum Verstehen und Unterordnen führen und verweigert dieses Verstehen der anderen Konfession und überordnet sich! Alles kämpft heute mehr denn je um Weltanschauung, um religiöses Gefühl. Ich bin allen diesen Kämpfern verbunden, und ich gehöre im tiefsten Sinne nur der Konfession zu, die nicht besteht und die doch da ist und die die mächtigste ist, solange sie nicht auch in Satzungen eingesperrt wird: Ehrfurcht vor dem Leben, sehnsüchtige, sich bescheidende Unwissenheit, Bewunderung des Kosmos, den ich nicht bewundern könnte, wenn ich, Wurm, ihn zur Völligkeit zu erfassen fähig wäre! . . ."

Aber das ist ja nicht Vollendung, das ist Chaos, ruinenhaftes Getrümmer, oder, wenn man noch etwas erwarten will: Gärung, heftige und trübe Gärung!

Josef Karlmann Brechenmacher.

G. K. Chesterton über G. B. Shaw

Man sagt, Chestertons Werkzeug sei das Paradox, d. h. er drücke seine Ideen in Formen aus, die mit den Worten unvereinbar sind. Man sieht dabei für ein bloßes Stilmittel an, was in Wirklichkeit für ihn etwas viel Tieferes ist. In seinem Buche ‚G. Bernard Shaw' (in deutscher Uebersetzung von Clarisse Meitner und Ludwig Goldscheider erschienen im Phaidon-Verlag, Wien 1925) definiert er diese wirkliche Art des Paradoxon als eine Handlungsweise, „durch die zwei entgegengesetzte Fäden der Wahrheit miteinander zu unauslöslichem Knoten verwickelt werden," wobei „es oft eben dieser Knoten ist, der das ganze Bündel menschlichen Lebens sicher zusammenhält". So ist ihm das Paradox zugleich Tatbestand und Anschauungsform der Wirklichkeit. Von hier aus findet sich mit einer gewissen Leichtigkeit ein Zugang zu Chesterton selbst, wie ein andermal dargetan sei. Zum andern ist das Arbeiten aus einem solchen Verhalten zum Paradoxen der Grund, warum gerade Chesterton vor andern Shaw und seine Bemühungen, durch das Wort zu wirken, einsichtig und durchleuchtend dem Betrachter nahezubringen

weiß. Denn, indem er das scheinbar Widerspruchsvolle in Shaw bestehen läßt, deckt er dessen Selbstverständlichkeit auf und gibt in der Verbundenheit der disparaten Einzelzüge den einheitlichen Menschen. Indem er sich in Widerspruch weiß zu Shaw und diesen Widerspruch setzt, findet er sich mit ihm auf der Ebene des Verständnisses. So kann er sein Buch beginnen mit der Vorrede: „Die meisten Leute sagen entweder, daß sie mit Bernard Shaw einer Meinung seien, oder daß sie ihn nicht verstehen. Ich bin der einzige Mensch, der ihn versteht, und nicht seiner Meinung ist." Und so kann er den zusammengreifenden Schlußabschnitt einleiten mit dem Satze: „Ich habe Shaw in allem widersprochen; das ist es, warum ich schließlich dazu komme, mit ihm beinahe übereinzustimmen."

Indem er ihm widerspricht — in der Ansicht und durch die Form — gibt er Zug um Zug die Bedingungen und Bestimmungen von Shaws Wesen und dessen Auswirkungen. Und doch ist es nicht ein Nacheinander der einzelnen Züge, sondern gerade durch das Paradox und seine Eigenschaft des Verknüpfens ist es zugleich ein Ineinander wechselseitiger Bedingung. Dies aber macht, daß ein Bericht über Chestertons Arbeit das Eigentliche nicht wiederzugeben vermag und sich darum begnügen muß, in abkürzender Durchsicht einige Grundzüge aufzureihen.

Den Grundlagen Shaws sind die drei ersten Kapitel gewidmet, den Handlungen die drei übrigen. In jenen wird gesagt, wodurch er bestimmt ist: In regionaler Herkunft ist er Irländer und hat als solcher zwei Eigenheiten seiner Nation geerbt: eine Art intellektueller Keuschheit und den Streitgeist. Aber er ist zugleich eine besondere Art Irländer: Als Mitglied des protestantischen Teils Irlands ist er ein „anti-irischer Irländer, ein Besatzungsirländer". Daher fehlt ihm die eigentliche Verwurzelung mit der Heimat und so die Schlichtheit und Gelassenheit des mit der Natur Verbundenen. In geistiger Herkunft ist er Puritaner und als solcher im Positiven ein Mensch, der niemals leichtfertig ist, im Negativen ein Mann mit den puritanischen Vorurteilen, die Dinge verneinen, nicht um der eventuellen Wirkungen, die sie ausüben könnten, sondern um der Dinge selbst willen. In zeitgeschichtlicher Hinsicht ist er (oder war es, denn hier setzt später eine radikale Wendung ein) ein Fortschrittler. Als solcher tritt er an die Dinge heran, mit der Frage: Was kann ich ändern? Er nimmt sich aber hierbei gerade eben den Fortschritt selbst vor, indem er ihn über sich selbst hinaustreibt durch seine Kampfesweise der unerwarteten Argumentation, deren Methode „annähernd als diejenige definiert werden kann, die Revolutionäre zu revolutionieren, indem man ihren Nationalismus gegen ihre übriggebliebene Sentimentalität kehrt". Damit ist schon der Schritt aus den Voraussetzungen in die Handlung hinein getan. Und bevor nun Shaw seine eigentliche dreifache Tätigkeit als Kritiker, Dramatiker und Philosoph aufnimmt, beginnt er zunächst in der Welt, in die er hineingetreten ist, durch sich selbst zwei positive Programme vorzulegen: Seinen Vegetarianismus, der ein Ausdruck ist für die Identifizierung unseres Lebens mit dem Leben der ganzen Natur, der darum nichts Lebendiges der Tierwelt töten und verzehren mag, und seinen Sozialismus. Aber diese beiden Dinge sind für ihn nicht Ausfluß eines demokratischen Empfindens. Dies geht Shaw völlig ab. Von seiner Grundhaltung irischer Unabhängigkeit und puritanischer Reinheit aus sind dies aristokratische und exklusive Verhaltensweisen; Verhaltensweisen jedoch, die (anstatt demokratischer Art zu sein) wahrhaft republikanisch genannt zu werden verdienen, in dem wörtlichen und lateinischen Sinne: „Shaw liegt mehr an der öffentlichen Sache als an irgendeiner privaten Sache."

Von den so beschaffenen Grundlagen und ihrer grundsätzlichen Anwendungsart aus geht Shaw auch aus auf literarischem Gebiet: Als Kritiker, der sich umsieht „nach etwas Angreifbarem, das nicht nur mächtig und mild, sondern unangegriffen war“, wie Shakespeare. (Hierbei zeigt sich zugleich auch Shaws Grenze, dessen Unverständnis für Shakespeare „hauptsächlich aus der Tatsache entstand, daß er ein Puritaner ist, während Shakespeare geistig ein Katholik war“.) Und wie Shaw als Kritiker von jenen Grundlagen her, selbst wenn er scherzt, immer gerade das meint, was er sagt (während man ihn beschuldigt, daß Shaw diesen „man“ an der Nase herumführe, gerade dann, wenn Shaw ihn an der Nase zieht), so ist er auch als Dramatiker in seinen Stücken von einer wilden Aufrichtigkeit. Er baut Stücke, in denen er das Pathos demaskiert, in denen er sich gegen die romantischen Dinge wendet, insofern sie ideal sind; das heißt, insofern als sie idealisiert sind. Aber gerade hier zeigt sich wieder jener Fehler Shaws, daß er die Romantik nicht versteht, die doch das Wirklichste im Leben ist. (Und darum sind in seinen Dramen gerade da Verzeichnungen, wo er seinen Figuren die Romantik wegnimmt, wenn sie sie im Leben haben würden.) Sein bestes Stück ist daher auch ‚Cäsar und Cleopatra‘, weil Cäsar der „einzige große Mann der Geschichte ist, auf den die Shaw-Theorien passen“, weil Cäsar „barmherzig war, ohne im geringsten mitleidig zu sein, weil er Demagoge war, ohne Demokrat zu sein“, weil er der unromantischste Mensch im Shawschen Sinne war. Als schließlich Shaw durch seine Tätigkeit als Dramatiker sich eine feste Position geschaffen hatte, als seine Lehre Triumphe davontrug und er so sein eigener Prophet geworden war, dem Anhänger zahlreich folgten, da „hörte Shaw plötzlich auf, wie durch einen bloßen Strahl der Erleuchtung überhaupt an Fortschritt zu glauben“. Damit gab er eine seiner grundsätzlichen Stützen auf. Er beeilte sich aber, zugleich, nun in Verbindung mit den Gedanken, die er von Nietzsche aus über den Uebermenschen sich gebildet hatte, daraus eine neue Theorie in Einleitungen und Stücken zu verkünden. Hinzu trat nun auch ein Verfall seines rein zerstörenden Realismus, der von Romantik nichts wissen wollte; doch ist dies mehr ein nicht so starkes Hervorkehren des Realismus, wie ihn Shaw wünschte, als ein Zugeben von der Wirklichkeit der Romantik, wie sie im Leben ist.

Wenn so auch die Auswirkung seiner Grundanlagen manche Abbiegungen von ihrer ursprünglichen Richtung erfährt, so bestehen jene Grundtendenzen in ihrer fördernden und einengenden Kraft doch letzthin unverändert zu Recht. Und manche Aberglauben, die über Shaw verbreitet sind, erweisen in ihrer Unhaltbarkeit diese Tatsache. Diese Aberglauben sind vornehmlich: Daß Shaw das ‚Problemstück‘ wünscht, sowie daß er „paradox“ sei. Gegen das erste ist zu sagen, daß Shaw viel zu sehr Puritaner ist, als daß er Zweifel dulden würde über Punkte, die er für wesentlich hält. Er kann wohl das energischeste und ausgesprochenste Propagandastück schreiben, aber er kann sich nicht zum Problemstück aufschwingen, das beide Seiten gleichmäßig beleuchtet. Zum zweiten gibt es bei Shaw beinahe überhaupt keine Paradoxe. Er hat nur Sinn für die einseitige Folgerichtigkeit, nicht für die scheinbare Folgewidrigkeit. Hier liegt die Grenze dieses leuchtenden und zwingenden Geistes: Er kann das Leben nicht ganz verstehen, weil er seine Widersprüche nicht hinnehmen will. Sein großer Fehler ist ein Mangel, jene Dinge, die gewöhnlich Konvention und Tradition genannt werden, zu ergreifen und sich ihrer zu freuen.

Nachdem Chesterton das, was hier nur unvollkommen angedeutet werden konnte, nach allen Seiten hin abgewogen dargetan, in seiner wechselseitigen Verknüpft-

heit gezeigt und an den Dramen erläutert hat, faßt er seine Ergebnisse zusammen, indem er Shaws schlechte und gute Einflüsse heraushebt. Er findet derer je drei. Schlecht sei, daß er erstens die Sucht der Nörgelei unterstützt; er hat zweitens viele ermutigt, sich zu ihrer Daseinsrechtfertigung auf das Gestaltlose und Unbekannte zu werfen; er hat drittens, in sehr geringem Maße, aber immerhin doch wahrnehmbar, eine Art Charlatanerie der Ausdrucksweise ermutigt, unter jenen, die seine irische Unverschämtheit besitzen ohne seine irischen Tugenden. Dem gegenüber aber sind zu stellen die drei guten Einflüsse: Er hat, erstens, die Philosophie popularisiert; oder besser gesagt, er hat sie wieder popularisiert; er hat, zweitens, die populäre Unterhaltung gebessert, indem er sie philosophischer machte; er hat, drittens, die Zyniker vernichtet und bekehrt, da er so viel zynischer gewesen ist, als sonst irgend einer, für das allgemeine Wohl, daß seither niemand gewagt hat, für irgend etwas Geringeres wirklich zynisch zu sein.

Zum Inhaltlichen bleibt nur hinzuzufügen (da ja nicht beabsichtigt ist, hier in eine Darstellung von Shaw von anderm Standpunkt aus sich einzulassen und von dort aus etwa mit Chesterton zu rechten), daß die Darlegungen Chestertons, weil früher geschrieben, sich nicht auf die neuesten Arbeiten Shaws erstrecken, vor allem nicht auf die ‚Heilige Johanna'. Es ist sicher, daß zu diesem Werke manche der Chestertonschen Linien weiterzuführen sind, wobei diese und jene Umbiegung nicht ausbleiben dürfte. Aber das mindert ja nicht die Bedeutsamkeit des Vorliegenden auch nur um ein Kleinstes.

Vielmehr ist dieser umfängliche und doch so kurzweilige Essayband, zu dessen anmutiger Geistesprägung die blitzenden und frischen Paradoxa als Anschauungs- und Darstellungsformen ebensosehr beitragen wie sie wirksam sind als lebendige Inhalte des behandelten Problems, — vielmehr ist diese Schrift Chestertons in ihrer Unbekümmertheit um eine mögliche Weiterentwicklung des besprochenen Autors selber ein Paradoxon, das sich darin ruhig widersprechen darf, wenn Chesterton an eine neue Ausgabe gehen sollte. Es ist eben daran, daß, unbeschadet der Lebendigkeit der alten Bücher, sie von Zeit zu Zeit wieder neu geschrieben werden müssen, weil uns neues Leben zum alten zuwächst. Chesterton sagt, dies bestätigend, auch selbst in seinem Buche, man solle stets in Intervallen bereit sein, von einem kindlichen Standpunkte aus von neuem anzufangen. So wird man lebendig bleiben und gerecht.

Bonn. Dr. Ignaz Gentges.

Einige Bemerkungen über G. B. Shaw

Man mag es betrüblich finden, daß ein so wenig dichterischer Dichter wie der Ire Georg Bernard Shaw im heutigen Europa als ‚der Dramatiker' angesehen wird, es ist aber ein nicht geringer Irrtum zu glauben, mit einer noch so scharfen Verurteilung oder hymnischen Lobsingerei etwas Verdienstvolles geleistet zu haben. G. B. Shaw, der tüchtige Anwalt des Geistes der goldenen Mitte, ist mit großen Einseitigkeiten keineswegs zu fassen noch zu fangen. Es ist natürlich unter denen, die sich mit ihm befassen (und das tut heute jeder von einigem geistigen Interesse, auch wenn er kein Literat ist), der größere Ernst, die G. B. Shaw als Dichter Europas ablehnen. Wer lachenden Antlitzes sich über die ‚Kuriosität' Shaw amüsiert, mißversteht ihn im gleichen Maße, wie Shaw unsere Zeit gut versteht.

Denn gerade darum ist er zu großen Teilen so negativ, weil er einen Teil des guten Gewissens in der Welt darstellt. Unter denen, die am lautesten gegen diesen witzigen Tyrannen sich auflehnen, sind vor allem die, denen der mutige Kampf dieses Dichters gilt: die Romantiker aller Schattierungen. Shaw kämpft nicht gegen zufällige Vertreter dieses Geistes, sondern gegen diesen Geist, gegen einen Sonderfall von Romantik, gegen die Romantik des zwanzigsten Jahrhunderts, die so unzulänglich ist, wie unsere Technik vollendet ist. Diese prinzipielle Kampfstellung enthebt Bernard Shaw aller zufälligen, kurzlebigen Bedeutung. Die beiden Tatsachen, daß Shaw bei uns in einem großen Ansehen steht und seinen Werken die Bühnen ganz Europas offenstehen, sind mehr als Zufall oder Sensation. Der Wert dieses Dichters liegt vielmehr darin: es verrät einen wirklich tiefen Sinn, daß G. B. Shaw ein europäischer Dichter geworden ist. Zur Aufklärung dieses dunklen Satzes wollen wir gleich schreiten. Wie wir uns daran gewöhnt haben, im täglichen Leben auf Gestalten zu stoßen, die nicht viel anderes bedeuten, als ein allgemeines Aergernis, so sollten wir uns auch an den Gedanken gewöhnen, im geistigen Antlitz einer Zeit nicht gegen solche Erscheinungen blind zu sein. Niemand hat das Recht, unangenehme Menschen im bürgerlichen Leben in ihrem Sein zu verneinen, d. h. sie umzubringen, wenn auch mitunter von Staats wegen Schutzmittel gegen sie angewandt werden, so wird damit nicht geleugnet, daß sie ein Recht zum Leben haben, vielmehr gehören sie auch in den Bauplan Gottes. Im geistigen Leben sind solche Negierer des Gewohnten als gemäßigte Anarchisten von einer hohen Bedeutung. Und Shaw ist ein solcher kleiner Anarchist, der für die Weiterentwicklung unserer Generation von ziemlichem Wert ist. Er ist nicht vom Geschlecht der Promethiden, sondern Aristophaniden. Sein Protest gegen die heutige Welt, die Säuberung der Luft, in der wir zu leben gewohnt sind, das ist seine geistige Aufgabe. Und Bernard Shaw faßt sie zwar nicht in ihrem Ursprungs- und Endpunkt, dafür aber in ihrem Mittelpunkt: in unserer Haltung zum Leben. Er sieht sie als Lüge der Romantik, als rauschhafte Lüge über uns selbst, als angeschminkten Simiglanz des Gefühls, der sich darin gefällt, seine eigene Falschheit noch anzubeten. Gegenüber dem billigen Spiel mit dem Leben protestiert das strenge, wirkliche und unbeirrbar-nüchterne Denken des Iren, dem das Leben zu erhaben ist, als daß es wie eine süße Speise gekostet werde. Irischer Wirklichkeitsstarrsinn wird zu einem allgemeinen Protest gegen die kokettierende Romantik des zwanzigsten Jahrhunderts. In dem ganzen Schaffen Bernard Shaws lebt der Kampf dieses heilig-nüchternen Ernstes. Aber er ist nicht von jener gewaltigen Größe, die einfach die Unzulänglichkeiten und Schwachheiten seiner Zeit zudeckt mit dem verhüllenden Mantel großer, erhabener Werke. Die ewige Unfähigkeit zur letzten heroischen Ueberlegenheit ist der andere und stärkere Grund seiner Negierungen. Auch hier spricht Irland durch ihn, wenn Shaw auch nicht der echteste Sohn des Landes „der grünen Insel“ ist. Aber es scheint, daß auch gerade diese Unerbittlichkeit im Negieren gerade positiven Wert hat, eben den der Vernichtung von Scheinwerten. In den ‚Helden‘ enthüllt er die falsche Romantik der Kriegsbegeisterung, in der ‚Heiligen Johanna‘ verurteilt Bischof Cauchon den Nationalismus als die große Ketzerei der modernen (protestantischen) Welt, Candida nimmt die Ehe mit Pastor Morell zu ernst, um sich auf „nur romantische“ Abenteuer mit dem jungen schwärmerischen Dichter Marschbanks einzulassen. Der Kult des Cäsarismus wird in ‚Cäsar und Kleopatra‘ entschieden bekämpft (Shaw fühlt sich davor angewidert, daß eine unheroische und in entstellter Romantik

schwelgende Zeit sich an solchen Heroen erbaut), aber Cäsar wird in seiner menschlichen Größe belassen. Denn Shaw hat eine strenge, unromantische Liebe zu diesem römischen Feldherrn. Der Widerspruch formt die Seele dieses Dichters. Gewiß verleitet er ihn dazu, das Feuerwerk seines Witzes und Spottes über der Welt sprühen zu lassen..., aus einem tiefen, großen Ernst! Der steht hinter jedem Wort schweigend oder in Narrenweisheit sich äußernd. Das fast unberedte, aber entscheidende Handeln seiner Hauptgestalten am Schluß der Stücke zeigt erst den wahren, fast nie erkannten Ernst, um den es Shaw geht. Mancher wähnt in den Paradoxen allein Shaw zu besitzen, das ist immer nur der halbe Dichter, der andere Teil bleibt indirekt spürbar, in der Tat am Schluß eines jeden Stückes. So z. B. in der Verlobung Rainas mit Bluntschli in den ‚Helden‘: Schwund jeglicher angeklebter Romantik. Die scheinbare Inkonsequenz und der oft ausgesprochene Mangel an innerer Logik zum sprühenden Witz und stillen Tun beruht auf einer tiefen strengen Entschiedenheit, die fast stoisch wirkt. Shaw weiß aber zu gut, was von einem Theaterstück, in dem er sich so ausspricht wie er es tut, verlangt wird, damit es noch bühnenfähig bleibt. Trotzdem er Shakespeare nicht anerkennt, hat er dies unentbehrlich hohe Wissen um die Mitel der Bühne und darum, wie weit der Ernst zu gehen hat und wo der Scherz beginnen muß, ohne die Wirkung des Ganzen in Frage zu stellen. Er ist aber zu sehr Ire und Bernard Shaw, um sich dennoch vor Kompromissen zu hüten. Wer sich einmal der lohnenden Mühe eines ernsthaften Befassens mit Shaw unterzieht, dem erscheint das einfach selbstverständlich. Auf eine eingehende Beweisführung unserer skizzierten Meinung müssen wir hier leider verzichten.

In dem großen fünfteiligen Stück ‚Zurück nach Methusalem‘ gibt er ein Zerrbild Englands mit der Sprache seines irischen Hasses. Karikatur ist sein Wille, der Todesstoß in das Herz Englands, da wo es ‚faul‘ ist in seinem Staate.

Dieses etwas monströse Stück hat als geheimes Motto ein Wort aus der ‚Hl. Johanna‘, von der Teufelssprache als der englischen Sprache. Der Ire Shaw befaßt sich in diesem Stück mit englischer Politik, seinen irischen Instinkt für wahre politische Realitäten legt er an die englische Methodik des Politischen an. Und mit seinen Augen sieht er nichts als Korruption. Für eine gute Laufbahn bis zum Minister kann er wohl ein Verstehen haben, aber nicht dafür, wenn die Mittel und Wege dazu als Politik angesehen werden. Dafür ist er zu wenig romantisch, um sich so zu belügen. Daß er einem solchen politischen System keine Zukunft versprechen kann, sollten ihm am wenigsten die Engländer übelnehmen. Die englische Diplomatie versteht eben ein Ire garnicht oder nur sehr wenig, denn ihm sind Vaterland, Religion und Freiheit einzig politische Realitäten. So kommt es, daß dieser ‚Methusalem‘ Shaws deutlichste Komödie ist; in ihm gibt er sich aber dem Scheine nach am unverständlichsten. Aber gänzlich hoher Ernst liegt in seinem bedeutendsten Werk ‚Die heilige Johanna‘. Es ist nicht ein ‚Paradoxon‘ nach Shaw, daß er, der Mann der langen und vielen Einleitungen, noch der Erklärung bedarf. Aber da man meist das bei Shaw ernst nimmt, was ihm halber Spaß ist, und der tiefe Ernst nicht gesehen oder mißverstanden wird, muß zu dem schon reichlich beredten Stück der ‚Hl. Johanna‘ noch ein Wort hinzugefügt werden. Wer bei allen Werken dieses Dichters glaubt „nur Komödie“ sehen zu sollen, der wird nunmehr in arger Verlegenheit sein. Er darf nicht sagen, daß hier Shaw zufällig ernst zu nehmen sei, oder hier ein sentimentales Alterswerk vorliege, in dem er sich selber ungetreu wird. Alle Werke Shaws liegen auf einer

Linie, deren Mittelpunkt die ‚Heilige Johanna' ist. Sie ist das zweite der religiösen Stücke des Dichters. Sein erstes, ‚Major Barbara', ist im Grunde genommen, gegen die christliche Gottesanschauung, hat aber mit der ‚Hl. Johanna' das eine gemein: es fehlt der Shawsche Witz, dafür ein feierlich nüchterner Ernst. Der Grund dafür ist leicht zu finden: die Johanna ist der einzige Mensch — außer Cäsar — dem Shaw sein irisches Herz schenken kann. Der Kampf gegen die Romantik, die aus der Jungfrau eine hysterische Dame gemacht hat, spricht sich hier am positivsten aus, er ist zugleich ein Kampf gegen modernen Nationalismus, der für Shaw nur eine Spielart von Romantik ist. Diese Kritik Shaws hat die Form einer idealen Darstellung, weil die Johanna sein menschliches Ideal darstellte: jene Mischung von Mystik und Vernunft, die für Shaw unromantisch ist. Shaw ist alles andere als ein Materialist oder Mechanist. Er läßt die Stimmen der Jungfrau gelten, erklärt sie nicht als unvernünftige Wunder, sondern als Wunder der Vernunft, in einem höheren Verstande als dem Dutzendverstande, dem Shaw sonst nicht ganz ablehnend gegenübersteht. In der ‚Johanna' zeigt er ein liebendes Verstehen für die Welt des Mittelalters und die katholische Kirche, er hat eine ganz nüchterne Liebe zu ihr. Das Mittelalter ist ihm hell und licht im Gegensatze zu unserer Zeit. Lebendiger ist es ihm, gar so lebendig sind seine Menschen, daß sie gelegentlich verbrannt werden müssen. Heute haben wir nicht einmal solche Lebensenergie, daß ein allgemeiner Schutz, wie im Mittelalter vonnöten ist. Daß Shaw, der Ire, das Soldatentum der Jungfrau und die Inquisition des Mittelalters verblüffend gut versteht, hat den Grund darin: Irland ist das ideale Land für Soldaten und Advokaten. Und doch bleibt sich Shaw religiös treu. Johanna ist ihm die erste Protestantin, die Shaw als Protestant begrüßt und als Puritaner wiederum halb ablehnt. Denn Puritanismus ist ein höchst einseitiger Protestantismus, der eine Rückwärtsrevidierung zum Gesetzesglauben des Judentums sucht. Wie die Johanna keine Kirche und keinen Papst gelten läßt, so auch ihr Autor. Für den Puritaner gibt es nur Gott und den einzelnen Menschen. So auch für die Johanna. Die Kirche existiert nicht, weder als Gotteshaus, noch als Corpus mysticum.

In diesem Werke Shaws liegt jener andere Teil seiner Seele, der sich in den Komödien nicht direkt äußerte. Und denoch bleibt Shaw nicht mehr als das große Nein, das er unserem Jahrhundert in stets neuen Formulierungen und und anderen Seiten vorzuwerfen nicht müde wird. Denn er gehört zu jenen Menschen, auf die das Nietzsche-Wort paßt, die nicht anders leben können, es sei denn als Untergehende, denn sie sind die Hinübergehenden. So steht auch Shaw in unserer Zeit, mitten in ihren Kämpfen und Ringen, und nicht bloß an der äußeren Seite.

Wenn wir in der Zeit einer gründlichen Selbstbesinnung leben, dann ist in einer solchen ein Georg Bernard Shaw nicht wegzudenken. Und wenn wir in eine andere hinübergeschritten sind, die von Grund auf der heutigen nicht mehr gleicht, dann wird es in ihr keinen G. B. Shaw mehr geben können. Aber auch nicht mehr seinen Gegner, der einen solchen Menschen zu seiner Bekämpfung rufen muß: jene banalisierte Romantik, die den Menschen über sich, über die Gesellschaft und über Gott belügt, also nicht mehr jenen Geist, der zu schwach ist zu etwas Echtem und nicht stark genug ist zu etwas absolut Falschem, der nichts weiter kann als über halben Illusionen zu träumen.

Ehe die Säkularisation unseres Geistes nicht aufgehört hat, und die Inkorpo-

ration der Welt in dem corpus mysticum der Kirche wesentlich fortgeschritten ist, solange ist der Geist G. B. Shaws unsterblich. Denn er ist kein Entwurzelter, sondern ein getreuer Sohn unserer Zeit. Und wenn der augenblicklich lebende G. B. Shaw sich zur ewigen Ruhe begibt, werden andere auferstehen, auferstehen müssen, wenn das eine Notwendige, das über ihr Leben entscheidet, nicht eintritt. Und zudem: etwas an Georg Bernard Shaw muß in die neue Generation hinübergehen, ein klein wenig irische Nüchternheit, aber nicht mehr, als sie zu einem ernsten, aufrichtigen Leben bedarf. Otto Steinbrinck.

Neue Islambücher

Es gibt eine kleine Reihe kurzer volkstümlich geschriebener ‚Einführungen in den Islam', zu denen gewiß schon mancher gegriffen hat, den es beunruhigte, von einer Religion, die ebensoviel Anhänger wie das Christentum zählt, nicht viel mehr zu wissen, als daß sie von Muhammed gestiftet wurde, der den Koran verfaßte und im Jahr 622 von Mekka nach Medina auswanderte. Und mancher wird diese Einführungen nach mehr oder weniger langer Zeit mit einem Seufzer aus der Hand gelegt haben, während ihm eine Anzahl seltsam fremder Namen und eine Aufeinanderfolge nüchterner Begebenheiten, teils wirtschaftlicher, teils militärisch-politischer Art, durch den Kopf ging. Die Religion der Mohammedaner ist ihm ein toter Begriff geblieben.

Aber warum soll man sich immer ‚einführen' lassen? Wenn eine Welt auch fremd und fern ist, kommt man ihr nicht doch dadurch näher, daß man die Erzeugnisse ihres Geistes unmittelbar auf sich wirken läßt?

Es war bis jetzt schwer, den Islam auf diesem direkten Wege kennen zu lernen, da die Uebersetzungen des arabischen, persischen und türkischen Schrifttums gering an Zahl, versteckt in Zeitschriften und beschwert mit wissenschaftlichem Beiwerk waren. Doch wie so manche Wissenschaft hat auch die Orientalistik in der letzten Zeit Vertreter gefunden, die die Verbindung mit dem Leben suchen, d. h. mit den Gegenwartsfragen der Kunst, Religion, Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur, mit den Fragen, an deren Lösung die verschiedensten Menschen arbeiten, denen es unmöglich ist, die Gedankenschätze fremder Völker selbst aus dem Dornengehege fremder Sprachen herauszupflücken.

Es ist eine Uebersetzung des Korans erschienen (Der Koran. Ausgewählt, angeordnet und im Metrum des Originals übertragen von Hubert Grimme, Prof. an der Universität Münster. Paderborn 1923), die durch Auswahl, Anordnung, rhythmische Uebertragung und zusammenhängende Hinweise auf die Entstehungszeit und -art der Hauptabschnitte durchaus die Möglichkeit bietet, das ‚Heilige Buch' des Islams mit Verständnis und mit Genuß zu lesen. Und es wird ein Eindruck haften bleiben von diesem Buch, ein Gefühl von der Wucht und dem Ernst, womit Muhammed seine Forderungen und Drohungen den gedankenlosen und gewinnsüchtigen Zeitgenossen zurief.

Mancherlei Dunkelheiten, Lücken und Wiederholungen werden es dem Abendländer allerdings erschweren, den Koran mit persönlichem Gewinn zu lesen. Doch Muhammeds Lehre hat sich erst in den späteren Jahrhunderten voll ausgewirkt, und seine Gedanken über das menschliche Tun und die Vergeltung im Jenseits haben mancherlei Um- und Ausgestaltung erfahren, sie treten uns in den Werken der späteren Zeit anschaulicher und lebendiger entgegen.

‚Die kostbare Perle im Wissen des Jenseits‘ (Aus dem Arabischen übersetzt von Mohammed Brugsch. Hannover 1924. Orient-Buchhandlung Heinz Lafaire) lautet der Titel eines Werkes von al-Ghazali, dem bedeutendsten islamischen Theologen im 12. nachchristlichen Jahrhundert (500 Jahre nach Muhammed).

Daß die deutsche Uebersetzung dieses Buches nicht ganz frei von sprachlichen Irrtümern ist, fällt nicht ins Gewicht der Tatsache gegenüber, daß damit ein tiefer Einblick gewährt wird in die religiöse Gedankenwelt des Muhammedaners. Die hier geschilderten Vorstellungen von den Schicksalen der Menschenseele nach dem Tode, von Allahs Herrschermacht und ihren Sendboten, vom jüngsten Gericht mit all seinen Schrecken machen es verständlich, was Goldziher, der bedeutende Islamforscher, einleitend in seinen ‚Vorlesungen über den Islam‘ (zweite Aufl. Heidelb. 1925. Carl Winter) ausführt: Das vorherrschende psychologische Motiv in der Religion Muhammeds ist das Gefühl der Abhängigkeit von einer unbeschränkten Allmacht. — Nicht in kurzen, dumpf aufschlagenden Sätzen, nicht so losgelöst vom Irdischen wie im Koran gelangt hier die Ehrfurcht vor Allahs Größe zum Ausdruck. Es werden Beobachtungen aus dem wirklichen Leben, Traumbilder, Legenden und Betrachtungen eingeflochten, die der Darstellung Lebendigkeit und Wärme verleihen. Die Sinnenstärke und Phantasiebegabung des Orientalen zeigt sich z. B. in der Schilderung vom Zustand des Sünders nach dem Tode (S. 33).

„Was nun den Sünder betrifft, so sagen die beiden (Frageengel) zu ihm: ‚Wer ist dein Herr?‘ Und er antwortet: ‚Ich weiß es nicht.‘ Da sagen sie zu ihm: ‚Du weißt es nicht und kennst ihn nicht‘, und dann schlagen sie ihn mit jenen Eisenstangen, bis er zur siebenten Erde hineinsinkt. Darauf schüttelt die Erde ihn wieder heraus in sein Grab, und da schlagen sie ihn nun siebenmal. Darauf zerteilen sich ihre Zustände. Die Taten einiger von ihnen verwandeln sich in einen Hund, der sie beißt, bis die Stunde anhebt. Das sind die Abtrünnigen. Die Taten anderer von ihnen verwandeln sich in ein Schwein, das sie in ihrem Grabe züchtigt: Das sind die Unentschlossenen. Dies sind einige Arten, von denen die Bewohner der Gräber betroffen werden. Wir haben vorgezogen, bei ihrer Anführung nur einen Auszug zu geben. Der Grundsatz ist, daß jemand in seinem Grabe nur mit der Sache bestraft wird, die er auf Erden fürchtete, und so gibt es unter den Menschen manchen, der einen jungen Hund mehr fürchtet als einen Löwen, denn die Gemütsart der Menschen ist verschieden.“

Doch auch das Wissen von der Güte Allahs, die starke Empfindung von dem Glück, das für den kleinen, zerrissenen, schuldbewußten Menschen in dem Erlebnis eines starken, gewaltigen und doch gütigen Herrschers liegt, spiegelt sich in den Szenen des letzten Gerichts (S. 101): „Ebenso ruft man einen Mann auf am Tage der Auferstehung, und Gott, der Erhabene, spricht zu ihm: ‚Wie hast du dich auf der Erdenstätte verhalten?‘ Er antwortet: ‚Ich habe Dir fünfhundert Jahre gedient auf einer Insel, die das Meer umgab, ich war nichts anderes gewohnt auf ihr, als Deiner zu gedenken in Fasten und Beten, bis ich, mich niederwerfend, starb.‘ Da spricht Gott, der Erhabene: ‚Du hast die Wahrheit gesprochen, gehe ein in das Paradies durch meine Barmherzigkeit.‘ Doch er erwidert: ‚Nicht das, o Herr, durch meine Taten.‘ Da spricht Gott, der Erhabene, zu ihm: »Her also, damit ich mit dir abrechne! Wer hat dir die Kraft gegeben, fünfhundert Jahre auf einer Insel zu fasten und zu dienen?« Er antwortet: »Du, o Herr.« Er spricht: »Wer hat dir einen Granatbaum gepflanzt, der dir jeden Tag eine Kern-

frucht brachte, wovon du dich ernährtest?« Er antwortet: »Du, o Herr.« Er spricht: »Wer ließ dir eine Quelle mit süßem Wasser entströmen auf jener Insel, die das salzige Meer umgibt, damit du von ihrem Wasser trinken und dich aus ihr waschen konntest?« Er antwortet: »Du, o Herr.« Er spricht: »Wer erhörte dich, als du flehtest: O, mein Gott, nimm meinen Geist zu Dir, während ich niedergeworfen bin?« Er antwortet: »Du, o Herr.« Darauf richtet man für ihn eine Wage auf, doch siehe, das Dienen von fünfhundert Jahren hat nicht genügt für einen einzigen Anblick: Der Glanz des Anblickes hatte jenes überwogen. Da spricht Gott, der Erhabene: »Gehet weg mit ihm zum Höllenfeuer!« Doch auf kurzem Wege hält er ihn zurück, dabei lacht der Gepriesene und Erhabene und spricht alsdann: »Gehe ein ins Paradies durch Meine Barmherzigkeit. Was für ein braver Knecht bist du, o mein Knecht!« — »... dabei lacht der Gepriesene und Erhabene ...«, dieser Satz läßt ein Streiflicht fallen auf die Grundverschiedenheit islamischer und christlicher, speziell deutscher Religiosität.

Eine Menge von Einzelfragen läßt sich aus al-Ghazalis »Kostbarer Perle« beantworten; über die Abstufung der verdienstvollen und sündhaften Taten, sowie ihre Belohnungen und Strafen, über Hölle und Paradies und vieles andere finden sich Angaben darin, doch dies alles scheint mir nicht so wichtig zu sein wie der Spalt, den dieses Buch aufreißt in der alten dichten Mauer, die uns von der Welt des Islams trennt, wie der Funke, den es zu uns herüberwirft aus dem Feuer eines fernen, oft fremdartig anmutenden, doch tief im Menschlichen verankerten Geisteslebens.

Irmgard Engelke.

Werkraum für Volksbildungsarbeit

Das Buch in den Händen des Lesers

Sicherlich leistet der Bibliothekar bei der Ausleihe der Bücher eine Fülle volksbildnerischer Arbeit. Die hierbei notwendige Beratung durch Hinweis auf geeignete und wertvolle Bücher setzt ehrliches Mühen um Verständnis der Eigenart des Lesers und ständige literarische Fortbildung voraus. Auch das Bestreben, Dichter oder Dichtungsarten durch Volksbildungsabende und Vorlesestunden den Lesern näherzubringen, bedeutet viel für die Volksbildung. Und doch: mit all dieser so notwendigen Arbeit stehen wir immer noch am Anfange der Volksbildung, das Was der Lektüre wird dargestellt, das Wie der Lektüre ist vielleicht nur leichthin durch die Art des Vorlesens angedeutet. Hier aber, bei dem Wie der Lektüre, setzt erst die seelenbildende Kraft des Buches und damit die Volksbildung selbst ein. Dieser Vorgang vollzieht sich ohne den Volksbildner, es wird oft schwer genug sein, den Einfluß des einzelnen Buches auf den einzelnen Leser festzustellen. So kann der Bibliothekar für das Wie der Lektüre nur Anregungen geben, nicht mehr.

Wenn das Buch in die Hände des Lesers gelangt, tritt der Einfluß des Volksbildners zurück vor dem Einflusse des Buches selbst. Die Volksbibliothek hat freilich sich ehrlich bemüht, dem Leser ein gutes Buch zu vermitteln, der katholischen Bildung zu dienen. Abt Ildefons Herwegen sagte auf der Tagung der kath. Akademiker zu Recklinghausen: „Katholische Bildung ist nichts Geringeres als die reparatio ad imaginem Dei, die Wiederherstellung der in Christus objektiv wieder ermöglichten Gottebenbildlichkeit." Damit ist in bezug auf die Lektüre gesagt, daß alles Lesen diesem einen großen Ziele dienen soll, alle aufbauenden Kräfte, nicht niederreißende, sollen wirksam werden, im echten Sinne des Wortes erbauend wirken an der Seele des katholischen Menschen. Diese aufbauende Wirkung fehlt oft genug, zumal in diesem tintenklexenden Säkulum. Meist dient die Fülle der Bücher der bloßen Unterhaltung. Die Tiefe seelischen Empfindens und Erlebens leidet darunter. Echte Kunst will mehr als nur unterhalten, sie will seelische Kräfte des Dichters in die Seele des Lesers leiten. Martin Deutinger sagte 1861 in seiner Vorlesung über das Interesse aller Menschen an der Poesie: „Die Poesie ist kein Gegenstand der Unterhaltung, sondern der Bewegung des Gemütes, des Kampfes der Seele und des Geistes, des tieferen Fühlens und Denkens.... Das Wesen der Poesie ist das Hervorbrechen und Offenbarwerden des unerschöpflichen, verborgenen Lebens der Ewigkeit in den Formen und Bildern des sichtbaren, gegenwärtigen Lebens" (bei Deutinger: „Ueber das Verhältnis von Poesie zur Religion", S. 37/38, Sammlung Kösel). Damit ist sicherlich auch der Geist katholischer literarischer Bildungsarbeit, der an der Seele aufbaut, angedeutet. — Freilich, hier ergeben sich gerade bei der Art der Lektüre, wie sie vielfach geübt wird, große Schwierigkeiten. Schon die Fülle der Literatur droht das seelische Anwachsen, das, wie in der Natur, so auch bei der Seele Zeit braucht, zu verhindern. Sicherlich gibt es Leser in unseren Bibliotheken, bei denen wir beklagen müssen, daß sie zuviel lesen. „Das sicherste Mittel, um keine eigenen Gedanken zu haben, ist, in jeder freien Minute ein Buch zur Hand zu nehmen," sagt einmal Schopenhauer. Eine Dichtung muß in Muße gelesen, seelisch verarbeitet werden. Sie muß mit uns gehen, sie darf nicht überschnell von einer anderen verdrängt werden. Es ist mir eine nichtkatholische Volks-

bücherei bekannt, die jedem Leser im Monat nicht mehr als vier belletristische Bücher ausleiht, während sie die Zahl der belehrenden Bücher nicht beschränkt. Mit gutem Grunde, wenn es auch zweifelhaft ist, ob diese etwas drakonische Maßregel immer günstigen Einfluß auf den Leser ausübt, wenn sie nicht gar den Leser anderswo seine Wünsche befriedigen läßt. Auch läßt sich gegen diese verallgemeinernde Schablone der Ausleihe manches sagen. Es scheint mir, daß wir auf die Kunst, Bücher zu lesen, aufmerksam machen müssen, um von selbst zum vertieften Lesen anzuleiten. Damit werden freilich Binsenwahrheiten berührt, die aber gerade in ihrer Einfachheit ihren Wert haben. Wenn auch jedem die Pause, die Ruhelage im täglichen Leben, eine selbstverständliche Notwendigkeit ist, so wirkte doch Fritz Klatts Buch ‚Die schöpferische Pause‘ (Diederichs, Jena) bei seinem Erscheinen wie etwas Neues. Auch die Ruhelage hat ihren aufbauenden Wert im Rhythmus des Tages. Es wird auch der Lektüre förderlich sein, wenn wir sie nicht forciert betreiben, statt dessen frisch ins Leben, von dem die Dichtung ein Spiegelbild oder eine Deutung ist, schauen. Die Lektüre muß auch die rechte Zeit der Aufnahmefähigkeit finden. Fritz Klatt sagt dazu: „Die Zeit zwischen Abend und Nacht ist Ruhezeit, ganz und gar dem Aufbau des Selbst gewidmet, es ist die eigentliche Erbauungszeit im alten schweren Sinne des Wortes. In breiten Strömen können hier die gewaltigen Werte der ganzen großen Menschengemeinschaft auf den einzelnen wirken, wenn er sich nur ganz locker und offen zu machen versteht. Ein völlig hingegebenes Lesen in Büchern, die das Menschliche vermitteln, ist zu dieser Zeit möglich“ (S. 13). Dies ist ein Gedanke, der in seiner Selbstverständlichkeit den Lesern der Büchereien hier und da einmal gesagt werden sollte. —

Vielfach wird gar zu flüchtig gelesen, Seiten ohne Handlung werden einfach überschlagen. Das wirkt nicht bildend auf die Seele, sie wird nur mit inhaltleeren Bildern angefüllt. Guardini sagt zum Geleit seines 1. Bändchens ‚Von heiligen Zeichen‘: „Wir leben in einer Welt von Zeichen, aber das Wirkliche, das sie bedeuten, haben wir verloren. Wenn einer sagt „Buche“, steht ihm dann der edle, silbergraue Stamm vor Augen, die breit ausgreifenden Aeste, kräftig und fein gebildet bis in ihre letzte Verzweigung, die festen, flach liegenden Blätter, vom Sonnenlicht mit so köstlichem, golden-grünen Leuchten gefüllt? O nein! „Buche‘ ist ihm ein Wort. Damit meint er jenen Baum, wie das Geldstück einen bestimmten Zahlwert meint. Spricht er es aus, dann huscht vielleicht ein flüchtiges Bild durch seinen Geist, verwehte Erinnerung an irgend einen Waldgang, mehr aber nicht. . . . Fühlen wir, welch ein Gericht in diesem Worte liegt „verdient“? Ruhig bewußte Erfüllung, oder ein Unrecht, das Sühne heischt, oder aber grimmiger Spott? . . . . O nein, Wörter sind es, Wörter! Darum ist unser Denken so belanglos für die Wirklichkeit. Es packt sie gar nicht. Darum unser eigenes Wort so matt. Es hat kein Blut, keine Bildkraft. Darum geht uns, was wir hören, nicht ans Herz. Könnten wir sonst täglich so viel hören und lesen?“ Aus diesem Grunde gibt es in der Literatur soviel „literarisches Weißfleisch“, wie Huysmans sagen würde, das alle Kraft längst vorher ausgeblutet hat. „Gebt den Worten ihren Sinn wieder“, hat Pius IX. einmal gesagt. Vor Jahren erschien ein kleines, aber recht beherzigenswertes Buch von Heinrich Keiter: ‚Die Kunst, Bücher zu lesen.‘ Gewiß sind diese Gedanken nicht neu, weil sie dem nachdenklichen Menschen selbstverständlich sind. Gleichwohl sind sie von Bedeutung. Für heute sei nur darauf verwiesen. Es scheint mir, daß wir mehr in

Klassikern, die nach Jahrzehnten ihre Frische und ursprüngliche Wirkung auf den Leser behalten haben, lesen müssen. Auch werden viel zu wenig Gedichte gelesen. Das Stoffliche, rein Inhaltliche einer Dichtung ist nicht das Wesentliche, Eigentümliche der Poesie, sondern ihre innere Zucht, ihr Wohllaut. Fr. Th. Vischer sprach an Mörikes Grab das tiefe Wort: „Es gibt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt“. Hier ist noch vieles zu tun. Man kann hinweisen auf wertvolle Novellen, weil dies wohl die in sich geschlossenste Form der Erzählung ist, auf Meisterwerke überhaupt, auf große Lyriker. Jos. Weigert fragte bei seinem Erzählabend im Oktober 1925 zu Bonn: „Wer lernt heutzutage noch Gedichte auswendig, wenn er aus der Schule entlassen ist?“ Man kann noch weiter fragen: Wer liest ein Buch zum zweitenmal? Es wird Aufgabe des Bibliothekars und Vereinsleiters sein, den Leser zur mehrmaligen Lektüre desselben Buches hier und da anzuregen, wenn es besonders wertvoll ist. Wie der Gedanke eines Dichters langsam wuchs und sich zum echten Kunstwerk verdichtete, so kann es auch nur langsam im Geiste des Lesers lebendig werden, wenn er es immer wieder in sich aufnimmt. Auch tut man gut, wenn man in den Zirkeln der Vereine sich hier und da einmal über ein bestimmtes Buch gegenseitig ausspricht. Das fördert auch das kritische, abwägende Urteil. Es ist ja so wertvoll, daß der Mensch sich selber ein Urteil bildet über die Dichtung, die darin geäußerten Gedanken und geschilderten Handlungen. So kann abwägendes Lesen lebenstüchtiger machen.

Hiermit sollten dem Bibliothekar nur einige Anregungen gegeben werden. Es ist so schwer, die Art des Lesens beim Leser so zu beeinflussen, daß er nicht nur gute Bücher liest, sondern auch gut liest. Jeder von uns weiß, daß hier vieles zu tun ist, das vielleicht nur bei ehrlich Strebenden fruchtbar wird.

Josef Zimmermann.

Die Einbandausstellung auf dem letzten Bibliothekarkursus.

Alle Teilnehmer des letztjährigen Bibliothekarkursus im Borromäushause zu Bonn werden mit Interesse die Ausstellung in Augenschein genommen haben, die u. a. Buchberatungsstelle und Buchbinderei veranstalteten. Die Ausstellung bot ein ganz anderes Bild wie sonst, wenn auch in räumlicher Beschränkung. Da brachte die erst seit einem Jahre bestehende Hausbuchbinderei auf geschmackvoll arrangierten Tischen sehr viel zum Beschauen und Studieren. Nicht nur ein Urteil über die buchbinderische Fertigkeit in der Herstellung des Einbandschmuckes, in der Auswahl und Verwertung der Ueberzugstoffe, der Anwendung von Farbe, Stoff und Metall für die besonderen Verzierungen (Intarsia, Schnitte usw.) konnte sich der Beschauer bilden, sondern auch über die Bindeart und die damit zusammenhängenden Einzelheiten, die den „handgearbeiteten“ Einband auszeichnen, vermochte er sich zu informieren. Hierzu diente die Vorführung des Werdeganges eines allen Anforderungen entsprechenden Bibliothekbandes, den der Borromäusverein besonders pflegt, und zwar von der Heftung angefangen bis zur Vollendung, dargestellt in den verschiedenen Entwicklungsstufen. Daß die Güte des verwendeten Materials eine nicht unwesentliche Rolle spielt, konnte ein jeder durch Prüfung der ausgelegten Proben feststellen. Neben dem einfachen, praktischen Bibliotheksbande (Halbdermatoidband), der gefälliges Aeußere mit größter Dauerhaftigkeit verbindet, lagen Einbände jeglicher Ausführung zur Schau:

Halb-, Ganz-, Indanthren-Leinenbände, Pappbände mit Pergamentkapital und -ecken, Halb- und Ganzlederbände, Halb- und Ganzpergamentbände mit Handvergoldung, Beizung, ziselierten und gemalten Schnitten nach eigenen Entwürfen des Hauses. Die Titel waren in Gold und anderen Farben abgesetzt, die Titelfelder teilweise farbig ausgelegt. Auch selbstgefertigte Ueberzugpapiere aus der Hauswerkstatt schmückten einen großen Teil der Bände. So fanden diese, von dem Werkstattleiter und seinen Gehilfen entworfenen und selbst angefertigten Buntpapiere in ihrer Vielseitigkeit und ihren geschmackvollen Farbtönen und -mustern, die künstlerisches Empfinden verrieten, große Beachtung, desgleichen die von dem Graphiker Haberkern-Bonn entworfenen prächtigen Exlibris, die bei den jetzt zur Ausgabe gelangenden Bibliotheksgaben erstmalig zur Verwendung kommen sollen. Diejenigen Teilnehmer, die es wünschten, erhielten einen belehrenden Einblick in die Buchbinderei und von dem freundlichen Werkstattleiter bereitwillige Aufklärung über allerlei Praktiken und Handgriffe. Von dieser Vergünstigung machten viele Besucher Gebrauch. Sie gingen sogar so weit, unter Tausch ihres Rockes mit dem leinenen Arbeitskittel für einige Stunden sich ernstlicher, praktischer Beschäftigung hinzugeben. So zeitigte die Einbandausstellung recht gute Früchte. Viele, wenn nicht alle, Teilnehmer des Kursus werden aus den Anregungen und praktischen Fingerzeigen manches Neue geschöpft haben, das sie mit Nutzen in ihrer heimatlichen Bücherei verwerten können. Thoe.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Alfons Schulz: Das Buch Josue, übersetzt und erklärt. (Die Heilige Schrift des Alten Testamentes, übersetzt und erklärt. In Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von Franz Feldmann und Heinr. Herkenne, II. Bd., 3. Abt.) 78 S. Bonn 1924, Hanstein.

Das im biblischen Kanon auf den Pentateuch als selbständige Schrift folgende Buch ist benannt nach Josue, dem Nachfolger des Moses, und berichtet über die unter seiner Führung erfolgte Eroberung Kanaans durch die Israeliten und die sich daran anschließende Verteilung des Landes. Der Verfasser des Buches, so wie es jetzt vorliegt, kann nicht Josue sein; denn es hat manche Zusätze — bald Worte, bald Sätze, bald kleine Abschnitte —, die aus späterer Zeit stammen. Man wird aber nicht fehl gehen, wenn man behauptet, daß der Grundstock desselben aus Stücken besteht, „die teils Josue selbst, teils seine Beamten in seinem Auftrage niedergeschrieben haben. Auch bei der Annahme von Hilfsschreibern besteht die alte Ueberlieferung zu Recht, daß Josue der Verfasser des nach ihm benanuten Buches sei.“ (S. 4.)

Es braucht kaum betont zu werden, daß das biblische Buch in der Person des jetzigen Breslauer Alttestamentlers einen Bearbeiter gefunden hat, der seiner Aufgabe durchaus gewachsen war.

Zur Erklärung der Stauung des Jordan (3, 16 ff.) beim Durchmarsch der Israeliten weist er im Anschluß an Hummelauer auf folgende Begebenheit aus dem Jahre 1267 hin. „Der ägyptische Sultan Melik-Daher-Bibars wollte in der Gegend von Damia = ed-Damije) eine Brücke über den Jordan schlagen lassen. Wegen des hohen Wasserstandes war es nicht möglich. Da zeigte sich plötzlich in einer Nacht das Flußbett vollständig ohne Wasser, so daß die unterbrochenen Arbeiten mit Erfolg wieder aufgenommen werden konnten. Durch reitende Boten wurde festgestellt, daß oberhalb auf dem Westufer ein unterspülter Berg in den Fluß gestürzt sei, der seinen Lauf ganz und gar gehemmt habe. Es dauerte von Mitternacht bis 4 Uhr des folgenden Nachmittags, bis der Jordan wieder seinen alten Lauf fand. Hu(mmelauer) bemerkt dazu: »Sicherlich konnte das, was im Jahre 1267 geschah, auch zur Zeit Josues geschehen.« Wir müßten dann annehmen, daß auch damals bei Adam ein Berg in den Jordan gestürzt sei. Dadurch wäre für einige Stunden von Adam bis zur Mündung das Flußbett frei gewesen. Eine Aehnlichkeit mit der von Nowairi berichteten Begebenheit bestände auch darin, daß die Hemmung nicht an der Stelle des Ueberganges eintrat, sondern oberhalb; denn Adam liegt etwa 30 km nördlicher als die Uebergangsstelle der Israeliten.“ (S. 14/15.)

Bei dem im sechsten Kapitel erzählten Untergange Jerichos ist nach ihm den Israeliten ein Erdbeben zu Hilfe gekommen. (S. 23.)

Eingehender beschäftigt er sich mit V. 10, 12—14a: „Damals sprach Josue zu Jahwe — an dem Tage, als Jahwe die Amoriter den Israeliten preisgab — und er sprach vor den Augen Israels: Sonne, bleibe in Gibeon und Mond im Tale von Ajjalon! Da blieben stehen Sonne und Mond, bis sich das Volk gerächt an

den Feinden. Steht das nicht geschrieben im »Buche des Rechten«? So stand die Sonne mitten am Himmel, und sie beeilte sich nicht unterzugehen, etwa einen ganzen Tag lang. Solch einen Tag hat es nicht gegeben vor ihm und nach ihm, daß Jahwe Gehör gab der Stimme eines Menschen.“ Dieser kurze Abschnitt, der von dem Stillstande der Sonne in der Gibeonschlacht handelt, kann auf Ursprünglichkeit kaum Anspruch erheben, sondern dürfte ein späterer Zusatz sein (S. 38). Wir haben hier „weiter nichts als die dichterische Ausschmückung der Tatsache, daß Josue damals seine Feinde auf wunderbare Weise besiegt, daß er ihnen eine ganz außerordentliche Niederlage beigebracht hat. Das kann nicht nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge vor sich gegangen sein — so sagte man sich. So lange dauert kein Tag! Josue muß den Tag auf geheimnisvolle Art verlängert haben. Josue war ein auserwähltes Werkzeug Gottes, ein Prophet (Sir. 46, 1). Als solcher kann er mehr als andere Menschen, nimmt er Teil an der Macht Jahwes, der imstande ist, die Sonne am Tage untergehen zu lassen (Am 8, 9). Das erzählte sich das Volk von seinem Helden, und das stand in dem alten Liede im »Buche des Rechten«.“ (S. 41.)

Godesberg. Dr. H. J. Heyes.

Thomas Specht: Lehrbuch der Dogmatik. Herausgegeben von G. Lor. Bauer. 3., verbesserte Auflage. Regensburg 1925. 2. Bände.

Das zweibändige Lehrbuch der Dogmatik von Specht hat sich durch seine Klarheit und die ruhige Besonnenheit des Urteils die Liebe vieler Theologen erworben. Die neue Ausgabe hat namentlich bei theologischen Streitfragen auch die Gründe der Gegner in weit stärkerem Maße, als Specht es tat, zu Gehör gebracht. Es ist ein ausgesprochenes Lehrbuch für junge Theologen und eignet sich deshalb für Volksbibliotheken nicht.

Bonn. Prof. Dr. Junglas.

Johannes Schuck: Die sieben Kehren. Eine Geschichte des hl. Bernhard von Clairvaux. 135 S. München 1925, Verlag Ars sacra, Jos. Müller.

Der gelehrte Verfasser schenkt uns hier eine köstliche Frucht seiner eingehenden Studien über den hl. Bernhard, von dessen Schriften er zwei, die ‚Predigt über die Bekehrung‘ und den ‚Myrrhenberg‘, bereits früher in klassisch formvollendeter Uebersetzung den deutschen Liebhabern mittelalterlicher Mystik zugänglich machte.

Das vorliegende Büchlein behandelt in freier Darstellung die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des großen Heiligen. Der Gelehrte und der Künstler erweisen sich in ihm als gleich schöpferisch und begabt. Vor allem erfreut auch hier, wie in den oben genannten Veröffentlichungen, das ganz hervorragende Talent des Uebersetzers bernardinischen Schrifttums. Damit verbindet sich aber eine solch anmutige, lebenswarme Form der Darstellung, daß das Büchlein bis zum Schlusse fesselt und anregt. Als Einführung in das Leben und das Werk des hl. Abtes und Kreuzzugspredigers verdient es, weitesten Kreisen empfohlen und in unseren Büchereien geboten zu werden. Das wundersame und geheimnisvolle Werden und Wachsen des Heiligen, dem „der Golgatha seine eigene Heimat“ geworden und dessen „ganze Erdenzeit ein Karfreitag“ war, konnte nicht sinniger und zarter geschildert werden, als es in den Bildern dieses Büchleins geschieht, vor denen man fromm wird und vor denen man andächtig die Hände faltet, weil ein Hauch aus höheren Welten die Seele leise berührt. Den abgehetzten und mit des Lebens Not ringenden Menschen unserer Tage tun solche Taborstunden not, in denen das

tiefste Heimweh der Seele wach wird, das Heimweh nach den weißen Bergen der Heiligkeit: „Wir sehnen uns darnach, von dir entzündet, dir zu folgen!"

Elberfeld. Rektor C. Heider.

Exerzitien-Literatur

1. **Exerzitien und Exerzitienorganisation.** Aufgabe moderner Seelsorger. Herausgegeben im Auftrage der Exerzitienleitung der Diözese Münster von Dr. August Konermann. 2. Aufl. 296 S. Kl. 8°. Köln a. Rh. 1925. Benziger & Co. In Ganzleinen M. 5,—.

Das Buch ist herausgewachsen aus zwei Exerzitientagungen von Geistlichen aus der Diözese Münster und gibt in der Hauptsache die wertvollen Referate wieder, die auf diesen Tagungen gehalten wurden. Nicht abstrakte Theorie wird hier geboten, alles ist vielmehr aus der unmittelbaren Berührung mit dem praktischen Leben geschöpft und auch für praktische Auswertung bestimmt. Psychologie, Technik und Organisation der Exerzitien für Laien, ihre Geschichte in Deutschland, ihre Beziehungen zu den augenblicklichen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen, Behandlung der einzelnen Berufe und Lebensstände, Heimexerzitien und Einkehrsonntage — alles das kommt ausgiebig zur Sprache. Erwähnung verdient vor allem ein ebenfalls sehr praktisch gehaltener Aufsatz von Jos. Mausbach über die Wahrung der natürlichen Lebensgesetze im Ehestande. Am Schluß ist eine zweckdienliche Uebersicht über die bestehenden Exerzitienhäuser in Deutschland und benachbarten Ländern, sowie über die gangbare und reiche Exerzitienliteratur gegeben. Ein sorgfältiges Sachregister erleichtert den Gebrauch des ohnehin schon klar geordneten Buches, das einmal zeugt von dem rührigen Exerzitieneifer in der Diözese Münster, sodann sowohl den Exerzitienleitern wie auch den Organisatoren ein sehr wertvolles Rüstzeug in die Hand gibt.

2. **Das Exerzitienbuch des hl. Ignatius von Loyola.** Erklärt und in Betrachtungen vorgelegt von Moritz Meschler S. J. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Walter Sierp S. J. Erster Teil: Text und Erklärung des Exerzitienbuches. 12°. (XVI u. 362 S.) Freiburg i. Br. 1925. Herder. Gebunden in Leinwand M. 6,—.

P. Moritz Meschler, von dessen Exerzitienschriften nunmehr nach seinem Tode der erste Band erschienen ist, zählt unzweifelhaft zu den bedeutendsten aszetischen Schriftstellern des vergangenen Jahrhunderts. Ein aszetischer Meister behandelt hier das Meisterbuch der Aszese, das Exerzitienbuch des hl. Ignatius, und er tut es mit der ganzen sprachlichen Kunst, die diesem Schriftsteller eigen ist. Die an sich sehr nüchtern und streng logisch aufgebauten Exerzitienwahrheiten des hl. Ignatius bekommen in dieser frischen, lebendigen Sprache Fleisch und Blut. Was M. bzw. sein Herausgeber hier vorlegt, sind die Exerzitien, die er selbst 25 Jahre hindurch den Novizen seines Ordens zu geben hatte. Die Gesellschaft Jesu muß man Dank wissen, daß sie sich entschlossen hat, diese Exerzitien, die schon früher in den Häusern der Gesellschaft selbst im Manuskript in Gebrauch waren, jetzt aus Anlaß und zur Förderung der Exerzitienbewegung der breiten Oeffentlichkeit zu übergeben. Was der berühmte Schriftsteller des Ordens hier niedergeschrieben hat, sind wohlüberdachte, tiefgründige und fein geformte Gedanken, und die Aszese, die hier gelehrt wird, steigt zwar bis zu den höchsten Höhen hinan, hält sich aber frei von allem Verstiegenen und Unnatürlichen und kann als eine ansprechende Harmonie von edler Natur und vollendeter Uebernatur bezeichnet werden. Hin und wieder hat auch der Herausgeber einzelne sehr beherzigenswerte Winke eingestreut.

Das klassische Buch wird nicht allein eine wertvolle Handhabe für Exerzitienleiter, sondern nicht minder auch für alle Geistliche sein, die selber die Exerzitien nach Ignatianischer Methode machen. Interessant für denjenigen, der durch dieses Buch zum erstenmal mit den Intimitäten der Exerzitien bekannt wird, werden die überaus feinsinnigen und psychologisch meisterlichen Bemerkungen und Ratschläge sein, welche der hl. Ordensstifter dem Exerzitienleiter an die Hand gibt. Mögen recht bald auch die folgenden Bände erscheinen!

3. **Exerzitien für Priester und Laien.** Ausführliche Entwürfe zu Vorträgen und Betrachtungen. Von Hugo Hurter S. J. In 3. Aufl. herausgeg. von Georg Harrasser S. J. 407 S., kl. 8°. Innsbruck 1925, Rauch.

P. Hurter, neben seiner Beschäftigung als Professor der Dogmatik ein langjähriger und sehr beliebter Exerzitienleiter, überreicht in diesem Buche seine zwar nicht bis zum letzten Wort ausgeführten, aber immerhin doch reich gegliederten und vor allen Dingen sehr inhaltvollen Betrachtungen, wie er besonders Priestern, Theologiestudierenden und Ordensleuten vorzutragen pflegte. Es ist der Niederschlag einer sehr langen Erfahrung und Praxis. Sicheres theologisches Wissen, aszetische Schulung und dann eben diese Erfahrungsweisheit reichen sich hier die Hand, um ein sehr gehaltvolles und praktisches Exerzitienbuch zustande zu bringen. Nach des Verfassers eigener Absicht sollen seine Entwürfe eine Beihilfe für Exerzitanten und Exerzitienleiter sein. Aber auch außerhalb der Exerzitien, während des Jahres, können sie ohne Zweifel mit reichem Nutzen gebraucht werden.

4. **Beiträge zur Geschichte und Aszese des Exerzitienbuches.** Herausgegeben von Georg Harrasser S. J. Kl. 8°. 182 S. Innsbruck 1925, Rauch.

Das Buch ist in seinen einzelnen Teilen theoretisch und wissenschaftlich gerichtet und zielt weniger auf direkte Verwendung in der praktischen Seelsorge ab. Es setzt sich zusammen aus einer Reihe von geschichtlichen und aszetischen Referaten, die erstmals auf einer Konferenz von Jesuiten im Jahre 1924 in Innsbruck vorgelegt wurden. Gleich der erste und zugleich wertvollste Beitrag von dem spanischen Jesuiten Arthur Codina über die Entstehung der Exerzitien führt auf die wissenschaftliche Bahn, indem er mit historischer Kritik die umstrittene Frage nach dem Ursprung des Ignatianischen Exerzitienbuches tiefgründig behandelt. Andere Beiträge befassen sich mit den sog. Direktorien, Annotationen und Additionen, die schon in sehr früher Zeit dem Exerzitienbuch beigegeben wurden und teilweise auf den hl. Ignatius selbst zurückgehen. Weiter ist die Rede von einzelnen grundlegenden Punkten der Exerzitien: von dem Fundament, der Betrachtung über die Sünde und das Reich Christi, der Wahlbetrachtung, wobei neben der wissenschaftlichen Erörterung auch passende praktische Winke abfallen. Das Buch bildet den ersten Band der Studien zu den Exerzitien des hl. Ignatius. In das geschichtliche und aszetische Verständnis der Ignatianischen Exerzitien führt es vorzüglich ein.

5. **Das Direktorium zu den Geistlichen Uebungen des hl. Ignatius von Loyola.** Seine Geschichte und seine Weisungen, dargestellt von Josef Böhr S. J. VIII. u. 79 S. Innsbruck 1924, Marianischer Verlag.

Das Direktorium, ein kurzes Lehrbuch der Methodik der Exerzitien, bildet einen „treu behüteten Familienschatz" des Jesuitenordens, der erst unter einem der letzten Generale des Ordens (Franz Wernz) der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. In der lateinischen Urschrift wurde es 1920 in zweiter Auflage bei Pustet in Regensburg herausgegeben, seither ist es nur ins Englische übersetzt und in dem

vorliegenden Bändchen, nach logischen Gesichtspunkten geordnet, seinem wesentlichen Inhalt nach erstmals ins Deutsche übertragen worden. Es geht zum Teil auf Ignatius selbst, zum Teil und in seiner eigentlichen Redaktion auf die Schule seiner ersten und besten Jünger zurück. Eine Fülle von Winken, Ratschlägen und Weisungen, die bei der Handhabung und Leitung der Exerzitien zu beachten sind, wird hier zusammengefaßt. Bewundernswert ist die feinsinnige Psychologie, welche dabei überall zutage tritt. Das Büchlein ist wertvoll, einmal für das theoretische Verständnis der Exerzitien, sodann besonders für jeden, der Exerzitien zu geben hat. Es bildet Heft 10/11 der Exerzitienschriften für Priester und Laien.

6. **Geist und Segen der Exerzitien.** Von Klemens Loenartz S. J. 2. Aufl. 16 S. 1924. Im selben Verlag.

Die Schrift (Heft 12 der obigen Sammlung) ist eine Werbeschrift, die sich wendet an Eltern und Jugendliche, um ihnen das Wesen und den Segen der Exerzitien klar zu machen. Mehrere anerkennende Dank- und Lobschreiben von Teilnehmern werden auszugsweise mitgeteilt. Dem beabsichtigten Zweck dient die Schrift in trefflicher Weise.

7. **Heim-Exerzitien.** Geschlossene Exerzitien in der Heimatpfarrei. Ein Beitrag zur Jungmänner-Seelsorge von Leo Bonsels S. J. 24 S. Im selben Verlag 1924. Heft 13 der Sammlung.

Unter Heim-Exerzitien versteht der Verfasser geschlossene Exerzitien, die innerhalb einer Pfarrei in einem provisorisch dafür eingerichteten Hause (Kloster, Vereinshaus usw.) gehalten werden, so zwar, daß die Teilnehmer sich tagsüber in diesem Hause aufhalten, die Nacht dagegen zu Hause zubringen. Mit innerer Wärme tritt der begeisterte Verfasser für diese Art Exerzitien ein und legt bis ins einzelne dar, wie sie zu bewerkstelligen und zu leiten sind. Es handelt sich um einen Versuch, der leicht zu machen ist, wenig Kosten verursacht und viel Segen verspricht.

8. **Aufbau und Entstehung der Geistlichen Uebungen des hl. Ignatius.** Von Antonio Astrain S. J. Aus dem Spanischen übertragen von Franz Dür S. J. 37 S. Im selben Verlag 1924. Heft 14 der Sammlung.

Ueber Sinn und Wesen der geistlichen Uebungen wird hier gehandelt. Hauptsächlich beschäftigt sich der Verfasser mit der geschichtlichen Frage ihrer Entstehung, besonders mit dem Verhältnis des Exerzitienbüchleins zu dem Leben Jesu von Ludolf von Sachsen und dem Exerzitatorium des Benediktinerabtes Cisneros von Monserrat. Der eigene Standpunkt des Verfassers geht dahin, daß das Büchlein des hl. Ignatius der Hauptsache nach ein Werk himmlischer Erleuchtung sei und daß der Hl. Geist dem Ordensstifter die wesentlichen Gedanken mitgeteilt habe. Andere Forscher urteilen nüchterner.

9. **Die Exerzitien des hl. Ignatius und die geistig-religiösen Strömungen der Gegenwart.** Anhang: Exerzitien und wesenhaftes Christentum. Von Ernst Böminghaus S. J. 44 S. Im selben Verlag 1925. Heft 18 der Sammlung.

In geistvoller Form läßt der Verfasser zunächst die allgemeinen geistigen Strömungen in der europäischen Welt, dann die verschiedenen religiösen Bewegungen in der katholischen Geisteswelt Revue passieren, um im einzelnen zu zeigen, wie die Ignatianischen Exerzitien all diesen verschiedenen Strömungen und Bewegungen Rechnung tragen können und sollen. Er glaubt, auf diese Weise den Geist und die Kraft der alten Exerzitien desto tiefer in die suchenden und ringenden Seelen der Gegenwart einsenken zu können, fügt aber hinzu, daß das nicht mit drei-, sondern

nur mit wenigstens achttägigen Exerzitien zu erreichen sei. Die Schrift enthält auch sonst klar und fein herausgestellte Beobachtungen über das moderne religiöse Geistesleben, namentlich in den höheren katholischen Kreisen.

Bonn. Konviktsdirektor Dr. W. Stockums.

R. Wickl S. J.: Ein Büchlein vom innerlichen Leben. Marianischer Verlag, Innsbruck. 6. bis 10. Tausend (6. Band der Sodalenbücher, herausgeg. von G. Harasser S. J.). Geb. 2,90 M.

Verinnerlichung ist eigentlich Ziel alles Christentums. In Zeiten, wo, wie heute, Veräußerlichung und Namenchristentum sich bedauerlicherweise breitmachen, ist es notwendig, die Parole vom innerlichen Leben lauter vernehmen zu lassen. Das tut in seinem Sodalenbüchlein der Jesuit Wickl und er tut es geschickt, denn seine Sprache ist eindringlich und gewinnend zugleich, ganz so wie man zu Menschen mit sodaler Einstellung reden muß, um sie für die hohen Ziele der Verinnerlichung zu erziehen. Dabei behandelt er alle einschlägigen Fragen des religiösen Lebens, die geeignet sind, inneres Leben zu wecken und zu mehren. Wie praktisch er dabei vorgeht, zeigt u. a. die Behandlung, die er dem Betrachten der religiösen Wahrheiten angedeihen läßt: nicht nur, daß er die Notwendigkeit dieser Gebetsart betont, er zeigt auch an einem Beispiel, wie man leicht eine Betrachtung z. B. über einen Evangelientext hält. Gerade diese praktische Seite seines Büchleins garantiert ihm den beabsichtigten Erfolg.

Trier. Prof. Eisen.

Philipp Löffler S. J.: Die Marianischen Kongregationen. (Marian. Kongregationsbücherei. Herausgegeben von G. Harrasser S.J.) Freiburg, Herder.

Ueber dieses Büchlein ist nicht viel zu sagen. Einen geistreichern, einen rhetorisch geschultern, einen von Begeisterung entflammtern Vorkämpfer als den verewigten P. Ph. Löffler S.J. hatten die Marianischen Kongregationen nicht leicht finden können. Dankbar wird jeder Präses sein für den Anhang, der die wichtigsten Dokumente Marian. Kongregationsgeschichte enthält.

Trier. P. Alfons Simon O.S.B.

Rupert Wickl S. J.: Marienpreis. (Vorträge für Marian. Kongregationen. Herausgegeben von G. Harrasser S.J. Heft 5.) Innsbruck, Marian. Verlag.

Es muß eine Freude sein, diesem lieben Pater Rupert Wickl zuzuhören. Seine Vorträge packen schon beim Lesen und lassen nicht los; nicht gewaltsam und vergewaltigend, sie fesseln durch die Neuheit der Beispiele, durch die Originalität der Gedanken, durch die Wärme des Gefühls. Zehn Vorträge umfaßt dieses 5. Heft. Welcher gefällt mir am besten? Alle gefallen mir! Das wird man sonst von heutiger Predigt und Vortragsliteratur nicht leicht sagen können. Hoffentlich hat „Knecht Ruprecht“ noch viele solch schöner Sachen in der Tasche!

Trier. P. Alfons Simon O.S.B.

Erziehung und Unterricht

Edmund Jehle: Gebetserziehung im Religionsunterrichte der geistigen Arbeitsschule. München 1925, Josef Kösel & Friedrich Pustet. Geh. M. 2,50.

Dieses 10. Heft der bekannten ‚Religionspädagogischen Zeitfragen‘ leistet praktische und vorzügliche Arbeit. Jeder Religionsunterricht muß ja letzten Endes eine Erziehung zum Gebetsleben, d. h. zum innigen Verkehre mit Gott sein. Wenn das im Religionsunterricht erreicht wird, dann ist das Menschenkind für alle Zukunft

religiös gesichert, mehr als wenn ihm alle apologetische Weisheit zu eigen gemacht wurde. Nach einigen einführenden Worten über Ziel und die Methode beginnt gleich die praktische Behandlung des Stoffes. Dabei ist vor allem Wert auf die innige Verbindung zwischen Bibel und Katechismus gelegt. Die reiche biblische Stoffsammlung wird zunächst für die Lehre vom Gebet selbst benutzt, um dann später bei der Behandlung der wichtigsten Gebete Hilfsdienste zu leisten. Gut, daß einmal das Rosenkranzgebet eine katechetische Behandlung erfährt. Nur mahnen, eifrig den Rosenkranz zu beten, hilft nicht, aber ihn so erklären wie es Dr. Jehle hier tut, heißt dieses Gebet zum Lieblingsgebet der Jugend machen. Hier findet der Verfasser auch den Boden für das betrachtende Gebet, für das gleichfalls die Kinder gewonnen werden müssen, wenn die Erziehungsarbeit zum Gebet ihre Krönung finden soll. Ein Leben Jesu für die Kinderwelt würden wohl recht viele vom Fach begrüßen. — Was Dr. Jehle hier erstrebt, ist ein hohes und darum überaus schwer zu erreichendes Ziel, aber es muß das Ziel des Religionslehrers bleiben, das Ideal, dem er nachstreben muß. Wenn er es an der Hand der Ausführungen dieses Heftes tut, dann wird ihm der Erfolg sicher zuteil.

Trier. Prof. Eisen.

Linus Bopp: Moderne Psychanalyse, katholische Beichte und Pädagogik. (Göttlers Religionspädagogische Zeitfragen Nr. 8.) 8° 100 S. Kempten 1923, Josef Kösel & Friedr. Pustet.

Die moderne Psychanalyse möchte das Christentum aus der Erziehung verdrängen. Ihren Ansprüchen gegenüber prüft der Pastoraltheologe Professor Bopp die aus dem Arbeitszimmer des Arztes in die breiteste Oeffentlichkeit dringende Bewegung. Er weist im ersten mehr kritischen Teile der Schrift warnend hin auf die falschen naturalistischen und pansexualistischen Grundlagen der Psychanalyse, hebt aber auch ihre Verdienste um die Aufhellung der feinsten Seelenregungen hervor. Es ist nicht immer leicht, die auf den verschiedensten Weltanschauungssystemen fußenden Aufstellungen der Psychanalytiker klar darzustellen, aber Bopp geht geschickt von anschaulichen Beispielen in der Literatur aus. Shakespeare, Goethe, Augustinus leisten ihm hierbei gute Dienste. — Die Zergliederung des Seelenlebens durch den Arzt kann niemals die altehrwürdige Beichte ersetzen; die ist erst gerade durch die Uebertreibungen der Psychanalytiker ins rechte Licht gerückt. Ihr gilt der zweite, mehr positive Teil der Schrift. In feinen Ausführungen wird der heilende und erzieherische Wert des Bußsakramentes herausgehoben.

Seelsorgern, Lehrern, Aerzten, gebildeten Eltern zeigt das Buch den Wert der alten religiösen Erziehungskunst und die Gefahren der neuen Ersatzversuche.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Friedrich Winkler: Das Problem der Internatserziehung in Vergangenheit und Gegenwart. Eine grundsätzliche Untersuchung auf geschichtlicher Grundlage. 248 S. Donauwörth 1925, Ludw. Auer.

In der vorliegenden kleinen Schrift wird angestrebt, das gesamte Anstaltserziehungswesen unter Ausschluß der sozialen Fürsorgeerziehung auf Grund eines geschichtlichen Ueberblicks zu ordnen. Aus dem gewonnenen Material versucht darauf der Verfasser einen Einblick in das Wesen der Anstaltserziehung und schließlich Richtlinien für deren Praxis zu gewinnen. Mit Recht verwirft er im zweiten Hauptteil seines Werkes „Wesen der Anstaltserziehung“ als Extreme sowohl die vergesellschaftlichte, aus dem Familienleben gelöste Internatserziehung als auch die individualistisch-familienhafte Anstaltserziehung, die in einer sklavischen Ueber-

tragung des Familienlebens besteht. Er behandelt die Anstaltserziehung als eigengesetzliche Institution und als Weiter- und Höherführung der Familienerziehung. Der Anhang des Buches bringt interessante Auszüge aus geschichtlichen Dokumenten, charakteristische Notizen aus Prospekten und Hausordnungen von Anstalten der verschiedensten Richtungen. Die Schrift ist mit einem alphabetischen Namen- und Sachregister und einem Verzeichnis der einschlägigen Literatur versehen. Gerade in der heutigen, pädagogisch stark interessierten Zeit verdient das vorliegende Werk Beachtung.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Georg Lenhart: Durch die Apostelschule des Priesterseminars. Gedanken über Berufung, Erziehung und Selbsterziehung zum apostolischen Priesterleben und Priesterwirken in gottfremder Zeit. 265 S. Wiesbaden 1924, Rauch.

Ein frisch und mit warmem Herzen geschriebenes Buch, aus dem ebenso treue Liebe zur Kirche wie zu dem jungen Kandidaten des Priestertums dem Leser entgegenweht. Es wendet sich zunächst an Theologiestudierende und spricht zu ihnen in plaudernder Briefform wie ein väterlich besorgter Freund. Nicht weniger aber ist an solche gedacht, denen die Weckung und Pflege des theologischen Berufs anvertraut ist, an Pfarrgeistliche und Religionslehrer, die aus dem Buche viele wertvolle Anregung in Verbindung mit praktischen Fingerzeigen schöpfen können. Der ganze Werdegang eines Theologen vom Beginne seiner theologischen Studien bis zur Priesterweihe und ersten Anstellung ist behandelt unter ständiger Berücksichtigung der einschlägigen Kanones aus dem kirchlichen Gesetzbuche. Die einzelnen Abschnitte, eingeleitet und durchsetzt mit passenden Schriftstellen, enthalten klare Belehrung und zugleich eindringliche, herzliche Ermahnungen, und aus dem Ganzen spricht ein warmfühlender kirchlicher Sinn. Man kann das vortreffliche Büchlein nur in die Hand eines jeden jungen Theologen wünschen. Es wird viel Gutes und Nützliches stiften. — Auf einen Punkt mag indes eigens aufmerksam gemacht werden. Bei der Behandlung der Berufsfrage S. 36 ff. legt der Verfasser wohl zu starken Nachdruck auf die innere Neigung, in der früher ein wesentliches Moment des Berufes erblickt wurde. Bekanntlich hat der Apostolische Stuhl i. J. 1912, anläßlich einer französischen Kontroverse anders entschieden und die recta intentio in den Vordergrund gestellt. Vielleicht würde der Verfasser bei einer zweiten Auflage darauf Rücksicht nehmen können.

Bonn. Konviktsdirektor Dr. W. Stockums.

Philosophie

Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. 648 S. **Kritik der praktischen Vernunft.** 283 S. **Kritik der Urteilskraft.** 435 S. Leipzig, Alfred Kröner. Geb. M. 7,50, M. 5,—, M. 6,50.

Zwei Geistesheroen werden bei fortschreitender Kulturentwicklung immer wieder als Eideshelfer aufgerufen, um neue Erkenntnisse als vorausgeahnt oder wenigstens problemhaft gekannt, zu bestimmen. Es sind Goethe und Kant. Mit ihrer Denkweise möchte jeder moderne Forscher konform sein. Grotesk ist es, dabei oft zu sehen, wie sich konträre Gegensätze in gleicher Weise auf sie berufen. Beide Männer sind eben Geistesriesen, durch deren Reich jeder hindurchgehen muß, wenn er die heutige Kultur verstehen und an ihrer Entfaltung mitarbeiten will. Daher auch die stattliche Zahl der Gesellschaften und Bünde, welche dem

Studium, der Ergründung jener Denker gewidmet sind, und daher auch die immer gründlicher durchgearbeiteten Neuausgaben ihrer Werke.

Diese neue Ausgabe der oben genannten drei grundlegenden Werke Kants besorgte Professor Heinrich Schmidt-Jena, ein bekannter Kant-Forscher. Ueber den Inhalt der Werke, die einen Leitfaden modernen Geistes darstellen, braucht man kaum ein Wort zu verlieren. Es wäre auch ein unmögliches Unterfangen, wollte man die Gedankengänge auch nur in ihren markantesten Zügen in den engen Rahmen einer Bücher-Rezension einspannen. Der mächtige Umfang der Werke und die Schwierigkeit der Probleme weisen das gleicherweise als unmöglich ab.

Gewiß, Kants Lehrgebäude steht nicht mehr unerschüttert da. Die naiv-reale Welt, die sein transzendentaler Idealismus zerschlagen hatte, wird von modernen Denkern, wie Driesch, Messer, Husserl, Bergson und anderen wieder aufgebaut, taucht als „kritisch gewertete" Welt, ja sogar als „naive Welt mit Vorzeichen" wieder auf. Die synthetischen Urteile a priori, deren Bestand und Berechtigung das Fundament kantischer Einstellung abgeben, werden von Messer geleugnet, seine ethischen Anschauungen von Scheler, seine ästhetischen von Volkelt und seine Dingtheorie von Meinong und Husserl berannt. Aber alle diese Forscher gehen von Kant aus und setzen seine Kenntnis voraus.

So rechtfertigt sich die neue Kant-Ausgabe aus dem immer noch vorhandenen Bedürfnisse nach den Werken des großen Königsbergers. Heinrich Schmidt hat sich mit der Herausgabe der drei Werke ein großes Verdienst um die Kant-Forschung erworben. Aufs sorgfältigste wurde der Text geprüft, so daß er sich für wissenschaftliche Arbeiten bestens eignet. Die Ausgabe stützt sich auf die zweite, von Kant selbst geleitete Ausgabe seiner Werke (1787—93). Abweichungen gegenüber der ersten Ausgabe sind in Anmerkung unter den Text gesetzt, ebenso die Anmerkungen Kants zu seinen Ausführungen, ab und zu auch einige Bemerkungen des Herausgebers Schmidt. Was aber den spezifischen Wert der Ausgabe ausmacht, das ist das ungemein reichhaltige Sachregister, welches jedem Bande angehängt ist, das eine schnelle Orientierung, auch über die kleinsten Teilprobleme, ermöglicht. Die Zusammenstellung ist geradezu ein Kant-Lexikon, und dem Studium wird hierdurch eine ganz wesentliche Erleichterung geschaffen. Beachtenswert ist auch die Einführung des Verfassers zu jedem Bande. Hier wird in denkbar knappsten Strichen die große Wesenslinie Kantscher Gedanken klargelegt.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Friedrich Dessauer: Leben, Natur, Religion. Das Problem der transzendenten Wirklichkeit. 140 S. Bonn 1924. Fr. Cohen.

Die Antwort auf die letzte Frage, auf die Frage nach dem Sinn des Daseins, kann nicht nur wenigen Fachgelehrten vorbehalten sein. Daher möchte das Büchlein gerade den Menschen dienen, die im praktischen Leben stehen. Die Fortschritte und Ergebnisse der Naturwissenschaft sind von wesentlichem Einfluß auf den Gang der heutigen Philosophie, und so spricht in dem Werkchen der Philosoph und der Naturforscher. Die Weltanschauung muß sachliche Fundamente haben, aber sie enthält mehr, als sich beweisen läßt. Deshalb untersucht der Verfasser das Verhältnis von Religion und Naturwissenschaft, beschäftigt sich mit der Frage, ob die Naturwissenschaft noch Raum läßt für ein Transzendentes. Das Werkchen ist aus dem Leben für das Leben geschrieben mit Beherrschung aller einschlägigen Probleme. Es berücksichtigt die Ergebnisse der modernsten Forschung wie die Plank'sche

Theorie der „Wirkungsquanten“ und die Einstein’sche Relativitätstheorie. In dem Büchlein verbindet sich die Tiefe des Inhaltes mit der Schönheit der Form. So regt es zum Denken an, und gleichzeitig gestaltet sich seine Lektüre zum ästhetischen Genuß. Auf diese Weise wird die Schrift ihrer Bestimmung gerecht und kann weiten Kreisen der Gebildeten vieles bieten.

Das Büchlein ist in der geschmackvollen Weise ausgestattet, die dem Verlag eigen ist.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Naturkunde

Fr. Rusch: Himmelsbeobachtungen mit bloßem Auge. Zugleich eine Einleitung in die Methoden und die Ergebnisse der Astronomie. Teubners Naturw. Bibliothek 5. Kl. 8°. 164 S. Leipzig u. Berlin 1921, Teubner.

Nicht bloß zu Beobachtungen, sondern auch zu Messungen an dem Himmel will das Buch Anleitung geben. Es erfordert daher gewisse mathematische Kenntnisse, etwa in dem Umfang, wie die oberen Klassen des Gymnasiums sie vermitteln. Ausgerüstet mit diesen und der Lust an angestrengtem Denken wird der Freund des gestirnten Himmels tatsächlich eine Menge von Messungen ausführen lernen; allerdings nicht immer mit bloßem Auge, sondern auch mit Hilfsmitteln, zu deren Bau er vom Verfasser angeleitet wird. Himmelsfreunden mit mathematischer Veranlagung können wir das Büchlein empfehlen.

Erich Wasmann: Das teleologische Prinzip in der biologischen Forschung. Von H. Kranichfeld †. Mit einer Einleitung von H. André. 8°. 74 S. Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt. Geb. M. 1,95.

Ueberwältigend wird allmählich das Material, das die Naturforschung als Erweis für das Walten eines zielstrebenden Prinzipes in der Schöpfung zutage fördert. So wird es immer schwerer, dieser lauten Sprache der Natur das Ohr zu verschließen. Tatsächlich mehren sich auch die Vertreter einer teleologischen Betrachtungsweise der Natur, besonders der lebenden. Mit den Gedanken eines Bedeutenden unter ihnen macht die vorliegende Arbeit bekannt.

Rudolf Brun: Das Leben der Ameisen. Mit 60 Abbildungen im Text. kl. 8°. 211 S. Leipzig-Berlin 1924. Teubners Naturw. Bibliothek 31. Geb. M. 5,—.

Drei Richtungen gibt es in der Beurteilung des eigenartigen Lebens der Ameisen. Die einen halten diese Tierchen nur für Reflexmaschinen, die andern für sehr intelligente Wesen, die dritten gehen den vernünftigen Mittelweg. Ihnen schließt sich auch der Verfasser vorliegender Arbeit an, die eine gründliche Einführung in die Kenntnis von Bau und Lebeweise der Ameisen bietet. Abgesehen von der Schwierigkeit, die durch die vielen nicht immer vermeidbaren Fremdwörter entsteht, könnte die Arbeit auch von solchen verstanden werden, die keine höhere Bildung haben. Für städtische Volksbibliotheken ist das Buch jedenfalls brauchbar. In stammesgeschichtlichen Behauptungen tritt der Verfasser meist etwas zu siegesgewiß auf. Man sollte derartige Dinge doch nur als Vermutungen, nicht als Ergebnisse der Wissenschaft darstellen; sonst führt man den einfachen Leser in die Irre, denn die Kritiklosigkeit, die der Verfasser dem Mittelalter vorwirft (Seite 8), ist eine Schwäche, die auch heute noch sehr verbreitet ist z. B. im Nachsagen angeblicher Ergebnisse der Wissenschaft über Stammbäume, über das finstere Mittelalter usw.

J. Neuberger: Schulflora von Baden. Mit 114 Abbildungen. 7. u. 8. verbesserte Auflage. XXIV u. 278 S. Freiburg 1925. Herder. Geb. M. 4,50.

Das anerkannt vorzügliche Buch enthält nicht nur die Bestimmungstabellen für die Pflanzen, sondern auch in drei Anhängen das notwendigste über Morphologie, Biologie der Blüten und Früchte, Anatomie und Physiologie. Außerdem enthält es eine große Anzahl von wundervollen Beispielen für die zweckmäßige Einrichtung in der Biologie der Blüten und der Befruchtung.

Johannes Wiesent: Die Radiotelephonie und ihre physikalischen Grundlagen. Mit 69 Abbildungen. Gr. 8°. 76 S. Stuttgart 1924, Enke. Brosch. M. 2,40.

Wissenschaftlich, klar, kurz unter Vermeidung alles unnötigen Beiwerks geschrieben. Kenntnisse in Physik, wie sie das Gymnasium vermittelt, sind vorausgesetzt. Für ein erstes Studium ganz besonders geeignet.

Freiburg i. B. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Länder- und Völkerkunde

Georg Mönius: Italienische Reise. Mit 12 Bildern von Johannes Thiel. Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 13,50.

Ein Erlebnisbuch im besten Sinne des Wortes. Der Verfasser hat Italien nicht nur gesehen und studiert, sondern es auch seelisch erfaßt, und er versteht es, sein Erlebnis auch in anderen lebendig zu machen. Er hat die Gabe, farbenprächtige Darstellung mit anschaulicher Gestaltungskraft und warmem Empfinden zu vereinigen. Was er berührt, wird lebendig, atmet Poesie. In leichtem Plauderton, mit flotter Feder führt er uns durch Mailand, Genua, Florenz, Rom, bis nach Sizilien und wieder zurück über Assisi, Venedig und Verona. Ueberall hat er die Volksseele geschaut, Sitten und Gebräuche kennen, Literatur und Kunst verstehen gelernt. Die Beschreibung der Paläste von Genua, das Porträt des alten Doria, der Zauber Roms und das Volksleben Neapels sind Meisterdarstellungen.

Freilich, wo viel Licht ist, ist auch Schatten. Dort, wo Mönius in die Tiefe geschichtlichen Verstehens hinabstößt, beim reinen Werten der Kulturphänomene der Vergangenheit und Gegenwart, versagt er häufig. Dem Ghibellinentum steht er fremd gegenüber. Er sieht in ihm bloßen Machtwillen (S. 98), wohingegen er das Guelfentum zu sehr heraushebt. Und auch die Persönlichkeit Luthers wird man nicht erfassen, wenn man, wie Mönius, in ihm „den subjektiven Frömmler" sieht, der „welteng sich in seine Frömmigkeit verbohrte, während die großen Päpste an Sankt Peter bauten." (S. 259.) Es geht auch nicht an, die plündernde Soldateska Georg Frundsbergs dem Luthertum an die Rockschöße zu hängen, sonst müßte man auch „die noch bestialischeren Spanier" den Katholiken überweisen. Merkwürdig klingt es auch, wenn er „zu Ehren des deutschen Namens" anführt, „daß die Deutschen ohne Aufhebung der sittlichen und religiösen Hemmung nicht mit den Blutspaniern in Wetteifer getreten wären." (S. 259.) Bei letzterem Volke führt er die Schandtaten „auf Instinkt-Grausamkeit zurück." Derartige Entgleisungen finden sich an verschiedenen Stellen bis hin zur Geschichte der Gegenwart, wo er Benedetto Croce die italienische „Kriegsideologie" schaffen läßt. Gerade das Gegenteil ist der Fall. (Vergl. Benedetto Croce, Randbemerkungen eines Philosophen zum Weltkriege, Amalthea-Verlag.) Derartige Mängel sind sicher bedauerlich, aber sie vermögen den Wert des Buches nur wenig zu beeinträchtigen. Trotz allem gehört es zu den besten Büchern über Italien, weil die Anschauungskraft überall reichlich ersetzt, was der Mangel an Urteilskraft hier und da beeinträchtigt.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Paul Stiegele: Klosterbilder aus Italien. Vierte, durchgesehene Auflage. Herausgegeben von E m i l K a i m. Mit fünf Kunstbeilagen und 155 Abbildungen im Text. gr. 8°. 255 S. Rottenburg a. N. 1925, Badersche Verlagsbuchhandlung. M. 12,—.

Der Verfasser dieser Klosterbilder, der 1903 verstorbene Domkapitular Stiegele, gehört zu den markantesten Persönlichkeiten des Klerus der Diözese Rottenburg. Er ist eine jener Gestalten gewesen, die echt priesterlicher Geist, wahrhaft klassische Bildung und weltweiter Blick zu Männern aus einem Guß geformt haben, die imponieren und über deren gesprochenem und geschriebenem Worte der Geist der Klassik ruht. Das gilt auch von den „Klosterbildern", einem der wertvollsten Werke der deutschen Literatur über Italien. 1881 erschien das Buch in erster Auflage. Der Neuherausgeber Emil Kaim, den die Diözese Rottenburg zu ihren bedeutendsten Predigern der Gegenwart rechnet, hat an der Neuauflage nur die Aenderungen bzw. Ergänzungen und Berichtigungen vorgenommen, wo der Wandel der Zeiten selbst die Dinge geändert hat. Gleichwohl macht das Werk den Eindruck des gänzlich Unveralteten, ewig Jungen. Es führt, wie schon der Titel besagt, in eine völlig andere Welt hinein als jene ist, welche das Ziel der meisten Italienreisenden ist. Die Welt hochherziger Caritas und christlicher Lebensweisheit ersteht hier vor dem bewundernden Blicke des Lesers. Gerade unsere von Dekadence und trostlosem Pessimismus zerfressene „gebildete" Welt braucht ein solches Buch. Es ist zeitgemäß wie wenige. Man befürchte ja nicht, durch Eintönigkeit und Einförmigkeit gelangweilt zu werden. Der Verfasser bringt zwar nicht, wie die Heutigen es lieben, schwärmerische Gefühlsergüsse, extravagante Ideen und originell sein sollende Eindrücke zu Papier. Er geistreichelt nicht, er i s t geistreich. Er schwärmt nicht romantisch und nicht expressionistisch, er schreibt klassisch. In knappen, markanten Sätzen sagt er sehr viel, nicht bloß über das Kloster-, sondern auch über das moderne Weltleben. Wenige Worte reichen ihm aus, um die ganze Schönheit eines herrlichen Fleckleins Erde dem Leser zu verlebendigen.

Nur ein Mann, der lange und viel in Italien gereist ist und sich das Land gründlich besehen hatte, konnte dieses Buch schreiben. Aber wie viele bzw. wie wenige unserer „gebildeten" katholischen Italienreisenden haben das Buch gelesen? Auch dieses Buch ist ein unwiderlegbarer Zeuge, daß wie überall, so auch in Italien der sog. Humanismus und Nationalismus zum Vandalismus bzw. Bestialismus geführt haben. Verleger und Herausgeber verdienen Dank für das Wagnis einer schön und reich illustrierten Neuherausgabe. Möge reicher buchhändlerischer Erfolg ihren Wagemut lohnen.

Dettlingen (Hohenzollern). Pfarrer Hermann Herz.

Kurt Siemers: Städte im Niederland. Mit 13 Bildern von Fritz Röhrs. VIII u. 272 S., Hamburg 1925, R. Hermes-Verlag. Ganzl. M. 7,—.

Eine von feinem Empfinden für die Beziehungen zwischen Boden und Geschichte, Volkstum und Kunst (mit Vorzug Baukunst) beseelte und die darin verborgenen Reize meisterlich ans Licht bringende Schilderung, richtiger Wanderung durch alte niedersächsische Städte von Höxter an der Wesel bis Hadersleben im „entrissenen Lande".

Was dem Buche seine Anziehung und seinen Wert verleiht, ist der Umstand, daß der Verfasser überall aus eigenem Erleben heraus spricht. Daher wirkt es so unmittelbar und erweckt und behält es immer wieder unsere Teilnahme. Mit dichterischem Takte weißt Siemers den heimlichen Zauber mancher altberühmten Hansa-,

Fürsten- oder Bischofsstadt, aber auch — und mit Vorliebe — manches übersehenen, weltfernen, traumumsponnenen niedersächsischen Städtchens auszuschöpfen; eine ernste, oft auch durch eine heitere Laune gemilderte Stimmung liegt über diesen Skizzen, Bildern glanzvoller Vergangenheit wie schwerer Leidenszeit, aber auch unzerstörbarer niederdeutscher Volkskraft, Zähigkeit und Tapferkeit.

Gutdeutscher Geist durchweht das Buch. Leider legen ein paar Bemerkungen des sonst wohltuend sachlichen Verfassers über „finstere Pfaffennester", „pfäffische Dummheit" des Mittelalters u. ä. Vorsicht bei der Einstellung auf.

Wer beschert uns ein ähnliches Heimat- und Wanderbuch für den niederdeutschen Westen und Osten?

Münster a. Stein. F. Wippermann.

Kulturbilder

Abraham a Sancta Clara: Der Narrenspiegel. Neu herausgegeben mit 46 Abbildungen aus der Nürnberger Ausgabe von 1709 durch Professor Dr. Karl Bertsche. 437 S. gr. 8°. M.-Gladbach 1925, Volksvereinsverlag.

Bertsche hat sich das unstreitig große Verdienst erworben, durch seine Abraham a Sancta Clara-Ausgabe einen größeren, bis in die breitesten Volksschichten hinabreichenden Leserkreis diesem wackeren Augustiner-Chorherrn gewonnen zu haben. Man darf dieses Verdienst auch als einen bedeutenden Gewinn für die Erziehung des Publikums zum guten Buche betrachten, denn wovon Abraham a Sancta Clara predigt, worüber er schreibt, das ist immer der wahre, wirkliche Mensch in seiner Erdhaftigkeit, den er dann mißt und beurteilt nach dem Idealmenschen des Christentums. Darum ist das Schrifttum dieses charaktervollen Barockmenschen auch in der Satire und im Tadel niemals bloß negativ, sondern ebenso stark positiv. Abraham a Sancta Clara erscheinen die menschlichen Torheiten und Sünden zum großen Teil als Verzerrungen und Verkrüppelungen des Guten, dem er dann das unverkrümmte Gute gegenüberstellt. So auch in diesem ‚Narrenspiegel' einem der letzten Ausläufer jener von den Predigten Geilers von Kaysersberg und von S. Brandts Narrenschiff eingeleiteten Schilderung und Brandmarkung der menschlichen Verkehrtheiten. Hinter allem Witz und Spott steckt ein großer Ernst. Auch hier ist Abraham noch der große Sittenprediger, dem die Narrheit zumeist auch Sünde ist. Allerdings merkt man dem Werke den alternden Schriftsteller an. Aber es glüht trotzdem noch viel Feuer im Blute. Da der Barockmensch genau so Mensch ist wie der Mensch des 20. Jahrhunderts, die barocke Einkleidung ihn uns Heutigen vielfach erst recht interessant macht, und die Illustrationen für eine gewisse Kulturhöhe zeugen, bedauert man es, daß dieses umfangreiche Werk wohl auf den engeren Kreis literarisch interessierter Abraham a Sancta Clara-Freunde beschränkt bleiben wird.

Dettlingen (Hohenzollern). Pfarrer Hermann Herz.

Hundert auserlesene, wunderbare und merkwürdige Geschichten des Zisterziensers Cäsarius von Heisterbach. In deutscher Uebertragung herausgegeben von Professor Dr. O. Hellinghaus. Aachen 1925. Deutsch-Herrn-Verlag. 136 S., geb. M. 4.

Ob diese aus dem berühmten Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach ausgewählten hundert Wundergeschichten so ohne weiteres, wie es die Verlagsempfehlung meint, für „die weitesten Kreise" einschließlich der reiferen Jugend passende Lektüre sind, möchte ich bei dem herrschenden Zeitgeist und der

Mentalität mancher gläubiger Kreise doch in etwa bezweifeln. Aber Geistliche und theologisch und kulturhistorisch geschulte Leser werden sich freuen, auf so leichte Art wenigstens eine gute Auswahl aus dem schwer erhältlichen Werke zu bekommen. Die Bibliothekare der Volksbüchereien müssen sich eben erst die Leser etwas besehen, ehe sie ihnen das Buch in die Hände geben.

Dettlingen (Hohenzollern). Pfr. H. Herz.

J. Kleinpaul: Behagliches und Unbehagliches aus der guten alten Zeit. 382 S. M. Gladbach 1925, Volksvereins-Verlag. Geb. M. 4,—.

Es scheint, daß der Verfasser in diesem kurzweiligen, ganz allgemein verständlichen Buche uns eine Sammlung gediegener kulturhistorischer Feuilletons bietet, die er für die Tagespresse geschrieben hat.

Die Arbeit läßt ein interessantes Stück Leben unserer Vorfahren an unserm Geiste vorüberziehen. Man kann diese Feuilletons auch sehr wohl in unseren verschiedenen Vereinen zu Nutz und Kurzweil vorlesen. Manches Viertelstündchen wird auf diese Weise gut ausgefüllt.

Dettlingen (Hohenzollern). Pfarrer Hermann Herz.

Schöne Literatur

Wilhelm Fischer-Graz: Das Licht im Schatten. Roman. 340 S. München 1925, Josef Kösel & Friedrich Pustet. Geb. M. 7,50.

Die Steirer sind feste, treue Leute, und wenn sie alle so kreuzbrav wären wie der gute Herting und Waltenried, Pisel und Zenzi, ja dann! Aber auch in der grünen Steiermark gab es immer Lumpen, wie den Huemer und Kreuß, und die erleichterten es früher und heute den Menschen, ihre Schachzüge gegen das angesessene deutsche Kernvolk zu unternehmen. Diesen Kampf der Guten mit den Bösen — darunter sind von uns aus in erster Linie die Welschen und ihre deutschen Helfer zu verstehen — zeigt uns Wilhelm Fischer-Graz in seinem neuesten Roman, der in steirischem Boden gründet. Hermann von Herting, ein altangestammter steirischer Edelmann und alter Offizier des k. k. Heeres, wehrt sich gegen die Entwurzelung von Heimaterde und Mutterboden. In der neuen Zeit wird ihm das leichter, als es früher war. Ist doch der Glaube an das deutsche Volkstum trotz Elend und Unglück nicht kleiner geworden. Gerade aus der Verschmelzung der zwei Volksschichten, die durch Herting und Zenzi verkörpert sind, kann und soll ein neues deutsches Volk erwachsen. Das Licht im Schatten ist ein Roman, in dem freilich die knappe Handlung von vielen, manchmal etwas langatmigen Reden überwuchert wird. Aber uns sagen alle diese Reden auch etwas, was wir uns recht zu Herzen nehmen sollen. Das Buch kann jedem in die Hand gegeben werden. Es ist rein in jeder Hinsicht. Seine Sprache ist edel. Wir lernen aus ihm unser Volk in seiner Gesamtheit besser kennen und lernen teilnehmen an dem Geschicke der Außen- und der Grenzdeutschen.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Hermann Skolaster: Im Banne der Ngil. Ein Roman aus Kamerun. 8° (IV u. 271 S.) Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. M. 4,40.

Der Heidenmissionar wagt sich unter die Romanschreiber? Pater Skolaster hat ein Recht dazu. Er ist ein scharfer Menschenbeobachter, der sich in den Gaunerstücken europäischer Abenteurer wie in den Teufelsschlichen gemeiner Ngil (Zauberer) wie in den einfachen und doch so fremdartigen Gedankengängen der Neger auskennt. Man mag bemängeln, daß der Ngil und sein Gegenspieler

Ntonga fast 50 Seiten lang verschwunden sind, daß die Taten der wahnsinnigen Misa allzu romanhaft klingen, daß Ntongas Christentum bis über seine Taufe hinaus schemenhaft bleibt, dem Banne des lebendigen Erzählers kann man sich nicht entziehen. In heißer Spannung habe ich, fast wie in längst entschwundener Sekundanerzeit die Indianerbände Karl Mays, diesen Negerroman gelesen. Stoffhungrigen Jungen kann man das Buch ruhig in die Hand geben. Sie werden geistigen und sittlichen Gewinn daraus ziehen. Der Ehebruch des Engländers Millner mit einer Negerfrau ist taktvoll in den Hintergrund gerückt, so tief er auch in die Entwicklung eingreift. Der welterfahrene Pater weiß die verzwicktesten Situationen packend darzustellen und geschickt zu entwirren. Seine Sprache schildert uns die Eigenart des Tropenwaldes wie der Negerseele. Besonders wertvoll, auch wegen ihrer fein abgewogenen Knappheit, sind die Taufe Ntongas durch seine heidnische Braut (S. 202 f.) und das Wiedersehen der Liebenden (S. 269).

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

O. Verneder: Der ungerechte Rechtsanwalt. Roman. 461 S. München 1925, Kösel & Pustet.

Berneders Novelle ‚Der Skrupulant' und seine Erzählung ‚Die Kapelle im Korn' verrieten einen Künstler von bedeutenden Qualitäten und ließen Großes erwarten. Sein ‚Ungerechter Rechtsanwalt' übertrifft jede Erwartung. Bis ins Tiefste erschüttert legt der Leser dieses Buch aus der Hand. Allerdings ist es keine Backfischlektüre und kein leichter Unterhaltungsstoff für müßige Stunden. Es setzt ernste Leser voraus; denn es ist mit ungeheurem Ernste geschrieben, und fast mühsam wird das Sicheinarbeiten in die eigenartige Sprache, die geradezu überreich ist an neuen, stets wechselnden und kontrastierenden Bildern. Wie eine Flut leuchtender Farben ziehen sie vorüber, überstürzen sich und lassen immer wieder neue Wunder einer unerhörten Sprachgewalt und Dichterkraft aufquellen. Und trotz dieses Reichtums an Bildern und Vergleichen keine Uebersättigung beim Leser. Er wird gefesselt und mitgerissen von einer zwingenden Gewalt. Der glutheiße Atem eines erschütternden Menschenschicksals berührt ihn, weckt Furcht und Mitleid und erzeugt eine Spannung, aus der es kein Entrinnen gibt, bis dieses Schicksal sich grauenhaft und doch versöhnlich vollendet.

Es ist unmöglich, den Inhalt dieses großartigen Seelendramas im Rahmen einer kurzen Besprechung zu skizzieren. Es hieße, der Bedeutung und dem Werte des Buches nur Abbruch tun. Der Leser muß selbst von dem Wirbel der Seelenkämpfe, die sich in der Brust des Helden abspielen, erfaßt werden. Die gewaltige Wucht des Geschehens muß sich von Seite zu Seite schwerer lastend ihm auf die Seele legen, bis es ihm den Atem nimmt und alle Nerven spannt fast bis zur Unerträglichkeit.— In vollendeter Form wickeln Spiel und Gegenspiel sich ab, und zwischen beiden erhebt sich in gigantischem Trotz, drohend, wie ein unentrinnbares Schicksal, der Bergesriese des Clown. Die Schilderung seiner ersten Besteigung zeigt die Darstellungskraft des Dichters auf ihrer höchsten Höhe. Und während die entfesselte Natur mit dem Körper des kühnen Bergsteigers in grauenhafter Willkür Fangball spielt, bettet sich die zitternde Seele, getragen von dem vertrauenden Gebet einer schmerzensreichen Magd, in die gütigen Vaterhände ihres Gottes, den sie bis zu dieser Stunde verkannt und verachtet hatte. Durch das schaurige Tosen der Elemente und die undurchdringliche Gewitternacht weht der Odem ewiger Liebe, leuchten die Strahlen verzeihenden Erbarmens. Aus schmerzlichsten Konflikten

und tiefster seelischer Not bricht verklärendes Leuchten. Die Rhapsodie verklingt in herb-weichen Akkorden. Aus den Tälern der bittersten Qual läuten die Glocken des Friedens und triumphieren über alle Schicksalsmächte, über gemeine Intrige und eitlen Wahn der Menschenkinder.

Das Buch begrenzt sich seinen Leserkreis selbst. Der unreife und leicht erregbare Leser wird es bei der Eigenart der Darstellung und der Schwere der Form nach den ersten dreißig Seiten verzweifelt zuklappen. Ernsten und reifen Menschen aber wird und muß es Stunden edelsten und reinsten Genießens schenken, für die sie dem Verfasser herzinnigen Dank wissen werden.

Elberfeld. C. Heider.

M. E. delle Grazie: Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux. Novelle. 167 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Ein wundervolles Dichtwerk, gewoben aus Geschichte und Legende, liegt hier vor uns. Die hochbegabte österreichische Schriftstellerin läßt den heiligen ersten Abt von Clairvaux vor uns lebendig werden. Das geistige Wehen, das von dieser einzigartigen Persönlichkeit, diesem „größten Manne seines Jahrhunderts“, ausgeht, wandelt einen trotzigen, dem Tode geweihten Verbrecher zum reuigen Büßer um. Damit ist der Inhalt der Novelle kurz umschrieben. Aber wie weiß die Dichterin diesen Stoff zu gestalten und zu formen! Ein Bild von leuchtender Farbenpracht ersteht vor dem Auge des Lesers, der von Seite zu Seite mehr gefesselt wird durch die zauberhafte Schönheit der Sprache, durch die Feinheit der Darstellung seelischer Vorgänge und die überraschende Kenntnis der örtlichen und historischen Momente. Die Szene, in der der Verbrecher, „der Wälderschreck“, in der Kirche von Clairvaux für den schwerkranken Abt auf dessen Geheiß betet, kann man nur mit ergriffener Seele lesen. Hier feiert die Kunst der Dichterin einen Triumph voll Glut und verhaltener Kraft. Das Mysterium der reinen, ganz in Gott gründenden Liebe schreitet vorüber, Segen und Frieden spendend.

Der zarte Duft frommer Legende weht aus den Blättern des Buches. Von ihrem Goldgrund aber hebt sich die machtvolle Gestalt des großen Heiligen, der, unter dem Dachgebälke seiner armen Zelle kauernd, die Zügel der Weltgeschichte für einige Zeit in seinen Asketenhänden hielt, in scharfer Umgrenzung prachtvoll ab. Und dieser „Heilige“ ist Mensch, ganz Mensch, und „das heißt: Kämpfer sein“.

Allen gereiften Lesern unserer Büchereien ist das wertvolle Buch dringend und warm zu empfehlen.

Elberfeld. C. Heider.

Wilhelm Schussen: Der abgebaute Osiander. Roman. 190 S. München, Kösel-Pustet. M. 3,50, geb. 5,50.

Schussen führt seinen Helden in der Situation an, wie er auf dem Baum, über dem Strome sitzt und malt, mit dem Entschluß im Herzen, sich aus seiner luftigen Höhe ins Wasser zu stürzen, um auf diese Weise seine Mutter in der schrecklichen Inflation in den Besitz von 10 000 Schweizer Franken für seine Lebensversicherung zu setzen. Es kommt freilich durch die Liebe zu der schönen Frau Martina alles anders. Zuerst kehrt er jetzt als Subalterner in den Staatsdienst zurück, den er vor Jahren der Malerei zuliebe quittiert hatte, um, wie er meinte, die Kunst seines Vaters, eines berühmten Malers, in einer Beziehung noch zu vervollkommnen. Aber bald wird er abgebaut. Die Mutter verfällt durch ihr Darben dem Wahnsinn. Osiander führt das Schicksal aufs Land zu einem Witwer mit seinem Töchter-

chen, der früher mit ihm dasselbe Haus in der Stadt bewohnt hatte. Und nun Schluß der Vorstellung: der abgebaute Osiander und das Töchterlein des Witwers Epple als Liebespaar eng umschlungen am Rande des Waldhanges.

Die Erzählung fesselt von Anfang bis Ende, weil Schussen wirklich gut und als Dichter erzählt. Die Schilderung der Inflation und ihrer verheerenden Wirkungen ist eine hohe künstlerische Leistung.

Der Humor ist stark von Satire und beißender Ironie durchsetzt, wie man ihm bei den Schwaben oftmals begegnet. Ein Jugend- oder Volksbuch ist der kleine Roman indes nicht.

Dettlingen (Hohenzollern). Pfarrer Hermann Herz.

Heinrich Tiaden: Atlantis Trust Company. Roman. 270 S. Leipzig 1925, Franz Wagner.

Ein schwärmerisches Gaukelbild über die Entstehung und den Untergang eines neuen Weltteils, um 2000 herum, nicht schlecht gesehen und ganz gut geschildert. Ob ‚Roman' dafür die richtige Bezeichnung ist, bleibt freilich die Frage. Das Buch ist jedenfalls eine einwandfreie Unterhaltungslektüre, nicht bloß für eine Fahrt zwischen Oebisfelde und Wustermark, sondern für junge Menschen auch in frohen, freien Stunden, in denen sie sich an erdachten Zukunftserfolgen des deutschen Forschergeistes berauschen wollen.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Roland Betsch: Land Irgendwo. Novellen. 8°. 196 S. München 1925, Kösel u. Pustet. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,50.

Irgendwie endigen alle diese Novellen im Phantastischen und Unbegreiflichen. Es ist so, als ob Betsch in einem Traumlande lebt, in dem alle Gegebenheiten gelöst und hemmungslos erscheinen. Die seltsame Tragik der Begebenheiten des ersten Teils wirkt erschütternd durch das unergründliche Zusammenspiel geheimnisvoller Kräfte. Betsch hat sich dabei keineswegs jenen Modeströmungen hingegeben, die ein entfesselter Glaube an okkultistische und spiritistische Dinge hervorgerufen hat. Die „Käuze" des zweiten Teiles sind keine Eigenbrötler und Sonderlinge, die durch ihre spaßhaften Sonderheiten ihre Mitmenschen erheitern. Man könnte sie eher den pathologischen Naturen zurechnen: Das Ungesellige und Absonderliche ihrer unbürgerlichen Existenzen hat etwas Ungesundes. Die geheimen Untergründe ihrer Seelen sind bloßgelegt, ihre Absonderlichkeiten, die zur Katastrophe führen und ihr Leben zerstören. Dabei verschmäht Betsch jedes mystische Zwiedunkel. Er schreibt klar und anschaulich, wie eben ein Mann, der gewohnt ist, Wirklichkeiten zu sehen, — er ist von Beruf Ingenieur — zu schreiben gewohnt ist. Der logische Gedankenaufbau, sein disziplinierter Stil, erinnern an Stendhel, wenngleich er sonst wenig Beziehungen zu dem Franzosen hat.

Eilhard Erich Pauls: Klein-Bettenhausen. Die liebe alte Stadt. Erzählung. Mit 11 Federzeichnungen von Alfred Springer. 84 S. Leipzig und Hamburg 1925, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhdlg. (Gustav Fick). Geb. M. 3,—.

Wer Eilhard Erich Pauls sonst nicht kennt, wird ihn für einen stillen Idylliker halten. In dieser Geschichte, die so altmodisch aussieht, steht er in der Nähe von Kochs ‚Prinz Rosa-Stramin', nur daß ihm der skurrile Humor des halbvergessenen Romantikers fehlt. Der Inhalt der Geschichte ist bald erzählt. Ein alter, 70jähriger Geheimer Finanzrat kommt nach langer Abwesenheit in seine Heimat zurück. Es hat sich dort wenig verändert. Jeder Weg ruft in ihm alte Erinne-

rungen wach, freudige und schmerzliche, und er findet auch, daß die Jugend die gleiche ist wie zu seiner Zeit. Nachdem er noch eine Verlobung zustande gebracht hat, kann er froh nach Hause reisen. Es ist ja das vormärzliche Deutschland, das hier geschildert wird von einem Manne, der die Reife des Alters hat. In diesem Buche steckt eine feine Ausgeglichenheit, die fremd in unserer Zeit steht.

Helene Hirsch-Brünn: Das Grieblhaus. 8° IV u. 170 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Halbleinwand. M. 3,80.

Ein Roman der Kleinheit und Enge? Gewiß es ist eine kleine Welt, die dargestellt wird. Es ist ein altes verwinkeltes Haus und darin wohnen einige Menschen, die nirgendwo eine hervorragende Rolle spielen. Da ist der Hausbesitzer, der alte Griebl, dessen Herz so an diesem Hause hängt, daß er es nicht verwinden kann, daß er es verkaufen muß und der — diese Szene ist die einzige schwache Stelle des Buches — vor Gram stirbt. Und darin wohnen einige Mieter: ein verbummelter Student mit seiner Familie, ein alter Trödeljude, eine Baronin und noch etliches anderes Volk, darunter auch ein Dichter. Es sind keine Haupt- und Staatsaktionen, die hier verhandelt werden. Nur die einfachen Lebensläufte und das Wünschen und Hoffen unkomplizierter Menschen wird schlicht und warm erzählt. Was dem Buche aber erst den Wert verleiht und ihm die Beachtung sichert, das ist der gemütvolle Ton der Erzählerin. Es ist nicht jene sentimentale Gemütlichkeit, die kitschig wirkt, weil sie kein notwendiger Bestandteil ist, sondern eine Konzession an den schlechten Publikumsgeschmack darstellt. Hier wirkt das Gemüthafte echt. Dadurch steigert es nur den künstlerischen Wert. Dieses liebenswürdige Buch, das so freundlich anläßt, läßt dennoch die tiefe Tragik ahnen, die jedes Menschenleben umstrickt. Es ist ein Leckerbissen für besinnliche Leser.

Moritz Schäfer: Die Sphinx von Ulea. Roman eines Tiefseeforschers. 176 S. Berlin 1925. Bild- und Buch-Verlag. Ganzleinen M. 4.—

Edmund Sabott: Das Wunderkind. Eine Geschichte vom Film. 192 S. Ders. Verlag. Ganzleinen M. 4.—.

1. Der Bild- und Buch-Verlag, der anscheinend den Film noch volkstümlicher machen will (eine Arbeit, die wohl unmöglich und dazu noch überflüssig ist) bringt anscheinend nur solche Bücher auf den Markt, in denen der Film in irgendeiner Beziehung zu dem Buche steht. In diesem Fall bildet eine wissenschaftliche Tiefsee-Filmexpedition den Rahmen der Handlung. Der Roman eines Tiefseeforschers? Bewahre, daß der Mann ein Gelehrter ist, bleibt nebensächliche Staffage. Die Sphinx von Ulea, ein Mischblut aus der Südsee, ist eine wohlabgewogene Mischung von Gut und Böse. Sie ist, je nach Umständen, verworfenes Dirnchen oder gutartiges Mädchen. Daran rankt sich ein keineswegs aufregendes Intrigenspiel. Stilblüten wie diese: „da riß es den Scholar (ein vollausgewachsener 29jähriger Student, der schon selbständig arbeitet) zum Meister hin, und in überquellender Freude küßte er die gnadenspendenden Hände" — sind nicht selten. Somit erübrigt sich jedes weitere Wort der Kritik.

2. Man braucht ja nicht viel, um die Leute zu unterhalten. Nehmt Jackie Coogan, verklärt sein Schicksal melodramatisch und laßt den 12jährigen Buben mit seiner kleinen Kousine glücklich werden (damit das Herz doch auch etwas hat), so ist der Rohbau fertig. Damit die Sache in Fluß kommt, beginnt die Sache in Deutschland, wo die Mutter mit ihrem Jungen in bedrängten Verhältnissen lebt, indeß die reiche Schwester so boshaft ist, ihr nicht zu helfen. Aber da kommt der

große amerikanische Filmmagnat. Er ist entzückt von dem Kleinen und nimmt ihn mit ins amerikanische Filmparadies. Nun beginnt sein Aufstieg und der endet da, wo bei andern das Leben erst beginnt, als er zu alt für die Kinderrolle wird. Dieser Teil ist der sachlichste des Buches und darum nicht uninteressant. Dann kommt seine Endtournee durch Europa (nach berühmten Mustern). In Berlin sind die hochmütigen Verwandten durch die Inflation verarmt. Aber nun kommt der kleine Märchenprinz und da endet alles in bestem Wohlgefallen. Es ist ein reines Unterhaltungswerk, das eben als solches gewertet sein will. Durch die geschickte Mischung der dazu nötigen Ingredienzien wird der Erfolg auch wohl kaum ausbleiben. Dazu kommt freilich noch, daß der Verfasser ein lesbares Deutsch schreibt. Sein Stil ist klar und ohne jenen Ueberschwang, den nur die geistig Minderbemittelten lieben.

Emil Droonberg: Die Goldwäscher am Klondike. Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Kanada und Alaska. 9. Aufl. 285 S. Leipzig 1925, Wilhelm Goldmann. Halbleinen M. 5,50.

Das Abenteurerbuch ist heute im Ansehen gestiegen. Während man zu Zeiten diese Bücher mit Vorliebe auf der Hintertreppe las, findet man sie heute auch in Bibliotheken kenntnisreicher Menschen. Dichter von Rang, vorab die Angelsachsen Stevenson, Kipling, Jack London, Wells haben die Abenteurerliteratur in die Sphären des Künstlerischen hinaufgehoben. Auch Karl May wollte etwas Aehnliches. Aber er erreichte das Ziel nicht. Er war ein phantasievoller Fabulierer, aber kein Dichter. Gleiches gilt von Droonberg. Er hat eine ausgesprochene Begabung für das Abenteuerliche. Er erfindet spannende Situationen und er konstruiert interessante Verwicklungen. Und doch fehlt ihm das Letzte, um seinem Roman künstlerisches Gewicht zu geben. Seine Sprache klingt salopp, an manchen Stellen geradezu banal. Eine derartige Ausdrucksweise ist wohl dem Reporter erlaubt, der für den Tag schafft, der immer fesselnd und spannend schreiben muß, aber niemals so, daß dem Durchschnittsleser durch die Feinheiten des Ausdrucks die Lektüre erschwert wird. Der Erfolg dieses Buches — es erscheint bereits in der 9. Auflage — gibt denen Recht, die so pessimistisch über die mangelnde Sprachpflege unseres Volkes urteilen. Mit Jack Londons Goldgräbergeschichten kann dieses Buch nicht auf eine Stufe gestellt werden. Leser, die nur darauf achten, was da geschrieben steht und die sich über das Wie nicht groß aufregen, werden von diesem Buche vollauf befriedigt sein.

Joseph Delmont: Die Stadt unter dem Meere. Roman. 3. Auflage. 431 S. Leipzig 1925. Fr. Wilh. Grunow.

Für dieses Buch wird eine starke Reklame gemacht. Der Verfasser wird als zweiter Jules Verne gefeiert. Das macht mißtrauisch. Und eine unbefangene Lektüre bestätigt auch dieses Mißtrauen. Von der gewaltigen Phantastik ist wenig zu verspüren. Der Einfall ist recht mager. Ein deutsches U.-Boot gerät in eine unterirdische Grotte, die durch einen verborgenen Kanal mit dem Meere verbunden ist. Daß diese Grotte auf italienischem Grunde liegt, ist keine besonders interessante Zutat. Der Kapitän Mader richtet hier Werkstätten ein und bleibt auch nach Ausbruch der Revolution in diesem Versteck. Die tausend Erfindungen, die ausgerechnet hier, wo keine wissenschaftlichen Hilfsmitttel zu Gebote stehen, gemacht werden, verblüffen keineswegs durch ihre Besonderheit. Wie ganz anders muß Jules Verne auf seine Zeitgenossen gewirkt haben, als er Probleme voraus-

ahnte, an deren Verwirklichung zu seiner Zeit niemand dachte. Ueberraschen muß es, daß bei der einseitig-gehässigen Zeichnung, die Delmont von den Italienern gibt, sich die U.-Bootleute mit italienischen Mädchen verheiraten. Und daß der Kapitän sogar, dieser nationale Mann, der später der Retter Deutschlands wird und mit den „Aposteln internationaler Völkerverbrüderung“ aufräumt, eine Italienerin freit, ein Mädchen, dessen Mutter einen so ausgesprochen schmutzigen Charakter hat, das ist doch unverständlich. Einige stark erotische Stellen und das Auftreten eines „schlauen, doppelzüngigen Pfaffen“, eines Paters, machen das Buch für unsere Zwecke völlig unbrauchbar.

Maria Batzer: Im grünen Wagen. Von ausgezupften Reseden, einer Glocke, einem Kasperle, einer Rose, einem Brunnen, einem Amsellied, von Puppen, lauter kleinen Dingen und ein paar Menschen. Die Federzeichnungen und der Entwurf zum Einband sind von Adelheid und Alice Schimz. 8°. VIII u. 296 Seiten. Freiburg i. Br. 1925 Herder. Geb. in Halbleinband. M. 5,50.

Maria Batzers Buch hat ihre starken Seiten. Ihre Darstellungskraft nötigt Achtung ab. Wenn auch nicht jede Zeile restlos befriedigt, so ist die Geschichte als Ganzes doch zu begrüßen. Die Verfasserin schildert — nein, das ist nicht das richtige Wort, denn wir erleben ja eine Fahrt ins Blaue hinein — sie nimmt uns mit auf eine Fahrt, die der Puppenspieler, der Meister Johannes, mit der Familie seines Freundes Konradi im grünen Jahrmarktswagen unternimmt. Der alte „Mährgenmann“ hat eine köstliche Art, die Menschen zu erheitern und mit einer innerlichen, starken Freude zu erfüllen. Und selbst in verzweifelten Fällen gelingt es ihm, wenn auch manchmal böse Zwischenfälle sein Werk stören, die verhärteten Herzen zu trösten; denn er hat das schönste Mitgift von seinem Schöpfer erhalten: ein goldenes Gemüt. Keiner von den vielen Menschen, die ihm in die Quere kommen, verläßt ihn ohne Gewinn. Darum verläuft diese sommerseelige Reise auch zu seiner Zufriedenheit. Manchmal freilich kam mir der Gedanke, ob nicht die Verfasserin besser getan hätte, das krause Rankenwerk ihrer Einfälle ein wenig zu beschneiden. Ihr Buch würde gewinnen, die Personen würden abgerundeter und sicherer vor uns stehen, wenn sie weniger in die Breite ginge. Trotzdem: dieses romantische Buch ist voller Köstlichkeiten. Es gehört zu jenen Büchern, die durch den Zauber ihrer Stimmung wirken, weil sie Freude verbreiten und tröstend und erheiternd wirken.

Maria Diers: Lat Di nich ümsmieten. Roman. 265 S. Dresden 1925. Max Seyfert.

Maria Diers ist eine Frau mit starken Leidenschaften. Das gibt diesem Roman, der sich von den früheren, gemüthaften Erzählungen der Verfasserin beträchtlich unterscheidet, das charakteristische Gepräge. Darum ist es schwer, ihr Buch unbefangen zu würdigen. Sie will ja nicht literarisch gewertet sein, sondern nur durch das Feuer ihrer Darstellung wirken. In ihrer Art will sie sicherlich das Gute. Ihre starke protestantische Frömmigkeit, ihre Vaterlandsliebe, das sind durchaus sympathische Züge an ihr. An dem trüben Geschick einer Gutsfamilie will sie die Bedrückungen zeigen, die das preußische Volk durch Napoleons Soldaten erlitt. Sie geht dabei aber — und darin liegt auch das Geheimnis ihrer Wirkung —ganz einseitig vor. Von dem, was zum inneren Zusammenbruche Preußens führte, die Bauernbedrückung, die Rechtlosigkeit der Bürger, erwähnt sie nichts. Das Reformwerk Steins, das ja gerade von den von ihr am meisten verehrten Kreisen am schärfsten bekämpft wurde, übergeht sie vollständig. Gerade die sittliche Erneuerung

des Volkes berührt sie mit keinem Worte; denn die Kreise, die sie schildert, bedürfen keiner Wandlung, weil sie ohne Ausnahmen Edelmenschen sind und die von ihr als verrottet geschilderten Kreise des höheren Beamtentums und des geistigen Preußens ändern sich kaum. Daß Napoleon und die Franzosen lauter verächtliche Leute sind, das versteht sich von selbst. Vor allem war es ihr darum zu tun, zu zeigen, wie die Jugend sich während der Bedrückung verhielt. Aus der ganzen Anlage des Werkes (die vielen Kraftausdrücke, wie sie junge Menschen verwenden, machen diese Absicht deutlich) geht hervor, daß das Buch vor allem auf die Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren wirken soll. Wer den Haßgedanken, den Nationalismus in der völkischen Ausprägung vermitteln möchte, der wird an diesem Buche seine Freude haben.

Emden. Georg Schäfer.

Deckelmann-Johannesson: Deutsches Gedichtbuch. 366 S. Berlin 1925, Weidmannsche Buchhandlung. M. 3,—.

Dieses Gedichtbuch dient zur Ergänzung der Teile III bis VI des in der „Bücherwelt" 1925, Heft 8, besprochenen Lesewerkes, das von denselben Herausgebern stammt. Es ist für die höheren Schulen bestimmt, wird aber auch dem Volksbildner gute Dienste leisten. Die Auswahl ist stark auf vaterländische Erziehung eingestellt, bietet außer dem Kanon der Gedichte, die in Schulen fast überall gelesen werden, viele weniger bekannte Dichtungen. Wie meist in Anthologien sind die Gedichte nach Inhalt geordnet, z. B.: „Aus deutscher Sage", Mittelalter, 17. Jahrhdt., 18. Jahrhdt. u. s. f., Naturleben, Wirken und Schaffen, Gott und Mensch, Menschenart und Menschenschicksal. Die Auswahl ist sehr feinsinnig, wenn mir auch Bürgers „Der Kaiser und der Abt" (S. 214) mit seiner Spötterei trotz des sprühenden Dichterwitzes in einer Gedichtesammlung für Schüler mindestens überflüssig vorkommt. Gefreut habe ich mich über die Aufnahme von manchen schönen, weniger bekannten Heimatgedichten, auch über Namen wie Flex und Peter Hille, A. Miegel. Als Ganzes kann dieses Gedichtbuch dem Vereinsleiter für Vereinsabende sehr dienlich sein.

Bonn. Josef Zimmermann.

Augustin Wibbelt: Kleinkraom. Vertellsels in Mönsterländsk Platt. 192 S. Bocholt i. W., J. und A. Temming. Geb. M. 4,50.

Derselbe: Sünte Michel. 93 S. Essen 1925, Fredebeul u. Koenen.

Kleinkraom ist eine Sammlung von allerlei Geschichten und Schwänken Wibbelts, die früher in Kalendern und an ähnlichen Stellen erschienen sind. Es handelt sich aber hier in der Hauptsache um mehr als ‚Klüngelskraom', wie der Verfasser bescheiden meint. Wohl stehen harmlose Sachen darunter, aber auch eine ganze Reihe prächtiger Erzählungen, so ‚De Miärgelkuhl', ein Kabinettstück niederdeutschen Eulenspiegelhumors, oder ‚De Järfschopp' oder ‚Mamsell up Reisen' oder die schöne Lebensskizze ‚De aolle Magister', in denen ergreifend Lachen und Weinen innig ineinander verwoben sind; am höchsten stelle ich ‚Marjänne', ein niedersächsisches Bauernbild, trotz aller holzschnittartig knappen Striche von der Lebensrundheit und der herben Wucht jener meisterhaft umrissenen Bauerngestalten in Löns' ‚Häusern von Ohlenhof'.

In seinem ‚Sünte Michel' setzt der westfälische Dichter seine religiöse Lyrik und Epik in plattdeutscher Sprache in würdiger Weise fort. Und welcher Stoff wäre in dieser Notzeit unserem Volke wohl gelegener und angebrachter als der

Lobpreis und die Anrufung des unbesiegten Gotteshelden, des Schutzheiligen und Lieblings des deutschen Volkes „in aollen Tiden“! Wie in seinem Himmelsmärchen ‚In ’t Kinnerparadies‘ und in seinem hochdeutschen Marienleben ‚Die goldene Schmiede‘ hat der Dichter den Stoff geweitet; hier in dem Michaelssang dehnt sich das Bild vom Leben und Wirken des großen Erzengels zu einer Ueberschau über das Weltgeschehen von der Erschaffung bis auf unsere Tage, da seine starke Hand uns Deutschen, ‚Sünte Michels Lü‘ (Leuten), besonders not tut. Wieder weiß der geistliche Meister des plattdeutschen Wortes unser Herz zu erwärmen und zu packen; wieder hat er all seine Liebe zu Gott und den Heiligen in seine Verse gelegt; von schlicht-epischer Erzählerweise erhebt er seine Stimme zu ergreifendem Gebete, zu hellklingendem Gottespreise, zu inbrünstiger Anbetung.

Die Haltung dieser jüngsten Dichtung Wibbelts zeigt als Ganzes nicht den poetischen Zug, den mitreißenden Schwung oder die holde Süße, noch den beflügelten Fluß der Verse der vorangehenden Werke; sie trägt vielmehr ein ruhigeres, ‚bürgerlicheres‘ Gepräge (wie die geistliche Poesie des niederdeutschen Mittelalters); das nüchtern wirkende Bild des heiligen Drachenbesiegers auf dem Umschlagdeckel des Buches mag wohl auch kennzeichnend für die — für einen Wibbelt — etwas schwerfällige, erdhafte Art dieses Michaelsepos sein. Vielleicht verschafft diese echt niederdeutsche Eigenschaft dem ‚Sünte Michel‘ endlich beim westfälischen Volke den verdienten Erfolg, der, verglichen mit Wibbelts Prosaerzählungen, seinen plattdeutschen Dichtungen leider immer noch nicht zugefallen ist.*

Münster a. Stein. F. Wippermann.

Karl Arns: Jüngstes England. Anthologie und Einführung. 322 S. Leipzig-Köln 1925, Eugen Kuner. M. 6,—.

Um es gleich vorweg zu nehmen, ist zu sagen, daß Karl Arns sich ein großes Verdienst erworben hat, diese Geschichte der Literatur des heutigen Englands zu schreiben. Er macht hier als erster den Versuch, uns aus der zeitgenössischen Literatur heraus ein Bild von England zu geben, wie es gerade vor dem Kriege, in ihm und besonders nach ihm sich uns zeigt. In der Einleitung gibt er uns einen kurzen, aufklärenden Umriß. Auch England hat den Krieg nicht gewonnen, sondern durch ihn wie alle Sieger und Besiegten viel verloren. So wie die Verhältnisse nun einmal sind, ist es selbst für den Fachgelehrten äußerst schwer, wenn nicht rein unmöglich, an alle diese von Arns angezogenen Quellen heranzukommen. Und es ist fast unbegreiflich, wie es Arns neben der Erfüllung seiner nicht leichten Berufspflichten möglich war, das alles kennen zu lernen, was er hier auswertet. Freilich kann man dabei auch nicht übersehen, daß eine Behandlung so vieler ganz fremdartiger Schriftsteller und die mehr oder minder gleich ausführliche Untersuchung ihrer Werke zu Gleichförmigkeit und Wiederholung auf engem Raum führen muß. Die beigefügten Uebersetzungsproben können, so gut sie auch im allgemeinen ausgewählt sein mögen, und so treffend im Durchschnitt die Wiedergabe der einzelnen zugrunde liegenden Texte auch sei, uns den Verfasser und sein Werk nicht genügend nahebringen. Dazu sind es zu kleine Ausschnitte und zu kurze Proben. Nur W. B. Yeats ist ein unverhältnismäßig größerer Platz eingeräumt worden. Seine Gedichte gelten als sehr schwer übersetzbar. Einzelne Schwächen

---

* Beim Lesen der Verse stockte ich manchmal, wenn W. einen langen Selbstlaut zweisilbig gebraucht, so Här und Häer, hier (S. 15) und sogar sien (S. 40) zweisilbig!

oder wirkliche Fehler in den Uebersetzungen sollen hier nicht besonders vermerkt werden; im Gegenteil erkenne ich gerne an, daß die Proben im ganzen gut lesbar sind, und daß manche sich als wirkliche Nachdichtung ansprechen lassen. Es wäre zu begrüßen, wenn auch größere Kreise von Literaturfreunden auf dem Umwege über solche Werke, wie es Karl Arns' Jüngstes England ist, sich eingehendere Kenntnisse über englisches Denken, Sinnen und Schaffen von heute erwerben würden. Manche würden ihre Meinung stark einschränken oder ganz ändern müssen. Dazu wird freilich die verheerende Fremdwörtelei — auf manchen Seiten wimmelt es geradezu von Fremdwörtern — leider nicht beitragen. Befremdet hat mich die verschiedene Stellungnahme, die Karl Arns zu G. B. Shaw in seinem Buche (S. 177—181) einnimmt, im Gegensatze zu der, die uns aus seinem Aufsatz über den gleichen Dichter in der Bergischen Tageszeitung, Elberfeld (22. 6. 1925) entgegentritt. In seinem Buche schreibt K. Arns (S. 180): „Glaubhaft ist auch Johannes religiöser Nationalismus, obwohl das Wunder fehlt und obwohl sie mehr ‚moderne Protestantin' ist, als der Geschichte entspricht". In seinem Aufsatze heißt es ganz anders: „Aber glaubhaft ist Johannes religiöser Nationalismus nicht; sie ist mehr ‚moderne Protestantin', als es der Geschichte entspricht". Weiter im Buche (S. 180): „Wie man sich weltanschaulich einstellt zu der These seines ‚machtvollen protestantischen Pamphlets', ist freilich eine andere Sache". Im Aufsatze dagegen: „Wie man sich historisch und weltanschaulich einstellt zu diesem ‚machtvollen Pamphlete', dürfte keine Frage sein".

Bochum. Dr. F. Asanger.

Florence L. Barclay: Die Herrin von Shenstone. Uebersetzung von Hanns Schwarz. 271 S. Paderborn 1925, Ferdinand Schöningh.

Denen, die ohne besondere Sprachkenntnisse an dem großen Welt-Schrifttum teilhaben wollen, ist eine gute Uebersetzung immer willkommen. Um so mehr, wenn sie einen Stoff bietet, dessen innerem Geschehen, wie hier, das heutige Geschlecht größere Hingabe zollt, weil die Schwierigkeit der Lösung der Frage, ob die Kriegerwitwe Lady Ingleby den Mann heiraten darf und soll, der unbewußt ihren Gatten getötet hat, natürlich heute bei der geringen zeitlichen Entfernung vom Kriege lebhaften Anreiz auf den Leser ausübt. Der Dichterin gelingt es durch die folgerichtige Schilderung der Wesenheiten der einzelnen Persönlichkeiten dem Leser die Lösung, die sie gibt, nicht nur begreiflich, sondern erwünscht zu machen. Ihre Menschen sind Prachtgestalten, die in den schwierigsten und seltsamsten Lebenslagen sich zurechtfinden, und dabei mehr oder minder Mustermenschen sind.

Die Uebersetzung ist recht gut und fließend. S. 37 „wie er seine Gattin sich zu benehmen wünschte" und S. 108 „Sowie gegenseitig" ist zu wörtlich, um richtig zu sein.

Bochum. Dr. F. Asanger.

C. Gondlach: Maurus, der letzte Römer. Erzählung aus der Zeit der Römerherrschaft am Rhein. 2. u. 3. Aufl. Mainz 1925, Kirchheim & Co. 8° 296 S. u. 5 Textillustrationen. Preis geb. M. 4,—.

Vorliegende Erzählung versetzt in die Zeit um die Wende des vierten und fünften Jahrhunderts, in die römische Kolonie Mogontiacum (Mainz). Sie ist verwoben mit den damaligen religiösen und politischen Zuständen und Streitigkeiten und wirft ein Licht auf die letzte Zeit der Römerherrschaft am Rhein, die Anstürme der Völkerwanderung und die Kämpfe des aufblühenden Christentums mit Heidentum

und Arianismus. Das Buch ist mit fünf Illustrationen, der Wiedergabe historischer Denkmäler, ausgestattet. Eine ansprechende und bildende Lektüre für Volk und Jugend.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Ludwig Lauterbacher: In Freud' und Einfalt. Volkserzählungen. 8° (VII und 416 S.). Regensburg 1925, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Brosch. 6.— M. Geb. 8.— M.

Der Titel des Buches ‚In Freud' und Einfalt' ist gut gewählt. Es handelt sich um eine Reihe von schlichten, anmutigen Erzählungen, die ihren Stoff aus dem Leben nehmen. Einfache Gemüter werden sich an dem Werke erfreuen, aber auch manche Belehrung und religiöse Anregung darin finden. Das Buch ist eine empfehlungswerte Volkslektüre.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Jugendschriften

Julius Lerche: Die Gründorfer. Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen für 5—8jährige Naturfreunde erzählt. Mit vier farbigen und vielen schwarzen Bildern von Fritz Lang. 152 S. 8°. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. Geb. M. 5,—. (Die reicher ausgestattete Quartausgabe M. 8,—.)

Der Vorzug des Buches besteht darin, daß der Stoff in fünfzehn bequem genießbare Portionen zerlegt ist. In der Hauptsache sind es kinderlieb erzählte Tiergeschichten, durch die dem kleinen Leser die Wesenheit der betreffenden Kreatur anschaulich gemacht wird. Lerche plaudert anziehend, fällt nicht leicht aus der Rolle und weiß den Stoff auch innerlich nach den für dieses Lesealter geltenden Grundsätzen zu formen. — Das gut aufgemachte Buch wird 6—8jährige erfreuen und bereichern.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Johanna Siebel: Das Freudengärtlein. Kindergeschichten. Buchschmuck von Hans Lang. 86 S. 8°. Zürich und Leipzig, Orell Füßli.

Mütterliche Erziehungsgedanken im Gewande von zwölf kindlichen Lebens- und Märchenbildern. Frisch und frauenhaft betulich vorgetragen, nur in dem zehnten Stück (Heinz und Margritli) in einzelnen Ausdrücken über den Horizont der Kleinsten hinausgreifend. Der Druck ist schön; doch sollten Kleinkinderbücher nicht mehr in Pappe ausgegeben werden. — Fürs erste Lesealter; auch Kindergärtnerinnen werden davon mancherlei Anregung empfangen.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Theater

Josef Gregor: Wiener szenische Kunst. Die Theaterdekorationen der letzten drei Jahrhunderte nach Stilprinzipien dargestellt. Mit 8 Text- und 60 Tafelbildern. 147 S. 4°. Wien 1924, Wiener Drucke.

Das vorliegende Werk ist der 1. Teil einer auf drei Bände berechneten theaterwissenschaftlichen Arbeit. Die tief eindringenden Untersuchungen dieses Bandes bestimmen die Theaterdekoration und ihren Wandel als die raummäßige Vergegenwärtigung des Dramas durch die lebendige Aufnahme jedes einzelnen Zeitalters. Die so entstandene Dekoration des Theaters „baut sich daher auf nach Achsen, die zum Teil in der Konstruktion des Bühnenhauses, zum Teil im Spiel selbst begründet sind". Hierbei sind die Bewegungsrichtungen des Spiels Achsen

zur Blicklinie des Zuschauers. Wenn auch die Absicht des Buches auf die Herausarbeitung dieser strukturellen Entwicklung geht, so ist doch das Buch als Ganzes viel mehr; es gibt eine Entwicklungsgeschichte des Theaters überhaupt, die durch wertvolle und kennzeichnende Bildbeigaben gefördert wird. Bei der Strukturbestimmung wie bei diesem weiteren Ausbau ist die Konzentration auf die Wiener Theaterverhältnisse keine Einschränkung; ist doch vom Mittelalter bis zur unmittelbaren Gegenwart Wien ein Schnittpunkt für die wesentlichsten Theatererscheinungen überhaupt. So erscheint das Buch geeignet, auch weiteren Kreisen starken und wesentlichen Aufschluß über das Theater zu vermitteln, wobei die klare Uebersicht und die Zusammenfassung der Hauptergebnisse noch einen besonderen Vorteil gewähren.

Bonn. Dr. Ignaz Gentges.

Adolf Winds: Geschichte der Regie. Mit Skizzen im Text und 145 Abb. auf 90 Taf. 139,96 S. 4°. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Ein Hauptproblem des Theaterwesens, die Regie, wird hier von einem Praktiker einmal historisch durchgeforscht. Er bedient sich dabei der Erfahrung der unmittelbaren Bühnenarbeit, die ihm eine Reihe wertvoller Erkenntnismittel an die Hand gibt. Wenn nun auch so selbstverständlich nur eine Seite des Problems gefaßt wird, so doch eine wesentliche und stets stark einprägsame. Auch hier ist ein recht wirkungsvoller und anschaulicher Bilderatlas beigegeben, der das Wort unterstützt und ergänzt. Der Hauptvorteil dieses Buches, auch für einen weiteren Kreis, ist aber der, daß die historischen Tatbestände durch die angewandte Methode des Praktikers einen außerordentlichen Grad von Lebendigkeit erhalten.

Bonn. Dr. Ignaz Gentges.

Aus der Bühnenwelt

Theater in Köln

Die Spielzeit unter dem Intendanten Ernst Hardt fing nicht besonders vielversprechend an. Es lag weniger an der Auswahl der Stücke als an dem Spiel selbst. „Egmont" war der Auftakt, aber die Aufführung packte nicht, es war ein Buchdrama, dessen Text aufgesagt wurde. Christian Bummerstedt war der Titelrolle nicht gewachsen; nur Thea Kasten als Klärchen versöhnte durch ein anmutiges und naives Spiel. — Klabunds „Kreidekreis", von Godard inszeniert, war dank des farbigen und märchenhaften Bühnenbildes von Fritz Lewy ein verdienter Erfolg. Dagegen wurden Hauptmanns „Jungfern vom Bischofsberg" wieder recht mäßig dargestellt, Paul Senden konnte die Komik des pedantischen Oberlehrers nicht von innen her lebendig machen. Dieses Stück war ebenso wie Nestroys Posse „Einen Jux will er sich machen", ein Zugeständnis an das hiesige Publikum, das für alles, was mit dem Karneval zu tun hat, unbegrenztes Verständnis hat. So verwundert es nicht, daß auch „Charleys Tante" bald im Spielplan folgte, diesen durch Thielscher und Pallenberg unsterblichen Schwank spielte man als Mosaik von Mätzchen. Um einem anderen Teile des Publikums gerecht zu werden, wurde Calderons „Andacht zum Kreuze", in der Bearbeitung von Zoff, einstudiert, aber das Stück ist in seiner konstruktiven Art nicht geeignet, das Haus auch nur einigermaßen zu füllen, die Schauspieler zeigten ihre Kunst vor leeren Stühlen.

Das Kammerspielhaus wurde mit dem durch Langeweile sich auszeichnenden Schauspiel „Aimée" von Paul Geraldy eröffnet. Zwei Stunden lang flüchtige

Konversation über die Liebe, mit Demonstration zwischen dem Manne, der Frau und dem Freund. Auch daß der Intendant nach diesem matten Anlaufe mit Shaws verstaubter und gichtknotiger Komödie „Man kann nie wissen“ aufwartete, ist nicht gerade ein Zeichen von Originalität, noch weniger von Initiative. Die Pirandellomode brachte dann den Reißer „Besser als früher“, der sich als dritter oder vierter Aufguß von Strindberg erwies. Elsa Baumbach, die mit Unrecht etwas in den Hintergrund gedrängt worden war, hatte hier Gelegenheit zu einer Bombenrolle.

Auch Strindbergs „Traumspiel“ hat bei den Menschen von heute keinen Erfolg mehr. Die Wanderung von der Tochter Indras zu allen Stationen des Schicksals mutet schon historisch an. Die Plackereien und Kleinigkeiten des täglichen Daseins sind nur dann teuflisch, wenn man ihnen diese Bedeutung zumißt, wie Strindberg es tut. Es gibt Größeres und Schlimmeres zu erdulden. Das nackte Leidgeschehnis, ohne Freude und Hoffnungsstrahl, wirkt auf den Zuschauer zu unheimlich und unnatürlich. — Die Aufführung dieser Traumrealistik ist schwierig, da die Gefahr einer einseitigen Betonung des Visionären oder des Realismus besteht. Paul Günthers Regie löste das Problem zu mechanisch, Schleier und Dunstwolken sollten das Traumhafte vortäuschen und eine spukhafte Stimmung hervorlocken. Aber es gelang nicht, und das Spiel blieb zu leblos. Als Indras Tochter war Elsa Baumbach nicht märchenhaft genug, anstatt Naivität und Staunen, verriet sie Intellekt und Ueberlegung. Paul Günther ließ die vielartigen Handlungen, eine nach der anderen, im gleichen, eintönigen Grau herunterspielen, ohne Nuancierung und Betonung. Leider hatte man zur Begleitung die fast operettenhafte Musik von E. N. v. Reznicek gewählt. Sie ist dem Stücke gerade entgegengesetzt und disharmonisch.

Max Mohrs „Karawane“ ist nur ein plattes Stück. Es spielt in einer nordafrikanischen Hafenstadt und deren benachbarter Wüste. Zwei Akte im Hotelzimmer, einer in einer Zelle der Hafenpolizei, und der letzte schließlich in der Wüste. Personen: ein Tänzer, der Gepäckträger ist; seine Frau, gleichzeitig Reisebegleiterin eines Trikotagenhändlers, der ausgerechnet im Wüstensande weltschmerzliche Anwandlungen bekommt, und ein gerade aus dem Gefängnis entlassener Agent. Dann noch ein Karawanenführer, ein Neger und ein Liftjunge. Diese Menschen sind durch das Schicksal miteinander verbunden, mehr oder weniger eng; je nachdem sie „einerseits“ oder „anderseits“ sind. Der Autor hat nämlich einen merkwürdigen Refrain, den er in allen Lebenslagen anwendet, eine eigene Art von Galgenhumor: „Das einerseits sprang drüber weg, das anderseits fiel in den Dreck.“ Lohnt es sich bei dieser Sprache noch weiter zu referieren? Zum Schluß kommt mitten in der sandigen Wüste ein befrackter Kellner auf einem Motorrade herangesaust, er befreit die Karawane von ihrem trübseligen Geschwätz, und die Zuschauer von der schläfrigen Langweile. — Die Aufführung war entsprechend und in Ton und Geste krampfhaft. Wo keine Charaktere gestaltet sind, können die Schauspieler keine hinzaubern.

Wilhelm Speyers „Südsee“ ist ein echter Kinoreißer, an dem das große Publikum seinen Spaß hat. Bei den populärsten Namen ist der Autor in die Schule gegangen, bei Shaw und bei der Courths-Mahler; Kolportageromane und tragische Schauspiele, Bücher über Kolonial- und Rassefragen sind seine Nahrung gewesen. All das gibt er nun wieder unverdaut von sich, ohne Rücksicht und Respekt. Es wäre für das Stück zu viel Ehre, wollte man sich in diese weit-

schweifige Handlung verirren, die aus Füllseln und Verlegenheiten zusammengesetzt ist. Nur kurz sei die Fabel angedeutet. Da lebt auf einer Südseeinsel in den Armen der kakaobraunen Königstochter Vaina der sensationsmüde und Europas überdrüssige O'Donell. Früher britischer Offizier, hat er nunmehr der weißen Rasse Krieg bis aufs Messer erklärt. Auf der gleichen Insel herrscht ein britischer Gouverneur, und dieser hat eine Tochter. Die Lady macht der kleinen Vaina im Handumdrehen den Geliebten abspenstig. Eine gestohlene Halskette spielt noch eine entscheidende Rolle. Zum Schluß kauft sich O'Donell ein Reisebillet, das ihn mit der holden Miß wieder zu den Gefilden der Kultur zurückführen wird. — Alfons Godard gab dem Stück Tempo, und hatte an Frida Lüderitz ein naives und graziöses Naturkind, das sich glücklich über die Schrecknisse ihrer Rolle hinweghalf. Christian Bummerstedt (O'Donell) machte durch ein höchst mittelmäßiges Spiel die Nähte und Risse des Stückes erst recht sichtbar. Charakteristischen Umriß gab Helmut Pfund dem Gouverneur.

Hermann Kasacks „Vincent", ist weniger eine dramatische als eine dichterische Angelegenheit. — Das Genie macht auf der Bühne stets eine schlechte Figur. Zu viel Augen ist es preisgegeben. Es kann und darf sich nicht standesgemäß benehmen, es würde zum Gespött. Hermann Kasack stellt gleich zwei Genies auf die Bühne und schließt sie in ein Zimmer ein, Vincent van Gogh und Gauguin, die beiden großen Maler. Würde er das Experiment mit Schiller und Goethe ausführen? Warum tut er es mit Vincent und Gauguin? Was geschehen muß, geschieht: Beide gleiten vom Genialen tief ins allzu Menschliche, und ihr ungeheures Schicksal, das Meier-Gräfe in seinem Vincent, klug und sicher wie immer, die Brüderschaft des Südens nennt, wird zu einer winzigen Episode um das Weib. Das Ganze ist kein Drama, sondern nur eine Erzählung in Dialogform. Es ist dem Dichter nicht gelungen, irgendeine dramatische Wirkung zu erzielen. Er formuliert, oft in schöner Phraseologie, in Lyrismen und Philosophismen. Aber er gestaltet nicht. Der große Gegenspieler Gauguin ist ein Don Juan und Spießer, Vincent selbst eine etwas weinerliche, zerschlagene Kreatur. Die Frauen sind fast wie Schemen. Ueber die Anschauungen der beiden Meister wird viel diskutiert und verhandelt, aber die Anschauungen werden nicht selbst handelnd. Was müßte das für eine Katastrophe werden, was für ein Drama! Nichts geschieht, kaum daß die eigentlich überflüssige Gestalt einer Dirne etwas Farbe in die dunstige Geistigkeit gibt. Hermann Kasack ist kein Dramatiker, aber ein Dichter; viele Träume weben abseits der Handlung ein zartes Kleid. Er ist Lyriker oder auch Epiker. Das läßt sich nicht genau sagen, die Zukunft muß es zeigen. Denn Kasack ist erst 29 Jahre — er wohnt in seiner Heimat, Potsdam —, und was er bis heute in Gedichtreihen vorlegen kann, gibt noch keinen klaren Ueberblick über seine Entwicklung. Der Vincent wurde im Sommer 1923 wohl fünfmal neu geschrieben, bis die Vision gebannt war. Aber was dem Dichter vorschwebte, die Tragödie der Freundschaft allgemeingültig als Problem zu formulieren, ist nicht erreicht, wenn sich auch das Stück als eine wesentliche Stufe in Hinsicht auf Sprache und Dialogführung für die weiteren geplanten Arbeiten darstellen wird.

Die Inszenierung von Hermann Albert Schröder litt an manchen Schwächen. Die Vorgänge in der Kneipe waren so in Halbdunkel getaucht, daß man Mühe hatte, der Handlung zu folgen. Wenn der Dichter nicht steigert, so soll es wenigstens der Regisseur nachholen. Aber der Dialog plätscherte gleichmäßig hin, ohne Gliederung, ohne Dramatisierung. Hans Halden spielte den Vincent mit der

ganzen wehen und mitleidigen Gebärde, deren er fähig war, sein Pathos wurde klagend und weinend; dennoch erschütterte er nicht. Es lag wohl an der Rolle, die im Kern episch ist. Am besten wirkte Paul Senden, der seinem Gauguin einen Schuß von überlegener Ironie und dadurch der ganzen Handlung Esprit gab.

Stadttheater Krefeld
„Magie" von Chesterton

Es bleibt ein interessantes Experiment, Chesterton auf die Bühne zu bringen. Denn diese phantastische Komödie hat trotz ihrer Bonmots und ihrer erheiternden Paradoxe keine dramatische Zündkraft. Sie belächelt gutmütig einige Typen der Gesellschaft, bespöttelte deren Schwächen, macht sich lustig, aber immer sehr human. Da ist ein Herzog, der in gleicher Toleranz Alkoholiker wie Abstinenzler unterstützt, da ist ein Geistlicher, dessen Beruf es eigentlich ist, wie Chesterton bemerkt, an Wunder zu glauben. Ein rationaler Arzt, ein Petrolkönig aus Amerika, dessen Glauben nicht über das Petrol hinausreicht, und das allein gläubige Kind Patricia bilden zusammen die merkwürdige Gesellschaft. Mittelpunkt ist der „Fremde", ein Zauber- und Tauschenspieler, der allerlei Zauberei und Magie auf natürliche Weise ausübt. Als er sich in seiner „Kunst" verachtet sieht, da wirkt er ein unerklärbares Wunder. Darüber wird der zweifelsüchtige Amerikaner krank; um ihn wieder gesund zu machen, erklärt der Magier das Wunder als natürlichen Vorgang. Nur die kindliche Patricia ist davon überzeugt, daß böse Dämonen mit im Spiel waren. Sie liebt den Zauberer und er liebt sie. Ob diese Liebe ihn von den Dämonen reinigt, ist nicht ganz zu ergründen. Das Ende ist recht hausbacken. — Man könnte viele Ideen in diese Komödie hineingeheimnissen, aber ein Theaterstück muß vom Theatralischen her wirken. Das ist hier nicht der Fall. Chesterton sagt ähnlich wie Shaw die Wahrheit, aber nicht so frisch und ursprünglich, auch nicht so frappierend. Er sagt sie tendenziös und zwinkert dabei mit den Augen. Er übt Gesellschaftskritik auf verbindliche Art, und bleibt dabei, was er ist: Zeitungsmensch und Gentleman. Chesterton ist viel zu gütig und alles verstehend, um eine Komödie schreiben zu können. Er ist nicht boshaft genug dazu.

Intendant Ernst Martin lieferte ein gelungenes Spiel. Vielleicht hätte das Tempo beschwingter sein können, die Magie fühlbarer — man merkte den technischen Apparat —, aber die Einstudierung war fleißig und sorgfältig. Heinrich Campendonk hatte das märchenphantastische Bühnenbild entworfen. Franz Goebels gab durch packendes Spiel dem Zauberer Ueberzeugung, und verhalf so der Aufführung zu einem guten Erfolg.

Uraufführung
A. W. Lunatscharsky: Der befreite Don Quichotte

Intendant Ernst Martin brachte am Krefelder Stadttheater dieses Schauspiel des russischen Volkskommissars zur Uraufführung. Das Stück ist sauber und ehrlich, wenn auch der künstlerische Gehalt gering ist. Hinter all der Ideologie spricht ein tragischer Mensch; die Worte, oft nur ironisch und nachlässig hingeworfen, fallen hart auf mit einem wehmütigen und schmerzhaften Klang. — Bezeichnend für die ganze Art des Professors Lunatscharsky ist schon der Anfang. In der steinigen Sierra Castiliens sitzt ein Trupp Gefangener und — philosophiert. In Begeisterung nennt der Student Balthazar die Menschen Ritter der Liebe Gottes und Funken seines Feuers. Da kommt Don Quichotte mit seinem Schildknappen Sancho Pansa die Anhöhe hinangeritten und befreit die Gefangenen,

die schon zum Tode verurteilt waren. Aber Don Quichotte wird von den Soldaten überwältigt und zum Herzog gebracht. Hier am Hof, wo Höflingskünste herrschen, Lüge, Eitelkeit, Heuchelei, ist er nun ganz der Ritter von der traurigen Gestalt. Seine feierliche, schwärmerische Naivität wird mit Spott und Hohn übergossen, seine Ahnungslosigkeit und stete Bereitwilligkeit werden aufs Schändlichste mißbraucht. Nur des Herzogs Tochter, die edle Donna Maria Stella, hat Mitleid mit ihm. Die befreiten Gefangenen haben eine Revolution organisiert, werfen den Herzog samt seinem Anhang ins Gefängnis und beginnen selbst zu regieren. Ihr Regiment ist streng und diktatorisch, denn nur durch eiserne Disziplin kann das blinde und dumpfe Volk erzogen werden. Don Quichotte steht zwischen den zwei Lagern wie zwischen zwei Welten. Er protestiert gegen die Gewaltherrschaft, aber sanft schiebt man ihn ab. Da schlägt er sich in seiner Verzweiflung zur Partei des Herzogs, und befreit den Grafen Murzio, den verschlagensten der Höflinge, aus dem Kerker. Damit bringt Don Quichotte erst recht über das Land, dem er nur Gutes will, Unglück und Leid. Denn dieser Graf ist wie ein Abgrund aller Niederträchtigkeit, seine Grausamkeit ist grenzenlos.

Aus eigenem Erleben heraus hat Lunatscharsky sein Stück geschrieben. Russische Zustände sind in spanische maskiert, manch russische Persönlichkeit erkennt man leicht wieder. Aber es ist zu viel Inhalt nebeneinandergehäuft, Stoff reiht sich an Stoff, eine ganze Anzahl Probleme stehen zur Erörterung. Das ist immer ein Mangel, je größer der Künstler ist, desto weniger Stoff wird er zeigen. Auch ist der Aufbau des Ganzen nicht immer geschickt. Aber das tragische Schicksal Don Quichottes ergreift trotzdem. Noch ist seine Zeit nicht gekommen, darum geht er in die Verbannung, bis die Menschen gut sind und ihre Güte ihn von seiner Quichotterie befreit.

Die Aufführung unter der Regie des Intendanten war aufs sorgfältigste einstudiert. T. C. Pilartz hatte mit einfachen Mitteln eine künstlerisch vollendete Bühnenarchitektur geschaffen. Karl Platte spielte die ewige Leidensfigur des Don Quichotte mit innerlichem und warmem Klang. Wie es in der Tendenz des Dichters lag, gab er der Gestalt den Umriß eines Heilands. Konrad Loehmke stellte den Sancho Pansa als braven wackeren Spießer dar. Aus der großen Schar der übrigen Spieler sei noch Else Berns, Fränze Jakoby, Fritz Werth und Kurt Bartz lobend genannt. Mit Recht waren bei der Inszenierung als Gegenpol zur russischen Geistigkeit und Ethik die sinnlichen Eindrücke herausgearbeitet. Das Publikum folgte mit großem Interesse der Aufführung, und spendete am Schluß herzlichen und wohlverdienten Beifall. W. Spael.

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Joseph Görres

Zu seinem 150. Geburtstage am 25. Januar 1926

In den Frieden der stillen Residenz des Kurfürsten von Trier schallen vom Westen her die Sturmglocken der großen Revolution. Sie „exaltieren“ — nach seinen eigenen Worten — auch den Kopf des blutjungen Joseph Görres, der, im Banne der Aufklärungsphilosophie, alle „Pfaffen“ und „Despoten“ mit ingrimmigem Haß, die Erfolge der französischen Waffen mit überschwenglicher Begeisterung verfolgt. Und bald ist er mitten unter den „Patrioten“, die der Freiheit eine Gasse durch „die große Phalanx der Schufte“ bahnen wollen, begrüßt er mit klopfendem Herzen den Einzug der Trikolore in der Heimatstadt, die Verkündigung der zisrhenanen Republik, die Preisgabe des linken Rheinufers, den Untergang des heiligen römischen Reiches deutscher Nation „schwerfälligen Angedenkens“.

Die Enttäuschung kam bald. Görres lernt die Praktiker französischer Freiheit aus der Nähe kennen. Sieht, wie sie Raubbau in den rheinischen Wäldern treiben, durch ungeheuerliche Kontributionen die Bevölkerung schikanieren, durch schlechtes Beispiel die moralische Zerrüttung des Landes befördern. Mutig zieht er in seinem „Rothen Blatt“ und seinem „Rübezahl“ gegen „die gefräßigen Vampire“, gegen „das ganze System der Niederträchtigkeit“ vom Leder und läßt sich drei Wochen einsperren. Als er am 20. November 1799 im Auftrag seiner republikanischen Freunde „ins Land der Helden und Schwächlinge, der stolzesten Republikaner und der verworfensten Sklaven, der großen Republik und des kleinen Volkes“ reist, da hat er die Hoffnung schon halb aufgegeben, „daß am Ende die gute Sache immer siege“. Und als er dann in „den pestilenzialischen Sumpf“ der gefeierten Hauptstadt hineinblickt, „in dem Molche und Kröten sich durch den stinkenden Schlamm hindurchwinden,“ als er „unter den Kulissen“ das Ränkespiel der revolutionären Drahtzieher durchschaut, das, wie er deutlich erkennt, in der Tyrannei Bonapartes seine Entwirrung finden wird, sind ihm die Augen geöffnet. Eine tiefe Erkenntnis ist es, die er mit nach Hause nimmt: „Die wahren Grenzen sind nicht an Berge und Wasser gebunden, sondern laufen durch die Völker, da wo die Scheiden der Sprache, Sitten, Gesinnungen und Gemütsanlagen sind ...“ Nein, er war nie ein Freund der Revolution um ihrer selbst willen gewesen. Sie sollte den Menschen Glück und Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit bringen. Darum war er ihrer Fahne gefolgt. Sie sollte eine große Weltrepublik schaffen. Und dieser Weltrepublik sollte auch Deutschland angehören. Die wachsende Kultur wird doch alle Völkerschranken niederreißen. Einen Teil der deutschen Republik sollten die Rheinlande bilden. Doch die Macht der Despoten stand hindernd im Wege. Drum los von dem siechen Körper des sterbenden Reiches! Hinüber zu dem fränkischen Bruder, der „einer höheren Bestimmung“ entgegenschreitet! Ueber Deutschland die Menschheit! So hatte

er sich's gedacht. Und jetzt? „Feuerköpfe, die die Gesellschaft über Stock und Stein in sausendem Galopp und bei den Haaren samt ihrem Ideale zuführen wollen." Schärfste Selbstkritik des jungen Revolutionärs!

Joseph Görres zieht sich abgekühlt in das Schneckenhaus eines bescheidenen Sekondärlehrerdaseins zurück. Noch gibt er die alten Ideale nicht preis. Doch bald treten neue daneben. In seinem Koblenzer Studierstübchen vergräbt er sich in Kants, Fichtes, Herders, Schellings Schriften. Er kennt sie schon seit langem. Jetzt geht ihr Samen auf. Bald spottet er über die Aufklärung. In der Vergangenheit sucht er den inneren Frieden, den ihm die Gegenwart nicht geben kann. So kommt er zur Romantik. Aus der stickigen Luft der feindbesetzten Vaterstadt drängt's ihn nach Heidelberg am lieblichen Neckarstrand. Hier im Kreise gleichgesinnter Freunde verbringt er seine köstlichste Zeit. Während Achim von Arnim und Clemens Brentano „Des Knaben Wunderhorn" erklingen lassen, gräbt er den reichen Schatz der „Teutschen Volksbücher" aus. „Die Pforten des Aufgangs such' ich immerdar, wo die starken Geschlechter wohnen ... Ich suche das Leben, man muß tief die Brunnen in der Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt". Ein Quellensucher ward er. Nicht, um das eigene geistige Gärtlein zu bewässern. O nein! Die Wiedergeburt seines Volkes war seiner Tätigkeit leuchtendes Ziel. Keine Neuauflage überstandener Zeitperioden! „Die Zeit suche nicht auf dem Gottesacker vergangener Jahrhunderte die Schädel und die Mumien, um von neuem sich anzubauen." Wiedergeburt aus neuem Geiste, zu neuen Zielen! Der herrschenden rationalistischen Clique ist er ein Dorn im Auge. Sie sperrt ihm die akademische Laufbahn. So schnürt er sein Ränzlein wieder und kehrt in die Einsamkeit seines Koblenzer Daseins zurück. Aber mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt er wie immer die Ereignisse. Draußen im Lande schaltet der Fremdling. Herren und Diener kriechen im Staub vor ihm. Drüben in Preußen sind Stein, Schleiermacher, Fichte die Pole der inneren Sammlung. Hier am Rhein verschließt fremde Gewalt dem sprachgewaltigsten Herold deutscher Freiheit den Mund. In Hamburg erscheint 1810 unter einem Decknamen seine Schrift „Ueber den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt." Unmöglich, ihren reichen Gehalt in wenige Worte zu binden. Ein paar Akkorde dieses „mächtigen Präludiums zum Rheinischen Merkur"[1] mögen hier widerklingen. „Lerne die Nation sich selbst durchschauen und ergründen; es ist ein tiefer Brunnen in ihrer Mitte zugedeckt, der zu allen Schatzkammern der Erde führt, viele Geister haben schon sich am Nibelungenhort bereichert, und er liegt immer noch unerschöpft im Verborgenen ... Keine menschliche Macht vermag ein Volk, das aus sich selbst heraus zu einem großen historischen Charakter anreift, zurückzuhalten, und die Macht, die übermenschlich alle Dinge auf Erden lenkt, wird nimmer ein solches wollen."

[1] Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft. S. 457.

Napoleons Macht wächst von Jahr zu Jahr. Ganz Europa, England ausgenommen, liegt ihm zu Füßen. Ueber den Eisfeldern Rußlands erbleicht sein Stern. Die Freiheitsfeuer lodern auf. Der Sturm bricht los. Da tritt Görres auf den Plan der Weltgeschichte. All der Haß, den er jahrelang in seiner Brust genährt, bricht aus ihm hervor, und die grenzenlose Liebe zu seinem Volke beschwingt seinen Geist zu einem unerhörten Höhenfluge schriftstellerischer Leistung. Wie Gottes Feuersäule zieht sein „Rheinischer Merkur“ vor den Heeren der Verbündeten einher, Alte und Junge, Feldherrn und Soldaten entflammend. Kein Blatt in ganz Deutschland, das in jenen sturmbewegten Tagen solchen Widerhall weckte. Selbst Napoleon kann vor dieser „fünften Großmacht“ seine Achtung nicht verbergen.

Der Sieg ist errungen. Die Soldaten kehren heim und harren hinter Pflug, Schraubstock und Katheder der Erfüllung ihres Traumes von deutscher Freiheit und Einheit. Aber die großen Herren, die „Fürstenrät' und Hofmarschälle“ (Uhland) setzen sich in Wien um den grünen Tisch und kleben den „Teutschen Bund“ zusammen. Freiheit? Kriegt ihr soviel, wie wir euch gnädigst zu bewilligen geruhen werden! Einheit? Habt ihr ja, seht euch den Bund doch an! Dank des Vaterlandes? Untertan hat seiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit genügt für Thron und Altar! Helle Entrüstung im weiten deutschen Land. Zornig erhebt Görres seine Stimme. Da wird er den Fürsten unbequem. Während des Krieges war er gut zu gebrauchen. Jetzt, da es die Früchte einzuheimsen gilt, ist er gefährlich, der Phantast, Jakobiner, Volksaufwiegler. Doppelt gefährlich am Rhein. Seit 1815 breitet der preußische Adler seine Fittiche über den Strom. Solange Männer wie Gruner und Sack das Regiment führen, geht alles gut. Görres darf als Leiter des rheinischen Schulwesens eine segensreiche Tätigkeit entfalten. Aber bald bläst ein anderer Wind. Am 3. Januar 1816 erfolgt das Verbot des „Rheinischen Merkurs“. Görres wird — ohne Begründung! — seines Amtes entsetzt und auch bei Errichtung der Bonner Universität übergangen. Fremdstämmiges Beamtentum macht sich in Koblenz breit. Ohne die Kraft, oft auch ohne den Willen zu tieferem Verstehen der rheinischen Seele. Allenthalben gärt's im deutschen Vaterland, am meisten in Preußen. Männer wie Arndt und Jahn werden verfolgt, die Turnvereine aufgelöst, die Universitäten unter Kontrolle gestellt. Darf Görres schweigen? Er, der wie keiner die Not des Volkes in der Seele fühlt, wie keiner die Kunst der Sprache meistert. Im Herbst 1819 schickt er seine Schrift „Teutschland und die Revolution“ hinaus. „Nicht um Verfassungen handelt sich's allein, sie werden nun, mag man wohl oder übel wollen, nicht länger mehr sich vorenthalten lassen; aber sie allein sind . . . für sich gar wenig, tönende Schellen und hohlklingendes Erz, solange der Geist bleibt, gegen den man sie angerufen: jene gänzlich bewußtlos gewordene Willkür, jene durch alle Verhältnisse durchfahrende Gewalttätigkeit, . . . jener Zentralitäts- und Buchstabenkram, jene Finanzschwindeleien durch ewigen Kriegs-

stand mitten im Frieden herbeigeführt und jener furchtbare rechtlose Zustand, der, wenn auch nicht so gewalttätig wie in jener verrufenen kaiserlosen Zeit, doch beinahe ebenso unerträglich ist.“ Eure „Staatsweisheit“ ist auf dem „Kulminationspunkt der Verrücktheit“ angelangt. „Wassermänner“ seid ihr, „die das Schmiedefeuer mit ihren nassen Haderlumpen immer nur zu größeren Zornesgluten anschüren“. Die Wirkung der Schrift war ungeheuer. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Der Verhaftung entzog sich Görres durch die Flucht.

Der letzte Abschnitt seines wechselvollen Lebens beginnt. Längst haben die Phrasen der Aufklärung keine Macht mehr über ihn. Längst ist seine Angst vor dem „schrecklichen Gespenst der Hierarchie“ geschwunden. Längst ist er von der segensreichen Kulturmission der Kirche überzeugt. Aber sein Verhältnis zu ihr ist bisher doch immer nur ein mehr oder weniger platonisches geblieben. Er schätzt sie, er tritt für sie ein. Aber er gehört noch nicht innerlich zu ihr. In Straßburg erst tut er den entscheidenden Schritt. Er geht dem Geiste Christi in der Geschichte nach und erkennt, daß es unzerstörbare ewige Wahrheiten sind, die sich in Christum und Kirche offenbaren. Im katholischen Glauben findet er „den festen Standpunkt, den die wankende, wogende Erde nicht bieten konnte“. Der Gottsucher Joseph Görres hat den inneren Haltepunkt seiner ganzen Geschichtsphilosophie gewonnen: alle Gegensätze und Spannungen der Zeit — Altes und Neues, Autorität und Freiheit, Fürst und Volk, Selbstsucht des einzelnen und Forderungen der Gesamtheit — versöhnen sich in Gott, dem Urquell aller Wahrheit und Freiheit. Unwillkürlich schweift unsere Erinnerung zurück zu dem anderen großen Sohn der Mosel, zu Nikolaus von Cues, dem Staatsmann und Kardinal, der 400 Jahre früher in seiner coincidentia oppositorum die befreiende Lösung aller irdischen Dissonanzen fand.

Auf die unruhigen Jahre der Verbannung folgte eine glückliche Zeit. In der bayrischen Hauptstadt findet Görres eine neue Heimat und in der Tätigkeit des akademischen Lehrers ein fruchtbares Arbeitsfeld. Aber in entscheidender Stunde wird er wiederum der Wecker und Anwalt des deutschen Gewissens. Ihren jahrelangen Kampf gegen alle freiheitlichen Bestrebungen setzte die preußische Regierung auch in den zwanziger und dreißiger Jahren fort. Als sie in das feine Gewebe kirchlichen Lebens mit täppischer Hand hineingriff, holte sie sich eine denkwürdige Abfuhr. Görres ergreift in seinem ‚Athanasius‘ für den gemaßregelten Kölner Erzbischof Partei. Er handelte in innerer Notwehr. Ein Hetzer ist er nie gewesen. Er hat wiederholt den konfessionellen Hader als schlimmen Feind der nationalen Einheit gebrandmarkt, mit hervorragenden Vertretern des evangelischen Deutschlands — Arnim, Arndt, Jakob und Wilhelm Grimm, Stein, Perthes — Verkehr und Freundschaft unterhalten, den Kölner Dombau als eine gemeinsame Angelegenheit der beiden christlichen Konfessionen bezeichnet. Er ist bis zu seinem Tode ein glühender deutscher Patriot geblieben. Aber sein Patriotismus

trägt die besondere Note seines katholischen Bekenntnisses. Görres ist der lebendige Beweis dafür, daß Katholizismus und Deutschtum keine Gegensätze sind.

Noch ein paar Jährchen, und des großen Kämpfers Stunde ist gekommen. Als sich die Wolken am politischen Himmel des Vaterlandes gewitterschwer zusammenballten, ging er dahin. Den Ausbruch der Revolution von 1848, die er vorausgesagt, hat er nicht mehr erlebt.

Sein Andenken schien bald vergessen. Seinen hundertjährigen Geburtstag hat man nur in Koblenz gefeiert. Was Görres als Philosoph, als Naturforscher, als Germanist, als Historiker geleistet hat, wird von anderen überragt. In den Strudel des Lebens mitten hineingestellt, fand er nicht die Zeit zu strengster wissenschaftlicher Konzentration. Auch fehlte ihm das Rüstzeug wissenschaftlich-kritischer Forschung, das erst spätere Jahrzehnte lieferten. Mit dem intuitiven Blick des Genies erfaßte er den Zusammenhang der Dinge und streute mündlich und schriftlich tausend Anregungen aus. Alle Gelehrten seiner Zeit überragt er an faszinierendem Einfluß in entscheidender Gegenwart. Görres ist einer der größten Volksmänner gewesen, die Deutschland je besaß. Er hat geirrt. Ist in den Jahren seines Sturmes und Dranges in verstiegener Schwärmerei einem Idol nachgejagt, das sich nie verwirklichen ließ. Wer wird den jugendlichen Brausekopf zu schmähen wagen, wo selbst Papa Klopstock in Ekstase geriet? Görres fand sich wieder zu seinem Volke. Das ist das Entscheidende. Die Liebe zum deutschen Volkstum, die aus allen seinen Worten spricht, muß uns immerdar leuchtendes Fanal sein. Sie hat ihm auch die Feder geführt, als er sich in der letzten Periode seines Lebens mannhaft für die Rechte der Kirche einsetzte. Er hat ein falsches politisches System bekämpft. Die religiösen Gefühle seiner protestantischen Volksgenossen hat er niemals beleidigt. Er war ein Apostel religiöser Toleranz, die dem Geiste christlicher Liebe und der Sorge um die Zukunft seiner Nation entströmte. „Wir alle, Katholische und Protestantische, haben in unseren Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlichen Irrsals, so oder anders, keiner hat das Recht, sich in Hoffart über den andern hinauszusetzen, und Gott duldet es an keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen". Die Liebe zu seinem Volke lenkte ihn, als er 1814 zur Unterstützung aller Notleidenden aufrief, Spitäler organisierte, Witwen unterstützte, Kriegerwaisen lehrte, als er wenige Jahre später eine großzügige Hilfsaktion für die hungernde Bevölkerung der Eifel, des Hunsrücks und des Westerwaldes in die Wege leitete. Sie schärfte ihm den Blick für die Gefahren sozialer Zerklüftung, die als Folge der wirtschaftlichen und technischen Umwälzungen immer deutlicher in die Erscheinung trat. Sie hinderte ihn nicht, über die deutschen Grenzpfähle hinauszublicken. „Darum soll Europa als eine Staatenfamilie sich betrachten und sich immer enger zusammengeschlossen halten, damit es seine Ueberlegenheit

Ein so guter Deutscher aber konnte Görres nur sein, weil er ein echter

über die anderen Weltteile nicht verliere."

Rheinländer war. An der rheinischen Heimat hing sein ganzes Herz. An den Rhein zieht's den Jüngling, den Mann, den Greis. Rheinisch war sein sprühendes Temperament, seine reiche Phantasie, seine Offenheit und Leutseligkeit, sein Witz und Humor, aber auch seine Sentimentalität und sein ausgeprägtes Selbstbewußtsein, das seinem Urteil über andere deutsche Stämme bisweilen allzu große Schärfe gab. Er hat nie Unrecht tun wollen. Ein unerschütterliches Rechtsgefühl war tiefste Triebkraft all seines Tuns. Sein begeistertes Eintreten für die Revolution, sein Kampf gegen Napoleon, gegen die preußische Regierung, gegen alle Gewaltherrschaft leiten sich daher. Das Recht, nicht die Gewalt war ihm die Grundlage aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Alle Gemeinschaft empfängt ihr Leben nur von dem Geiste her. „Und wäre ganz Teutschland mit Ringelbahnen von einem Ende zum andern in allen Richtungen belegt; und flögen Dampfwagen zu Tausenden in ihm über Berg und Tal, würden alle seine Flüsse von den Dampfschiffen bis zum tiefsten Grunde durchfurcht; arbeiteten die Hebel sich müde in allen Winkeln, und wendeten sich um und um an allen seinen Straßen die Räder der Maschinen: was hülfe ihm das alles, hätte es in dem klappernden Mechanismus die inwohnende Seele verloren.“ Das ist die tiefste Weisheit, die uns — a l l e n Deutschen! — unser Joseph Görres auch heute noch geben kann.

Studienrat Dr. August Schmitt, Wittlich (Rheinl.).

L i t e r a t u r :

M. Braubach, Görres (Westdeutsche Monatshefte. 1. Jahrgang, 1925, Heft 4, S. 431—445).

J. Grisar, Wie Görres ein Deutscher wurde (Stimmen der Zeit. 105. Band, 7. Heft, 1923, S. 1—20).

J. Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft, Bonn 1908.

J. Hashagen, Probleme der Görresforschung (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 32. Jahrgang 1913, S. 409—457).

W. Schellberg, Joseph von Görres' ausgewählte Werke und Briefe, 2 Bände, Kempten und München 1911.

W. Schellberg, Joseph von Görres, Köln 1926.

R. Saitschick, Joseph Görres (Hochland 1912/13).

O. Tschirch, Joseph Görres, Der Rheinische Merkur und der preußische Staat. (Preußische Jahrbücher, 157. Band, 1914, S. 225—247).

Zur Einschätzung der russischen Literatur[1]

II. Beispiele und Anwendungen

(Dostojewski und Tolstoi)

Untersucht man mit der nötigen Nüchternheit die neuere so vielgepriesene russische Literatur auf ihre Brauchbarkeit für weitere Leserkreise, so kommt man zu Ergebnissen, die nicht immer mit den landläufigen Lobeserhebungen in Einklang stehen, dafür nähert man sich aber vielleicht ein wenig mehr der wirklichen Sachlage. Eigentlich sind es Musterbeispiele für die in unserer Volksbildungsarbeit so wichtigen Unterscheidung zwischen literarischen Moden, Liebhabereien der Aesthetiker und zwischen der auf seelische Erhebung und sittliche Festigung ausgehenden Bestrebungen der christlichen Literaturhaltung. Natürlich gehört unter den jetzt obwaltenden Umständen einiger Mut dazu, sich hierzu unumwunden auszusprechen, denn nichts ist leichter als an dieser Haltung im Namen der beleidigten Kunst wegwerfende Kritik zu üben. Wer sich aber in eine taktisch anscheinend ungünstige Position begibt, muß um so mehr auf die Sieghaftigkeit der Grundsätze rechnen und auf die schließliche Anerkennung durch die kleine Zahl der wirklichen Freunde des Volkes.

In der Wertschätzung der großen Russen des 19. Jahrhunderts ist ein bedeutender Wechsel seit dem Ende des Weltkrieges eingetreten, der von einer verhältnismäßig kühlen Aufnahme bis zur kritiklosen Bewunderung ging, wobei politische und soziale Momente stark mitwirkten. Die Jahre 1919—1924 können als Höhepunkt der literarischen Rußlandbegeisterung bezeichnet werden. Fast alle Werke der russischen Klassiker erschienen in neuen prächtigen Uebersetzungen, manche davon sogar in verschiedenen Ausgaben, da die Verleger um die Wette sich auf diesem buchhändlerisch ergebnisreichen Boden abmühten. Inzwischen ist eine sichtliche Ermüdung an die Stelle der früheren Schwärmerei getreten, weshalb ein Rückblick nicht überflüssig ist. Namentlich ist für Volksbibliotheken die Frage sehr wichtig geworden, was mit den in diesen Jahren angestapelten Büchermassen nun anzufangen ist, da die Verleger sicher bald über ihre Verwendung sich ernste Gedanken machen werden.

F. Dostojewski

Wenn wir ein besonders wichtiges Beispiel suchen, das uns zu einer Anwendung der früher ausgeführten Grundsätze drängt, so ist es wohl das Lebenswerk von Dostojewski. Nach seinem Tode in den achtziger Jahren nur in Literatenkreisen Deutschlands beachtet, hat er im ersten Viertel dieses Jahrhunderts eine Auferstehung glänzendster Art gefeiert. Neben der Piperschen Ausgabe seiner Werke steht nun auch die schön ausgestattete

[1] S. Bücherwelt 22 [8] S. 338 ff.

Ausgabe des Insel-Verlags. In diesen Ausgaben ist nichts vergessen, der Verlag Piper ist jetzt sogar an eine Veröffentlichung seines Nachlasses getreten, der eine weitere stattliche Zahl von Bänden umfassen wird. Und in zahlreichen Monographien von Deutschen und Russen ist Dostojewski als der Prophet unserer Zeit gepriesen worden, insbesondere als einer der wichtigsten Rufer nach religiöser Erneuerung. Was sollen wir nun den Lesern unserer Bibliotheken, wobei wir natürlich Gebildete im Auge haben, über die Lektüre der Werke Dostojewskis sagen?

Der große russische Dichter ist einer der scharfsichtigsten Seelenkenner. Die künstlerische Psychologie, d. h. die Darstellung der leisesten Regungen und Gefühle ist von ihm so auf die Spitze getrieben worden, daß er darin auf unerreichbarer Höhe steht. Um möglichst tief ins menschliche Seelenleben einzudringen, wählte er immer absonderliche Gestalten und Fälle, er zeigte die Menschenseele in den verschiedensten Konflikten und unter dem Einflusse von Leidenschaften und Krankheiten. Und das letzte Ziel seiner Darstellung ist das Bild des „russischen Menschen", das Bild jener unharmonischen Mischung von Asiatentum und Europäerkultur, von religiöser Sehnsucht und satanischer Gottesleugnung, von grenzenlosem Mitleid mit allen Lebewesen und tierischer Wildheit, die im Blute watet. Dieser östliche Mensch mit seinen Gärungsstoffen, mit seinem Mangel an Selbstbeherrschung und Formenbegrenzung, mit seinen Widersprüchen und Seltsamkeiten steht in den Romanen Dostojewskis unvermittelt in seiner jammervollen Zerrissenheit vor uns. Dieser östliche Mensch bewegt sich nie geradlinig, denn er kennt nur verschlungene Fäden. Oft überrascht er uns durch eine frisch anmutende Naturhaftigkeit, wir glauben auf Mutterboden zu stehen, wir freuen uns, von der Gezwungenheit des Abendlandes befreit zu sein, aber wenn wir uns dieser reinen Teilnahme hingeben wollen, stoßen wir dann nicht selten wieder auf eine solche Künstelei, auf eine derartige Selbstbespiegelung und Reflexionshaftigkeit, wie sie uns sogar in der französischen Dekadentenliteratur kaum begegnen. Ich denke dabei nicht bloß an Schuld und Sühne, an die Seelenquälerei des Mörders Raskolnikow, der seinen Mord aus einem raffinierten Gefühl von Seelenzwiespalt begeht und in der nachfolgenden Gewissensqual auf die seltsamsten Einfälle gerät, sondern auch an den großen Roman der Karamasoff, in dem sich die unwahrscheinlichsten Probleme aneinanderreihen. Es ist sicher nicht der Durchschnittsmensch, der uns hier entgegentritt, nicht einmal der normale Mensch. Zur tieferen Erfassung der nationalen Psychologie des russischen Volkes sind zweifellos die Werke des Dichters meisterhafte Offenbarungen, aber auch hierin muß man bedenken, daß es mehr die Psychologie einer zwischen Zivilisation und Wildheit schwebenden Bildungsschicht ist, als das Bild des einfachen russischen Volkes. Wer die Meisterschaft des Dichters in der Schilderung von Seelenzuständen bewundern will, der findet in diesen in der Weltliteratur einzig dastehenden Romanen Proben der höchsten Kunst.

Aber man muß auch gestehen, daß es wenige Bücher gibt, die den Leser so quälen wie die Romane Dostojewskis. Würde man manche Einzelheiten herauslösen, so manche reizende Kinderszene, so manches abgerundete Bild religiöser Inbrunst, so könnte man einen hübschen Auswahlband zusammenstellen. In Rußland hat man es auch versucht. Aber dies ist doch nur ein schattenhafter Dostojewski, nicht der furchtbare Künder von namenlosem Weh und von jener Menschenqual, die vom Totenhause Sibiriens bis zu den Verbrechen der Karamasoff geht. Darum liegt seine Bedeutung nicht nur auf literarischem, sondern auch auf kulturgeschichtlichem Gebiete, seine Schilderungen sind ein erschütterndes Stück der Geschichte Rußlands und werden diese Bedeutung auch nach den politischen Aenderungen behalten, weil sich die Rätselhaftigkeit der russischen Volksseele angesichts der Revolution eher gesteigert als vermindert hat. Der Dichter gilt sogar mit Recht in Rußland als der Prophet, der die Geschicke seiner Heimat vorahnend voraussagte, seine Werke sind wie eine Fundgrube von Deutungen der Geheimnisse der russischen Seele.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich nun, daß die Worte Dostojewskis nicht zu den Dichtungen üblicher Art gehören, wie sie in der Weltliteratur auf die Aufmerksamkeit der Leser Anspruch erheben. Zu ihrem Verständnis sind eine Reihe von Voraussetzungen nötig, sie stellen daher an den Leser ungewöhnliche Anforderungen, Anforderungen, die gewissermaßen das reinste Studium bedingen und erhebliche Zeit verlangen. Diese Bücher können deswegen nicht an Winterabenden gemütlich am Familientische gelesen werden, sie bedeuten nicht eine Erholung nach der Berufsarbeit, sie sind nicht, was man Kunstgenuß nennt, sondern sie bilden ergreifende Stücke aus dem russischen Leben voll Angst und Not, es sind Seiten von Weh durchzittert, Worte in Blut getränkt, seelische Aengsten aus den Abgründen innerer Haltlosigkeit und oft der Verzweiflung.

Man möge daher doch nicht die gebildeten Kreise unseres Volkes mit Hinweisen täuschen, die ihnen etwas zu versprechen scheinen, was nachher die Lesung der Bücher nicht erfüllt. Es ist ehrlicher und im Sinne der wahren Volksbildung zweckmäßiger, wenn über Bedeutung und Inhalt der Werke des russischen Dichters die schlichte Wahrheit gesagt wird. In städtischen Bibliotheken stellt man aus der großen Romanreihe am besten die drei Meisterwerke ‚Schuld und Sühne‘, ‚Der Idiot‘ und ‚Die Brüder Karamasoff‘ ein, ferner aus den Romanen der früheren Periode ‚Die Memoiren aus einem Totenhause‘, die unvergeßliche Schilderung aus dem sibirischen Gefängnisleben. Aber es ist wohl zu beachten, daß die Lektüre dieser Bücher eine Einführung in die Welt des Dichters erfordert, die am besten durch einen mündlichen Vortrag gegeben wird. Unter der großen Zahl der Einführungsschriften ist keine einzige, die der gewöhnlichen Leserwelt gegenüber ihre Aufgabe voll erfüllt, weil sie alle von zu angespannter Begeisterung für den Dichter getragen sind und daher an der gegenständlichen und belehrenden

Aufklärung über Sinn und Inhalt der Romane sich vorbeidrücken. Gerade wer dem Dichter eine treue Gemeinde wünschen möchte, vermißt lebhaft eine schlichtere Einführung. Aber in unserer literarischen Gegenwart haben Klarheit und Schlichtheit offenbar keine Rechte mehr, der Markt gehört einstweilen der nebelhaften und sprachlich gespreizten Phrase. Daß damit zum mindesten der Volksbildung nicht gedient ist, müßte man aber endlich einsehen.

Leo Tolstoi

Viel leichter ist unsere Einstellung zu Tolstoi, weil nach dem Verlauf der ersten Fluten der Ueberschwänglichkeit sich die Ansichten über sein Lebenswerk etwas geklärt haben. Seine theoretischen Schriften haben den größten Teil ihrer Bedeutung verloren, nachdem seine religiösen Uebertreibungen und Verzerrungen der Lehren des Evangeliums ihre frühere Anziehungskraft nicht mehr ausüben, weil ihnen die künstlerische Form abgeht und weil durch die Ereignisse des Weltkrieges seine Lehre vom Ertragen des Unrechts in eine seltsame Beleuchtung gerückt wurde, die der Bolschevismus zum grellsten Lichte steigerte. Die Russen wissen mit dieser Lehre nichts mehr anzufangen und in der übrigen Welt vereinigen sich Faszismus und Kommunismus, um ganz andere Theorien der Macht und der Gewalt zu verbreiten. Für Tolstoi, den Theoretiker, ist in der heutigen Welt kein Platz. Es bleiben also von seinem Lebenswerke nur die dichterischen Werke übrig. In buchstäblicher Weise hat sich die Verkündigung Turgenjeffs erfüllt, der in den achtziger Jahren Tolstoi aufforderte, die dichterische Produktion wieder aufzunehmen, weil nur diese ihn bei der Nachwelt lebendig erhalte.

Seine künstlerischen Werke zerfallen in zwei Abteilungen: die kurzen Erzählungen aus der ersten Lebensperiode und die drei großen Romane. Unter den Erzählungen der ersten Zeit gibt es eine Reihe, die unvergängliche Lebenskraft besitzen, vor allem durch ihre seelenvolle Erfassung der Wirklichkeit und durch ihre Naturnähe. Die Sammlung seiner Volkserzählungen, die bei Habbel erschienen ist, verdient es deswegen in den Vereinsbibliotheken eingestellt zu werden. Was nun die großen Romane betrifft, so darf nicht geleugnet werden, daß sie in der Weltliteratur einen hohen Rang einnehmen, sie lassen sich aus der literarischen Entwicklung der neueren Zeit gar nicht wegdenken, so tief haben sie die anderen Literaturen beeinflußt. ‚Krieg und Frieden‘ ist ein historisches Gemälde von ungeheuren Dimensionen, das Bild Napoleons steht in russischer Beleuchtung in der Mitte, das Leben des weiten Reiches entrollt sich in einer Fülle von anziehenden Bildern. Friedliche und kriegerische Szenen wechseln in weiser Berechnung ab, die Komposition des Romans allein ist ein Meisterstück künstlerischer Feinheit. Der philosophische Tolstoi der späteren Jahre kündet sich bereits an, es ist die beginnende Kritik am Kulturleben, die an verschiedenen Stellen hervortritt. Aber auch in diesem Roman ist es nicht der christliche Offenbarungsglaube,

der in die Trostlosigkeit der Welt und des Lebens hineinleuchtet, sondern der humanitäre Nationalismus, der dann später zum Programm des Dichters wurde und systematischen Niederschlag fand. Dies ist noch mehr der Fall im Roman ‚Anna Karenina', jenem unvergleichlichen Sittengemälde der oberen Klassen des zaristischen Reiches, das zwar von einem ausgesprochenen ethischen Geiste getragen ist, sich aber deutlich von den Lösungen des Christentums abwendet. Und endlich ‚Auferstehung', dieser furchtbare Anklageroman gegen die Gesellschaft, ist zugleich eine Anklage gegen die christliche Kirche, als ob auch sie im Kampfe gegen Lüge und Heuchelei versage und Christi Botschaft unterdrücke. Tolstoi gehört jener humanitären Richtung mit dem Gepräge des 18. Jahrhunderts an, die im Gegensatze zur Zivilisation die Rückkehr zur Natur predigte und der modernen Kultur den Kampf ansagte; in ihm steckt ein Stück Rousseau, in ihm gärt das feine Gift des Genfer Betörers, der einen Kern Wahrheit mit einem Bündel schwerwiegender Irrtümer verband. Darum ist Tolstoi eine gefährliche Lesung für unerfahrene und philosophisch nicht genügend gerüstete Menschen. Die Ursprünglichkeit und Ehrlichkeit seines Empfindens verbunden mit der wunderbaren Kunst seiner Darstellung wirken tief auf die Seelen ein. Er hat die Geister des russischen Volkes durcheinandergerührt, er hat die Verwirrung noch mehr vergrößert und den Abstand von der Klarheit der geoffenbarten Lehren des Christentums erweitert.

Er wird noch lange Jahre zum Bestande des geistigen Lebens der modernen Zeit gehören. Man kann nicht achtlos an ihm vorübergehen, die gebildeten Katholiken werden oft Anlaß haben, sich über ihn zu unterrichten. Aber gerade deswegen ist eine wahllose Lektüre seiner Werke nicht angebracht. Auch bei ihm ist eine kluge und eingehende Einführung nötig, die sich die weltanschaulichen Gesichtspunkte in seinem Werke zu klären zur Aufgabe macht. Nur so werden wir von dem Studium seiner Bücher Nutzen haben und können die Einsicht in seine Lebensansichten mit dem reinen Genuß an der künstlerischen Form verbinden. Schon aus letzterem Grunde ist es nötig, unter den Uebersetzungen die allerbesten zu wählen, da Tolstoi, der ein fein abgewogenes Russisch schreibt, nicht immer mit der entsprechenden deutschen Sprachpflege übertragen worden ist. Einige umlaufende Uebersetzungen der großen Romane sind geradezu widerwärtig und strotzen von Fehlern.

Unter diesen Vorsichtsmaßnahmen können wir den beiden großen Russen Raum in unserer Volksbildungsarbeit gewähren. Kritiklose Schwärmerei ist nicht einmal literarisch von Nutzen, volkserzieherisch ist sie aber ein Unheil.

Dr. Jos. Froberger.

Neuere Uebersetzungen der heiligen Schriften

Die Weltliteratur kennt nicht allzuviele Beispiele für Uebersetzungskunst von so feiner Art, wie etwa J. H. Voß die Odyssee ins Deutsche übertragen hat; wir sind leider reicher an Lehnwerken aus fremder Sprache, die vergessen lassen könnten, daß das Geschäft des Uebersetzens eine Kunst ist, die ein erkleckliches Maß von Zucht und Schulung, von Wissen und anderen Fähigkeiten voraussetzt. Es ist ja keineswegs damit getan, daß man für jedes Wort der einen Sprache das der anderen einsetzt. Zwei Sprachen decken sich bekanntlich niemals miteinander, weder als Ganzes noch in ihren einzelnen Ausdrücken und Begriffen. Das griechische Wort, das bei Paulus ein höchst charakteristisches Gepräge hat und regelmäßig unserm deutschen „Gnade" entspricht, umschließt auch die Bedeutungen „Anmut, Liebreiz, Gunst, Gefälligkeit, Dank", und nur die Umgebung des Wortes entscheidet darüber, was an der einzelnen Stelle gemeint ist. Das deutsche Zeitwort „glauben" würde umgekehrt ein Grieche ganz verschieden wiedergeben müssen, je nachdem es verstanden werden will im Sinne von „meinen", „überzeugt sein", „vertrauen" usw.

Eine gute Uebersetzung wird sich übrigens nicht damit begnügen dürfen, sinngetreu zu sein, sondern soweit es möglich ist, auch darnach trachten, die Eigenart der Vorlage schauen zu lassen. Hier sind die Schwierigkeiten noch um Vieles größer. Denn jene Eigenart ist zum guten Teil mit der Ursprache unzertrennlich verknüpft. Ein Semit denkt anders als ein Deutscher, und hier liegt der letzte Grund, warum er sich anders ausdrückt. Jener kennt in seiner Sprache beim Zeitwort kaum Zeiten in unserm Sinne, wir haben beim Verb eine ziemliche Anzahl von Formen, um das zeitliche Verhältnis einer Handlung zu einer anderen auszudrücken. Der Sohn des klaren Morgenlandes schaut und spricht anschaulich, er stellt die einzelnen Sätze nebeneinander und vermeidet Gefüge; das Volk der Denker liebt die Unterordnung, die das logische Verhältnis der einzelnen Gedanken zum Ausdruck bringt. Und wie verschieden groß ist der Wortschatz. Ein Semit sagt „Galle der Bitterkeit", „Mammon der Ungerechtigkeit", „Gefäß der Auserwählung", „Pforten der Hölle", und zwar nur deshalb, weil ihm die entsprechenden Eigenschaftswörter fehlen; uns hindert nichts zu sagen „bittere Galle", „ungerechter Mammon", „auserwähltes Gefäß", „höllische Kräfte". Wie soll der Uebersetzer es an solchen Stellen halten? Wählt er den deutschen Ausdruck, so verwischt er ein wenig das Gepräge des Originals, hält er es mit dem Original, so spricht er undeutsch. Dabei wird man sogar fragen müssen, ob und wie weit es möglich ist, sich bei der Uebertragung gleich zu bleiben. So gut man Apg. 9, 15 „auserwähltes Gefäß" wiedergeben könnte, so wenig scheint es angängig Apg. 8, 23 „bittere Galle" zu sagen, denn hart daneben findet sich die Wendung „Fessel der Ungerechtigkeit", die in der Form „ungerechte Fessel" eine Sinnlosigkeit ergeben würde.

Unser Neues Testament stellt eine Sammlung von 27 Schriften dar, die wohl alle auf griechischem Sprachgebiet erwachsen sind, von denen aber auch keine einzige in ihren Ausdrucksformen verleugnet, daß das Heil aus den Juden stammt, daß die Frohbotschaft mindestens ein Jahrzehnt lang in Palästina verkündet ward, ehe sie den Zugang zu den übrigen Völkern der alten Welt fand. Und literarisch betrachtet, bedeuten sie eine ganz eigenartige Mischung hebräischen und griechischen Geistes. In dem gewaltigen Chor, der hinter dem vierten Evangelisten steht, dem Eingeborenen des ewigen Vaters voll der Gnade und Wahrheit ein Loblied von unvergleichlicher Schönheit und Kraft zu singen, hat Plato so gut seine Stelle wie Isaias. Welch ein weiter Weg liegt nun aber zwischen Palästina und unserm Vaterland,

verbindet das Urchristentum von Korinth und Rom mit den Kindern des 20. Jahrhunderts. Wie schwierig muß es also sein, in der Zunge der Gegenwart das zum Ausdruck zu bringen, was der Heiland tat und verkündigte, was die Apostel glaubten und lehrten. Da jede Uebersetzung auch schon sofort eine Erklärung darstellt, so kann nur Meisterschaft in der Kunst der Auslegung verbunden mit Meisterschaft in der Handhabung der Sprache hoffen, eine Uebersetzung zuwege zu bringen, die dem Sinn des Originals nahe kommt und dies ersetzt, soweit das überhaupt möglich ist.

Ich wähle mit Absicht diese letztere Einschränkung, weil eine volle Deckung unerreichbar bleibt. Aber man könnte fragen, ob das überhaupt das letzte Ziel einer Uebersetzung sein soll. Die Aufgabe scheint mir hier ganz verschieden zu liegen bei der Uebertragung eines modernen Literaturwerks und alter heiliger Schriften. Dort mag die Arbeit darauf ausgehen, das Original vergessen zu lassen, also solchen Ausdruck zu wählen, daß man so wenig wie möglich daran erinnert wird, eine Uebertragung in der Hand zu haben, hier würde ein solches Streben m. E. einen empfindlichen Schaden bedeuten, ein schlimmer Fehler sein. Denn es ist zu wichtig, sich unausgesetzt vor Augen zu halten, daß Evangelium und Apostellehre weder ein Erzeugnis der Gegenwart noch die Edelfrucht deutschen Geistes darstellen, und jener Uebertragung möchte ich die Palme zuerkennen, die sich so eng an das Original anschmiegt, als es überhaupt nur angängig ist.

So haben es denn auch die alten Uebersetzer samt und sonders gehalten. Wie vieles durchaus Ungriechische bringen uns doch die griechischen Evangelien. Wie manches Herrenwort und wie zahlreiche Erzählungen überliefern sie uns in einer Form, die uns ohne weiteres schauen läßt, daß der Text die Uebertragung eines semitischen Originals ist. Und haben wir nicht allen Anlaß, diesen urchristlichen Missionaren Dank dafür zu wissen, daß sie so treu überlieferten? Auch die alten Lateiner einschließlich ihres letzten und größten, Hieronymus, die Syrer, die Kopten, die Armenier machen es nicht anders; und wer einwenden wollte, daß es ein anderes Ding darum sei, etwa das Evangelium ins Syrische zu übertragen, ein anderes, es ins Deutsche zu übersetzen, der sei daran erinnert, daß die Sprachverschiedenheit zwischen Griechischem und Aramäischem wahrhaftig nicht geringer ist, als jene zwischen Griechischem und Deutschem, sei daran erinnert, daß Wulfila, der Schöpfer jenes einzigartig imposanten Sprachdenkmals der gotischen Bibel, mit einer geradezu rührenden Treue seiner Vorlage folgt. Er hat ohne Frage Lk. 11, 7 die Kinder mit dem Vater im „Bett", und nicht in der „Kammer" schlafen lassen, auch wenn er nicht wußte, daß das einfache Haus des Morgenländers kein Schlafgemach kennt; er hat Lk. 4, 20 das Buch nicht „zuschlagen", sondern „zusammenrollen" lassen, auch wenn zu seiner Zeit die alte Rolle durch den Kodex schon weitgehend ersetzt war; er hat Lk. 6, 16 an dem Namen „Iskariot" nicht gerührt und seinen Lesern die falsche Deutung vom „Mann aus Karioth" nicht aufgeredet.

Die deutsche Bibel hat gegenwärtig eine mehr als jahrtausendjährige Geschichte hinter sich, und es ist nicht wohl möglich, diese Vergangenheit auszulöschen. Weit stärker, als der Durchschnittsmensch unserer Tage weiß und ahnt, hat die Sprache der Bibel auf unsere Ausdrucksweise eingewirkt und in zahllosen Wendungen (man denke etwa an das „Kind des Todes" oder das noch viel eigenartigere „Des Todes sterben") ist ihr Wort zum Gemeingut geworden. Da jedermann das Bild vom „Licht unter dem Scheffel" kennt, so sollte man nicht Lk. 11, 33 „Hohlmaß" gebrauchen, zumal nicht, wenn es Mt. 5, 15 beim alten guten „Scheffel" ge-

blieben war; auch die „Säue", denen man keine Perlen vorwirft, haben doch Mt. 7, 6 wohlerworbene Rechte. Ist uns die „Zinsmünze" so geläufig, daß wir dem Stück Mt. 22, 15 ff. diese Ueberschrift geben, warum sollten wir es bei der Uebertragung von 22, 19 mit „Steuermünze" versuchen? Auch dem „Landpfleger" Pilatus würde ich unbedenklich seinen Titel lassen, denn er trägt ihn seit wenigstens fünfhundert Jahren.

Zu einer Einheitsübersetzung hat die Bibel es bei den deutschen Katholiken bis heute nicht gebracht. Und das ist, wiewohl es für den kirchlichen Gebrauch als leichter Mangel empfunden werden könnte, wenn selbst die Texte der Sonn- und Festtagslesungen nicht übereinstimmen, vielleicht gut so. Es braucht in der Kirche nicht alles uniformiert zu sein. So bleibt dem freien Spiel der Kräfte Raum, und es ist wertvoll, daß nicht auch hier geheiligte Formen erstehen, an die man nicht mehr rühren darf. Das Denken erfährt nur Anregung davon, wenn ein Spruch ihm einmal in ungewohnter Prägung begegnet, und ich möchte der Letzte sein, der lediglich dem Hergebrachten das Wort redet und jeder Neuerung grundsätzlich abhold ist. Nur möchte man gern Gründe sehen, wenn das Alte verlassen wird und wirklich Besseres an seiner Stelle. Wer den äthiopischen „Kämmerer" der lutherischen Bibel aus der Ueberschrift von Apg. 8, 26 ff. verschwinden lassen würde, wäre nicht zu tadeln, denn die Einleitung des Stücks weist diesem Mann eine ganz andere Stellung zu als die eines Kammerherrn: er war der Schatzmeister seiner Kandake und verwaltete wohl nicht nur ihren Privatbesitz.

Diese Ausführungen grundsätzlicher Art bewegen sich nach der nämlichen Richtung wie die Darlegungen im Aprilheft des Hochland 1921 zum gleichen Thema und sind gemacht im Hinblick auf einige neuere Unternehmungen auf dem Gebiete der Bibelübersetzung, die zur Anzeige vorliegen..

Zunächst sei erwähnt eine Veranstaltung der Steyler Missionsdruckerei. In dünnen Bändchen von durchschnittlich etwa 130 Seiten kleinen Formats werden hier einzelne, ausgewählte Bücher des Alten und des Neuen Testamentes in deutscher Uebersetzung dargeboten. Der Text ist reich gegliedert, kurze Inhaltsangaben am Kopf der Einzelabschnitte erleichtern das Verständnis und das Auffinden der gesuchten Stelle. Am Schluß des Heftes finden sich die nötigsten Anmerkungen. In die Arbeit der Herausgabe haben sich Professoren des Mainzer Priesterseminars geteilt, und zwar hat E. Kalt das Buch Job in einem Heft, die Bücher Tobias, Judith und Esther zusammen in einem weiteren Heft, J. Schaefer die vier Evangelien in Einzelheften, ferner die Apostelgeschichte in einem Sonderheft bearbeitet. Der Schrifttext wird, soweit ich ihn nachgelesen habe, nicht übel wiedergegeben, die Ausstattung der Hefte ist gut, der Preis sehr bescheiden, so daß man die handlichen Büchlein aufs beste empfehlen darf.

Die Uebersetzung des Neuen Testaments von dem Kapuzinerpater Konstantin Rösch (Paderborn, Schöningh) erfreut sich mit Recht großer Beliebtheit; auch ich möchte sie als die brauchbarste unter den katholischen betrachten. Vielleicht entschließt sich Rösch bei einer Neubearbeitung zu dem Versuch, seinen Text noch mehr dem Original anzupassen. In vielen Fällen wäre das möglich, nicht allein ohne Schädigung der Lesbarkeit, sondern mit Gewinn: die wortgerechte Uebertragung ist gewöhnlich auch die kraftvollste und schönste. Von dieser Uebersetzung liegen nun auch Einzelhefte vor (Apostelgeschichte, Römerbrief, die beiden Korintherbriefe) in gleichem Druck und in der nämlichen Ausstattung wie das Ganze. Die kleinen Hefte sind bequem in der Tasche zu tragen und für Bibelkränzchen

recht geeignet. Die knapp gehaltenen Einführungen sollten im Wortlaut sorgfältiger abgewogen sein und wenigstens durch einige Literaturangaben ergänzt werden.

In erster Linie für jüdische Leser bestimmt ist eine Uebertragung des Alten Testaments (Die Schrift, zu verdeutschen unternommen von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig, Berlin, Lambert Schneider), von der ein erstes Bändchen, die Genesis, unter dem für den nicht theologisch gebildeten Christen kaum verständlichen Titel „Das Buch im Anfang" (ohne Jahr, 206 S., kl. Oktav) vorliegt. Nach dem beiliegenden Plan sollen die hebräischen Bücher des A. T. in zwanzig Einzelbändchen zur Ausgabe kommen. Die beiden Uebersetzer greifen eine anscheinend neue, in Wirklichkeit uralte Art auf, wenn sie den Text in Sinnzeilen bieten. Schon die Alten kannten die Schreibweise, in eine Zeile allemal nur so viel zu setzen, als der Vorleser in einem Atemzug bewältigen konnte, und lautes Lesen war bei ihnen die Regel, nicht wie bei uns die Ausnahme. Der äthiopische Verschnittene, der auf der Reise von Jerusalem nach Gaza von Philippus zum christlichen Glauben bekehrt wurde, hat laut seinen Propheten gelesen, und noch am Ausgang des 4. Jahrh. sah der junge Augustinus den Bischof von Mailand in seinem Empfangszimmer über die heiligen Bücher gebeugt und „hörte" ihn lesen. So sind also die alten Literaturwerke, einschließlich der heiligen Schriften, eigentlich weniger als Schrift —, denn als Sprachwerke gedacht, und aus manchem Wort, auch des griechischen Neuen Testaments, strömt ein köstlicher Wohllaut, wenn man es im Urtext laut liest. Hier haben Buber und Rosenzweig den Versuch unternommen, die rhythmische Gestalt der hebräischen Genesis zum Ausdruck zu bringen, und man wird ihrer Arbeit das Zeugnis ausstellen dürfen, daß sie wohlgelungen ist. Das Ideal einer wortgetreuen Uebertragung in kerniger, edler Sprache scheint mir hier in weitgehendem Maße verwirklicht.

Es war ein glücklicher Gedanke, daß der Borromäusverein den Mitgliedern seiner Buchgemeinde unter den ersten Gaben auch eine schöne Uebertragung des Buches der Bücher darbieten wollte. Wenigstens zum Teil ist diese Absicht schon verwirklicht in dem Eingangsband der religiösen Schriftenreihe: Die heilige Schrift des Neuen Testamentes, 1. Teil: Evangelien und Apostelgeschichte. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fritz Tillmann, Bonn, Verlag der Buchgemeinde 1925, 430 S. 8°. Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß die Arbeit in guter Hand lag. Tillmann ist bekannt als Schriftsteller, der über eine Feder von nicht alltäglicher Gewandtheit verfügt. So fließt denn auch die Uebertragung ruhig und sicher dahin und hinterläßt nie den Eindruck, als müsse der Uebersetzer nach dem Worte suchen. Freilich wünschte ich mir einiges anders. Daß Lk. 4, 16 ein paar Worte unübersetzt bleiben, 13, 33 das Wörtchen „an" ausgefallen ist, 17, 27 das Griechische unrichtig wiedergegeben wird, sind verzeihliche Fehler, wie sie niemanden erspart bleiben. Aber auch an manchen anderen Stellen möchte ich Rösch, den T. mehrfach eingesehen hat, den Vorzug geben. An der Hand von zwei Beispielen sei dieses Urteil begründet.

Als Eingang des dritten Evangeliums finden wir im Griechischen ein wohlgebautes Satzgefüge, das sich als solches im Deutschen nicht leicht wiedergeben läßt. Mit Rösch löst Tillmann den Satz auf:

Rösch	Tillm.
Rösch: Schon viele haben es unternommen, über die Ereignisse, die bei uns zum Abschluß gekommen sind, einen Bericht zu verfassen. Sie haben	Tillm.: Schon viele haben es unternommen, eine Darstellung der Begebenheiten zu verfassen, welche in unserer Mitte zum Abschluß gekom-

sich dabei an die Ueberlieferungen der ersten Augenzeugen und Diener des Wortes gehalten. Ich bin allen Ereignissen von ihren ersten Anfängen an sorgfältig nachgegangen und will sie für dich, edler Theophilus, der Reihenfolge nach niederschreiben.	men sind. Dabei hielten sie sich an die Ueberlieferung derer, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes gewesen sind. Auch ich habe mich dazu entschlossen, nachdem ich allen Ereignissen von den Anfängen an sorgfältig nachgeforscht habe, sie für dich, edler Theophilus, wohlgeordnet aufzuschreiben.

Der wichtigste Unterschied ist hier das „Auch" an der Spitze des Schlußsatzes: es entspricht dem griechischen Text und muß m. E. doch mit Rösch unterdrückt werden. Denn Lukas übt in diesem Widmungswort eine bescheidene Kritik an seinen Vorgängern und rechtfertigt gleichzeitig das eigene Unternehmen. R. bringt das, wenn auch schwach, zum Ausdruck durch die Weglassung des „Auch". Nach T.s Text möchte man glauben, daß Lukas sein Evangelium nur geschrieben habe, weil andere vor ihm es ebenso gehalten hätten. — 20, 11 übersetzt T.: „Da tat er ein Uebriges und schickte einen anderen Knecht," besser sagt R.: „Er schickte noch einen zweiten Knecht." Denn R. kann sich 20, 11 und 20, 12 treu bleiben, während T. wechseln muß. Von dem „Uebrigen", was der Herr des Weinbergs tut, ist erst 20, 13 die Rede. — 15, 11 übersetzt T. mit R. die kurze griechische Wendung „Er sprach aber" (oder „Und er sprach"), die das Doppelgleichnis von verlorenem Schaf und verlorener Drachme mit der Parabel vom verlorenen Sohn verknüpft, durch „dann fuhr er fort". Diese Uebertragung wird zu der Vorstellung führen, als habe der Heiland die beiden Gleichnisse unmittelbar aufeinander folgen lassen. Dazu aber gibt die Darstellungsweise des Evangelisten kein Recht. Sein „Er sprach aber" ist nicht nur verbindende Brücke, sondern noch mehr trennende Kluft.

Abgesehen von dem Zerreißen des Textes in die einzelnen Verse, ein raumverschlingendes und das Verständnis hemmendes Verfahren, das man doch sonst allgemein wieder aufgegeben hat, und der ungebührlichen Größe der Versziffern, die nur in ganz bescheidener Dienerstellung erscheinen dürften, muß der Druck und die Ausstattung als mustergültig bezeichnet werden. Die klare Garmondtype hat einen sozusagen fehlerfreien Druck ermöglicht. Die in etwas kleinerer Schrift am Schluß des Bandes (S. 365—429) beigegebenen Erläuterungen werden dem Bedürfnis des weiteren Leserkreises entsprechen. Einen edlen Schmuck, der freilich sich vom schlichten Kleid des Gotteswortes etwas abhebt, erhält das Buch durch acht farbige Wiedergaben berühmter Meisterbilder (van der Weyden, Anbetung der heiligen drei Könige, Kreuzigung, Joachim de Patinier, Taufe Christi, Meister des Marienlebens, Verkündigung, Quentin Massys, Pieta, Rubens, Auferweckung des Lazarus, Rembrandt, Kreuzabnahme, Himmelfahrt Christi).

So ist das Buch eine wertvolle Gabe, die zweifellos für die Gemeinde werbend wirken wird.

Bonn. Prof. Dr. H. Vogels.

Das Kind und sein Buch

Vor nunmehr 30 Jahren, im Jahre 1896, ist die Programmschrift der Jugendschriftenbewegung, „Das Elend unserer Jugendliteratur“ von Heinrich Wolgast, zum erstenmal erschienen; heute liegt das Buch in 6. Auflage vor. Alle Kämpfe der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Jugendschrift knüpften sich an dieses Buch und seinen Verfasser.

Wenn man diese 30 Jahre überblickt, kann man der Ueberzeugung werden, daß man dieses Buch nicht bloß als einen Beitrag zur Jugendschriftenfrage, sondern als ihre endgültige Lösung angesehen hat. Daß das Buch das nicht sein wollte, zeigt der erste Satz im Vorwort zur ersten Auflage: „Mein Buch beansprucht nicht, eine erschöpfende Behandlung aller die Jugendliteratur betreffenden Fragen zu sein“, und daß es das nicht sein konnte, darauf deutet der Schlußsatz desselben Vorwortes hin: „Weder die experimentelle pädagogische Forschung, noch die ästhetische Wissenschaft sind genügend begründet, um jetzt bereits eine sichere Theorie aufstellen zu können“. Verwunderlich bleibt nur, daß Wolgast trotz dieser Einsicht, die auf den Kern der Jugendschriftentheorie zielt, seine Sätze mit solch apodiktischer Sicherheit aufstellen konnte: daß die Jugendschrift in dichterischer Form ein Kunstwerk sein müsse, und zwar, worauf es ankommt, ein Kunstwerk im Sinne des gebildeten Erwachsenen, daß der ganzen spezifischen Jugendliteratur dichterischer Artung mit verschwindenden Ausnahmen die Existenzberechtigung abzusprechen sei und daß der Zweck der Literatur in der Hand des Kindes sein müsse: Erziehung zum ästhetischen Kunstgenuß oder zur ästhetischen Genußfähigkeit.

Das offenbart die ganze Schwäche seines Systems, die mangelnde psychologische Fundamentierung, und es scheint, daß man das allmählich auch in den Kreisen der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, der Hauptträger der Wolgastschen Theorie, zu fühlen beginnt. Mehr als bislang öffnet die Jugendschriften-Warte, das Organ der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse, dieser Frage seine Spalten. Schon einen Monat vor Wolgasts Hinscheiden (Jugendschriften-Warte Nr. 7, Juli 1920) schrieb sich Hedwig Klingebeil unter dem Stichwort „Kind und Buch“ einige Gedanken zu diesem Punkte vom Herzen, die auf den Ton gestimmt waren: „Ich habe seit lange das Gefühl: Etwas stimmt nicht in unserer Arbeit“. Sie wendet sich auf Grund ihrer Erfahrungen gegen die Anordnung der Bücher in der Weihnachtsliste der Prüfungsausschüsse, es seien gute Bücher, aber keine Kinderbücher, sie verweist die Kunstwerke ins Pubertätsalter, in die nachschulpflichtige Zeit, und kommt zu dem Schlusse: „Für das eigentliche Kindesalter, für die Zeit vom 10. bis zum 13. Jahr haben wir nicht gut gesorgt. Und m. E. vor allem deshalb, weil wir nicht das richtige Verständnis für die Bedürfnisse dieses Alters haben“. Daß sie als Folge dieser Erkenntnis von Wolgasts Grundsätzen meint, sie hätten wohl einmal ihre Bedeutung gehabt, aber jetzt seien sie zur Gefahr geworden, und daß sie andere Grundsätze fordert, sei nur noch erwähnt. Seit dieser Zeit wurde das Thema in der Jugendschriften-Warte immer wieder zur Diskussion gestellt. Noch auf der letzten Hauptversammlung an Pfingsten 1925 (Jugendschriften-Warte Nr. 7/8, Juli/August 1925) beschäftigte man sich mit dieser Frage: „Wir haben in den nächsten Jahren eine überaus schwierige psychologisch-pädagogische Aufgabe zu lösen, die für unsere gesamte Arbeit von großer Bedeutung werden kann: wann und wie weit ist es Kindern verschiedenen Alters und verschiedener Gesellschaftsschichten möglich, Kunstwerke nachzuerleben?“ Damit ist an dem Fundament von Wolgasts Theorie gerüttelt.

Einsichtigen ist es längst klar, daß diese Fragen und Zweifel einmal von selbst kommen mußten. Wolgast ging methodisch einen Weg, der unmöglich zur Lösung der Jugendschriftenfrage führen konnte. Wurzelnd in der Kunsterziehungsbewegung, was der Untertitel seines Buches „Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend" klar zeigt, stand für ihn das Bildungsziel, die Erziehung zum ästhetischen Kunstgenuß, absolut fest, und dieses Bildungsziel brachte er von außenher an das Kind heran, ohne sich an der Natur des Kindes orientiert zu haben, ob dieses Ziel nicht an der Unreife des kindlichen Menschen scheitern müsse. Das war methodisch falsch, was aus folgender Ueberlegung klar wird: Grundsätzlich hat der Jugenderzieher das Buch in der Hand des Kindes als Bildungsmittel zu werten, und, schematisch gesehen, gehören dazu folgende drei Punkte: einmal ein Bildungsziel, zu dem erzogen werden soll, dann ein Bildungssubjekt, das Kind, das diesem Ziele nähergebracht werden soll, und endlich ein Bildungsmittel, in diesem Falle das Buch, das so beschaffen sein muß, daß es dieses Kind diesem Bildungsziele näherbringen kann. Es wird somit das Bildungsmittel bestimmt einerseits durch das zu erreichende Bildungsziel, andererseits durch die Natur des zu bildenden Menschen. Nun ist sowohl die Natur des Kindes, wie auch das Maß dessen, was in einem bestimmten Alter erreicht werden kann, wenn auch die Weltanschauung ein gewisses Licht in die Werkstätte des Psychologen wirft, nicht anders zu bestimmen als durch die Empirie, durch die Erfahrung. Wo rein deduktiv vorgegangen wird, ohne die gesicherten Erfahrungen der Kinder- und Jugendlichenforschung zu Hilfe zu nehmen, sind Mißgriffe in der Wahl der Bildungsmittel unvermeidlich.

Ein gutes Mittel, diese Anlagen und Fähigkeiten und demnach auch die Leistungsfähigkeit des Kindes kennen zu lernen, wären die bisher beliebten Jugendschriften gewesen, und auch hier ging Wolgast einen methodisch falschen Weg. Statt diese Jugendschriften einfach unter den Tisch zu werfen, hätte er sie sich genau besehen müssen, um zu erkennen, was denn an diesen Büchern die Kinder eines bestimmten Alters und Geschlechtes so sehr fesselte; er hätte sie klassifizieren, analysieren und von den gefundenen Wesensmerkmalen der Lieblingsbücher bestimmten Alters und Geschlechtes auf die psychische Eigenart und Leistungsfähigkeit schließen müssen. Dadurch wäre er wohl zu Gesetzen gekommen, wie dieses, daß ein Buch, um bei Kindern verschiedenen Alters und Geschlechtes überhaupt Interesse zu finden, die und die Eigenschaften haben müsse. Wenn er dann weiterhin ein literarisches Bildungsziel aufstellen wollte, konnte er nun mit viel größerer Sicherheit an Stelle der als minderwertig erkannten Schriften solche Literaturwerke auswählen, die einerseits der Stufe des Kindes entsprachen, andererseits auf Grund höherer literarischer Qualitäten besseren Bildungseffekt hervorzubringen geeignet waren. Die Frage, ob das Kind in der Schulzeit fähig ist, zu seinen Lieblingsbüchern nicht bloß ein stoffliches, sondern auch ein ästhetisches Verhältnis zu gewinnen, scheint mir, wie auch die Jugendschriften-Warte betont, eine sehr schwierige Aufgabe zu stellen. Aber auch das spricht gegen Wolgast, der die Erziehung zum ästhetischen Kunstgenuß so schlechthin als Ziel aufstellte.

Daß man mit dieser Methode, die mehr Rücksicht auf die Natur des Kindes nimmt, zu anderen Grundsätzen als Wolgast kommen muß, wurde mir klar, als ich die Lieblingsbücher von 25 000 bezw. 36 000 Kindern und Jugendlichen, die mir 652 deutsche Jugendbüchereien für die Stufen von 9/10, 10/12, 12/14 und 14/16 Jahren nannten, bearbeitete, indem ich sie klassifizierte, analysierte, von den gefundenen Wesensmerkmalen auf entsprechende psychische Vorgänge schloß und zu-

sah, ob sich meine Schlüsse durch die Ergebnisse der heutigen Kinder- und Jugendlichenforschung rechtfertigen ließen, d. h. warum das so sein könne oder müsse.[1] Daraus wurde soviel klar, daß in der beobachteten Zeit im Gegensatz zu Wolgast, der ungefähr mit 12 Jahren eine sprunghafte Entwicklung annehmen muß, eine allmähliche Entwicklung der kindlichen Buchinteressen stattfindet, so plötzlich auch eine bestimmte Fähigkeit aufzutauchen scheint, und daß das Kind ganz anders sieht als der Erwachsene. Analysiert man die Lieblingsbücher bestimmter Jahre, läßt sich mit Deutlichkeit nachweisen, daß z. B. bis zum 10. Jahre das kritische Denken noch keine Rolle spielt und daß der Raum- und Zeitsinn noch recht mangelhaft entwickelt ist (Märchenalter), daß sich danach der Knabe zunächst im Raume orientiert (exotisches Abenteuerbuch) und dann erst in der Zeit rückwärts (historische Erzählung), daß das Mädchen zu gleicher Zeit eine andere Entwicklung durchmacht (Mädchengeschichte), die auch viel rascher verläuft, daß eine Vertiefung in psychologische Feinheiten nicht vor der Pubertät angenommen werden darf, und was dergl. mehr ist. Das alles läßt sich durch die Ergebnisse der Kinder- und Jugendlichenforschung bestätigen. Ed. Spranger (Psychologie des Jugendalters, 3. Aufl., S. 34) schreibt ganz eindeutig: „Vieles ist für das Leben des Kindes da und bedeutsam, was für uns nicht vorhanden und belangvoll ist. Umgekehrt: vieles ist für das Kind noch gar nicht da, obwohl man meinen sollte, es müßte ihm ‚vor Augen‘ liegen“. Das ist dasselbe, was Ernst Meumann in seinen „Vorlesungen“ sagt, daß dem Kinde bestimmte Kategorien der Wahrnehmung typisch zu sein scheinen und daß es verschiedene Kategorien der Wahrnehmung und Beobachtung überhaupt noch nicht hat. Er schließt von hier aus auf eine grundstürzende Aenderung des Schulbetriebes. Aehnlich werden wir in der Jugendschriftenfrage umlernen müssen. Soviel ist mir aus der eigenen Erhebung, die durch Vergleiche mit ähnlichen Erhebungen in Deutschland und namentlich in Amerika das Orts- und Zeitbedingte möglichst abstreifte, klar geworden, daß z. B. ein Knabe zivilisierter Bevölkerung, welcher Konfession oder Volksgemeinschaft auch immer, in einem bestimmten Alter, um mich so auszudrücken, mit Märchenaugen, in einem anderen mit Abenteuer- oder Heldenaugen liest. Ein Buch, das nichts enthält, was seinen Wahrnehmungskategorien entspricht, ist für ihn wertlos. Erwachsenen-Literatur, d. h. Literaturwerke, die mit den Kategorien der Erwachsenen perzipiert werden wollen, wird das Kind in seiner Art lesen, die von der Art der Erwachsenen grundverschieden ist; er wird nur das herauslesen, was seine Wahrnehmungskategorien ihm gestatten. Aus dieser Ueberlegung ergibt sich die psychologische Begründung des von Wolgast grundsätzlich verworfenen Jugendbuches, das gerade das bringt, was den Wahrnehmungskategorien dieses oder jenes Alters entspricht. Ob man diese allmähliche natürliche Entwicklung gelten lassen und dem Kinde Gelegenheit geben soll, sich möglichst lange im Rahmen gewisser Kategorien zu bewegen, oder ob man diese Entwicklung beschleunigen soll, ist eine pädagogische Frage, bei deren Lösung noch andere Momente mitsprechen. Soviel ist mir aber gewiß, daß die sich ankündigende neue Bewegung, wenn sie die Frage einer Lösung näherbringen soll, zuerst eine J u g e n d schriftenfrage, und dann erst eine Jugend s c h r i f t e n frage sein muß.

Dr. Albert Rumpf.

---

[1] „Kind und Buch.“ Das Lieblingsbuch von 9—16 Jahren auf Grund einer Umfrage. Mit 10 Tafeln (graphischen Darstellungen) und zahlreichen Tabellen. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn. Erscheint im März 1926.

Aus unserem Vereinsleben

Der Borromäusverein im Jahre 1925

Auch das Jahr 1925 war, wie das vorhergehende, reich an Schwierigkeiten. Die allgemeine Stockung des Wirtschaftslebens behinderte stark alle Arbeit und stellte der Erreichung unserer Ziele vielseitige Hemmungen entgegen, denn leider wird in weiten Kreisen — die Tatsache läßt sich nicht leugnen — das Buch im Eigenbesitze noch viel zu sehr als Luxusgegenstand gewertet. Ausdauernde aufklärende Arbeit muß deshalb einsetzen, um die Erkenntnis der eminenten Bedeutung der Heimbücherei gerade im Gegenwartsleben in alle Kreise zu bringen.

Trotz aller Schwierigkeiten war 1925 doch ein Jahr des Aufstiegs und das mag als gutes Zeichen dafür gewertet werden, daß unser Weg der rechte ist. Das mag auch für unsere Vereinsleiter, die in ihrer Gesamtheit eine Riesenarbeit bewältigt haben, der beste Lohn und gleichzeitig ein Ansporn für 1926 sein: Das Bewußtsein, sich in den Dienst einer erfolgreichen Sache gestellt zu haben.

Für den Borromäusverein bedeutet das Jahr 1925 eine Zeit des äußeren und vor allem auch des inneren Aufbaues. Durch die schweren Nachkriegszeiten war der Mitgliederstand stark zurückgegangen. Schon 1924 gelang es, denselben wieder auf 190 113 zu steigern. 1925 schritt man auf diesem Wege erfolgreich fort. Die neu errichtete Werbeabteilung versuchte zunächst durch Rundschreiben an sämtliche deutsche Pfarrämter zur Wiederbelebung seinerzeit eingegangener Vereine und zur Neuerrichtung von solchen anzuregen. Auf Grund dieser Schreiben und vielfach auch weiterer Verhandlungen nahmen 169 Vereine die Tätigkeit in Verbindung mit der Zentrale wieder auf. Dazu kamen 259 Neugründungen. Die Werbearbeit der Ortsvereine, zu der wieder besondere Anschreiben anregten, wurde in weitestgehender Weise unterstützt: Zwei von dem Maler Gottwald-Breslau entworfene Plakate wurden in Druck gegeben und sämtlichen Vereinen zugestellt. Für die Hauspropaganda schuf man einen vierfarbigen Prospekt in Offsetdruck, zur Massenverbreitung ein einfarbiges Flugblatt, das gleichzeitig das Signet der Organisation einführen sollte. Eine von vielen Seiten gewünschte Lichtbildreihe über den Verein und sein Haus wurde hergestellt und gab neben Vortragsskizzen, geeigneten Prologen und Gedichten Stoff für Vereinsabende. Dazu kam eine großzügige Propaganda durch die Presse: Am 8. November, dem von den deutschen Bischöfen allgemein eingeführten Buchsonntage, brachten etwa 50 der bedeutendsten Tageszeitungen außer Kirchenblättern und anderen Wochenschriften Arbeiten über den Borromäusverein. Ebenso wurden auch im Laufe des Jahres Pressearbeiten verbreitet. Drei Predigtskizzen gaben endlich am Buchsonntage Stoff zu Tausenden von Kanzelreden im ganzen Reiche. Alles das erwies sich schon 1925 erfolgreich, wenn auch die Hauptwirkung erst in diesem Jahre festzustellen sein wird. Es ergaben sich für 1925 folgende Zahlen, denen vergleichshalber die Zahlen des Jahres 1924 in Klammern beigefügt sind:

Gesamtanzahl d. Vereine	davon neue	Förd.	Mitglieder I. Kl.	Mitglieder II. Kl.	Mitglieder III. Kl.	Gesamtanzah d. Mitglieder
4294	259	785	45543	94868	75070	216266
(3866)	(61)	(723)	(41 524)	(76087)	(71779)	(190113)

Die Verteilung auf die einzelnen Diözesen und die prozentualen Verhältnisse der Seelen- und Mitgliederzahl, der Seelsorgstellen und Ortsvereine werden erst später nach Eingang der Jahresberichte veröffentlicht.

Ueber die Tätigkeit der Einzelvereine im Jahre 1925 läßt sich nichts Abschließendes sagen, da vorläufig die erwähnten Unterlagen fehlen. Dagegen sind die Jahresberichte für 1924 nunmehr vollständig verarbeitet. Zu dieser Frage ist zunächst folgendes grundsätzlich festzustellen: Den Berichten der Einzelvereine kommt eine hervorragende Bedeutung zu, weil sie für uns Unterlagen bilden für alle Aktionen, in denen wir uns an Regierung oder Allgemeinheit wenden. Sie verleihen unseren Unternehmungen einen außerordentlichen Nachdruck und ohne sie wäre es wohl nie möglich gewesen, für den Borromäusverein bei staatlichen Maßnahmen Gleichstellung mit staatlichen und gemeindlichen Büchereien zu erreichen. Außerdem bildet der Bericht auch für den Bibliothekar die einzige Unterlage, die ihm ein geschlossenes Bild über die Entwicklung seines Vereins gibt. Er ist unerläßliche Vorbedingung für die Feststellung eines Fortschrittes oder Rückganges, für die Prüfung der Wirksamkeit einzelner Werbeaktionen und anderes mehr. Dieser Bedeutung entsprechend müßte die Zahl der eingehenden Berichte bedeutend höher sein, als das bisher der Fall ist, ganz abgesehen davon, daß die einlaufenden Berichte vielfach mit großer Verspätung an die Zentrale gelangen. Es wäre zu wünschen, daß die Beispiele der Diözesen Breslau, Limburg, Münster und Osnabrück allgemeine Nachahmung fänden, aus deren Bezirk nicht ein Bericht ausblieb, was auch von den ausländischen Vereinen gesagt werden kann, während insgesamt nur 77.28% der Ortsvereine berichteten. Die Leistungen von rund 25% unserer Gruppen sind also in nachstehenden Zahlen nicht enthalten.

Die 2878 berichtenden Vereine hatten im Berichtsjahre einen Zugang von 150 033, einen Abgang von 49 715 Bänden. Es verbleibt ein absoluter Zugang von 100 318 Bänden. Unsere Buchberatungs- und Beschaffungsstelle lieferte davon 35 571, sodaß 64 747 Bände durch den regulären Buchhandel bezogen wurden. Der Endbestand stellte sich auf 2 249 192 Bände. Sie wurden von 188 685 Mitgliedern und 87 950 Lesern benutzt, die insgesamt 5 583 361 Bände entliehen. Die Arbeit in den Einzelbüchereien wurde außer den Vereinsleitern von 7 407 ehrenamtlich tätigen Personen bewältigt. Ueber die Mitgliederbewegung und deren prozentuale Verteilung orientiert die Aufstellung auf der folgenden Seite.

1925 war auch ein Jahr des inneren Ausbaues. Dieser erstreckte sich zunächst auf das Gabenverzeichnis, „Die Bücherwelt“ und den „Literarischen Ratgeber der Bücherwelt“, die den Beschlüssen des Vorstandes entsprechend umgestaltet wurden. Durch eine Neugruppierung der einzelnen Disziplinen stellte man das Gabenverzeichnis auf die gerade heute so bedeutsame Familienpflege ein und gab gleichzeitig durch eine einführende Arbeit und orientierende Bemerkungen zu Beginn der einzelnen Abschnitte eine Anleitung zur Zusammenstellung der Hausbücherei. Illustrierte Aufsätze über die Organisation und die Zentrale vermittelten Einblicke in den Geist und die Arbeitsweise des Vereins und als geschmackvolle Umrahmung brachte das Verzeichnis in Kopf- und Fußnoten eine Sammlung von Aussprüchen bedeutender Männer und Frauen über Lesen und Bildung. Kurz nach Erscheinen wurde sämtlichen katholischen Zeitungen ein Prüfungsexemplar zur Verfügung gestellt, worauf allgemein sehr günstige Besprechungen erfolgten. Um allen Bedürfnissen gerecht zu werden, wurden als

1924

Diözese bezw. Anteile	Seelsorgsstellen	Vereine überhaupt	Vereine neue	%	Katholiken	Mitglieder	%
Breslau							
a) Berlin	120				551315		
b) Niederschlesien	449	318	8	36,01	913999	12380	0,49
c) Oberschlesien	314				997494		
Ermland	176	55	—	31,25	337408	1890	0,56
Freiburg	941	255	2	27,09	1392593	11046	0,79
Fulda	160	39	1	24,37	222558	1102	0,49
Hildesheim	150	75	3	50	213992	2465	1,15
Köln	1124	996	2	89,50	3413136	55433	1,62
Limburg	222	95	2	42,79	478900	4353	0,89
Mainz	199	95	5	47,73	411574	5542	1,34
Meißen	72	23	—	31,94	235377	584	0,24
Münster	535	389	9	72,71	1757287	28158	1,60
Osnabrück							
a) Diözese	158	114	4	72,15	236739	5238	2,21
b) Nord. Missionen	53	37	3	69,81	153704	1170	0,76
Paderborn							
a) westl. Anteil	641	574	6	67,52	1476665	31289	1,81
b) östl. Anteil	209				244681		
Rottenburg	753	106	5	14,07	793338	3119	0,39
Trier	828	469	8	56,64	1401112	19557	1,39
Bayern							
a) Augsburg	958	15	1	1,56	927130	864	0,09
b) Bamberg	273	13	—	4,76	459005	386	0,07
c) Eichstätt	232	6	—	2,58	197225	120	0,06
d) München-Freising	590	10	1	1,69	1228293	357	0,02
e) Passau	275	8	—	2,90	376343	192	0,05
f) Regensburg	643	15	—	2,33	915263	318	0,03
g) Speyer	265	92	1	34,71	467298	2372	0,50
h) Würzburg	555	18	—	3,24	615672	594	0,09
Anteile							
a) Olmütz	48	6	—	12,05	81573	299	0,36
b) Prag	64	13	—	20,31	165371	487	0,29
c) Tütz	82	20	—	24,39	136202	584	0,43
Ausland							
a) Belgien	—	2	—	—	—	44	—
b) Danzig	—	3	—	—	—	62	—
c) Holland	—	1	—	—	—	21	—
d) Luxemburg	—	3	—	—	—	63	—
e) Schweiz	—	1	—	—	—	24	—
	10089	3866	61		20801247	190113	

Neuerung 3 Gabenbestelltermine eingeführt. Auch das Vereinsorgan, „Die Bücherwelt“, erfuhr eine Wiedergeburt. Seit Januar 1925 erscheint sie im Verlage J. P. Bachem-Köln, der für vornehme Ausstattung Sorge getragen hat, und wird wieder an alle Vereine geliefert. Endlich wurde auch eine Neubearbeitung des „Literarischen Ratgebers der Bücherwelt“ begonnen, dessen Herausgabe unter dem neuen Titel „Literarischer Ratgeber des Borromäusvereins“ in allerkürzester Zeit erfolgt. Ein neues Bibliotheksgabenverzeichnis, das ebenso dringend notwendig geworden war, konnte im Dezember fertiggestellt werden und wurde allen Vereinen mit der Bestelliste zugesandt.

Auf Grund eines Vorstandsbeschlusses wurde für 1925 eine Quote von 20% bewilligt, was einer geschenkweisen Ueberlassung von Büchern im Werte von etwa 136 000 Mk. entspricht. Was das unter den derzeitigen Verhältnissen bedeutet, mag jeder ermessen, der selbst im Geschäftsleben steht. Der Vorstand ließ sich jedoch von der Erwägung bestimmen, daß vielen unserer Büchereien eine Auffrischung not tue und glaubte aus diesem Grunde die starke Belastung der Zentrale verantworten zu können, die vor allem deshalb so groß ist, weil nebenher auch sehr hohe Summen für außerordentliche Büchergaben ausgeworfen wurden. So bewilligte man an Unterstützungen im Jahre 1925 insgesamt 7 189 Bände Wanderbibliotheken im Werte von 21 300 Mk. und überließ außerdem 7001 Bände im Werte von 24 450 Mk. geschenkweise. Daß bei derartigen Anforderungen nur wirklich dringende Notfälle Berücksichtigung finden konnten, liegt auf der Hand.

Nicht nur durch diese realen Unterstützungen, sondern auch durch Kurse und Konferenzen des Generalsekretariats suchte man die Vereinstätigkeit zu beleben. In Bonn selbst fand vom 13.—16. Oktober der 13. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbibliotheken statt. Referenten waren die Herren: Geheimrat Prof. Dr. Dyroff, der neue Rektor der Universität Bonn; Geh. Hofrat Prof. Dr. Oskar Walzel; Dr. Froberger; Chefredakteur Dr. Hoeber; Kaplan Hoven-Siegburg; Pfarrer Weigert-Mockersdorf und die Herren des Generalsekretariats. Die brennendsten Fragen der bibliothekarischen Theorie und Praxis wurden in glänzender Weise behandelt, so daß sich der Kursus für die Teilnehmer außerordentlich fruchtbar gestaltete. Wie in vorhergehenden Kursen, hatte auch dieses Mal die Teilnehmerzahl (240) einen Aufstieg erlebt, so daß man den Gedanken erwog, in Zukunft Doppelkurse zu veranstalten, die sich den jeweiligen Bedürfnissen der Leiter städtischer und ländlicher Büchereien im einzelnen anpassen sollen. Für entferntere Bezirke fanden Kurse statt in Grüßau (Schlesien), Aachen, Neisse O/S. und Coesfeld (Westf.).

Diözesankonferenzen wurden von den Herren des Generalsekretariates geleitet in Köln, Bochum und Mainz, Bezirkskonferenzen veranstaltet und Vorträge gehalten in Osterfeld, Bochum, Köln, M.-Gladbach, Bonn, Buer, Hamburg, Bremen, Osnabrück, Glandorf, Laer, Vechta, Cloppenburg, Friesoythe, Oldenburg, Hildesheim und Dülken.

In der Diözesanorganisation ist insofern ein Fortschritt zu verzeichnen, als nunmehr auch für Hildesheim in der Person des H. H. Kaplans Dr. Bydolek ein Diözesanpräses bestimmt wurde. Einen Wechsel gab es in Mainz

durch den Rücktritt des H. H. Domkapitulars Lenhart, der jedoch auch weiterhin der Mitgliederversammlung angehören wird. An seine Stelle trat H. H. Pfarrer Becker in Hofheim bei Worms.

Zu den Einrichtungen der Zentrale, die erfreulicherweise in immer höherem Maße in Anspruch genommen werden, gehört die staatlich anerkannte Buchberatungs- und Beschaffungsstelle. Als Neuerung gab sie 1925 erstmalig in regelmäßigen Abständen Buchlisten mit eingehenden Besprechungen aller in die Verzeichnisse des Borromäusvereins aufgenommenen Neuerscheinungen heraus, die an alle Vereine geliefert werden und als bedeutsame Maßnahme im Dienste der allgemeinen Buchberatung zu werten sind.

Die Blindenbücherei hatte 1925 einen Zugang von 95 Bänden zu verzeichnen, so daß sich ein Endbestand von 727 Bänden ergab. 1046 Leser, die sich auf Deutschland, Belgien, Frankreich, Luxemburg und die Schweiz verteilten, nahmen die Bücherei in einer Ausleihe von insgesamt 1989 Bänden in Anspruch. Die hinzugekommenen 95 Bände wurden zum größten Teil ehrenamtlich geschrieben. Wieviel Idealismus unter den selbstlosen Schreiberinnen zu finden ist, möge die Tatsache beweisen, daß 1925 eine der Damen allein 24 Bände schrieb und daß eine andere in diesem Jahre (seit 1918) den 16 000. Bogen vollendete. Die fremdsprachliche Bücherei stieg 1925 mit einem Zugang von 67 Bänden auf 1864 Bände; die Leserzahl betrug 136.

Die Bibliothekarschule wurde von 23 Damen und Herren besucht, von denen 4 im April das Abschlußexamen erfolgreich bestanden.

Wesentlich wurde das vergangene Jahr auch vor allem durch die Gründung und Ausgestaltung der Buchgemeinde charakterisiert. Es würde zu weit führen, die einzelnen Etappen dieser Entwicklung zu verfolgen. Die Feststellung mag genügen, daß der innere und äußere Bestand der Buchgemeinde heute gesichert ist, ein glänzendes Zeichen in einer Zeit, die allgemein im Zeichen des wirtschaftlichen Niederganges steht.

Im übrigen ist noch die allgemeine Tätigkeit des Generalsekretariats zu erwähnen, die 1925 besonders stark durch das Prüfen von Katalogen in Anspruch genommen wurde. — Die Verteilung der „Felten-Spende“, die zum großen Teile der deutschen Bevölkerung des Banats (Rumänien) zur Verfügung gestellt wurde, machte eine Organisationsreise dorthin notwendig, die Direktor Braun von der Zentrale im Mai und Juni erfolgreich ausführte. Es besteht begründete Hoffnung, daß auch im übrigen schon in kurzer Zeit ein größerer Teil unserer Auslandsvereine die Tätigkeit wieder aufnimmt. — Dann war der Borromäusverein auf allen Tagungen des Zentralbildungsausschusses der katholischen Verbände Deutschlands vertreten und vor allem auch auf dem Katholikentag in Stuttgart, wo er eine eigene Versammlung einberief, in der die Referate Prof. Brechenmachers-Rottweil und Direktors Braun-Bonn begeisterte Zustimmung fanden.

So war das Jahr 1925 eine Zeit reger, aber auch erfolgreicher Arbeit, einer Arbeit, die auf dem Idealismus und dem Opfersinn vieler Tausend Leiter und Mitarbeiter beruht. Möge dieser Opfersinn bestehen bleiben und wachsen und immer weitere Kreise erfassen. Dann braucht uns um die Zukunft nicht bange zu sein: Der Borromäusverein wird weiter blühen und gedeihen und die Organisation werden, der anzugehören jeder deutsche Katholik als eine Ehrenpflicht auffaßt.

Franz Kroczek.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

G. Bichlmair S. J.: Urchristentum und katholische Kirche. Innsbruck, Wien, München, Verlagsanstalt Tyrolia.

Diese Schrift will weniger der Wissenschaft als der Seelsorge dienen oder besser: was die Wissenschaft über das Problem der Urkirche an sicheren Ergebnissen zutage gefördert hat, das will der Verfasser in populärer Form einem breiteren Publikum zugänglich machen; was er selbst als Volkshochschulprofessor vorgetragen hat, das bietet er hier zunächst den berufenen Lehrern des Volkes, den Seelsorgern, damit sie es in der Katechese, der Predigt und in Vorträgen fruchtbar machen. In einem Vorworte „Zurück zur Urkirche“ macht er zu diesem Zweck auf die eminente Bedeutung dieser Materie nicht nur im apologetischen Sinn aufmerksam. Alles, was er damit im Buche selbst zusammenträgt aus Schrift und Vätern, aus Bildern und Grabinschriften, hat bewußt nicht nur das Ziel, ein Gesamtbild der Urkirche zu geben, sondern auch zugleich den Nachweis zu liefern, daß diese Urkirche identisch ist mit der katholischen Kirche. Die Art nun, wie er seinen Stoff bietet, wirkt erbauend und aufbauend zugleich, weil es klar und überzeugend vorgebracht wird, so daß auch der Laie mit regem Interesse seinen Ausführungen folgt. Gerade aus diesem Grunde wird sein Buch besonders für Konvertiten von großer Wirkung sein, weil sie hier Verständnis finden für die Erscheinung im heutigen Protestantismus, der die Urkirche (lies: Katholische Kirche!) zurückfordert mit all ihren Riten und Gebräuchen. Gewiß sind nicht alle Partien von gleichem Wert, aber das liegt meist in der Natur der betreffenden Materie, wenn z. B. die Zeugnisse für die Privatbeichte in der Urkirche eine gewisse Dürftigkeit aufweisen; das tut dem Ganzen aber keinen Eintrag, man kann das Buch Seelsorgern und Laien warm empfehlen.

Trier. Prof. Eisen.

Franz Xaver Esser S. J.: Zepter und Schlüssel in der Hand des Priesters. 12° VIII und 122 S. Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. in Leinwand M. 2,60.

Mit Zepter und Schlüssel bezeichnet der Verfasser sinnvoll die Doppelgewalt des Priesters: die Gewalt über den wahren Leib Christi in der hl. Eucharistie und über seinen mystischen Leib, d. i. die Gemeinschaft der Gläubigen, die im Bußsakrament ausgeübt wird. Dementsprechend wird zunächst vom hl. Meßopfer, dann vom Sakramente der Buße gehandelt, und zwar insofern der Priester zu beiden in Beziehung steht. Es sind keine gelehrten, trockenen Abhandlungen, sondern warm empfundene, zu Herz und Gemüt gehende Essays, die den Priester an seine heilige Würde und seine erhabenen Funktionen, nicht minder aber auch an seine ernsten Pflichten erinnern. Die Sprache ist edel gehalten, reich an sinnigen, poetisch anmutenden Bildern und Symbolen, so daß die Lektüre leicht und angenehm wird. In dem Büchlein, das offen und frei redet, findet sich recht viel Passendes und Beherzigenswertes für jeden Priester. Nach der Absicht des Verfassers „ist es nicht allein den Neugeweihten zugedacht, in deren Herzen der Erst-

lingseifer glüht, sondern mehr noch den ehrwürdigen Jubilaren im Silber- oder Goldkranz". Man kann nur wünschen, daß dieser Erfolg dem schönen Büchlein beschieden werde.

Bonn. Konviktsdirektor Dr. W. Stockums.

Georg Lenhart: Der Priester und sein Tagewerk. Gedanken und Erwägungen über Seelsorger und Seelsorge in ernster Zeit. 5. Auflage. 8°. XII u. 325 S. Mainz 1926, Kirchheim & Co. Brosch. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,50.

Der Verfasser möchte in dem vorliegenden Buche dem angehenden Priester ein Vademekum auf seinen Weg in die Seelsorge mitgeben und behandelt hier an lose gespanntem Faden die Hilfsmittel und Hindernisse, die Schwierigkeiten und Gefahren, die Freuden und Schmerzen der Seelsorgsarbeit, die Vorbereitung auf Predigt und Katechese, die Tätigkeit in Verein und Versammlung u. dergl., nicht ohne gelegentliche Wiederholung, aber immer in angenehmem, warmem Ton und aus einem offenbar reichen Schatz von Erfahrung. Ein Unterton von pessimistischer Betrachtungsweise über die gegenwärtige Lage der Kirche und den Erfolg priesterlicher Arbeit wird von einem aufmerksamen Ohr freilich nicht überhört werden können, aber er drängt sich doch nirgendwo so vor, daß er lähmend wirken müßte. So wird man dem mit Milde und Nachsicht, mit edlem Maß im Urteil geschriebenen und aus tiefer Liebe zur Kirche heraus erwachsenen Büchlein ein Wort der Anerkennung nicht vorenthalten dürfen: es ist ein einfaches, aber würdiges Primizgeschenk.

Dabei kann ich freilich nicht verhehlen, daß ich gern die Aufgabe in ihrer wunderbaren Größe schöner und klarer gezeichnet, die Schwierigkeiten und Gefahren schärfer erfaßt, die Mittel, ihnen zu begegnen, eindringlicher empfohlen gesehen hätte. Was z. B. über das Studium gesagt wird, ist auffallend dürftig, und über geistliches Handwerkertum, über die Gefahr, der Form zu erliegen oder wie man es nennen will, findet man nur ein paar Zeilen. Wie Wichtiges wäre da z. B. über den Segen und die Gefahren des Brevier„betens" zu sagen gewesen. Aber wenn neben dem Brevier und der Messe auch noch Gebet, Schriftlesung, Betrachtung und vieles andere verlangt wird und kein Wort darüber verlautet, daß in Brevier und Messe dies alles enthalten ist, sind wir es nicht selbst, die das Beste, was uns die Kirche bietet, ungenutzt lassen, entleeren und zu einer reinen Formel herabwürdigen? Kurieren wir nicht den Patienten zu Tode, wenn wir ihm immer neue Pflaster auflegen?

Im Vorwort zur 1. Auflage schrieb L.: „Weil ich den hohen Idealismus kenne, mit dem unsere priesterliche Jugend vom Weihealtare weg in den Weinberg des Herrn eilt, deshalb muß ich es immer tief beklagen, wenn ein Reif in der Frühlingsnacht den Lebenssaft einer jungen Priesterseele ins Stocken zu bringen droht. Und wer wollte leugnen, daß die Verhältnisse, unter denen heute in der Seelsorge gearbeitet werden muß, nur zu oft die Gefahr dieses tödlichen Reifes in unmittelbare Nähe rücken?" Es verlohnt sich in der Tat, einmal mit allem Ernst der Frage ins Auge zu sehen und mit rücksichtsloser Offenheit die Gründe darzulegen, warum so manches in heiliger Begeisterung aufgelohte Opferfeuer so schnell zur Asche niedergebrannt ist.

Bonn. Prof. Dr. Vogels.

Philosophie

Siegfried Behn: Die Wahrheit im Wandel der Weltanschauung. Eine kritische Geschichte der metaphysischen Philosophie. 322 S. Berlin u. Bonn 1924, Ferd. Dümmler.

Man weiß nicht, was man an diesem Buche des bekannten Philosophen mehr schätzen soll: die eigenartige selbständige Erfassung der einzelnen Philosophen und ihrer Systeme und Systemansätze oder die überall durchscheinende systematische Kraft, die in ihrer Würdigung zutage tritt und aus der man die Bausteine erkennen kann, die das Weltbild des Verfassers tragen. Jedenfalls will das Werk nicht mit bloßem historischen Interesse gelesen werden, obwohl gerade die Versenkung in einzelne Abschnitte, etwa in Platon, Augustin, die Mystik oder in Hegel, hohen ästhetischen Genuß und tiefe Bereicherung geschichtlichen Wissens weckt. Wer Behn verstehen will, muß überall den Wahrheitsmomenten nachspüren, die er im Wandel der Weltanschauung aufweist. Wie Windelband einst die bleibenden Probleme in allem Wechsel historischer Gestaltung des philosophischen Geistes herausstellte, so will heute Behn der Wahrheit selbst, an die er glaubt, in dem scheinbaren Chaos philosophischer Lehrmeinungen und Dichtungen nachgehen. Das macht den besonderen Reiz und den singulären Wert dieser kritischen Geschichte der metaphysischen Philosophie aus. Wer deshalb, wie es die Kritik hier und da getan, historische Einzelheiten zustimmend oder ablehnend beurteilt, wird Behn in keiner Weise gerecht. Man darf eben eine von systematischen Gedanken so ausgesprochen getragene geschichtliche Darstellung nicht lesen, um sich historisch bloß zu „orientieren". Man muß mit Behn die Wahrheit im Historischen suchen wollen. Und nur von hier aus versteht man auch das Auswahlprinzip des Verfassers, das von anderer systematischer Grundhaltung aus ein anderes sein müßte. Behns Arbeit überwindet eine bloß faktische Darstellung dessen, was einmal geschichtlich als Philosophie erarbeitet wurde. Eine solche ist auch niemals gegeben worden. Eine voraussetzungslose Geschichte ohne materiale Wert- und Weltanschauung des Geschichtsforschers gibt es nicht. Der naive Glaube an die Erfassung der geschichtlichen Welt in ihrer reinen Objektivität ist der Geschichtsmethodik von heute ein Nonsens, wie nicht erst Ernst Troeltsch zu zeigen wußte. Das gilt um so mehr von der geschichtlichen Darstellung philosophischer Persönlichkeiten und ihrer Schöpfungen. Wie viele verschiedene Kant- und Platon-Deutungen gibt es! Den heutigen Historikern der Philosophie ist ja gerade die „Geschichte" der Philosophie zum Problem geworden. Ohne systematische Grundanschauungen und die aus ihnen sich ergebenden Ordnungsprinzipien ist sie als Wissenschaft unmöglich. Behn ist daher als Historiker durchaus in der Problematik der Geschichtsmethodik der Gegenwart verwurzelt. Er ist sich deshalb bewußt, daß er auf Widerspruch stoßen muß von seiten aller, die mit ihm seine Wahrheitsüberzeugung nicht teilen. Aber in seinem Glauben an diese Wahrheit kann er den Satz wagen: „Ein Urteil wird nicht dadurch falsch, daß es jemandes eigene Meinung ist". Erhebt doch alle Wahrheit den Anspruch nur auf Allgemeingültigkeit, und bleibt sie doch Wahrheit, auch wenn nur einer oder keiner sie schaut und anerkennt. Eine Wahrheit aber sieht Behn in den Gedankenwelten der Vergangenheit, und sie herauszustellen und zum lebendigen Eigentum auch der Gegenwart werden zu lassen, ist Motiv seiner Arbeit an diesem Buche gewesen. Wahr sind seinem an Aristoteles geschulten Objektivismus alle Urteile, die über die bloß formale Richtigkeit hinaus die Wirklichkeit selbst treffen. Und solche wahren Urteile gibt es neben anderen, bloß formal

richtigen, in allen großen metaphysischen Systemen. Und doch hält die Ueberzeugung von der übergeschichtlichen Wahrheit allen Eklektizismus und Historismus von dieser Darstellung fern und gibt ihr die männlich ernste Kraft zu einer sachlichen Kritik ebenso wie die ehrfurchtsvolle Haltung vor allen geschichtlichen Versuchen, die philosophischen Idealwelten mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, ohne doch jeden Irrtum für „achtungswürdig" zu finden. Denn der Glaube an eine philosophische Erkenntnis des Wirklichen birgt immer auch das Bewußtsein um die Endlichkeit solcher Erkenntnis, um den bloßen Annäherungswert des Erkennens an das Objektive. Nur ein absolutes Wissen kennt die restlos aufgehende Gleichung zwischen Denken und Sein. Die Hybris der Gleichsetzung menschlichen und göttlichen Wissens hat sich immer gerächt, weil die Wirklichkeit nicht Menschenschöpfung ist, und weil Menschenwissen nur Teilhabe am göttlichen Wissen ist. Hegel stieß ja bald an die bleibende Distanz zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem erkennenden Geist des Philosophen und dem die Welt erdenkenden und erschaffenden göttlichen Geist. In solcher Ueberzeugung geht Behn an die Würdigung der philosophischen Vergangenheit wie Gegenwart. Einem solchen Führer, der mit der Verstandsschärfe die menschliche Verehrung, mit der logischen Kraft den ethischen Ernst, mit dem metaphysischen Systemwillen den demutsvollen religiösen Glauben an Gottes Offenbarung und die freudige Zuversicht auf Gottes Gnade verbindet, vertraut man sich gern beim Wandel durch die idealen Schöpfungen erkenntnissuchenden Menschengeistes. Das Bekenntnis am Schluß des Buches könnte das Motto sein und klingt überall durch, wo die religiösen Wurzeln des philosophischen Genius im Laufe der geschichtlichen Ausführung aufgedeckt werden: Wir enden, wenn wir vom Raum-Zeitproblem aus die Krisis der heutigen Metaphysik verstehen, „beim Former der Gestalten. Darüber freilich wird unser bestes Erkennen zum Gleichnis. Nur in Analogien redet es noch. Der kleine Pfeil des menschlichen Denkens und Dichtens von Gott entschwindet allzu rasch unserem Gesichtskreis; aber die Gnade läßt zu, daß unsere Sehne das Ziel nicht fehlt. So zwingt uns die Krisis der Metaphysik hin zu den Quellen der Religion". Die Gotteserkenntnis hat Behn in seinem ganzen Werk als der Philosophie letzte Sehnsucht empfunden und in ihrem geschichtlichen Verlauf als ihre Grundfrage verkündet: in der Mythik des vorphilosophischen Denkens, in der indischen Philosophie der Ahndung, in den ersten Versuchen der hellenischen Seinslehre sowie auf ihrem Höhepunkt in der sokratischen Weisheitslehre, in Platons Ideendichtung und in des nüchternen Aristoteles „ersten Philosophie", seiner „Theologie", in dem Logosglauben der Stoa und im neuplatonisch-mystischen Ausklang griechischen Gottsuchens, dann wieder in den phantasiebeschwingten Gebilden der Gnosis, in der philosophischen Weisheit des jungen Christentums, das griechisch sprechen und denken mußte und in Augustin die Vollendung der antiken Philosophie vollbrachte, wie auch die Hochscholastik des Mittelalters in hellenisches Begriffsgut der Offenbarung Inhalte zu bergen unternahm, endlich in der vom philosophischen Gotterkennenwollen inspirierten Mystik. Aber auch die neuzeitliche Philosophie ist keineswegs bar der religiösen Antriebe. Denn in Dante sieht Behn den ersten „modernen" Philosophen, voll Leidenschaft zur Erkenntnis. Und trotz der scharfen Geißelung des neuzeitlichen Individualismus der in sich selbst zentrierten Persönlichkeit und der Atomisierung ihrer Weltmeinungen, die den „originalen Schnörkel" schon schätzt und die eine Wahrheit nicht mehr als das verbindende Zielgut alles Philosophierens wertet, weiß Behn doch immer die

metaphysischen Wurzeln auch des neueren Denkens bloßzulegen. Sein Ernst vor Kant ist ein ganz tiefer, und er spricht mit Recht jedem den Anspruch, als Philosoph ernst genommen zu werden, ab, der nicht mit Kant ernstlich sich auseinandergesetzt hat. Dieser Kant ist aber nicht der der Epigonen, sondern der heute wiedererkannte Metaphysiker, dessen Werk Behn als ein „streng gebautes System“ in seiner Ganzheit schaut, „dem sein Schöpfer ein schlichtes Leben voll heroischer Entsagung geopfert hat“. Man braucht wahrlich nicht Kantianer zu sein, um doch die Bedeutung Kants ernst zu nehmen. Und gerade Behns Kritik an Kant, der der Gestaltenfülle des Wirklichen, wie wir unter dem Einfluß von Külpe, Husserl und der von ihnen Angeregten heute immer mehr einsehen, nicht gerecht werden kann, zeigt vorbildlich, wie man Achtung mit Wahrheitssuchen verbinden soll. In Hegels Phänomenologie, in seiner metaphysischen Logik, seiner Geschichts- und Kulturphilosophie, offenbart sich noch einmal ein gewaltiges Ringen um Gott, aber das Schwanken zwischen Pantheismus und Theismus führt schließlich die romantische Katastrophe herauf, die den philosophischen und religiösen Nihilismus im Gefolge hat. Doch die heute sich vollziehende „Selbstbesinnung“ stellt uns von neuem vor die Gottesfrage, denn die erfahrenen Gestaltungen des Wirklichen drängen zur Urwirklichkeit des gestaltenden Geistes; die Strukturen der Wirklichkeit heischen die letzte metaphysische Erklärung. Behn zeigt diese Notwendigkeit auf für die naturhafte wie für die geschichtliche Wirklichkeit. Sein Werk stellt sich damit hinein in das Ringen der Zeit nach einer neuen Metaphysik. Dieser in einem langen historischen Gang ihre Denkmittel bereitgestellt zu haben — darin sehe ich dieses Buches systematischen Gegenwartswert.

Warum ich es in der „Bücherwelt“ anzeige? Weil es enge Beziehungen hat zum Borromäus-Verein. Historisch zunächst: denn Behn ist der philosophische Bildner an der Bibliothekarschule des Vereins, und man ahnt aus seiner Art zu philosophieren, was er dort bieten kann. Sachlich dann: weil ich kein anderes Werk kenne, das dem Bibliothekar unserer Großstadtbüchereien einen so sichern Führer durch den philosophischen Streit unserer Tage darbietet und ihm die Richtlinien ihrer Beurteilung angibt, als dieses, weil ich endlich unseren philosophisch anspruchsvolleren Lesern nichts Ernsteres zu empfehlen wüßte.

Bonn. Theodor Steinbüchel.

Johannes Hessen: Erkenntnistheorie. (Leitfäden der Philosophie, herausgegeben von Dozenten der Hochschulen von Bonn und Köln. 2. Bd.). 152 S. Berlin und Bonn 1926, Ferd. Dümmler.

Im ersten Teile seines Werkes behandelt der Verfasser die allgemeine Erkenntnistheorie. Er gliedert das Erkenntnisproblem in fünf Teilprobleme, nämlich in die Fragen nach der Möglichkeit, dem Ursprunge, dem Wesen, den Arten der Erkenntnis und nach dem Kriterium der Wahrheit. Jedesmal legt er zuerst kurz die wichtigsten Lösungsversuche dar, die im Laufe der Philosophiegeschichte unternommen worden sind, nimmt dann kritisch zu ihnen Stellung oder deutet wenigstens die Richtung an, in der er selbst die Lösung sucht. Der zweite Teil, der befremdlicherweise die Ueberschrift „Spezielle Erkenntnistheorie“ trägt, ist der Kategorienlehre gewidmet. Nachdem Wesen und objektive Geltung der Kategorien erörtert worden sind, greift der Verfasser „die beiden wichtigsten Kategorien, Substanz und Kausalität, heraus, um sie zum Gegenstand besonderer Erörterungen zu machen.“ Das Buch schließt mit einer Untersuchung über das Ver-

hältnis von Philosophie und Religion. — In zwei sehr wichtigen Fragen glauben wir Hessen widersprechen zu müssen. Das Kausalprinzip in der Formel: „Jede Veränderung, jedes Geschehen hat eine Ursache," soll — wie übrigens auch die Denkgesetze (S. 114) — einzig und allein durch eine „transzendentale Deduktion" im Kantischen Sinne begründet werden können, und ferner soll es keine denknotwendige Wahrheit, sondern nur eine notwendige Voraussetzung für die Möglichkeit der Realwissenschaften sein (vgl. S. 62, 114, 132—139). Hessens Ueberlegungen leiden an dem Fehler, daß er eine logisch zwingende Begründungsmöglichkeit übersehen hat. Neben dem „begrifflich-deduktiven Wege" kennt die scholastische Methodenlehre auch noch den begrifflich-reduktiven Weg, neben der Synthesis (compositio) auch noch die Analysis (resolutio). — Im Schlußkapitel verwirft er die von Thomas von Aquin vorgetragene Bestimmung des Verhältnisses von Methaphysik und Religion, um dafür dem von Scheler in seinem Werke „Vom Ewigen im Menschen" vertretenen Konformitätssystem zuzustimmen. Wegen dieser Lehren über das Kausalprinzip und über das Verhältnis von Philosophie und Religion sind wir außerstande, Hessens Buch denen zu empfehlen, für die es an erster Stelle bestimmt ist, unsern jungen Akademikern.

Dorsten i. Westf. P. Pacificus Borgmann.

Aemilian Schöpfer: Der heilige Thomas von Aquin als Bahnbrecher der Wissenschaft. 204 S. Innsbruck—Wien—München 1925, Verlagsanstalt Tyrolia. M. 3,80.

Diese Festschrift zur 7. Zentenarfeier des Geburtstages des hl. Thomas behandelt zunächst das Leben und das Wirken des Aquinaten, verbreitet sich dann über die Theologie und Philosophie des Doctor communis und über seine Stellung zur Naturwissenschaft, zuletzt legt sie die große Bedeutung des hl. Thomas für die Gegenwart dar. Eine Erklärung, in welchem Sinne der Ruf: Hin zum hl. Thomas! zu verstehen sei, bildet den Schluß. Da die systematische Philosophie und die Geschichte der Philosophie und der Naturwissenschaften Wissenszweige sind, die nicht zum Fach- und Forschungsgebiete des hochverdienten Altmeisters der alttestamentlichen Exegese gehören, so kann es nicht wundernehmen, daß dem Buch einige Unzulänglichkeiten anhaften. Da die Arbeit keine wissenschaftlichen Zwecke verfolgt, weshalb jeder wissenschaftliche Apparat beiseitegelassen ist, und da sie leichtfaßlich geschrieben ist, so kann das Buch für weitere Kreise empfohlen werden.

Dorsten i. Westf. P. Pacificus Borgmann.

Lebensbilder

Hermann Skolaster PSM.: Bischof Heinrich Vieter. Erster Apostolischer Vikar von Kamerun. Ein Lebensbild. 188 Seiten. Limburg a. d. L., Verlag der Kongregation der Pallottiner. Ganzleinen geb. M. 4,—.

In dem kurzen Vorworte zu dieser Lebensbeschreibung sagt ihr Verfasser: „Ich habe Bischof Vieter nicht zum Heiligen gestempelt, sondern mich bemüht, ihn so darzustellen, wie er wirklich war. Er war mir auch so gut genug. Heiligenleben, die nur von den außerordentlichen Gnadenvorzügen ihrer Helden zu erzählen wissen, sagen uns Menschen von heute nicht mehr zu. Wir wollen sie sehen, nicht nur im Sonntagsgewande der göttlichen Gnade, sondern auch im Alltagskleide menschlicher Schwachheit. Der werdende Heilige predigt uns mehr als der vollendete."

Ohne uns mit jedem dieser Worte zu identifizieren, stimmen wir den Richtlinien, die darin gezogen sind, gerne bei. Und P. Skolaster hat sich an seine Richtlinien gehalten. Darum ist sein Lebensbild Bischof Vieters so frisch, so anziehend, eines von denen, die den Leser verlocken, alles in einem Zuge mit höchster Spannung zu lesen. Da ist alles frische, fröhliche Tat aus starkem, tief eingewurzelten Glauben.

Man wird bei der Lektüre dieses Buches oft an den älteren westfälischen Landsmann Vieters, Bischof von Ketteler, erinnert, der, aus ganz anderen Verhältnissen hervorgegangen, gleich ihm als apostolischer Bischof wirkte und auch in Charakter und westfälischer Eigenart viele Berührungspunkte mit ihm aufweist. P. Skolaster hat recht: Diese Ringenden, diese gewaltigen Kämpfer aus dem Glauben heraus sind „gut genug", so wie sie sind.

Das Buch wird von der missionsbegeisterten kath. Jugend mit heller Freude und viel Nutzen gelesen werden. Es kann und soll aus unseren Volksbibliotheken heraus in viele Häuser und Hände wandern.

Mainz. Prof. G. Lenhart.

Johannes Reinke: Mein Tagewerk. VI u. 495 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 7,50; geb. in Leinwand M. 9,50.

Diese Erinnerungen und Bekenntnisse, die Geheimrat Professor D. Dr. Reinke, 1849 zu Ziethen im Fürstentum Ratzeburg als Sohn eines evangelischen Pastors geboren, auf von außen kommende Anregungen hin niedergeschrieben hat, lehren uns den Verfasser als Naturforscher, Politiker und Philosophen kennen. Reinke, bei dem schon in früher Kindheit eine selten große Begabung für Botanik hervortrat, kann auf eine ungewöhnlich erfolgreiche akademische Laufbahn zurückblicken. Mit 24 Jahren wurde er außerordentlicher und mit 30 Jahren ordentlicher Professor der Botanik in Göttingen. Neben dem fachwissenschaftlichen Interesse erwachte in ihm frühzeitig auch ein lebhaftes Interesse für Geschichte und Politik. Als Kriegsfreiwilliger nahm er an dem Feldzuge 1870/71 teil, später gehörte er als Vertreter der Kieler Universität fast 25 Jahre lang dem Herrenhause an, wo er sich der Nationalliberalen Partei anschloß. In dem vorliegenden Werke übt er an den zahlreichen Uebelständen, die sich unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. eingeschlichen hatten und die zu Deutschlands Katastrophe führten, rückhaltlose Kritik, überzeugt, daß Leisetreterei nicht länger am Platze sei, da diese sicherlich viel dazu beigetragen habe, das deutsche Kaisertum zugrunde zu richten. Beachtung verdient Reinkes Stellungnahme zu Monarchie, Republik und Parlamentarismus (S. 363 ff.). Der Schlußabschnitt bietet uns die letzte Revision der Weltanschauung, zu der Reinke in nie rastender Prüfung gelangt ist. Sie stimmt im wesentlichen mit dem Bekenntnis zum Theismus überein, das er in dem zuerst 1899 erschienenen Buche „Die Welt als Tat" niederschrieb. Sehr interessant ist die Schilderung des Kampfes zwischen Haeckel und Reinke, der es als Pflicht religiös gestimmter Naturforscher ansieht, „an unserem Volke wieder gutzumachen, was die Sendboten des Materialismus ihm an geistigem Gut zerstört haben." Vieles bringend, werden diese Lebenserinnerungen manchem etwas bringen, besonders der jüngsten Akademikergeneration, die nur weniges mehr von der Kaiserzeit geschaut hat.

Dorsten i. Westf. P. Pacificus Borgmann.

Erziehung und Unterricht

Alexander Murphy: Das besorgte Mutterherz. Ein Wort geschlechtlicher Aufklärung für erwachsene Töchter. Aus dem Englischen übersetzt von P. Marcus Kormann, O. F. M. Regensburg 1924, G. J. Manz.

Zu den erziehlichen Pflichten der Eltern gehört ohne Zweifel auch die Belehrung über die physiologischen Vorgänge bei der Empfängnis und der Geburt des Menschen. Wer wäre geeigneter als die Mutter, ihre eigenen Kinder über diese heiligen Geheimnisse zu belehren? Vorliegendes Büchlein „Das besorgte Mutterherz" wird jeder Mutter ein willkommenes Hilfsmittel sein, sich dieser Aufgabe auf gottgefällige Weise zu entledigen. Ein erfahrener englischer Missionar hat das Büchlein geschrieben, und der Erzbischof von Liverpool empfiehlt es in einem Vorwort. In 13 Briefen belehrt eine Mutter ihre Tochter über alles, was sie wissen muß, wenn sie ins Leben eintritt. Hätte eine Frau die Briefe geschrieben, wäre der Ton etwas wärmer. Die Einleitung des vierten Briefes über die Mutterschaft kommt etwas unverhofft und plötzlich. Das ließe sich dem Kinde so einfach und wunderbar sagen, anknüpfend an die Empfängnis und die Geburt des göttlichen Heilandes. Sonst hat das Büchlein große Vorzüge: zartes Taktgefühl und gehobener Ton, so wie es sich geziemt für so heilige Dinge, Offenheit und doch vornehme Zurückhaltung, steter Hinweis auf die erhabene Einrichtung, die von einem heiligen Gotte stammt; letzteres möchten wir besonders betonen. Den katholischen Müttern empfehlen wir das Büchlein wärmstens. Und wenn sie dann noch nicht den Mut haben, offen gegen ihre eigenen Kinder zu sein, nun, so können sie es ohne Gefahr ihren Töchtern in die Hand geben.

Trier, Abtei St. Matthias. P. Benedikt Reetz, O. S. B.

Rudolf Borch: Bilderatlas zur Geschichte der Pädagogik. Mit begleitendem Text, chronologischer Uebersicht und Bücherkunde. Freiburg, Herder.

Im Jahre 1920 erschien Rudolf Borchs Bilderatlas zur Geschichte der Pädagogik bei Zwißler in Wolfenbüttel. 1923 ist er in Herders Verlag übergegangen. Mit 60 Bildnissen bedeutender Pädagogen aller Zeiten, 42 Autogrammen, 15 Titelbildern und Buchseiten, die alle für den Pädagogen von Interesse sind, 4 Orts- und Gebäudeansichten, 18 Schulszenen ist der Bilderatlas eine Ergänzung des Roloffschen Lexikons der Pädagogik. Der Jugenderzieher, der sich naturgemäß mit der Geschichte der Erziehungslehre befaßt, wird gern zu diesem Atlas greifen, der ihm seine berühmtesten Vorgänger im Bilde zeigt, ihm einen kurzen Lebensabriß des einzelnen gibt und ihm alle die Jugenderziehung betreffenden Werke aufzählt. Im zweiten Teile sind die Pädagogen und ihre Werke chronologisch zusammengestellt. Im Lebensabriß dürfte erwähnt werden, welcher Konfession der Pädagoge angehört habe. Das interessiert doch wenigstens ebensosehr als zu wissen, daß er Sohn eines Kriegsgerichtsdirektors oder eines Hoffiscals und Justizkommissionarius gewesen sei. Mir scheint der Atlas nicht vollständig genug, zu exklusiv. Von Rousseau an werden fast nur mehr deutsche Pädagogen genannt; in der chronologischen Uebersicht kommen zu den über 80 deutschen Pädagogen nur 6 Ausländer hintendrein. Weitere Auflagen des wissenschaftlich so genauen Werkes werden in diesen Punkten, so hoffen wir, eine Ergänzung bringen.

Trier, Abtei St. Matthias. P. Benedikt Reetz, O. S. B.

Sport

Fritz Giese: Geist im Sport. Probleme und Forderungen. 181 S. München 1925, Delphin-Verlag.

Je tiefer man in eine Materie eindringt, um so umfangreicher und grotesker wachsen die Probleme daraus hervor, und das, was man geistiges Besitztum nennen zu dürfen glaubte, zerfließt teilweise in unsicheren Formen, die erst wieder zu neuen zusammengeballt werden müssen, damit sie Wahrscheinlichkeit gewinnen.

Die Wahrheit des eben Gesagten wird bestätigen müssen, wer mit Fritz Giese, dem geistreichen und gründlichen Sportphilosophen, den „Geist im Sport" durchdenkt und die Materie in bisher beispielloser Vollständigkeit durchventiliert findet. Der prachtvollen Arbeit sind zahlreiche angrenzende und einschlägige Wissensgebiete dienstbar gemacht. Gieses Gedankenreichtum und Belesenheit sichern eine lebendige und fesselnde Sprache, die durch Bildmaterial wirksam unterstützt wird. Es fehlt nicht an würziger Satire, bisweilen recht kräftig aufgetragen, unbeschadet der guten Gesamtwirkung. Daß nicht alles unwidersprochen bleiben kann, ist angesichts der noch jungen tiefgründigen Forschungsarbeit auf dem besprochenen Gebiete Selbstverständlichkeit. So könnte man sich die Stellungnahme zum Christentum in seiner Auswirkung auf den Kulturfaktor Sport andersgeartet denken. Näher auf Einzelheiten im Rahmen einer kurzen Besprechung einzugehen ist nicht angängig.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Verarbeitung des Stoffes, wie schon angedeutet, z. T. rein spekulativer Form sein mußte, so daß der Genuß der Arbeit lediglich dem interessierten Gebildeten zufallen kann, der mehr als eine rein unterhaltende Sportlektüre sucht, vornehmlich also denen, die Führer und Träger des Sportgedankens sein wollen. Deren Aufgabe wird es sein, aus der Gedankenfülle auszustreuen, und das kann an Hand des Werkes in reichem Maße geschehen.

Bonn. Dr. med. A. Wolff.

Geschichte

Theodor Bützler: Deutsche Geschichte. Mit besonderer Berücksichtigung des Rheinlandes und der Stadt Köln. II. Teil: Von 1648 bis zur Gegenwart. 308 S. Mit 114 Abbildungen. Köln 1925, Bachem.

Der erste Teil dieses Buches ist im 2. Heft der Bücherwelt 1925 S. 83 besprochen worden. Der zweite, jetzt vorliegende, weit umfangreichere, Teil entspricht im allgemeinen durchaus der schönen Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, nämlich für die Schuljugend und das rheinische Volk eine deutsche Geschichte zu schaffen, in der die Rheinlande und ihre Hauptstadt Köln die gebührende Berücksichtigung finden. Der große gewaltige Stoff ist sachgemäß in zwölf wichtige Kapitel gegliedert, die wieder in mehrere kleinere Abschnitte zerfallen, so daß eine gute Uebersicht über die deutsche Geschichte seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Gegenwart geboten ist, bei der die letzten Zeiten die ihrer Bedeutung entsprechende eingehende Darstellung finden. Auch die vielen schwierigen staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind klar hervorgehoben und deutlich besprochen. Die verschiedenen preußischen und deutschen Verfassungen sind geschickt miteinander verglichen und werden in ihren einzelnen Bestimmungen kurz und bündig dem allgemeinen Verständnisse nahe gebracht. Die Sprache ist außerordentlich frisch und lebendig und von einer wohltuenden vater-

ländischen und rheinischen Wärme durchweht. Die Bilder sind gut ausgewählt. Die Kölner Jugend besonders wird in den mannigfachen Hinweisen auf die ihr leicht zugänglichen Originale in den Kölner Museen viel Anregung und Befriedigung finden. Erscheinen manche Ausführungen, wie etwa die über die Kolonialkriege des 18. Jahrhunderts und die Bautätigkeit des Kölner Kurfürsten Klemens August, als etwas gar zu sehr ausgedehnt, so möchte man dagegen anderes, die Rheinlande und die Stadt Köln Betreffende, mehr betont wissen. Dazu zählen wir das Wirken der letzten Kurerzbischöfe von Köln und Trier, den Emser Kongreß, den Febronianismus und die seichte Aufklärung an der neu gegründeten ersten Bonner Universität, die wohl Napoleons Genie anerkennende, aber durchaus nicht franzosenfreundliche Stimmung der rheinischen Bevölkerung in der sogenannten französischen Zeit mit ihrer entsetzlichen Vernichtung kirchlichen Eigentums und alter berühmter Kunstschätze, den Kölner Kirchenstreit von 1837, die Kölner Dombaufeier von 1842 u. a. Auch möchte man die wirtschaftliche, kulturelle und freiheitliche Entwicklung der Rheinlande, die in der glänzenden Jahrtausend-Ausstellung in Köln im Jahre 1925 ihren machtvollen Ausdruck fand, in ihrer vollen Bedeutung und Auswirkung für Preußen und Deutschland zusammenfassend hervorgehoben sehen. Die Einstellung des trefflichen Buches empfiehlt sich für jede Volksbibliothek; es wird gerne aufgenommen werden und sicherlich viele Leser finden.

Siegburg. Prof. Dr. W. Felten.

Literaturwissenschaft

Friedrich Braig: Heinrich von Kleist. XI, 637 S. 8°. München 1925, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Aus einer langjährigen Beschäftigung mit dem Problem Kleist (hier gilt das Wort „Problem" einmal ganz für das Objekt wie für den Betrachter) ist dieses Werk entstanden: umfänglich, tief sich in alle Fragen einbohrend, die das menschliche Schicksal des Dichters, wie Gehalt und Gestalt seiner Werke stellen, mächtig einer großen Anzahl von Gesichtspunkten wie der Sprache, sie auszudrücken. Als beherrschendes Zentralproblem wird erkannt der Zwiespalt zwischen Glaubensgewißheit und Glaubenswirklichkeit: So stellt sich dem Verfasser Kleists Leben und Schaffen dar als das Streben nach einer „klaren Lösung des Verhältnisses subjektiver Glaubensgewißheit und objektiver Welterkenntnis, wie sie der Begriff der persönlichen Ueberzeugung und der subjektiven Glaubenshaltung der fiducia, des Vertrauens, erfordern. Gerade im „Dramatischen", und damit ist die Anwendungsmöglichkeit dieser Fragestellung beim „geborenen Dramatiker Kleist" gegeben, scheinen Braig die Lösungsmöglichkeiten für dies Problem zu liegen. Ueber Leben und Schaffen hinweg führt uns so der Weg der Darstellung, die dann in der Durchleuchtung des Kleistschen Aufsatzes „Ueber das Marionettentheater" ihren Höhepunkt findet. Hier legitimiert Kleist sich als der geborene Genius im erhabensten Sinne, und vor dem Maße der geoffenbarten Wahrheit des Christentums erscheint er als der tiefste Metaphysiker des Tragischen und der Menschheitsgeschichte unter den führenden Geistern des deutschen Idealismus". Leben und Werke erscheinen so, wenn auch mit Notwendigkeit das erste tragisch endet, als ein unverrückbares und geschlossenes Ganzes, in dem die Werke die Ueberwindung des Lebensschicksales geben. Bis in die sehr feinsinnige Aufdeckung

von Gestaltfragen der Wortwahl und Rhythmik hinein geht diese Arbeit, auch hier die „Einheit von Methaphysik und Form“ Kleists bewährend.

Die Problematik des Braigschen Buches wiederum aber ist es, in einer, vielfach sehr stark, zugespitzten Form allzusehr metaphysische und christliche Gedankengänge aus den Werken Kleists herauszuarbeiten und so eine Symbolik des Christentums aus ihnen zu machen. Hier ist leider zu einer genauen Untersuchung dazu und zur Scheidung des wirklich Vorhandenen vom bloß Vermuteten und Hinzugesehenen nicht der Ort. Das hindert aber nicht, zuzugestehen, daß eines der wenigen Bücher vorliegt, die, bei aller philologischen Kleinarbeit nicht zurückscheuen, auch in die tiefsten Schichten wirklichen menschlichen Erlebens erfolgreich vorzustoßen und ihre Wirksamkeit in der dichterischen Gestalt aufzuspüren. So bildet das Werk Braigs eine wenn auch kritisch zu betrachtende, doch achtunggeheischende Leistung, lesenswert für den, der Kleist kennt und schätzt und ihn, als einen wahrhaft Großen, stets besser kennen lernen möchte.

Bonn. Dr. Ignaz Gentges.

Beate Berwin: Friedrich Hölderlin. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Die Verfasserin gibt in dieser fleißigen und verständnisvollen Arbeit eine wohl brauchbare erste Einführung in die Welt Hölderlins, wohl brauchbar vor allem darum, weil zu schwierige Auseinandersetzungen vermieden werden, Hölderlins Gestalt aber doch in ihrer ganzen Höhe aufgezeigt wird. Nach einem kurzen Lebensabriß setzt sie Hölderlins Stellung zu den wesentlichen Lebenstatsachen unter reichster Verwendung geschickt geordneter Zitate auseinander und bespricht auch in einigen kurzen, freilich zu oberflächenhaften Kapiteln die Form seiner Dichtungen. Manchmal stört dabei, daß die Darstellung zu sehr den Charakter einer Stellensammlung hat. Aber vielleicht verlangt man damit bereits etwas, was überhaupt nicht in der Absicht des Buches liegt: nämlich eine echte Darstellung der dichterischen Gestalt Hölderlins. Dazu gibt es heute nur Ansätze in Aufsätzen von Hellingrath und Gundolf, sowie in Georges unvergleichlicher Hölderlin-Rede (in „Tage und Taten“). Es hat sich noch nicht der Deuter gefunden, der zu einem so großen Werke die Kraft hätte.

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

Otto Stoeßl: Adalbert Stifter. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt. 88 S.

Außer Ernst Bertrams Vorträgen sind dies wohl die feinsinnigsten Bemerkungen über Stifter, die es heute gibt. Voll Zartheit beschreibt Stoeßl den „selbstverständlichen, keuschen Seelenadel“ des Dichters und begreift ihn als einen jünglingshaften Menschen, dessen Erzählungen wie Gewächse sind und dennoch bei aller Einfalt oft etwas Seherisches haben. Dies Seherische, das Stoeßl mit großer Feinheit erkannt hat, scheint mir jedoch ein Zeichen dafür zu sein, daß Stifter nicht in dem Maße Idylliker ist, wie der Verfasser annimmt; ob nicht die Klarheit seiner Dichtungen Ergebnis und Hülle heldenhafter und tragischer Kämpfe ist? Ueber diese Frage möchte man Stoeßl bei späterer Gelegenheit vernehmen, nachdem er mit der vorliegenden Studie eine seltene Nähe zu jenem Dichter bewiesen hat, zu dem hinzuführen grade angesichts der Verworrenheit des heutigen Schrifttums ein Verdienst ist.

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

Naturkunde. Technik

Viktor Achenbach: Die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Elektrizität, besonders der Radiotechnik. Mit 270 Original-Illustrationen. 400 Seiten. Berlin-Grunewald 1924, Herlet u. Hetzel.

„Man kann keine Geschichte der Elektrotechnik schreiben, ohne in allen Einzelgebieten auf die Arbeiten und das Wirken der Siemenswerke zu stoßen," „wo die Elektrotechnik klassisch geworden und alles gebaut wird, was mit Elektrizität auch nur entfernt zu tun hat". (S. 1.) Darum danken wir dem Verfasser, daß er der Siemensstadt, dem „Herzen der Elektrotechnik", eingangs anerkennende Worte widmet.

Bei der immer mehr zunehmenden Volkstümlichkeit des Rundfunks ist es berechtigt, daß der Radiotechnik in diesem Buche ein besonders breiter Platz eingeräumt worden ist. Achenbach gibt zunächst einen kurzen historischen Ueberblick über die Entwicklung der drahtlosen Technik und führt dann den Leser nach der Großstation Nauen, zeigt uns die Entstehung und Vervollkommnung, die innere und äußere Einrichtung, die einzig dastehende Technik dieser größten und bedeutendsten Sendestation der Welt. Staunend stehen wir an der Stätte deutschen Geistes und deutschen Fleißes, „deren elektrischer Stimme sich seit einem Jahrzehnt kein Ort des ganzen Erdballs entziehen kann." Von den Empfangsgeräten ist „das Wunderinstrument der Radiotechnik", die Elektronenröhre eingehender nach Bau und Wirkungsweise beschrieben. In die große wirtschaftliche Bedeutung der Radiotechnik führen uns die Kapitel ein „Ortsbestimmung mittels drahtloser Telegraphie", „Der Siemens-Schnelltelegraph", „Schnellempfang", „Das Telegraphon", „Der drahtlose Scheinwerfer", „Weltzeitsignale" u. a.

Für technisch Interessierte sind erwähnenswert die Erläuterungen über die neuesten Erfindungen, die sonst weniger leicht zugänglich sind, über die elektrischen Kreiselapparate und ihre Bedeutung für See- und Luftschiffahrt und Bergbau, die automatische Telephonie, elektrische Riesenmaschinen und -transformatoren, Bildtelegraphie und Fernsehen.

Die überaus volkstümliche Darstellungsweise, die sich allerdings oft sehr der gewöhnlichen Umgangssprache nähert, wird dem reichhaltigen Buche sicher einen großen Leserkreis erwerben. Erwähnt sei noch, daß das Material zu den ausgezeichneten Illustrationen von den führenden elektrotechnischen Gesellschaften bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde.

Hans Günther und **Franz Fuchs: Der praktische Radioamateur.** Das ABC des Radiosports zum praktischen Gebrauch für jedermann. 16.—17. Aufl. 277 S. Mit 177 Bildern im Text. Stuttgart 1925, Frankh.

Die große Auflagenziffer zeigt, daß sich das Buch in kurzer Zeit viele Freunde erworben hat. Einleitend behandelt das Buch die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand des deutschen Rundfunkwesens und gibt Auskunft über die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, die jeder Radioamateur wissen sollte. Kurz werden darauf die elektrischen Grundlagen der Radiotechnik erörtert. „Es kann nicht Aufgabe einer Anleitung für Radioamateure sein, den ganzen historischen Aufbau der elektrischen Erscheinungen zu entwickeln," (S. 58) sagt mit Recht das Buch, aber für das volle Verständnis der Grundlagen wird der Laie in einem „ABC des Radiosports" mehr erwarten als eine kurze „Einprägung von Fachausdrücken" und „Symbolen der Schaltbilder".

Der übrige Teil des Buches ist dem wichtigsten Teile des Radiosports, den Empfangsgeräten gewidmet. Alle Einzelteile des Rundfunkempfängers, ihre Wirkungsweise und ihre Beziehungen zu einander werden an Hand vortrefflichen Illustrationsmaterials eingehend besprochen und die einzelnen Typen der Apparate hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit objektiv gewertet. Für die Auswahl geeigneter Empfangsapparate werden gute und praktische Ratschläge erteilt.

Für solche Leser, welche ihr Empfangsgerät selbst zusammenbauen und so tiefer in die Grundlagen der Empfangstechnik eindringen wollen, bespricht das Buch die Radiobaukästen des „Radiokosmos" Stuttgart, die neben den anderen Experimentierkästen des Verlags bei der Jugend viel Anklang gefunden haben.

Die letzten Kapitel über Antennen, Stromquellen, Störungen, ihre Ursachen und Beseitigung, praktische Winke zur Entzifferung der Rundfunkwetterberichte und Zeitzeichen vervollständigen das klar geschriebene und empfehlenswerte Radiobuch, eines der besten auf dem Gebiete der Radioliteratur.

Jahrbuch der Technik. Technik und Industrie, 11. Jahrgang, 1924/25. Frankh's Technischer Verlag, Dieck u. Co., Stuttgart.

Was uns die Technik auf allen Lebensgebieten in den letzten Jahren Neues brachte, ist hier in volkstümlicher Form weiteren Kreisen dargeboten. Größere und kleinere Abhandlungen belehren uns über Kraftfahrwesen und Verkehrstechnik, über Hochbau, Tiefbau und Bergbau, über chemische Technologie, Gesundheitstechnik und Landwirtschaft, über Elektro-, Film-, Radio- und Heizungstechnik. Das historische Werden ist nach Möglichkeit in der Darstellung des Neuen berücksichtigt. Besonderer Wert ist auf eine reiche und oft sehr volkstümliche Illustration gelegt. Ob Popularität besteht im Entwerfen phantastischer technischer Zukunftsbilder nach amerikanischer Art, wie es hie und da geschieht, ist Geschmackssache. Manche Darstellungen stellen keine besonderen Anforderungen an die geistigen Fähigkeiten der Leser, die meisten aber können einen höher interessierten Leserkreis beanspruchen.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim.

Heimat-, Länder- und Völkerkunde

Richard Wirtz: Das Moselland. Ein Heimatbuch. Zweite, wesentlich ergänzte Auflage. 360 S. Reich illustriert. Trier 1925, Paulinus-Druckerei. In Ganzleinen gebunden M. 7,50.

Was Wirtz uns hier schenkt, verdient d a s H e i m a t b u c h d e s M o s e l l a n d e s genannt zu werden. Selbst kein Moselaner, hat er in diesem Buch als Freund und Kenner unseres Mosellandes mit seltener Sachkenntnis und Liebe alles zusammengetragen, was den ganzen Reichtum unserer Heimat ausmacht. Schon die erste, schnell vergriffene Auflage hat allgemein Beifall gefunden, erst recht verdient die jetzt vorliegende 2. Auflage, die rund 100 Seiten Beiträge mehr bringt, uneingeschränkte Anerkennung. Man kann das schöne Buch aufschlagen, wo man will, überall findet Auge, Geist und Herz etwas, was interessiert, gefällt und fesselt. Selbst ein Meister der Darstellung, hat er überall Mitarbeiter herangezogen, deren Beiträge mit den seinen das einzig schöne Bild unseres Moselgaues und seiner Seitentäler lebendig vor unseren Augen erstehen lassen. Man ist erstaunt, wie ein Verlag in der heutigen Zeit ein solches Buch mit so viel herrlichen Bildern — es sind über 200 Federzeichnungen von Künstlerhand — und solch gediegenem Inhalt für so billiges Geld auf den Büchermarkt bringen konnte.

Aber gerade dieser Umstand wird helfen, daß das herrliche Buch weiteste Verbreitung findet, so daß recht viele ihre gottgesegnete Heimat besser kennen lernen und dadurch ihrer froh werden können. Damit hat sich der Verfasser den eigentlichen Erfolg seines Buches im voraus gesichert: Heimatliebe wecken zum Segen des Vaterlandes! Und darin liegt der Wert seines Buches besonders für die Schule und heranwachsende Jugend. In diesem Sinne wünschten wir seine behördliche Empfehlung und Verbreitung. Lehrer, namentlich an höheren Schulen, werden mit den Beiträgen den erdkundlichen, geschichtlichen und vor allem den deutschen Unterricht vorteilhaft beleben. Die ausgezeichneten Charakterbilder eines Ambrosius, Nicetius, Nikolaus von Cues u. a. werden dem Religionslehrer vortrefflich helfen, den Zielen und Gedanken, wie sie die neuen Unterrichtspläne fordern, Form und Gestalt zu geben.

Trier. Prof. Eisen.

V. Baur: Vom Bodensee. Vergangenheit und Gegenwart. Mit besonderer Berücksichtigung der Bodanhalbinsel, von Reichenau, Mainau und Konstanz. 3., verb. und bedeutend vermehrte Auflage. Konstanz 1925. Oberbadische Verlagsanstalt. 392 S. Geb. M. 5,—.

Das Buch ist nicht das, was man eine „schriftstellerische Leistung“ nennt. Es fehlt auch da und dort nicht an Naivitäten und trotzdem ist das Buch in mancher Hinsicht wertvoll. Es ist eine volkstümliche, aus reichem ortsgeschichtlichem Wissen geschöpfte Geschichte der Bodenseegegend, die bis in die prähistorische Zeit zurückgreift. Die Leute um das schwäbische Meer werden dem Verfasser für das Buch dankbar sein, dessen Zugkraft durch die bereits vorliegende dritte Auflage hinlänglich erwiesen ist. Jedoch auch der Wanderer um die schönen Bodenseegestade wird dem Verfasser für ein Buch, das treffliche Führerdienste leistet, Dank wissen, zumal ein reiches Illustrationsmaterial das Gebotene veranschaulicht. Jeder aber, der die Geschichte dieser Leute um den See liest, wird darüber staunen, wie ungemein zäh und lebensfähig die Menschheit sein muß, die nun schon Jahrtausende hindurch so furchtbare Schicksale über sich ergehen lassen mußte und immer wieder obenauf kam.

Dettlingen. Pfr. H. Herz.

Ludwig Preiß und Paul Rohrbach: Palästina und das Ostjordanland. Mit 214 Tiefdrucken und 21 farbigen Uvachromien nach Aufnahmen von Ludwig Preiß. Folio. Stuttgart, Julius Hoffmann. In Leinen geb. M. 24,—.

Georg Landauer: Palästina. 300 Bilder. Einleitung von Sven Hedin. Mit ausführlich beschreibendem Text. Folio. München, Meyer und Jessen. In Leinen geb. M. 20,—.

Karl Gröber: Palästina, Arabien und Syrien. Die Länder der Heiligen Schrift. Baukunst, Landschaft, Volksleben. 304 Kupfertiefdrucke, 1 Karte. Mit Einleitung (V—XV S.) und Ortsverzeichnis (S. XVI) (Orbis Terrarum 1925, Bd. 4). Berlin, Ernst Wasmuth. Ganzleinen M. 26,—.

Der Orientalist Professor Dalmann schreibt einmal: „Beschreibung des gelobten und geliebten Landes in allen Formen ist wichtig und nützlich, wenn sie die Sache trifft!“ (Vorwort zu Häfeli, Ein Jahr im heiligen Lande. Luzern, Räber & Co.) Das gilt noch mehr vom Bild. Je mehr es von der Wirklichkeit gibt, je mehr es das Typische aus Natur, Menschenwerk und Menschenleben zeigt, desto wertvoller ist es. Bei der Besprechung des vorzüglichen Buches von Häfeli

(Bücherwelt 1925, Heft 8) wurde schon bedauert, daß der ungewöhnlich unmittelbaren und plastischen Schilderung nicht eine größere Zahl von Bildern beigegeben ist. Kepplers Palästinabuch bringt in der 8.—10. Auflage schon 195 Abbildungen. Vor Jahren erschienen auch schon einmal 30 Wiedergaben nach Aquarellen von F. Perlberg, die aus dem ganzen Gebiete vom Sinai bis Damaskus und Baalbeck charakteristische Einzelbilder boten. Ziemlich reichliches brauchbares Material bietet auch dem Religionslehrer der Biblische Bilder-Atlas von Dr. Huber (Trier 1913, Mosella-Verlag), dessen Bilder freilich technisch vollkommener sein könnten. Auch einige gute Schulwandbilder gibt es, die die bedeutsamsten biblischen Oertlichkeiten wiedergeben.

Aber über das Genannte hinaus fehlte dem Religionslehrer, wie auch den gebildeten Laien immer noch Anschauungsmaterial in hinreichender Auswahl und hochstehender technischer Wiedergabe.

Jetzt erschienen nun fast gleichzeitig drei Bilderwerke, die diesem Mangel gründlich abhelfen, soweit Land und Volk in Palästina in Frage kommt. Alle vorzüglich ausgestattet, etwa 30×23 cm groß. Das eine mit 235, das zweite mit 300, das dritte mit 304 Bildern. Das erste und dritte in prachtvollem Kupfertiefdruck, das zweite in Lichtdruck.

Das erstgenannte ist nebst dem dritten technisch das wertvollste. Die Drucke des ersten sind durchweg von vollendeter Feinheit und wirken mit oft verblüffender Plastik. Dabei führen die Bilder weit in das geheimnisvolle Ostjordanland mit seiner so reichen Vergangenheit hinein. So bilden sie auch zu dem obengenannten Werke von Häfeli eine hochwillkommene Ergänzung. Die meisten Bilder werden, außer in Fachkreisen, kaum bekannt sein. Jedenfalls geben alle eine sehr lebensvolle Vorstellung von der Wirklichkeit. Diese Bilder machen erst mit Natur und Volk dieses einzigen Landes recht vertraut und geben auch den biblischen Geschehnissen den wirksamsten Rahmen. Die erlesenen farbigen Bilder stören zwar in etwa die Einheitlichkeit, geben aber dem Werke eine ganz besondere Note.

Die Einleitung behandelt knapp im ersten Teile die Gebirgsformation, Talbildung und Wasserläufe, die Pflanzen- und Tierwelt. Im zweiten Teile folgt ein kurzer Ueberblick über „Palästinas Geschichte", im dritten wird in Verfolg einer „Palästinafahrt" auf die Einzelbilder hingewiesen. Unrichtig sind die Hinweise auf Bild VI, 60, 70, 71, VII, 74, 75, 78, 79, VIII. Das sind unwichtige Unebenheiten, die sich an der Hand der Bilder selbst korrigieren. Der Schwerpunkt liegt in den ausgezeichneten Bildern, die für gelehrt und ungelehrt, für Haus und Schule von hohem Werte sind.

Die Bilder des zweiten Werkes führen fast ausschließlich durch das Heilige Land selbst. Das Ostjordanland ist nur selten vertreten. Dafür aber schöpfen sie noch reichlicher aus dem palästinensischen Volksleben. Die Prachtwirkung der Tiefdrucke wird ja in diesen Lichtdrucken nicht erreicht. Doch auch diese Bilder sind in ihrer Art vortrefflich. Manche Bilder zeigen die Entwicklung des Landes bis zum heutigen Tage, so an der hebräischen Universität in Jerusalem, am jüdischen Technikum in Haifa, besonders an zahlreichen Motiven aus neueren und neuesten jüdischen Ansiedlungen.

So führt auch die im übrigen objektive Einführung bis in die letzte Entwicklung hinein mit einer leisen, wenn auch nicht aufdringlichen zionistischen Tendenz. Gelegentlich trägt die Einführung eine etwas rationalistische Färbung. Doch bringt

der Verfasser dem Christentum und seinen heiligsten Interessen am Heiligen Lande Achtung entgegen. Eine pietätvolle Einleitung von Sven Hedin eröffnet das Werk.

Von seltener Schönheit sind auch die 304 Bilder des dritten Werkes. Das mehr gelb getönte Papier macht die Wirkung noch plastischer, wenn auch hier und da der Gegensatz von Licht und Schatten fast zu scharf erscheint. Aus Palästina werden geboten 203, aus Syrien 45, aus Arabien 30, aus Mesopotamien 25 Bilder. In vielen öffnet sich eine ganz ungekannte Welt. Wo findet man auch so prächtiges Material wie in den Wiedergaben aus dem Jemen, aus Mekka, Medina, von Sinai, und ganz besonders in jenen aus Baalbeck und Palmyra, von den heiligen Stätten ganz zu schweigen. Vor allem Geschichte, Kunst und Landschaft kommen in diesen vollendeten Darstellungen zur Geltung. Wie dankbar wird der Religionslehrer sein, dem bei der Beschreibung der heiligen Stätten so ausgezeichnetes Anschauungsmaterial zur Verfügung steht.

Eine kurze Einführung spricht von den Schwierigkeiten, die Stätten des großen Geschehens, wie es das Alte und Neue Testament berichtet, uns vor Augen zu führen. Dann folgt eine ganz knappe Schilderung der geographischen Lage von Palästina, Syrien, Mesopotamien, Arabien. Endlich ein sehr gedrängter Aufriß der Geschichte der vier Länder. Der Schwerpunkt auch dieses Werkes liegt in den Bildern.

Zum Schluß noch eine Anregung an die Verleger. Das Bildermaterial ist in diesen drei Werken durchweg so selten und so wertvoll, daß eine eigene Ausgabe der losen Einzelbilder in Kassette für Schule und Vereine erwünscht erscheint, um zu Bildungszwecken die episkopische Projektion derselben zu ermöglichen.

Godesberg. Rektor G. Rohr.

Sir Charles Bell: Tibet einst und jetzt. Mit 91 bunten und einfarbigen Abbildungen und 1 Karte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. In Ganzleinen M. 18,—, in Halbleder M. 23,—.

Sehr vorteilhaft leitet dieser fein ausgestattete und inhaltreiche Band eine neue Bücherreihe ein, die der geschäftige Verlag unter dem Titel Länder und Völker veröffentlichen will. Berufene Forscher sollen darin die Geographie, sowie die politische und Kulturgeschichte ferner Länder lehrreich und zuverlässig behandeln.

Die Landeskunde von Tibet hat jedenfalls ein tüchtiger Kenner geschrieben. In langjähriger Tätigkeit als britischer Kolonialbeamter hat er dieses weiträumige, noch immer recht abgeschlossene Land aus unmittelbarer Nähe beobachten und dann auch in aller Ruhe eingehender bereisen können, als dies sonst bisher möglich war. Vollständig bekannt mit der tibetischen Sprache, die er selbst in einem schon wiederholt aufgelegten Lehrbuch behandelt hat, sowie mit der Geschichte des Landes und ihrer bisher den Fremden sozusagen noch unbekannten schriftlichen Quellen, ein Freund und Vertrauter tibetischer Gelehrten und Machthaber bis hinauf zu ihren obersten Spitzen, den großen Lamas, aber ebenso zu Hause unter dem niedern Volke aller Stände, konnte Bell aus dem Vollen schöpfen und ein ebenso anziehendes wie lehrreiches Bild zeichnen von der Vergangenheit und Gegenwart des großen Landes im Mittelpunkt des fernen Asiens, das vor allem für Britisch-Indien eine so überaus große Bedeutung hat. Mit Tibets bisheriger Abgeschlossenheit wird es jetzt mehr und mehr ein Ende haben; die Geschicke der Welt dulden es nicht anders. Dem bedächtigen und besorgten Engländer liegt daran, daß die dadurch bedingte Veränderung nicht zu rasch und stürmisch erfolgt, sondern

in ruhigem Fortschritt ohne gewaltsame Umwälzungen, wie sie neuerdings üblich geworden sind. Er rät daher seinen Landsleuten eindringlich dazu, Tibets Unabhängigkeit möglichst zu achten, fördern und sichern zu helfen, dabei aber freundliche und hilfsbereite Nachbarlichkeit mit so ehrlichen und braven Leuten, wie es die Tibeter sind, nachhaltig zu pflegen.

Eine Verstärkung der christlichen Mission liegt nicht in der Richtung dieser Politik. Was Bell darüber zu sagen hat, wird von unsern Missionsfreunden näher zu erwägen sein. Weltpolitiker, berufene und unberufene, werden viel Stoff zum Nachdenken in diesem neuen Buche über Tibet finden, aber auch wer an der großen Politik weniger beteiligt ist, wird Freude und Genuß daran finden können.

Die Uebersetzung ist wohl gelungen, ebenso der Bildschmuck; und wo man gern *schöne* Bücher einstellt, soll man hier zugreifen.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

George Ingle Finch: Der Kampf um den Everest. Deutsch von Walter Schmidkunz. Mit 90 Abbildungen, 1 Anstiegsskizze und 2 Karten. gr. 8°. 200 S. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. In Ganzleinen M. 11,—.

Im gewaltigen Himalajagebirge ist seit einem halben Jahrhundert viel gklettert worden, auch auf verbotenen Wegen. Aber die höchste Erhebung, zugleich die Königin aller Bergeshöhen der Welt, konnte erst vor fünf Jahren in Angriff genommen werden; dafür bedurfte es einer größern Gesellschaft mit starkem Troß, für die der einzig mögliche Weg auf weite Strecken durch das für Fremde verpönte Land Tibet führen mußte. Erst 1920 gelang es den Engländern Einlaß zu bekommen. Nun ist die Frist dafür wieder abgelaufen. Man hat sie eifrig benutzt, ohne aber noch völlig ans Ziel zu kommen, und wartet nun auf neue Vergünstigung, um dann von neuem hoffnungsfroh ans Werk zu gehen.

Was 1921, dann im folgenden Jahr und noch wieder 1924 am Everest von kühnen Bergsteigern nach sorglicher Vorbereitung und mit kluger Ueberlegung geleistet worden ist, berichtet Schmidkunz in seinem inhaltreichen, formschönen und vom Verlag trefflich ausgestatteten Buche. Er ist selber Alpinist, was der Darstellung zugute gekommen. Die Unterlagen hat ihm sein englischer Sportfreund Finch geliefert, der an den Vorbereitungen der Everestfahrten kräftig geholfen und 1922 selber mit hoch oben war. Er hat nicht bloß gut geklettert und das erstrebte Ziel beinahe erreicht (bis auf wenige hundert Meter), sondern auch gut beobachtet und weiß alles mit Lebhaftigkeit und anschaulich in seinen Berichten wiederzugeben, zur Freude nicht nur für Alpinisten, die so ein Buch freilich besonders schätzen werden, sondern eines weiten Leserkreises. Finch hat auch fleißig photographiert, trotz aller Beschwerden der Fahrt, und viele gute Proben dieser Tätigkeit gereichen dem vorliegenden Buche zur Zier und erhöhen seinen Wert. Der Leser erhält einen tiefen Eindruck von den großartigen Erscheinungen der Hochgebirgsnatur, auch von dem mühevollen Ringen der tapfern Männer, die deren Geheimnisse zu enthüllen versuchen unter den größten Gefahren, aber auch mit erhebenden Genüssen und Vorteilen für Geist und Leib, von der Förderung menschlicher Erkenntnis, die nicht geringfügig ist, zu schweigen.

Der behandelte Stoff erfordert durchweg ernste Darstellung, aber der Humor kommt doch auch mehrfach zu seinem Recht, versteigt sich sogar an dieser und der andern Stelle zu einer etwas burschikosen Art, die ganz ernsten Lesern vielleicht nicht besonders behagen mag, aber noch in den Kauf genommen werden kann. Da Finch Professor der Chemie ist, so verstehen wir um so besser, daß er sich mit

den Apparaten für Sauerstoffatmung besonders eingehend befaßt und ihre Anwendung für Hochtouristen gegenüber scharfem Widerspruch verteidigt. Die theoretischen Ausführungen über diesen Gegenstand mögen wohl von manchem Leser überschlagen werden, aber was an vielen Stellen des Buches berichtet wird von den Freuden und Leiden, die der warme Befürworter mit diesen noch immer etwas schwerfälligen Instrumenten erleben mußte, liest sich ergötzlich wie eine Tragikomödie. Es sei nicht vergessen, daß der Bericht von Finch auch die Landeskunde von Tibet bereichert.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Fridtjof Nansen: Unter Robben und Eisbären. Meine ersten Erlebnisse im Eismeer. Mit einem Jugendbildnis in Kupferdruck, 83 Abbildungen und 7 Karten nach Zeichnungen des Verfassers. 379 S. Großoktav. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus.

Erst an der Schwelle des Greisenalters hat der berühmte Polarfahrer und Erforscher der Eisregion diese Jugenderinnerungen bearbeitet und veröffentlicht. Sie liegen um fast ein halb Jahrhundert zurück, haben aber um so mehr auch Gegenwartswert, als der Verfasser den Bericht zweckmäßig nach seinen spätern reichen Erfahrungen ergänzt hat. Das Buch wird seinen Wert behalten in der Fachliteratur, aber auch einem weitern Leserkreis angenehme und nützliche Stunden bereiten. Nansen hat durch diese erste Ausreise, die er mehr zufällig als junger Student unternahm, um seine zoologischen Studien zu bereichern, den Anstoß zu der Lebenslaufbahn erhalten, auf der er so große Verdienste und so viel Ruhm ernten sollte. Dies Bewußtsein wirft einen verklärenden Schimmer auf die Schilderung dieser Fahrt mit ihrem belebten und ertragreichen Verlauf. Die Eindrücke, die der jugendliche Reisende erhielt, mannigfaltig und eindrucksvoll, sind in dem nunmehrigen Bericht trotz der langen Jahre, die seitdem vergangen, lebendig und anziehend dargestellt und überraschen durch ihre Mannigfaltigkeit. Hier und da liegt ein Hauch von Wehmut darüber, der aber nur an einer Stelle (S. 180 f.) ein wenig befremdlich wirkt. Sonst kann man sich mit den Empfindungen und Ansichten, die vorgetragen werden, leicht einverstanden erklären. Die Zeichnungen sind hervorragend und gut wiedergegeben. Auch der Uebersetzer (J. Sandmeier) hat seine Aufgabe zu lösen verstanden, und die äußere Aufmachung des schönen Buches entspricht durchaus der Ueberlieferung des angesehenen Verlags.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Schöne Literatur

Heinrich Federer: Regina Lob. Aus den Papieren eines Arztes. Erzählung. 322 S. Berlin 1925, G. Grote'sche Buchhandlung. Geh. M. 4,50, geb. M. 6,50.

Darf man es wagen, eine Geschichte, die mit dem Gefunkel und Geglitzer eines zu Tal eilenden Gebirgsbaches aus der Feder des Erzählers geflossen ist, mit einer höchst prosaischen Sache zu vergleichen, nämlich mit einer Mittagsplatte, worin die Hauptsache, das saftige, aber etwas schmale Fleischstück, in einen ganzen Kranz schmackhaftester Beigaben gelegt ist. So ist auch in Maria Lob der Kern der Fabel eng beisammen: Der Held, der sein Schicksal selber erzählt, lebt im Dorfe Ilgis von Kindesbeinen an in Feindschaft und Fehde mit der Mitschülerin Maria Lob, die für ihn die braune, lügenhafte Zigeunerin ist, und in ebenso inniger Freundschaft mit Theodor Weggisser, den er förmlich vergöttert. Auf der Universität ver-

liert dieser Freund sein Herz so sehr an die zur Jungfrau erblühte Regina Lob, daß der Erzähler befürchtet, die innigst Gehaßte stehle ihm den Freund gänzlich weg, während die Braut von ihm für den Bräutigam die nämliche Befürchtung hegt. So wird der Graben der Feindschaft zwischen beiden noch tiefer und breiter gezogen. Zum völligen Bruch kommt es beim Hochzeitsschmaus, als der Held, in seiner vom Wein beeinflußten Rede, die Braut als Lügnerin schildert. Spätere briefliche Abbitte vermag nichts daran zu ändern, daß ihm das Haus der beiden Hochzeitsleute für immer verschlossen bleibt. Nach neun Jahren hört er von der tödlichen Erkrankung des Freundes. Da reist er, der inzwischen Verheiratete, zum Witwer und Vater eines hübschen Töchterchens gewordene und mit reicher Praxis bedachte Stadtarzt, nach Ilgis hinauf und erzwingt sich gegen Reginas Willen den Zutritt ans Krankenbett des Freundes. Die Linderung, die seine ärztliche Kunst dem Todgeweihten verschafft, läßt in Regina den Haß sterben. Er verabschiedet sich als ihr guter Freund. Noch mehr. Der jammervolle Anblick des todkranken, früher vergötterten Theodor löscht mit einem Mal in dem Arzt die Begeisterung für diesen aus, weil sie nur der herrlichen Gestalt, dem selbstbewußten Auftreten und sonstigen Aeußerlichkeiten gegolten hatte. Dagegen steht Regina, die so treu und tief auch den todkranken Gatten liebt, in ihrer ganzen Seelengröße da. Er erkennt, daß er bislang auch an ihr nur belanglose Aeußerlichkeiten gesehen und gehaßt hat, während ihre ganze Seelengröße ihm verborgen geblieben war. Aus der Hochachtung und Bewunderung keimt unvermerkt die Liebe. Kaum ist das Grab über dem toten Freunde zugeschaufelt und Maria Lob zur Erholung nach dem nämlichen kleinen stillen Dorf im hintersten Tessin gekommen, wo auch er seine Ferien verbringt, da schließt sich auch schon der Ring der Geschichte mit der Aussicht, daß Witwer und Witwe übers Jahr ein Paar werden.

Ist „das am Ende eine zu alte Geschichte?“ wie Federer im, gleichsam zur Entschuldigung, vorausgeschickten Vorwort andeutet? Wenn sie das wäre, dann ist sie doch ganz neu in der Motivierung und in der Art wie Federer sie erzählt. Etwas lang ist sie ja schon geraten. Es ist eine Platte mit mannigfachen Beilagen köstlicher Einschiebsel, die nicht streng zur Sache gehören. Ein G. Keller und ein Th. Storm etwa hätten diese Erzählung nicht auf die Länge von 322 Seiten ausgedehnt, sondern der Fabulierlust straffere Zügel angelegt und den Inhalt auf eine Novelle mäßigen Umfanges zusammengezogen. Und doch, man möchte Federer auch in dieser Regina Lob nicht anders haben als in seinem behaglichen Sichgehenlassen. Aber übt der famose Erzähler allüberall bezwingende Gewalt über den Leser aus? Auf S. 186 spricht Federer durch den Mund des Helden ein für sein Dichten wichtiges Selbstbekenntnis aus: „Was andere mit mir gemein hatten, das schien mir sehr menschlich; aber was sie über mich hinaus besaßen, das fand ich göttlich. Und da kam Theodor, der hatte eine Kraft und Pracht um sich und in sich, woneben ich mir wie ein Bettler vorkam. So gesund, so schön, so groß, so mächtig und so lustig! Das übernahm mich völlig. Ich sah ihn an wie ein Götzenbild“.

Dieses Vergöttern und Anbeten dessen, was Federer außergewöhnlich dünkt, geht als charakteristischer Zug durch sein ganzes dichterisches Schaffen und verleitet ihn des öfteren beim Herausarbeiten von Situationen und Charakteren dazu, die Sache dermaßen auf die Spitze zu treiben, daß man wie bei einem allzufein geschliffenen Messer jeden Augenblick das Ausbrechen oder Umbrechen der Schneide befürchtet, während man doch wieder voll Bewunderung auf ihre Schärfe schaut.

Es steigen Zweifel auf, ob das alles echt und psychologisch möglich ist, was der Dichter uns auftischt, und in Regina Lob handelt es sich sogar um die entscheidende Szene der verunglückten Hochzeitsrede, die den endgültigen Bruch herbeiführte. Aber die Kunst des Erzählens hebt über die Bedenken weg und willig läßt man sich vom Dichter weiterführen, wobei man auch die Meisterschaft bewundert, womit Federer in dieser Erzählung in das rein protestantische Milieu von Korpsstudenten und eines behäbigen Bürgertums von Aerzten, Fabrikanten und Rechtsanwälten hineinführt. Auf einen Katholiken als Verfasser würde der Leser, sofern er dessen andere Bücher nicht kennte, nicht schließen können, denn kein Katholik tritt in dem Buche auf. Aber es enthält die Erzählung ein klares, unzweideutiges Bekenntnis zum Theismus wie es die Grundlage der christlichen Religion bildet. Prächtig sind auch in Regina Lob wiederum die Kinder geschildert, nur sind diese Schlingel fast zu ideal und zu klug gezeichnet, wie auch die Heldin Regina Lob. Ein schönes, genußreiches Buch, eine Bereicherung auch unserer städtischen Borromäusbüchereien, aber kein Jugend- und kein Volksbuch.

Dettlingen. Pfarrer Hermann Herz.

J. Anker Larsen: Martha und Maria. 445 S. Leipzig/Zürich 1925, Grethlein u. Co. Mk. 10,—.

Man durfte auf diesen neuen Roman des dänischen Schriftstellers Anker Larsen gespannt sein, denn wie kaum ein zweiter hatte er in seinem letzten großen Roman, dem ‚Stein der Weisen‘, die Probleme der Gegenwart seelisch erfaßt und zu einer packenden Handlung zusammengestellt.

In dem neuen Roman schlägt der Dichter eine andere Melodie an. Er singt das Lied zweier Menschenkinder, die auf der Grenze der alten und der neuen Zeit geboren wurden und in die Gegenwart hineinwachsen. Freilich setzt er sich auch hier mit den Zeitproblemen auseinander. Aber das sind nicht die wertvollsten Teile des Romans. Denn hier wirkt die Erzählung manchmal befremdend unwahrscheinlich. Und doch offenbart auch Larsen in ‚Martha und Maria‘ seine Stärke als Seelenkenner. Mit zartem Empfinden führt er uns ein in die Welt zweier Schwestern, von denen die eine (Martha) fest auf dem Boden steht, mit zäher Ausdauer der Erde das tägliche Brot abringt. Sie gehört zu den stillen, namenlosen Helden, die im Kleinkriege des Lebens nie verzagen, und die die Mühen des Alltags überwinden. Sie sieht im Dasein eine Aufgabe, für deren Erfüllung sie sich ohne jede Spekulation einsetzt.

Maria, ihre Schwester, ist ganz anders beanlagt. Sie ist stille Träumerin, die gedankenschwer das Leben erlebt, die aber im Kampfe ums Dasein erliegen würde, wenn nicht des Himmels gütige Vorsehung ihr Beschützer und Helfer zusenden würde.

Es gehört mit zu den besten Proben der neueren Literatur, wie Larsen das Jugendleben dieser beiden Mädchen erzählt. Er photographiert nicht, gibt keinen starren Realismus, sondern webt die wesenhaften Züge zu einem wunderbaren Teppich, voll geheimnisvoller Blumen mystischen Lebens. Die Welt des Alltags leuchtet aus geheimnisvollem Rahmen eigenartig und doch so wahr auf.

Aber allmählich verliert sich der Dichter in die uferlosen Gewässer einer eigenartigen Mystik, wobei er den Kurs mehrmals wechselt, hin und her kreuzt, oft zum Ausgangspunkt zurückkehrt, aber nicht zum Ziele kommt. Er greift nur

Nebelphantome, wo er das Leben zu fassen vermeint. Seine Menschen verlieren die Lebenswärme, werden zu Abstraktionen aus der Gedankenwelt Larsens. Freilich weht überall bei ihm der Geist durch das Wort, und seine Versuche, das traditionelle Christentum mit dem Zeitgeist auszusöhnen, sind für den tiefdenkenden Menschen sicherlich interessant. Aber die künstlerische Abwägung fehlt. Der Weg der Handlung wird durch den Gedankenballast verschüttet, und mancher, dem der Pfad gar zu mühsam wird, kehrt um.

Ist somit der neue Roman gewiß keine Uebersteigerung des ‚Steins der Weisen‘, ja, erreicht er dessen Höhe nur ab und zu, so darf man ihn doch als ein wertvolles Buch ansehen. Der gebildete Leser folgt gerne den Gedankengängen des Romantikers und Gottsuchers Larsen, um alles zu prüfen und das Beste daraus zu behalten.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Joseph August Lux: Der himmlische Harfner. Ein deutscher Roman. 1.—6. Tausend. 8°. 256 Seiten. Köln 1925, J. P. Bachem. Geheftet 5,— Mk., gebunden 7.50 Mk.

Ich möchte dieses Buch in die Nähe des „Taugenichts“ stellen, so unbekümmert fabuliert Lux. Trotz Auto und Maschinengeist, Krieg und Revolution ist alles ins Zeitlose gerückt, mehr Symbol als Geschehen. Nirgends handelt es sich um einen bloßen Abklatsch von Gegebenheiten. Lux meistert das Leben und macht es seinen Absichten dienstbar. Er geht dabei nicht achtlos an den Zeitproblemen vorüber. Was er über Jugendbewegung, Kunsthandwerk und Altdeutschland, über Religion und Leben sagt, das ist fein gegeben und gut durchdacht. Ein junges Studentlein macht eine Wanderung aus Oesterreich an den Rhein. Unterwegs trifft er mit manchen Menschen zusammen. Am Rhein erlebt er Zeiten des machtvollen und friedlichen Aufstiegs, der aber der Menschenseele wenig gut bekommt, Krieg und abenteuerliche Verwicklungen. Als gereifter Mensch kehrt er heim, nachdem er seine geliebte junge Gräfin — ganz wie im Märchen — errungen hat. Da das Verlangen nach Büchern, die aus unserm maschinenbeherrschten Zeitalter hinausführen, groß ist, so dürfte es manchem willkommen sein, zumal Lux nicht in romantischer Weltflucht den Problemen aus dem Wege geht, sondern herzhaft zupackt.

Emden. Georg Schäfer.

Gustav Adolf Müller: Ecce homo! Eine Erzählung aus Jesu Christi Tagen. 6.—7. Tausend. 8°. 417 S. Leipzig o. J., Amelang.

Die neue Ausgabe dieser vor 18 Jahren erschienenen Erzählung verlangt einen neuen Hinweis. Müller lehnt sich geschickt an das öffentliche Leben Jesu an. Am Anfange steht die Ernennung des Pontius Pilatus zum Landpfleger, am Ende das Bekenntnis des Hauptmanns unter dem Kreuze. Wer ist der Held dieser Erzählung? Nach den frischen Einleitungskapiteln könnte man an den scharf gezeichneten Landpfleger denken; aber der eitle Schwächling hält nicht, was er sich und uns verspricht. Im weitern Verlaufe gewinnt der weiche Sprößling des erlauchten Kornelierhauses mehr Teilnahme, vor allem wegen seiner lauteren Liebe zu der sinnigen Syrerin Lucina. Auch Herodes mit seinem Kreise, in den der Bußprediger Johannes wirkungsvoll hineinragt, fehlt nicht. Mehr und mehr tritt der Heiland selber hervor, bis der Hohepriester bei dem eigenartig aufgefaßten Judas Hilfe findet und dann dem feigen Pilatus das Todesurteil abringt. In bildhafter,

klangvoller Sprache stellt Müller die Gestalten, die im blutigen Drama von Golgatha eine Rolle spielen, vor uns hin. Packende Szenen bieten vor allem Kap. 9 (Die Hochzeit der Herodias) und 17 (Der Blutrat). Aber die rechte Geschlossenheit des Kunstwerkes fehlt. Und die Klippe, die allen Christusromanen droht, hat Müller nicht gemieden: Christi göttliche Größe erscheint herabgezogen. Der trotz seines Vornamens katholische Verfasser scheint auch andersdenkende Leser gewinnen zu wollen. Phrasenhaft klingt uns beim Gottmenschen das Wort vom Gottesfrühling in seinem Herzen (S. 248). Jesus hatte seine eignen Wesenskräfte nicht erst zu sammeln (256), er brauchte nicht zu flehen, die neue Zeit des Heils zu erleben (124); für ihn war's unmöglich, „rechtzeitig zurücktretend in Stille und Unbeachtetsein das ungefährdete Leben eines Gleichgültigen zu leben" (254). Trotz dieser Ausstellungen werden kulturgeschichtlich und religiös interessierte Kreise das Buch mit Nutzen lesen. Auch schon die reifere Jugend mag danach greifen, wenn das Treiben des Lüstlings Herodes auch nicht gerade zart dargestellt ist.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Konrad Kümmel: Margarete von Stuttgart. Geschichtliche Erzählung. 8°. 360 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Die Kirchengeschichte kennt noch im 17. Jahrhundert eine deutsche Rekluse, Margareta aus Stuttgart, die sich in Luxemburg an der Klarissenkirche einmauern ließ, und die Franziskanerlegende rühmt das wunderbare Tugendleben Margaretens. Diese eigenartige Gestalt macht Kümmel zur Heldin seiner geschichtlichen Erzählung. Der Schwerpunkt ist naturgemäß von ihrer Zelle in Luxemburg verschoben in ihre Heimat, wo sich das protestantische Freifräulein von Luschen unter dem geheimnisvollen Zuge der Gnade losringt von der Welt und aus dem Alten Schlosse flieht, um katholisch zu werden. Der greise Volkserzähler weiß packende Szenen zu schaffen, und mit reger Spannung verfolgen wir das stille Reifen des heldenhaften Entschlusses der starken Jungfrau, ihre glückliche Flucht und die vergeblichen Nachforschungen. Aber dann scheint die frische Erzählerkraft zu erlahmen. Die Heldin verschwindet für mehr als 100 Seiten. Lange Berichte über den Verlauf des Dreißigjährigen Krieges sollen die Brücke schlagen zum Schlußteile. Erst nach 15 Jahren gerät ihr treuer Bewerber, der ehrlich-derbe Kaltentaler, in Luxemburg auf ihre Spur. Auch für die Volkserzählung wäre eine straffere Komposition wünschenswert gewesen. Dazu weist die Geschichte selbst den Weg: zwei Franziskaner gaben den Anstoß zu Margaretens Flucht und Konversion, und Franziskaner führten sie dann ein in ihre enge Klause; es ist künstlerisch kein Vorteil, daß Kümmel die Franziskaner in Stuttgart durch einen Jesuiten ersetzt, so wirkungsvoll der Verzicht der heiligen Stanislaus Kostka und Aloysius auch in die Handlung verwoben ist. An der trefflichen Konversionsgeschichte wird sich die weibliche Jugend erheben und begeistern. — Ein paar geschichtliche Flüchtigkeiten seien eben genannt: 1613 war Maximilian von Bayern noch kein Kurfürst (S. 16), Ferdinand von Steiermark noch kein Kaiser (S. 121).

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Heinrich Schaumberger: Bergheimer Musikantengeschichten. 8° 382 Seiten. Mit Bildern von Rudolf Köselitz. Einband nach Entwurf von Otto Dorfner. Weimar 1925, Hermann Böhlaus Nachfolger. Kartoniert 4,50 Mk., Leinen 6,— Mk., in abwaschbarem Büchereieinband ca. 6,— Mk.

Heinrich Schaumberger, dessen Erzählungen noch vereinzelt auftauchen, schildert eine ganz behagliche Welt, die wir selbst kaum mehr kennen. Diese Musikanten-

geschichten haben einen solchen altertümlichen, gewinnenden Humor, so daß ich fürchte, daß manche, die an schärferen Sachen ihr Gefallen finden, wenig damit anfangen können. Doch wird diese Ablehnung für uns kaum ins Gewicht fallen, da diese Menschen unsere Büchereien nur selten aufsuchen. Wer aber ein noch unverdorbenes Gemüt hat, der wird an diesen harmlosen Geschichten seine helle Freude haben. Wir werden in eine Zeit zurückversetzt, die uns in ihrer Seelenhaltung fast unwirklich anmutet. In behaglicher Breite werden die Geschichten von Dorfmusikanten erzählt, die voller harmloser Streiche stecken und doch kernige Menschen sind. Schaumberger arbeitet mit den denkbar einfachsten Mitteln. Die Charakterisierung der Personen erfolgt durch wenige Kunstgriffe. Und doch erzielt Schaumberger überraschende Wirkungen. Alles bleibt auch dem einfachen Menschen verständlich. Aber auch der Gebildete wird ohne Zweifel auf seine Kosten kommen. Wer Zeit hat und gemächlich verweilen kann, wird mit diesem Buch einige vergnügte und behagliche Stunden verleben.

Emden. Georg Schäfer.

Paul Keller: Dorfjunge. 1.—20. Tsd. 175 S. Breslau 1925, Bergstadtverlag. M. 3,20. Einband und Buchschmuck sind von Max Odoy.

Während Paul Kellers letzte Romane stellenweise doch stark enttäuschten, liest man diese liebenswürdigen Geschichten mit lebhaftem Interesse. Sie sind zwar zum größten Teile schon früher erschienen, einige gehören mit zu seinen frühesten Erzählungen, trotzdem wirken sie in dieser Zusammenstellung frisch und lebendig. Es sind lustige und besinnliche Erlebnisse, die einem Dorfjungen schon zustoßen können. Da die Art seines Erzählens bekannt ist, so braucht das Büchlein keiner besonderen Empfehlung. Es wird seinen Weg machen wie die andern Bücher Kellers. Max Odoys Bilder geben dem Werke den entsprechenden Rahmen.

Emden. Georg Schäfer.

‚Der tolle Bomberg' ein Jugendbuch?

Vor kurzem ist Joseph Wincklers ‚Toller Bomberg' in einer Jugendausgabe erschienen (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1925, 1. bis 10. Tausend), die Wilhelm Fronemann besorgt hat. In seiner Einleitung S. 9 behauptet dieser, daß in dem Schelmenroman „eine neue Schwankfigur entstanden sei, die nicht allein von den Menschen der engeren Heimat, sondern von ganz Norddeutschland als Urbild ihres Menschentums erkannt wird. Und wir dürfen hoffen, so fährt er fort, daß überall in deutschen Landen der urwüchsige Sproß der roten Erde als verwandte und gleiche Art empfunden wird". Es tut mir leid, selbst auf die Gefahr hin, von Fronemann als ein „Spießer" betrachtet zu werden, der in dem Baron nur einen „Trottel und Saufaus, einen Hundsfott, Wüstling und Gotteslästerer" sehe (vgl. ebd. S. 9), ihm eine Enttäuschung für meine Person zu bereiten; aber ich hoffe doch, daß ich mit meiner ketzerischen Meinung nicht allein stehe, wenn ich es ablehne, in dieser Schwankfigur das Urbild des Menschentums zu erblicken, erst recht, wenn man der unreifen, unkritischen Jugend eine solche Figur als Urbild echten Menschentums vor die Seele zu stellen wagt. Damit allein wäre schon das Urteil über die

Jugendausgabe des Schelmenromans gesprochen. Man wird mir allerdings einwenden, daß Fr. doch ausgewählt und bearbeitet habe. Nun bin ich aber der Meinung, daß auch mit einer noch so langen Schere aus einem in mancher Beziehung beanstandeten Roman noch nicht ein gutes Jugendbuch geschaffen wird. Der Geist ist es, der lebendig macht, und der Geist ist es, der zerstört; nicht einzelne Szenen, sondern der ganze Geist des Romans ist das Verwerfliche, was wir bekämpfen, und dieser Geist ist auch in der Jugendausgabe geblieben. In einem guten Jugendbuch will ich neben anderem vor allem gewahrt wissen, daß es nicht zerstört, sondern aufbaut, und zwar darf ein gutes Jugendbuch das nicht in den jugendlichen Gemütern zerstören, was leider in der Kriegs- und Nachkriegszeit so unverantwortlich zerstört worden ist, das ist die Ehrfurcht vor allem, was der Jugend heilig sein muß, wenn sie die Hoffnung der Zukunft unseres Volkes sein soll. Und gegen diesen elementaren Grundsatz für jedes Jugendbuch verstößt diese Jugendausgabe in mehr als einer Beziehung. Man mag es als Ausfluß unserer verletzten „Pfaffheit" deuten, das wird uns nicht hindern, zu behaupten, daß die S. 17 erzählte Geschichte des Rosenkranzes, den die fromme Karoline von Rom mitbringt, für das religiöse Empfinden eines jugendlichen Lesers zum mindesten verletzend wirkt und ihm die Achtung vor einem uns Katholiken heiligen Gebete zu zerstören geeignet ist. Auch der in der Kutte eines Bettelmönches Almosen sammelnde Bomberg wirkt in ähnlicher Weise. Der von seiner Kirche abgefallene Priester Landois bleibt auch nach seinem Abfall für den Katholiken immer ein Stein des Anstoßes, besonders wenn er sich so aufführt, wie es in diesem Buche geschildert wird, und katholische jugendliche Leser werden das um so mehr empfinden, wenn, wie hier, die Sympathie des Verfassers ganz unzweideutig auf seiten des abgefallenen Priesters steht. Wenn nun gar auch in dieser Jugendausgabe berichtet wird, wie der tolle Bomberg gleich einem Hecht nach der ihm die Wegzehrung reichenden Priesterhand schnappt, dann mag das ja ein „würdiger" Abschluß all seiner Tollheiten bedeuten, aber erzieherisch und erbauend wird das auf das jugendliche Gemüt nicht wirken. Auch die Auffassungen, wie sie in den Geschichten über seine Ehe, seine Frau zutage treten, sind nicht geeignet, in dem jugendlichen Leser das zu fördern, was wir Ehrfurcht des jungen Mannes vor dem Weibe nennen. Die Schilderungen seiner wüsten Saufgelage und seine Freude am Lügen — und auch hier ist Freude und Wohlgefallen des Dichters an beiden unverkennbar — reizen junge Menschen zur Nachahmung und tragen zur Verrohung und Vergiftung ihres Charakters bei.

Vom erzieherischen Standpunkt aus bedauern wir die Herausgabe eines solchen Jugendbuches von einem Verlag, der sonst feineres Empfinden bekundet. Wenn man wirklich glaubte, die Jugend mit dem „tollen Baron" bekannt machen zu müssen, dann hätte man ein Bändchen einwandfreier Geschichten zusammenstellen sollen, das Volk und Jugend in gleicher Weise die wirklichen Perlen echten Volkshumors — denn solche finden sich sicher in dem beanstandeten Buche — dargeboten hätte. Aber diese Jugendausgabe müssen wir mit jedem, dem Jugenderziehung keine Phrase ist, entschieden ablehnen.

Trier. Professor Eisen.

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Jakob Boßhart

Die Schweiz hat uns viele echte, große Erzähler und Dichter geschenkt. Innig sind diese Erzähler mit der Natur verbunden, weil die Majestät der Alpenwelt in ihr Leben hineinragt. So lösen sie sich nicht gar so leicht vom urwüchsigen Leben wie der Großstadtmensch und Großstadtdichter, der, entwurzelt der Natur, hineinblickt in die Irrungen und Wirrungen des überhasteten Lebens, Probleme erörtert, vielfach überspitzt, und keinen Ausweg weiß, so daß seine Dichtung ein Spiegelbild seelischer Zerrissenheit ist. Dichtung ist dann oft nur Erörterung von Problemen in künstlerischem Gewande, es wird mehr geredet als gebildet. Ein schweizerischer Dichter nimmt seine Bilder aus der Natur, schildert aber selten ein Idyll, ein Märchenbild des Natur- und Bauernlebens, das zwar schön, aber doch nicht ganz lebenswahr erscheint, weil es nur die Sonnenseite des Lebens ist. Dafür steht er doch zu sehr beim Kampf mit den Naturgewalten mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde. Heinrich Federer sagt in seinem neuen Roman ‚Regina Lob': „Durch alle Bücher unserer Alpenerzähler, der Heer und Zahn und Carnot, des innigen Bündners, wachsen schwere Felsen und schwarze Tannen, und donnern Bäche und wird es früh Nacht und gibt es Frost und Schwielen. Aber gelacht wird kaum, und nie leicht und leer." (S. 289.) Das ist auch Jakob Boßharts Welt, sie ist die Alpenwelt, in ihr lebt alle Tragik und aller Lebensernst, wie in der schönsten Natur der Kampf ums Dasein. Boßhart ist Heimatdichter u n d Ideendichter, beides zusammen, nicht eines allein. Das hat sein Werk so schön gemacht, daß wir ihn lieben müssen.

Jakob Boßhart wurde am 7. August 1862 auf dem Bauernhof Stürzikon bei Embrach im Thurgau geboren. Im ‚Türmer' XXIV. Jahrgang, S. 403 ff. erzählt er aus seinem Leben u. a.: „Meine ersten Erinnerungen an den Hof gehen bis ins zweite, ja fast bis an die Grenze des ersten Lebensjahres zurück. In einer der frühesten lebt das Bild eines blühenden Rapsfeldes in mir mit wunderbarem Leuchten weiter. Es war wohl das erstemal, daß mir Farbe bewußt wurde. Und so kann ich in meinem Gedächtnis eine ganze Reihe erster bewußter Eindrücke feststellen, vom Feuer im Herd, vom fließenden Wasser, von einem Schirm, unter dem ich lag, vom Schlagen der Wanduhr, von einer Sauerkirsche. Das starke Gedächtnis habe ich von meiner Mutter geerbt, die noch mit siebzig Jahren eine Theaterrolle, die sie als zwanzigjähriges Mädchen gespielt hatte, auswendig kannte. Mein Jugendland habe ich in der Erzählung ‚Wenn's lenzt' in den wesentlichen Zügen wiedergegeben. ... Während der ersten Schulzeit war ich ein seltsames Gemisch von Wildheit und Verträumtheit. Die Streifereien und Entdeckungsreisen durch Wald und Feld, den Bächen und Hecken entlang, die ich mir gestatten durfte, waren etwas Köstliches, und ich wünschte jedem Kinde Aehnliches. Gelesen habe ich in diesen Jahren, vom Schulstoff ab-

gesehen, sehr wenig. Eine Schulbibliothek gab es nicht und zuhause außer dem jedes Jahr einkehrenden Kalender, dem ‚Hürnenen Siegfried' und dem ‚Eulenspiegel' (Reutlinger Hefte), Pestalozzis ‚Lienhard und Gertrud' und Zschokkes ‚Goldmacherdorf' nichts der Jugend Angemessenes. Darüber vermag ich nicht zu trauern. Denn, wenn die Phantasie nichts von Büchern erhielt, so fing sie aus sich selber heraus ihr Spiel an. Schon mit etwa 9 oder 10 Jahren erzählte ich meinen Geschwistern am Abend vor dem Einschlafen Geschichten eigener Erfindung, die ich immer wieder wiederholen mußte und jedesmal weiter ausspann, bis schließlich sehr lange Erzählungen daraus wurden. Die Einsamkeit des Hofes und das häufige Alleinsein hatten aber noch eine andere Wirkung. Ich wurde, je mehr ich erwachte, um so mehr auf mich selber angewiesen und auf mich zurückgeworfen, und war schon mit 10 Jahren ein eigentlicher Grübler, was ich aber für mich behielt. Das erste große Problem, das mich packte und seit dem zehnten Jahr zerquälte, war das des Todes. Bald kamen auch religiöse Fragen an die Reihe, denen ich mit großem Radikalismus entgegentrat, besonders seit ich den Religionsunterricht eines wortgläubigen Pfarrers besuchte." Später, in der Sekundarschule in Bassersdorf, suchte ihn ein evangelischer Pfarrer, sein Religionslehrer, für das Pfarramt, für die Theologie zu gewinnen, doch Boßhart konnte sich dazu nicht entschließen. „Ich machte damals eine Krise durch, indem ich mit den religiösen Anschauungen meiner Knabenjahre gründlich aufräumte und mich, wenn auch nicht zu einem entschlossenen Atheismus, denn dazu kam mir die ganze Welt doch so wunderbar und rätselhaft vor, so doch zu einer Art religiöser Naturverehrung durchfand. Daß das nichts Abschließendes sein konnte, brauche ich nicht zu sagen." Später war Boßhart im Lehrerseminar in Küsnacht bei Zürich. „Der einflußreichste Lehrer war der Direktor, ein ausgezeichneter Pädagoge, der nur den Fehler hatte, daß er allzu rationalistisch und etwas trocken war. Er lehrte die Naturwissenschaften, war Anhänger Darwins und als solcher stark angefochten." Die Schule hatte überhaupt ein stark rationalistisches Gepräge. Der Deutschlehrer hielt auf äußerst korrekten Stil und sauberen Ausdruck. „Aber er übertrieb seine Tugend; fast jede Girlande wurde von ihm abgelehnt; und was einem schließlich aus der Mehrzahl der für ihn verfaßten Aufsätze entgegenstarrte, war eine große Nüchternheit. Jedermann und auch wir Zöglinge, glaubten an die Unfehlbarkeit, ja Allmacht der Wissenschaft und erhofften von ihr etwas wie die Welterlösung. Man war noch mehr als ein Dutzend Jahre von dem Zeitpunkt entfernt, da der Bankerott der Wissenschaft erklärt wurde, und noch viel weiter von der Bewegung getrennt, die es wagte, an der Tyrannis des Intellektualismus zu rütteln." Seit 1884 studiert Boßhart in Heidelberg germanistische und romanische Philologie, weiterhin in Zürich und Paris. Ab 1890 ist er Lehrer des Französischen an der Kantonsschule in Zürich, 1896—99 am Staatsseminar

in Küsnacht. „Gerade in jener Zeit erwachte der alte Drang nach dichterischem Schaffen wieder; und etwa von 1893 an wurden die Ferien, soweit sie nicht durch die von mir leidenschaftlich geliebten Bergwanderungen ausgefüllt waren, zu dichterischen Versuchen benützt, ganz ohne Absicht auf Veröffentlichung, nur zur Befriedigung einer Sehnsucht und zur Erholung. Allmählich aber entschied sich der lange und schmerzliche Kampf zwischen poetischer und wissenschaftlicher Neigung zugunsten der ersteren; und als nach der Uebersiedlung nach Küsnacht meine Stundenlast etwas abnahm — ich hatte nur noch 27 (!) Stunden zu erteilen —, fühlte ich mich so frei und entlastet, daß ich an die Verwirklichung meiner dichterischen Pläne ging. Von Weihnachten 1896 bis Mai 1897 schrieb ich, meistens bei Nacht und wie im Fieber, mein erstes Novellenbuch ‚Im Nebel' . . ., 1898 entstand ‚Das Bergdorf', 1899 ‚Die Barettlitochter'. Im Herbste des Jahres 1899 wurde ich als Rektor des kantonalen Gymnasiums nach Zürich berufen." Um diese Zeit fand Boßhart in der Tochter des nachmaligen schweizer Bundespräsidenten Dr. Forrer eine Lebensgefährtin. Im Jahre 1903 hatte er kaum den Band ‚Durch Schmerzen empor' vollendet, als er infolge beruflicher Ueberarbeitung zusammenbrach. Lungenleidend suchte Boßhart Heilung in Aegypten, wo er 7 Monate weilte, ohne Genesung zu finden. Die Frucht dieses Aufenthaltes sind die ‚Träume der Wüste', orientalische Märchen und Novelletten, die erst später gestaltet wurden und 1918 erschienen. Heilung fand Boßhart in Clavadel im Bündnerland. 1910 veröffentlichte er ‚Früh vollendet', 1913 die ‚Erdschollen'. Im Jahre 1915 kam das alte Leiden wieder zum Ausbruch, so daß er seit 1916 in Clavadel still leben mußte. Dort entstanden noch manche Werke wie ‚Irrlichter', ‚Opfer', der Roman ‚Ein Rufer in der Wüste', der 1922 erschien, ferner, ‚Neben der Heerstraße'. Langsam verzehrte sich die Kraft seines Körpers, bis sie am 18. Februar 1924 im Tode endete, drei Tage später wurde sein Leib in Davos dem Feuer übergeben. Nach seinem Tode gab seine Gattin seine nachgelassenen ‚Gedichte' heraus, wie auch einen Teil seiner noch nicht veröffentlichten Erzählungen ‚Die Entscheidung'.

Das ist Boßharts Leben, voll Streben, Mühen und Leid. Wie der Mensch, so auch seine Dichtung, das gilt von Boßhart. Er ist kein Heimatkünstler, er selber verwahrte sich dagegen: „Gewiß stelle ich oft Gestalten meiner Heimat in den Mittelpunkt meiner Erzählungen, aber es kommt mir viel weniger auf das Heimatliche als auf das M e n s c h l i c h e an; und da ich dieses in den Bauern unverfälschter und vor allem naiver als in den Städtern finde, so mache ich sie gern zu Trägern meiner Probleme und Handlungen." Damit ist eigentlich alles angedeutet: das Menschenleben mit seinen Verkettungen, mit seinem Suchen, Ringen und Finden, mit seiner Selbstsucht und Selbstlosigkeit, mit seiner Geldgier und seiner Hingabe, mit seiner kurzen Freude und seinem langen und tiefen Schmerz, Boßharts Welt. So greift unsere Hand nicht ohne Scheu nach einem

Novellenband Boßharts. Wir haben bei ihm eine Scheu wie ein Kranker vor seinem Arzte. Wir wissen: er wird uns immer wieder die Augen aufreißen, die Wunde bloßlegen, unerbittlich und doch behutsam. Er ist ein Mensch, der viel gelitten hat, deshalb aber auch die Menschen verstehen kann. Doch, bei den ersten Zeilen schon sind wir im Banne seiner Ideen und seiner Erzählerkunst: wir spüren, was da gestaltet wird, ist ein Stück von unserem eigenen Leben, was da an Lebenshärte über die Gestalten hereinbricht, das kann uns alle treffen, weil es durch Schicksal, eigene oder fremde Herzenshärte drohend über dem Leben steht. Nur ganz selten huscht ein Lächeln über Boßharts und des Lesers Züge, meist nur bei einer Kindheitsschilderung, die Boßhart meisterlich versteht oder in ‚Jungfer Näßi' in ‚Die Entscheidung', wo das stille Lächeln über Menschentorheit lange anhält. Und doch, all diese unerbittliche Ehrlichkeit gegenüber dem Schmerz und der Lebenshärte drückt uns nicht nieder, es reißt uns, wie der Titel einer Novelle sagt: ‚Durch Schmerzen empor'. Wissender und wohl auch weiser geworden gibt uns Boßhart, wie C. F. Meyer sagen würde „ein kleines stilles Leuchten". Und das ist schon viel. Nicht stand Boßhart in dem Licht des Christenglaubens, was wir beklagen können, aber aus seinem edlen und tieffühlenden Menschenherzen quoll eine Liebe zu allem Geschöpflichen, ein Mitleiden, so tief und ehrlich, daß davon sein Leben und dichterisches Schaffen durchleuchtet ward. Rein, sittlich rein ist seine Dichtung, weil er sich verantwortlich fühlte für die Bewahrung der Herzensgüte in der Menschheit, für die unbedingte Wahrhaftigkeit der Gesinnung, für die Hingabe an andere, für eine Hingabe, die „mit sich selber zahlt". Das ist im Wesentlichen der Geist seiner Dichtung. Ist das nicht viel?

Boßhart ist kein Christ, obschon er unbewußt in diesen Gedanken sich vielfach zum Geiste des Christentums zurückfand. Unwillkürlich kommt uns Christi Wort zu Bewußtsein, das er sprach zu einem Menschen, dem Gottes- und Nächstenliebe mehr galten als alle Gesetzeswerke: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes!" Freilich läßt Boßhart seinen ‚Rufer in der Wüste' sagen: „Wir sind aus dem alten Dom geflohen, richten wir einen neuen auf! Und geben wir uns einen Heiligen. Als Ziel! Dieser unser Heiliger heiße der Mensch! Nicht den einzelnen Menschen meine ich, der ist ein kleiner Summand, oft ein großes Tier. Nein, ich meine, was in der Gesamtseele gut und schön, hoch und heroisch ist. Nichts Hehreres wurde unter dem Himmel hervorgebracht als die Menschlichkeit. Dies sei unser Weg: Alles, was die Menschheit hebt, sei heilig im neuen Dom, alles, was sie erniedrigt, sei uns böse. Nichts erhebt sie mehr, als die Güte, nichts erniedrigt sie mehr als der Haß." (S. 387/388.) Wenn Boßhart Reinhart Stapfer, den Rufer in der Wüste, in bezug auf Christus sagen läßt: „Es genügt nicht, daß sich ein Unschuldiger für alle Schuldigen opfere, das ist barbarisch gedacht! Es muß sich ein jeder selber zum Opfer bringen. So und nicht anders geht es", so klingt das wie eine Ablehnung des Christen-

tums, ist auch so gemeint, in Wirklichkeit ist es nur die Einsicht, die auch im Apostelwort sich findet, daß „auch wir unser Leben lassen sollen für unsere Brüder". Vielleicht wirkt bei Boßharts Worten Eduard v. Hartmanns Wort vom Prügelknaben nach. Das ist die Tragik bei Boßhart, daß er nicht ahnte, wie sehr er dem Christentum innerlich wieder nahestand, freilich mehr der Ethik, als dem Glaubensinhalt des Christentums. Auch seine Wertung des Schmerzes, in dem er die Triebkraft sieht, die den Menschen von seiner Härte und Enge befreit, ihn tiefer nachdenken und empfinden läßt, ihn emporreißt zu edlerem, selbstloserem Menschentum, ist nicht buddhistisch (diese lehnt er im ‚Rufer der Wüste' ab), sondern lebensbejahend, ist ähnlich der christlichen Lehre vom königlichen Weg des Kreuzes. Seine Weltanschauung steht vielfach stark unter deterministischem Einfluß. Sittlich dem Christentum mehr nahestehend als er dachte, kennt Boßhart religiös eine Art religiöser Naturverehrung, wie sie am stärksten im ‚Briggel', jenem armen Stotterer, ihre Ausprägung findet. „Bis jetzt hatte er seinen Schul- oder Kirchengott in sich getragen, einen guten Vater oder König oder Oberrichter, der hoch auf seinem Sessel saß, prüfend auf die Welt blickte und überall zum Rechten sah, lobend, tadelnd, strafend. Einmal aber, in einer Sommernacht, nach einem Tag, der ihm einen reichen Kräutersegen gespendet hatte, leuchtete ein Traum in Briggel auf. Er sah rings um sich zahlreiche Arme und Hände, die alle ihren Halt und Willen in einem großen Herzen hatten. Jeder Arm und jede Hand war irgendeinem Wesen geweiht, einer Pflanze, einem Tier, einem Menschen, auch dem Bach, dem Teich und jedem der Sterne. Alles und jedes wurde von dem großen Herzen aus gestützt, genährt, bewegt, geschmückt, erfreut, alles Leben war verbunden in diesem Herzen. . . . Mit einer wahren Andacht bückte er sich jetzt zu den Kräutern und Blüten und löste sie zärtlich aus der Gottbruderhand, die sie ihm reichte, damit er lebe, er, der Vieljährige, von der Gnade und Gunst der Einjährigen" (im Novellenband ‚Neben der Heerstraße' S. 63/64). So ist wohl auch Boßharts Weltanschauung nicht die des Gläubigen, aber wohl die des demütig Ahnenden, der in der Welt und im Menschenherzen, freilich pantheistisch, etwas Göttliches ertastet. Er sagt selbst in einem Gedicht:

„Mich hat als Kind das Wunder tief getroffen!
Ich schlug es tot, weil's mir die Ruh' vergällt.
Nun halt ich wieder Kinderaugen offen,
Und weiß, das Wunder ist der Grund der Welt."

Es mag uns wenig scheinen, was Boßhart religiös empfand, ist es auch, aber es ist doch im Vergleich zu der trostlosen Lebensbetrachtung so vieler heutiger Schriftsteller sehr viel, denn ähnlich dem Tiefreligiösen, der überall Gottes Fußspuren erahnt, schaute er in der Welt so viel Wunderbares, quillend aus unerkannten Tiefen, daß er eine tiefe Ehrfurcht vor allem Lebendigen empfand. Wer aber ehrfürchtig ist, der lehnt die Sünde der

Roheit, die Werte zerstört, ab, der hat ein gütiges Herz. Wer sich in Boßharts Werke vertieft hat, der weiß, daß in ihm viele tiefe, sittliche Werte zu finden sind.

Es möchte scheinen, als ob Boßhart mehr Denker als Gestalter sei. Gewiß, schon aus seinem Beruf heraus wurde er zum Denker und Erzieher in der Dichtung. Sein Werk ist aber keine bloße Problemdichtung, obschon sie hier und da sehr stark als solche erscheinen mag, besonders im ‚Rufer in der Wüste' und im ‚Professor Wendelin'. Seine Schilderung ist keine bloße Staffage, seine Gestalten sind keine Statisten. Die Naturverbundenheit des Schweizers und psychologisch scharfe Beobachtungsgabe gab Boßhart die Kraft des Bildens, nicht des bloßen Denkens und Wollens. Blutvoll, ohne Idealisierung, mit ihren Fehlern und Vorzügen stehen seine Menschen vor uns. Meist sind es Bauern, Erdgeschwister, die alle Güte und alle Härte der Erde, die Kraut und Unkraut hervorbringt, in sich tragen. Nur ganz selten zeigt Boßhart Gestalten aus dem Stadtleben, z. B. in seiner Ehenovelle ‚Nimrod' und im ‚Rufer in der Wüste', weil er, der Lebensnahe, sich mit drängenden Lebensfragen auseinandersetzen will. Am liebsten sammelt er im kleinsten Punkte die stärkste Kraft, im Bauerntum, dort stellt er alles Hassen und Lieben, alle Härte und Güte des Menschentums eindringlich dar. Seine Naturschilderung steht immer in Beziehung zu den Menschen, ist aber so wundervoll durchleuchtet, besonders Sonnenaufgänge, treibende Wolkenmassen, daß es bei einem Aufsatz, der sein Lebenswerk umreißen soll, schwer fällt, sich der Kürze des Aufsatzes wegen mit Zitierung von Stellen zu bescheiden.

Stilistisch ist Boßhart zuchtvoll, er liebt scharfe Charakterisierung in knappem Ausdruck, nähert sich darin den deutschen Klassikern. Scheinbar ruhig dahinfließend ist der Text, doch in ihm flammt die Glut menschlicher Empfindung. Seine Ausdrucksform ist die Novelle, wenn er auch durch seinen einzigen Roman ‚Ein Rufer in der Wüste' den ersten Gottfried-Keller-Preis und den Schweizer Schillerpreis 1922 erhielt. Auch die knappen orientalischen Märchen gelangen ihm. Die Gedichte sind durchweg Gedankenlyrik, durchlebt von Naturbildern. In allem aber ist Boßhart Psychologe. (Schluß folgt.)

Das Buch in der Zelle / Selbstzeugnisse von Gefangenen

Mitgeteilt von Oberpfarrer J. Ebner (Bruchsal)

Bei folgenden Ausführungen haben wir nur katholische Gefangene im Auge. Eben ist am großen eisernen Tore des Zuchthauses ein Neuling angekommen. Die Aufregungen der Untersuchungshaft und des Gerichtsverfahrens lasten noch als Haftpsychose auf seiner Seele, und die Spuren schwerer Tage sprechen aus seinem blassen Angesichte. Der große Schlüssel öffnet den einzigen Zugang zum Zuchthaus. Der Gefangene tritt ein. Das feste Zellenschloß ist für ihn zugeknattert. Schon mancher hat mir gesagt, daß dieses Schloßknarren ihm in alle Glieder gefahren sei. Er sieht sich klopfenden Herzens um. Die aufgekettete eiserne Bettstelle mit der Matratze und den Decken, der Wasserkrug, das Handwerkszeug zur langweilstillenden Arbeit, das vergitterte Fenster dort oben, wahrhaftig nichts Einladendes für den langen, unfreiwilligen Aufenthalt. Das Zuchthaus bedeutet Einzelhaft mit pflichtmäßiger Arbeit.

Der Aufsichtsbeamte bringt aus der Bibliothek die ersten Bücher. Der Gefangene betrachtet sie wie liebe, treue Freunde, die ihn in der Not nicht verlassen haben und die ihm in schweren Stunden Trost und Mut bringen wollen. Er mustert diese Gabe der Barmherzigkeit; es wird ihm etwas leichter ums Herz. Diese ersten Bücher, welche jeder Gefangene für immer in seiner Zelle hat, sind die Heilige Schrift des Neuen Testamentes, der Diözesan-Katechismus, die Schulbibel und das Magnifikat mit einem Anhang von Liedern, die für die Gefangenen besonders entsprechend sind. Den Katechismus und die Schulbibel nimmt er mit zur Religionsstunde, die wöchentlich einmal in der Anstaltskirche abgehalten wird. Das Magnifikat ist sein steter Begleiter beim Gang in die Anstaltskirche zum Gottesdienst und zur Gesangstunde, bei der die religiösen Lieder jede Woche einmal eingeübt werden.

In unserer Zuchthausbibliothek ist eine große Anzahl erbauender, belehrender und unterhaltender Bücher zur Ausgabe an die Gefangenen vorhanden. Bevorzugt werden natürlich Bücher ethischen Inhalts.

Zeit zum Lesen haben die Gefangenen an Sonn- und Feiertagen, an Werktagen nach dem Mittagessen bis zum Wiederbeginn der Arbeit und am Abend nach Arbeitsschluß bis zum Bettgehen. Das elektr. Licht brennt im Winter bis 8 Uhr.

Die Bücher werden mindestens alle 14 Tage, und sonst nach Bedarf umgetauscht. Geschenkte und gekaufte Bücher bleiben immer in der Zelle.

Im Oberrheinischen Pastoralblatt 1924 Heft 12 hat Verfasser dieses einen kleineren Artikel veröffentlicht, „Das Buch im Zuchthaus“. Er hatte dabei die Absicht, für Bücherspenden zugunsten der Gefangenenbibliothek zu werben. Jener Bücherbettelbrief schloß mit den Worten: „Wer will der erste edle Spender sein von Gaben und Büchern für unsere Gefangenenbibliothek? Es gibt sicherlich kein besseres Werk der Nächstenliebe, als geknickte Menschenkinder wieder aufrichten, Trauernde trösten, Entmutigte stärken, Verzweifelte festigen im Vertrauen auf Gott und sich selbst, arme Sünder wieder heimführen ins Vaterhaus. Wer unsere Bibliothek mit guten Büchern vergrößern hilft, wirkt mit seiner Gabe nicht nur jahre-, sondern jahrzehntelang. Das gespendete Buch geht jahraus jahrein von Zelle zu Zelle und schafft Ewigkeitswerte.“

Diese Bücherbitte hat viele geneigte Ohren gefunden. Die Spenden für unsere Bibliothek waren zahlreich. Als Dank für diese vielen Gaben mögen die Ge-

fangenen selbst unser Thema beantworten: „Die seelische Befreiung der Gefangenen durch das gute Buch."

1. Viele Insassen der Gefangenenzellen haben in der Welt draußen und erst recht in den sie umgebenden Kerkermauern nichts und niemand mehr, was ihnen das Leben lebenswert erscheinen lassen könnte. Von allen losgelöst, von allem, was einem einst lieb und wert war, abgeschnitten, einzig auf sich und seine Gedanken gestellt, da ist ein „gutes Buch" ein kostbares Gut für einen Menschen, der zwangsläufig Einkehr in sich halten soll. Ist es doch nur zu oft der einzige treue Freund, der keinen Wankelmut kennt, der nicht die Treue bricht, weil ich etwas beging, was gegen das Gesetz verstieß.

Ich würde die Zeitschriften, welche Erzählungen und belehrende Aufsätze bringen, für die Masse der Insassen am meisten befürworten. Romane? Nein! Und wenn, dann nur wirklich Gutes. Romane mit Liebesgeschichten und erotisch-sexuellem Hintergrund, die taugen in keine Gefangenenzelle! Welcher Insasse wird nicht erregt! Wenn man doch bedenken würde: jahrelange Enthaltsamkeit! Es gehört Kraft und Ausdauer dazu, auch nicht der geistigen Onanie zu verfallen. Es muß mit der Veranlagung der Insassen gerechnet werden. Zum großen Teil unreife Menschen, denen nichts Menschliches unbekannt; in der Großstadtkloake zu Hause. Hier gehört eine individuelle Art dazu, um solche Menschen in der Lektüre zu führen. Das beste und beliebteste und auch vom rein psychologischen Standpunkt aus empfehlenswerteste Buch wird immer sein: Reisebeschreibungen, Schilderungen von Land und Leuten in fremden Ländern, Heimatkunde, Geschichte des Landes, der Völker, des Staates usw. Aber neue Sachen, die dem Gefangenen Interesse abzwingen.

2. Es ist nicht lange her, als ich das Buch von Alban Stolz gelesen habe: „Schreibende Hand auf Wand und Sand". Dieses Buch hat mich tief erschüttert und aufgeweckt. Manches Spiegelbild habe ich in diesem Buche gefunden. Ein solches Buch wirkt nachhaltig und ist eine eindringliche, tiefgehende Missionspredigt, welche in der einsamen Zelle doppelt wirkt. Wer dieses Buch liest und ist nicht gänzlich von Gott verlassen, der muß sein bisheriges Leben zum Guten wenden. Mir war es nach dem Lesen dieses Buches, als ob ich den letzten Schritt vor einem tiefen Abgrunde zu tun im Begriffe sei, plötzlich aber von einer Stimme abgehalten würde, diesen Schritt zu tun. Noch ist es Zeit, wenn du nicht ewig zugrunde gehen willst!

3. Wenn ich als Schuljunge eines Buches von der 10 Pfennig-Schundliteratur habhaft werden konnte, verschlang ich es; gleichviel, ob es Indianer-, Räuber- oder Detektivgeschichten waren. In meinem jugendlichen Leichtsinn merkte ich nicht, auf welche Abwege ich geriet und geraten bin. Ich suchte Befriedigung in schlechter Gesellschaft mit leichtfertigen Mädchen. Hatte kaum noch einen Begriff von Moral und Sittlichkeit. Für etwas Höheres, Seelisches und Geistiges war ich verloren. Jetzt in der Einsamkeit kam mir erst zum Bewußtsein, in welch einem Sumpf ich lebte. Als ich ein Büchlein von W. Cramer, „Der christliche Vater", in die Zelle bekam, da glaubte ich, es sei nur für mich geschrieben; denn es war mir in Wahrheit ein rechter Beichtspiegel für meine Vergangenheit. Seitdem habe ich schon manches schöne und erhebende Buch gelesen, welches mir ein Wegweiser ist zum Vorwärts- und Aufwärtsstreben. Jetzt ist es mir ein Bedürfnis, nach der Arbeit oder Sonntags ein schönes Buch zu lesen und daraus reine und wahre Lebensfreude zu schöpfen.

4. Durch das Werk „Ringende und Reife“ von Dr. Klug fand ich den Weg zum wirklichen Leben. Damals in meiner von Vorurteilen befangenen Stellung gegen die Religion würde ich es wohl kaum gelesen haben, wenn mich nicht die schöne Sprache des Verfassers so schnell gefesselt hätte; ich kann ruhig sagen, daß noch kein Buch so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. So ist auch die christliche Lebensphilosophie von Tilmann Pesch mir sehr lieb geworden. Besonders Schiller, Shakespeare und Goethe in seiner „Dichtung und Wahrheit“, „Hermann und Dorothea“ usw. sind mir an das Herz gewachsen. Z. Zt. lese ich Abraham a Sancta Clara, „Blütenlese aus seinen Werken“ von Dr. Karl Bertsche. Nicht allein bereitet einem der kerndeutsche Prediger einen ästhetischen Genuß; nein, seine urwüchsige Sittenlehre, mit klingendem Humor gewürzt, sind einfach köstlich und von unvergeßlichem Wert.

5. Nun bin ich schon über sechs Jahre in einsamer Zelle und muß sagen, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, was ich jetzt wäre, wie ich die lange Isolierung überstanden hätte, oder wie ich die noch kommenden Jahre der Zellenhaft überstehen sollte, wenn ich nicht Anregung, Aufmunterung, Belehrung in der mir gegebenen Lektüre fände. Mißbraucht, verraten, zusammengebrochen, rang ich in bitterer Not und Einsamkeit in mir um ein kleines, ach wenigstens ein ganz kleines Restchen Glauben an das Gute im Nebenmenschen. In Tagen der größten Not gelangte zum Beispiel ein Buch in meine Zelle: „Bergkristall“ von Wittig, welches mich wieder förmlich befreite. In einem Aufsatze „Das Brot der Vielen“ sprach der Verfasser von idealer christlicher Solidarität unter Zugrundelegung des Heilandswortes „Ihr in mir und ich in euch“. Wahrlich, mir selber braucht niemand mehr den Wert eines guten Buches zu erklären! Gute Seelenluft kam zu mir aus jenem Buche, half mir zu neuem Mute, frischem Glauben an ehrliche, gute Solidarität unter den Menschen. Du guter, lieber Mensch, der du so etwas hast schreiben können, wie bin ich dir gut und danke dir.

Jedoch sind Werke religiösen Inhalts nicht die einzigen, die den Gefangenen in der Zelle hochheben und beschäftigen können. Religion und Ethik sind gut und müssen sein, aber — nicht zu viel, sonst wird damit nirgends mehr Schindluder getrieben als unter Gefangenen in Einzelhaft. Der Gefangene in seiner Zelle sehnt sich nach leichter Lektüre, welche ihn sein Leid mehr oder weniger vergessen läßt, welche etwas Frohsinn weckt, damit er wieder einmal lachen könne. Ermahnen und belehren läßt sich doch auch im Gewande des Humors. Diese Weise ist eine Kunst, jedoch wer sie versteht, der hat damit mehr Erfolg als mit trockenem Moralisieren. Der Gefangene ist in seiner Einsamkeit viel aufnahmefähiger für den ihm gegebenen Lesestoff. Aber er empfindet gar zu starke Tendenz im Punkte Religion und Moral auch doppelt abstoßend.

Zuletzt, aber nicht als letztes, ist wichtig und sehr nützlich gewerbliche Fachliteratur. Es ist in den Zellen vergraben viel guter Wille, redliches Streben, besser und tüchtiger zu werden, vergraben viel geistige Kraft. Brachliegend verkommt sie oder vertrödelt sich in Allotria, weil sie sich nicht anders zu betätigen weiß.

Die Wohltat, welche dem Gefangenen mit einem guten Buche geschieht, wird sich auswirken und irgendwie solidarisch wieder Gutes erstehen lassen.

6. Ein gutes Buch ist meine einzige Freude. Wie trostlos und verlassen käme ich mir vor, wenn ich einmal einige Tage ohne ein Buch zubringen müßte! Ich liebe Bücher, seit ich lesen kann, oft sind sie mir mehr wert als manche Unterhaltung mit Menschen. Und meiner Meinung werden wohl die meisten in diesem Hause

sein. Ausgenommen solche, die nicht lesen gelernt haben, oder Menschen ohne Gefühl für Höheres.

7. Das Buch regt mich an zu vertieftem Streben nach sittlicher Läuterung; es ist mein Freund und Tröster in der Einsamkeit und hilft den Weg zu Christus in der hl. Kommunion ebnen. (Ein Lebenslänglicher)

8. Für mich sind die Bücher am lehrreichsten, wo Gottes Vorsehung waltet und mich seelisch hochhalten. Gott sieht alles, es ist sein Wille, daß ich durch dieses Haus gehen soll.

9. Wie mancher Mensch zollt dem Leichtsinn, der Unreife und Unerfahrenheit den Tribut gerade damit, daß er in so ein Haus kommt. Die Brücken mit der Welt werden oftmals jäh für ihn abgebrochen. Er hat vielleicht niemand mehr, der draußen seiner gedenkt und Interesse an ihm hat, oder keiner will von dem Geächteten etwas wissen. Da beginnt in so mancher von der Menschheit abgesonderten Seele im Laufe der Zeit ein Ringen und Suchen nach dem Sinn und Wert des Daseins; s e i n e s Daseins und Unglücks. In der Stille und Reifezeit tritt der Geist eines guten Buches vor die suchende und fragende Seele, das manche Antwort auf die vielen und stummen Fragen geben kann: das Leben und seine Auswirkungen, die Leidenschaft und deren Folgen, Tugend und deren Segen, das alles, von den verschiedensten Seiten beleuchtet, selbst dem größten Unglück noch einige Lichtpunkte abringen kann. Da ziehen die mannigfaltigsten Menschenleben und Ideale an dem suchenden Geist vorüber, die ihm sicher etwas zu sagen haben, die die verstimmten Saiten seiner Seele wieder heller und reiner stimmen, seine schlummernden oder überwucherten guten Anlagen und Kräfte wecken und läutern können und ihn so den Weg zum neuen Aufstieg weisen, den er vielleicht draußen in der nach Genuß und Mammon jagenden Welt nie hätte kennen lernen. Wenn ich von mir etwas Näheres sagen soll, so sei es das, daß ich meine ganze geistige Gesundung und einen tieferen Sinn fürs Leben, neben anderen Faktoren, vor allem einer guten, aufbauenden Lektüre verdanke.

10. Ich habe hier eine Zeitschrift, Hochland betitelt, etwas Großartiges! Es besagt so ungefähr schon der Name, was das Blatt bringt: Kunst und Wissenschaft. Meine ganze freie Zeit ist dem Studium dieser Zeitschrift gewidmet.

11. Ein gutes Buch in der Zelle ist in erster Linie mit der beste Schutz gegen das Narrenhaus. Nur ist nicht jedes gute Buch gerade gut für jeden. Immer wird dasselbe auch einigermaßen mit der Geistesrichtung des Lesers übereinstimmen müssen. Dann wird es, wenn auch nicht gut, so doch immerhin besser machen. Tut es aber dies, und wenn es auch nur für einige Stunden sein sollte, so ist der Nutzen schon der, daß in eben diesen paar Stunden kein Blödsinn gesponnen wurde. Und habe ich das einmal erkannt, was mitunter allerdings sehr lange dauern kann, dann gelüstet mich vielleicht immer öfter nach so blödsinnfreien Stunden. So wird möglicherweise mein Buch mein Freund. Und gute Freunde trachte ich in der Regel zeitlebens zu behalten. Es kann darum sein, daß ich diesen Freund aus der Einsamkeit mit in die Freiheit hinausnehme. Das sind Möglichkeiten, die bestehen, und schon deshalb: Dank dem guten Buch in der Einsamkeit!

12. Durch das Bücherlesen in der Zeit meiner Inhaftierung habe ich das schwere Leid bezwungen. Es hat Herz und Seele gereinigt vom Schlackenfelde der bösen Taten, in einsamer Stunde die gefurchte Stirne wieder geglättet. Durch Lesen in der Einsamkeit der Zelle hat manches Buch das wiedergebracht, was

verloren war: den Glauben, wodurch man seine Strafe leichter tragen und wieder vertrauend himmelan sehen kann.

13. Die ersten 2½ Jahre nach meinem Urteil fand ich zum Lesen keine Ruhe. Hier angekommen, wurde das allmählich besser. Die einzelnen Bücher gefielen mir soweit alle gut, wirkten aber jedesmal anders, günstig und ungünstig, auf mich ein. So z. B. las ich in „Ueber Land und Meer" so manches, welches in mir Sehnsucht und das Verlangen nach Freiheit erweckte. Die Zeitschriften „Deutscher Hausschatz", „Stadt Gottes" und die „Kath. Missionen" wirkten sehr günstig auf mich ein. Sobald ich ein solches Buch um mich habe, bin ich zufrieden. Zwei ganz besonders schöne Bücher möchte ich hervorheben: „Stunden der Stille" und „Ein Jahrbuch der Seele". Während ich in diesen beiden Büchern las, war mir oft ganz anders zumute. Ich betrachtete alles, was ich sah, hörte, fühlte, überhaupt was uns Menschen umgibt und wir nicht enträtseln können, als Wunder.

14. Da dem Menschen in Drilch leibliche Sonderrechte nicht zustehen, tritt seine Seele desto kräftiger hervor und macht ihre Rechte und Bedürfnisse geltend. Der Gefangene liebt das Buch, muß es lieben; er wäre unglücklich, sofern er es nicht hätte. Er lacht und weint mit ihm oder dem Verfasser, er steht ihm aber auch kritisch gegenüber.

Immer aber übt das Buch einen Einfluß auf sein Innenleben aus, manchmal mehr, manchmal weniger. Ob gut oder schlecht, das Buch sagt ihm etwas, erzieht ihn zur geistigen Selbständigkeit oder zum blinden Wortnachbeten. Dieser wird z. B. zu seinem moralischen Fortschritt aus Goethes „Wahlverwandtschaften" keinen Vorteil ziehen, während derselbe Roman für einen anderen Nutzen stiftet in vielerlei Hinsicht. Sicher kommt es hierbei auf die persönliche Einstellung, auf eigene Weltanschauung, auf die sittlichen und geistigen Eigenschaften des Lesers an. Solches zu erkennen ist Sache des erfahrenen und verstehenden Ratgebers, des Bibliothekars. Das gute Buch ist immer aber für den Gefangenen der beste und bereitwilligste Freund. Es ist sein Geistespfleger, sein tröstender und erheiternder Genosse zu allen Stunden. Das Buch hilft ihm die Eintönigkeit des Alltags unterbrechen, hilft ihm in der Werkstatt des Geistes eine höhere Erkenntnis suchen; es wird ihm zum seelischen Existenzbedürfnis. (Ein Lebenslänglicher)

15. Romane können mich nicht fesseln. Ganz besonderen Eindruck machen auf mich die „Hansjakobbücher". Wenn ich ein Buch von Heinrich Hansjakob lese, dann bin ich nicht mehr im Zuchthaus, sondern ich mache die Reise, die er gemacht hat, mit. Ich bin immer bei ihm und alles andere habe ich vergessen. Ich lese jedes seiner Bücher zweimal, das macht mir immer große Freude. Das erste Buch, das ich hier gelesen habe, war von Professor Heilmann, das machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich heute noch ganze Abschnitte auswendig hersagen könnte.

16. Wenn ich heute ein anderer geworden bin und heut oder morgen in die Freiheit trete und ehrlich und redlich meine Familie ernähre, so darf man glauben, daß die Bücher, die ich hier las, einen großen Teil dazu beigetragen haben. Ganz besonders liebe ich die Familienzeitschriften, wie „Alte und Neue Welt", „Katholische Welt", „Stadt Gottes" usw. Auch lese ich gern Romane von Enrika v. Handel-Mazzetti oder von Freiin von Krane. Obwohl ich das Buch „Der Deutsche Held" schon vor anderthalb Jahren gelesen habe, erinnere ich mich jeder Einzelheit, und heute noch bewegt es mich tief, wenn ich an jenes Buch denke. Ich habe mir vorgenommen, sobald ich entlassen bin, es mir anzuschaffen, um damit meiner Frau ein Geschenk zu machen. Ohne das Buch wäre das Leben hier unerträglich!

Als ich noch zu Hause bei meinen Eltern war, war es für mich eine besondere Freude, meinen Eltern abends ein Buch aus der Leihbibliothek vorzulesen. Dabei passierte es öfters, daß ich weinen mußte, so auch bei dem Roman: „Am Kreuz“, der sich in Oberammergau abspielt, von Wilhelmine Hiller. Da rief mein Vater gewöhnlich meiner Mutter zu: „Jetzt schau einmal den Kerl an, heult wegen fetten Buchstaben!“ Aber mein Mütterlein war ganz anderer Meinung als mein Vater. Ich darf ruhig sagen: hätte ich, als ich eine Familie gründete, solche Bücher, wie hier, um mich gehabt, so wäre ich bestimmt heute nicht in diesem Hause. Ich werde nach meiner Entlassung in eine Bibliothek eintreten.

17. Kürzlich habe ich ein neues Buch von Dr. Klug über „Lebensbeherrschung und Lebensziele“ gelesen. Dasselbe könnte man mehrmals durchlesen, es besagt stets Neues und man würde nie das Interesse daran verlieren. Bewundert habe ich die Menschenkenntnis bzw. die Schilderung der Schwächen und Fehler des modernen Menschen und im letzten Drittel die langsame Beweisführung bzw. die Zurückführung zu Gott.

18. Im Anfang meiner Zellenhaft war ich so mutlos, daß ich glaubte, nur der Tod wäre das Beste für mich. Ich bekam damals zwei Bücher. Das eine war eine Länderbeschreibung, das andere eine Lebensbeschreibung einiger Heiligen. Da kam mir erstmals in den Sinn, was eigentlich Glück ist. Ich suchte früher das Glück, aber auf ganz anderen Wegen: In Kriminal-, Detektiv- und sonstigen Schwindelromanen. Und wie weit bin ich damit gekommen? . . . Auf mich wirkt heute ein gutes Buch wie elektrisierend, und ich fühle dabei mein Unglück nicht mehr so. Heute erst bin ich zu der Einsicht gekommen, daß nur der etwas erreicht und ein ganzer Mann ist, der aus eigener Kraft, durch Hände- oder Geistesarbeit sich eine Existenz gründet. Wer, wie ich, das Leben verträumt oder verspielt hat, der ist eine Ruine, die vielleicht zum Lachen oder Spotten herausfordern könnte, aber ich gebe die Hoffnung noch nicht auf.

19. Es wird soviel geredet von dem Schaden, den die Druckerschwärze unter dem Volksganzen anrichtet, und gewiß hat man damit Recht. Jedoch nur zum Teil; denn wo viel Schatten ist, da muß notgedrungenerweise mehr Licht sein, und wer wollte wegen ihrem tiefen Schatten die strahlende Mittagssonne verscheuchen? Zwar richtet die sogenannte Schundliteratur fast unübersehbare Verwirrung an, umsomehr, als die urteilslose Masse die Neigung hat, alles schwarz auf weiß Vorgesetzte so ziemlich wahllos zu verschlucken, was bei dem besten Magen nicht immer gut ablaufen kann. Diese gefährliche Neigung könnte zum Segen gereichen, wenn die Verbreitung guter Bücher ebenso systematisch betrieben würde, wie die der Schundliteratur.

Den wahren Wert eines guten Buches lernt aber erst so recht der einsam in der Gefängniszelle Büßende. Die Eigentümlichkeit seiner Lage bringt es mit sich, sich mit demselben tiefinnerlicher zu befassen. Die tote Materie erhält gleichsam Gestalt und Leben, hat sie doch die eine Gabe, das Geschenk denkender Wesen, die Sprache. Bildet nicht das Buch eine der Hauptadern, aus der dem Gefallenen das Blut der Regeneration herströmen soll, durch welches die verkümmerten besseren Regungen zum Keimen gebracht und diese sich zu festen Entschlüssen für die Zukunft auswachsen sollen? Stellt es nicht ferner eines der wenigen Bande dar, die dem von der Außenwelt abgeschlossenen Gefangenen an dieselbe verknüpfen und auf diese Weise, trotz allem, nicht ganz vereinsamt und verlassen fühlen lassen? Dem einen

dient es zum Wecken des eingeschläferten Rechtlichkeitsgefühls, dem anderen zur Stärkung und Bekräftigung seiner schon gewonnenen Einsicht.

20. In den „Legenden“ haben wir die Heiligen als Vorbild in der Abtötung und Buße. In denselben wird uns die große Liebe und Barmherzigkeit Gottes, auch dem größten Sünder gegenüber, vor die Augen gestellt. Mithin ein Buch für Strauchelnde und Hoffnungslose, um wieder ein gottvertrauendes Menschenkind zu werden. Das „Sonntagsbuch“ von Professor Dr. Klug ist ein Buch um sich selbst zu finden, d. h. für den nachdenkenden und sich selbsterkennenden Menschen offenbaren sich die Schätze, die er für das richtige Leben braucht. Mein Lieblingsbuch ist die „Stadt Gottes“. Vielleicht auch das Buch der Kinder genannt, so kommt es mir wenigstens vor. Es sind leicht verständliche Sachen und Erzählungen darin, die auch für das praktische Leben Verwendung finden. Ganz besonders aber wird man dabei ein Kind Gottes. Man bekommt wieder einen kindlichen Sinn, kindliches Gottvertrauen; man findet sich wieder heim zu Gott. In dieser Zeitschrift findet sich auch das Wort des Heilandes bewahrheitet: „Werdet wie die Kinder.“

(Ein Lebenslänglicher)

21. Menschen menscheln immer und sind aufdringlich, selbst dort, wo sie glauben, es nicht zu sein. Einen Menschen sieht man nie ganz. Immer nur einen Teil, immer meist nur jenen, den er gern gesehen hätte. Ein aufrichtiger Mensch ist so selten wie ein aufrichtiger Freund. Anders, ganz anders ist ein Buch. Es spricht zu uns, durch nichts behindert, frei und offen. Weil es in der Einsamkeit, in stillen Stunden, vielleicht mit Herzblut geschrieben, oder der Spiegel ist schöner, nachklingender Zeiten. Es zeigt uns nicht nur die Welt, sondern auch seinen Schöpfer, nicht nur das materielle „Ich“, sondern vor allem das geistige. Schlägt es verwandte Saiten in uns an, dann lieben wir es. Zeigt es uns neue Wege, hilft Dornen brechen, Schutt hinwegräumen, so verehren wir es und lassen uns von ihm führen. Es ist sonderbar, es kommt uns keinen Augenblick ein Zweifel an: es führt dich in die Irre. Vielleicht deshalb, weil wir den abgezogenen Menschen vor uns haben, ganz seiner Leiblichkeit entkleidet, weil wir nicht das Geringste seines Tuns mit seinem Buche im Widerstreit sehen. Was zu mir als gute Bücher auf die Zelle kam, waren Bücher Einsamer, abseits vom Tagesleben Stehender. Sie waren ruhig, tief und klar, wie ein von der Einsamkeit beschützter Bergsee. Und ein Geheimnisvolles sprach aus ihnen, wies heraus aus dem Alltag, höhenwärts, dem Lichte, der Sonne, der Heimat zu. Kein hysterischer Schrei irgend eines Kaffeehausweltweisen störte ihre Klarheit und Ruhe. Ihnen verdanke ich mein Gesunden und den freien Blick ins Leben, sowie die ringende Innenschau. Tage des Bücherwechsels sind Tage innerer Unruhe. „Wie wird es sein, das Buch, das morgen zu dir kommt?“ ist die oft auftauchende Frage. Es ist genau dasselbe Gefühl, wie wenn man auf einem Bahnhof steht und jemanden erwartet, mit dem man vielleicht schriftlich verkehrte, aber ihn zum ersten Male heute sehen wird. Manchmal ist sein Erscheinen Enttäuschung. So auch bei Büchern. Aber sie sind still und nicht geschwätzig. Demütig bleiben sie in einer Ecke stehen, bis sie wieder abgeholt werden, und ihr stummes Mahnen und Reden hat mich oft schon bezwungen. Bücher sind auch Prüfsteine. Wie einer mit den Büchern umgeht, so auch mit den Menschen. Gute Bücher sind aber auch das schönste Geschenk. Ein Buch der Angehörigen hat doppelten Wert. Es erzählt uns von ihrer Liebe und ihrem Verzeihen und bittet uns umzukehren und dadurch zu danken. Solche Tage, an denen ein Buch von den Lieben kommt, sind Festtage.

22. Es ist ein wahres Wort, das in der Bibel steht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Nun möchte ich noch das Wörtchen „stets“ in diesen Spruch an entsprechender Stelle einfügen; denn oft ist es gut, daß er allein ist, oft ungut. Ja, das ist das Eigenartige bei dem Begehren von Gesellschaft, daß viele Einsamen sich nicht die Mühe nehmen, zu prüfen, woher ihre Wünsche nach Gesellschaft kommen. Ich meine, ob das nur irdische „Ich“ wünscht, oder das bessere in uns, oder beides in harmonischer Sehnsucht. So gemeint, daß naturnotwendig das bessere „Ich“, die Seele, gleichsam allein das Recht hat, dem Wunsch einen bestimmten Namen zu geben, einen Namen, der in der Erfüllung das ewige und auch irdische „Ich“ zufriedenstellt.

In jedem Gefangenen lebt der heiße Wunsch, hie und da Gesellschaft zu haben. Es ist dies ein Naturtrieb im Menschen. Nun gibt es aber Gesellschaft verschiedener Art, die auch dem Gefangenen reichlich zur Verfügung steht. Eine Gesellschaft, die unterhält, belehrt, mahnt, tröstet, aufrichtet, stärkt, führt, hält, eben das denkbar Beste wirkt, wollte sagen, wirken kann: die Bücher. Aber man muß wissen, wie man die Gesellschaft der Bücher wertvoll machen kann. Viele lesen, um die Gedanken an ihre Lage zu verscheuchen, gebrauchen das Buch als Opiat, wechseln Bücher auf Bücher, obwohl sie dieselben nur mit den Sinnen gekostet haben, ungefähr wie eine Zigarre: man weiß, daß und was man geraucht hat, aber bei der nächsten Zigarre ist die vorhergegangene bereits wieder vergessen. Genuß nur für die Dauer des Lesens, einmal durch, dann fertig . . . Rauch — fort . . . es war einmal . . .!

Ich habe manchen Freund hier schon gefunden, den ich nie vergessen möchte. So z. B. Dr. Klug, den verstorbenen Benediktinerpater von Oer, Dr. Krebs, Pater Lippert S. J. Von erzählenden Schriftstellern: Ernst Zahn, Paul Keller, Anton Schott und noch viele andere könnte ich bezeichnen, die Samenkörner in meine Seele gestreut, die mir geholfen, mein schweres Kreuz zu tragen, die mir Kraft schenkten, die mir Quell wurden, aus dem ich lebenslang schöpfen kann.

(Ein Lebenslänglicher)

23. Im Anfang meines Aufenthalts hier habe ich mit Büchern nichts anzufangen gewußt. Ich habe keiner Lektüre, die etwas religiös angehaucht war, Sympathie abringen können. Die Sache änderte sich, als durch gütigen Zuspruch von seiten des Herrn Anstaltspfarrers und -Lehrers mir vor Augen geführt wurde, daß ich meine Bücher besser benützen solle, da sie zum Zwecke der Besserung für mich bestimmt sind. Hierauf betrachtete ich meine Bücher mit anderen Augen und ich dachte darüber nach, was ich gelesen hatte. Dadurch blieb manches Gute an mir haften und nach und nach schmolz das Eis der Voreingenommenheit gegen religiöse Bücher. Ich gewann die Bücher, besonders Zeitschriften lieb und sie waren mir stete Gefährten meiner Einsamkeit. Wie oft in den Jahren meines geistigen Ringens, wenn meine Seele erlahmte, hat der Gedanke an ein Buch und der Blick in dasselbe mich aufs neue entzündet zum rechten Leben. Die Gedanken, die mein armes Leben retteten vor dem Versinken in die Alltäglichkeit, sie strömten mir durch Vermittlung von Büchern zu. Aus ihnen schöpfte ich den Geist, der meinem Wollen und Wirken Leben einhauchte. Gärte es in mir vor Zorn und Aerger, so sprachen die Stimmen der Bücher zu meinem Herzen: besänftigend, beruhigend, tröstend, erhebend. Es gibt Bücher, welche Goldkörner enthalten und damit unbezahlbar sind, nur muß man verstehen, diese Goldkörner herauszufinden. Man bereichert sein Wissen nicht nur durch das viele Lesen, sondern

durch das richtige Lesen mit Bedacht und Aufmerksamkeit. Ein gutes Buch hilft einem die Stunden der Einsamkeit leichter ertragen und bewahrt einen vor trüben Gedanken. Aber warnen möchte ich vor solchen Büchern, welche in Wort und Bild schleichendes und sicher wirkendes Gift enthalten, das man in kleinen und unbemerkten Dosen einnimmt, welche Sinne reizen und viel Unheil stiften. Die Sprache eines Buches ist leis und still, aber manche Worte, die aus einem Buche sprechen, verklingen ein ganzes Leben lang nicht mehr in der Menschenbrust. Bücher sprechen zu uns wie Menschen; sie beeinflussen uns, wie diese. Mich hat hier gute Lektüre treu und unermüdlich gestützt und gehalten, das Dunkel in mir und um mich erhellt und zerstreut. Da dies mein aufrichtiges Urteil ist, darum sollen meine Augen ruhen in Liebe auf guten Büchern, bis sie sich schließen für alles Irdische. (Ein Lebenslänglicher)

24. In einem Hause, wo alles unbefugte Sprechen, Singen, Pfeifen, Schreiben, Arbeiten und Essen untersagt ist, bietet sich dem Menschen nur eine Möglichkeit, seinem Innern freien Lauf zu lassen, in der Lektüre, wo er mitfühlen, mitsingen, mitsprechen und mitleben kann, ganz nach seinem Bedürfnis und Bildungsgrad. Das Buch in der Zelle ist das Unterpfand des späteren Fortkommens! Oeffnet sich dem Insassen durch das Buch eine Pforte der Technik, der Wissenschaft, der Wohlfahrt, der Religion, sofort nimmt man Stellung zum Verfasser, sucht zu ergründen, was wohl der zum Leben zu sagen hat, bildet sich ein Urteil, formt sein Leben, gibt ihm einen Inhalt und paßt sich so in das Gelesene ein, und wehe dem Menschen, der geneigt ist, das Gute zu verschimpfieren und das Schlechte zu einem Gott zu machen! Hier in der Zelle herrscht Nüchternheit! Hier in der Zelle ruht der ruhelose Geist! Hier läßt man alles an sich herankommen und legt es auf den Operationstisch, aber nicht in langem Nörgeln und Deuten, sondern sternenklar findet man hier in der einsamen Zelle die Trennung zwischen Gut und Bös, Recht und Unrecht. Hier kann man sich aber auch an der eigenen Nase halten und betrachten, wie man früher aus allen Kräften im Schmutz gewühlt hat.

Wenn man so von der Zelle ins Leben sieht, schneidet ganz besonders eine Wissenschaft tiefe Wunden, das ist die Kindererziehung. Verfehlte Kinderstube, verfehltes Leben! Ich war ein halb Jahr zum Tode verurteilt. Während dieser Zeit wäre es nach Christenbrauch sicherlich sehr angebracht gewesen, wenn ich mich besonders auf das, was etwa kommen kann, vorbereitet hätte. Es ist seltsam: Ich habe mit viel größerer Zerknirschung festgestellt, daß meine Erziehung nichts war, als daß ich Ewigkeitsgedanken gehabt hätte. Mein Vater war ein Protestant, mithin stamme ich aus einer Mischehe, und hatte zum Grundsatz: „Für mich langt's, mögen andere zusehen.“ Oder: „wenn er (der ‚er‘ bin ich) nicht pariert, kommt er ins Zuchthaus“. Wenn ich nur dieses eine vergessen könnte, daß zu meiner Erziehung mithin nichts geschehen ist. Man wächst auf, wild, verkommt und kommt ins Zuchthaus, wo ich auch glatt gelandet bin.

Heute schlägt mir nun jedes Buch, das über Personen handelt, die von der Wiege bis zum Grabe aufgepäppelt wurden, behütet und bewindelt von allen Angehörigen, ins Gesicht, und schwer habe ich mich entschließen können, an ihrem Werden und Können Anteil zu nehmen. Es mußte bei ihnen alles so kommen.

Daß es damals bei meinen Betrachtungen „hart am Rande“ zu Ewigkeitsgedanken nicht recht langen wollte trotz meiner 18 Jahre, ist mir heute klar, aber zwischen Himmel und Erde ist es mir doch recht heiß geworden: Wenn ich doch einmal noch das und jenes, hier und dort mitmachen könnte! Warum hat der

Vater hier nicht, warum die Mutter dort nicht gemahnt und gestraft? Mit diesen Qualen trieb ich mich in der Zelle herum und verfluchte alle Schwimmvereine, Fußballklubs, Rudervereine, Wandervögel, Kaffeehäuser und Zigarettenfabriken.

Heute nun, nach Umfluß von nahezu 6 Jahren seit jenem Falle sehe ich besonders klar, wie schön, wie edel, wie leicht es für Eltern ist, ihren Kindern das angedeihen zu lassen, was ihnen zum späteren Leben notwendig ist: Religion vor allen Dingen gehört in die Familien, Zucht, Fleiß, Ordnungsliebe, Arbeitsfreudigkeit, Pflichtbewußsein, Heimatsliebe. Aber es hapert; denn es gibt viele Eltern, die sich über die Erziehung ihrer Kinder schon vor der Geburt gar nicht im Klaren sind. Es ist schwierig, heute Richtlinien ausgeben, wo die halbe Welt und darüber „modern" ist und von Vernunft überhaupt nichts wissen mag. Aber die Kinder, die Kinder! Was soll denn aus denen werden?

Ist es nicht genug, daß fast eine ganze Generation im Zuchthaus sitzt? Wenn ich zusehe, daß Mitgefangene kommen und gehen, kommen und gehen, in einem fort, wo soll denn das hinaus? Ist man denn kein Mensch mehr? Ist man denn verrückt geworden? Wo bleibt denn das Schlagwort Staatsbürger? Mitmensch? Kamerad? Es führt zu weit, darüber nachzudenken, aber jeder Gedanke daran ist eine neue Verurteilung. Eines ist mir aus meiner „vogelfreien Zeit" fest haften geblieben: Eltern, die ihre Kinder absichtlich, wissentlich oder aus Not nicht erziehen können, denen gehören dieselben genommen. Aber nicht in Erziehungsanstalten gesteckt, dem Anfang der Pest, wo der Stiefel über einen Leisten gespannt wird, sondern zu guten Familien, in denen die Erziehung Gewissens- und Herzenssache ist, wo noch Religion gepflegt, der Eigenwille gedämmt und ausgerottet, das Bürgerpflichtgefühl geweckt und gefördert und die Zuchtmittel nach menschlichem Ermessen angewendet werden.

Genug von dieser Seite. Wenn man so abgerissen in eine Anstalt kommt, dann ist das Buch guter Menschen in der Zelle von größter Bedeutung. Doch groß ist die Verantwortung eines Schriftstellers, der über die Mauern fliegt. Eine seichte Seite und er bekommt recht von der anderen und alles Gute geht ruck zuck zugrunde. Keine Geheimniskrämerei steckt in dem Katholizismus, sondern der Wille von oben, sein Leben nach einer, aber ganz bestimmten Richtung hin bilden und fördern und dadurch sein Glück machen. Das ist auch das, was das gute Buch in der Zelle bewirken soll. Der Genuß desselben soll sich auswirken wie ein Rosenkranzgebet nach des Tages Mühe und Last: Es klärt und nimmt die schweren Gedanken hinweg, söhnt mit dem verflossenen harten Tag aus, stellt klar vor die Seele den Zweck des Lebens, gibt das Dankbarkeitsgefühl gegen seinen Schöpfer ein und fördert den Aufbau, an dem alles gelegen ist, gibt zuletzt Kraft, Wille und Humor zum Aushalten, sei es was da kommen mag. Ich für meine Person benütze ein Buch stets als Beruhigungsmittel, besonders nach angestrengter geistiger Arbeit und lasse so mein Außen und Innen des verflossenen Tages ausklingen mit dem Bewußtsein, heute wieder, wenn auch nur ein wenig, ein Stück für das fernere Leben gewonnen zu haben.

Wesensfragen der Volksbüchereiarbeit

Die Probleme, die sich aus der praktischen Büchereiarbeit ergeben, wurden noch nie in Deutschland so leidenschaftlich und gründlich erörtert wie in der Gegenwart und in der jüngsten Vergangenheit. Es hat sich darüber bereits eine ganze Literatur angesammelt, die hier nicht im einzelnen aufgeführt zu werden braucht. Soweit ich sehe, zeichnen sich besonders folgende Fragen von dem gesamten Fragenkomplex der Büchereiarbeit ab: Bemühungen um eine bestimmte Zielsetzung für die Büchereiarbeit, Betonung des werthaften Buches und doch wieder Vertiefung in die Eigenart des Lesers (Leserpsychologie), demzufolge sorgfältige Auswahl des Bücherbestandes und schärfere Gliederung desselben (Sachkataloge), stärkere Betonung der Führung zum werthaften Buche außerhalb der Bücherei (Vorlesestunden), und endlich die Ausarbeitung und Verfeinerung der technischen Methoden. Es ist nicht so, als ob das Aufwerfen dieser Fragen allein einigen wenigen Persönlichkeiten zuzuschreiben wäre; der tiefste Grund hierfür ist ohne Zweifel in der Entwicklung der Verhältnisse zu suchen, wie sie sich in den großen Städten herausgebildet haben. Mit der äußeren Entwicklung des Büchereiwesens mußten sich diese Fragen einmal von selbst zur Erörterung stellen. Erkennen, wie das kam, heißt auch sofort einsehen, welche Bedeutung der einzelnen aufgeworfenen Frage in der Büchereiarbeit zukommt.

Es ist uns ganz geläufig, zu sagen, die Bücherei habe die Aufgabe, Bildungsarbeit zu leisten. Besser würde man sagen, Büchereiarbeit sei Bildungsarbeit mit Hilfe des Buches. Damit ist die Büchereiarbeit abgegrenzt gegen jede andere Bildungsarbeit, die sich des Buches nicht als eines Bildungsmittels bedient. Aber auch das trifft die Sache nicht ganz. Denn der eigentliche Bildungsvorgang spielt sich außerhalb der Bücherei nur zwischen Buch und Leser ab. Darum würde man besser sagen: die Bücherei suche Bildungsarbeit dadurch zu leisten, daß sie Buch und Leser im Moment der Ausleihe so zusammenbringe, daß eine Buchwirkung im Sinne eines bestimmten Bildungszieles möglich sei. Damit ist die eigentliche Büchereiarbeit auf einen Punkt zurückgeschraubt, wo sie nur noch die Bedeutung eines den Bildungsvorgang vorbereitenden oder ermöglichenden Momentes hat. Festzuhalten ist, daß der eigentliche Bildungsvorgang nicht unter der unmittelbaren Kontrolle der Bücherei steht.

Beim Bildungsvorgang handelt es sich um drei Momente: einmal um das zu erreichende Bildungsziel, dann um den Leser, der diesem Ziele nähergeführt werden soll, und endlich um das Bildungsmittel, das diesen Leser diesem Bildungsziele zuführen kann. Die Folge dieser Ueberlegung ist, daß das Buch in der Hand des Lesers nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck, als Bildungsmittel gewertet werden muß. Es ist in Abhängigkeit gebracht von zwei Faktoren, einmal vom Leser (was ist) und dann vom Bildungsziel (was sein soll). Nur insofern, als ein Buch geeignet ist, einen bestimmten Leser von dieser Eigenart, mit diesen Anlagen, dieser oder jener Ausbildung und diesen seinen augenblicklichen Bedürfnissen einem bestimmten Bildungsziele näherzubringen, hat es in der Bücherei Bedeutung. Diese prinzipiellen Unterscheidungen sind nicht weniger festzuhalten. Sie sind in sich klar, sobald sie nur ausgesprochen sind. Bei neu auftauchenden Fragen wird man immer wieder auf sie zurückgreifen müssen.

Nun ist es klar, daß die Kenntnis von Buch und Leser in einer kleinen Bücherei, die mit wenigen Büchern und wenigen Lesern zu rechnen hat, unendlich leichter ist

als in der großen Bücherei, deren Bücherbestand auf Zehntausende von Büchern sich beläuft, und die sich einer nach Tausenden zählenden Leserschaft, die überdies stets wechselt, gegenübersieht. Noch viel leichter ist diese Kenntnis für die weltanschaulich gerichtete Bücherei, die eine durch die Weltanschauung geeinte Leserschaft zu bedienen und ihre Bücherbestände nach einem einheitlichen Gesichtspunkt ausgewählt hat (Sachkatalog). Ich muß theoretisch für die kleinen katholischen Büchereien, besonders auf dem Lande, unbedingt in Anspruch nehmen, daß sie bessere Bildungsarbeit zu leisten imstande sind als die großen städtischen Büchereien mit ihrem Massenbetrieb, die zudem mit einer weltanschaulich differenzierten Leserschaft zu tun haben. Dazu kommt, daß diese kleineren weltanschaulich orientierten Büchereien im Moment der Ausleihe nicht durch die zahlreichen technischen Methoden behindert werden, die in einer großen Bücherei mit Zehntausenden von Bänden und Tausenden von Lesern, die sich in kurzer Zeit im Ausleiheraume zusammendrängen, notwendig werden. Weder die Erörterung des Bildungszieles, noch die Erforschung der Leserpsychologie, noch die Verfeinerung der technischen Methoden werden in den kleineren katholischen Büchereien, um bei diesem Beispiele zu bleiben, als Probleme jemals jene Bedeutung gewinnen, die sie bereits in den großen städtischen Büchereien erlangt haben.

Aber diesen brennen alle diese Fragen auf den Nagel. Für sie wird durch die Menge der Bildungsmittel, die sie bereitstellen müssen, durch die Massen der Leser, die in kurzer Zeit sachgemäß bedient werden wollen, und durch die Uneinheitlichkeit der Leserschaft die ganze Büchereiarbeit zu einem schwerwiegenden Problem, um dessen Lösung sie sich mit einer Leidenschaftlichkeit bemühen müssen, als handelte es sich um eine Lebensfrage. Denn durch die ganze Art, wie sich die öffentliche oder neutrale oder allen Weltanschauungen gemeinsame Bücherei zu arbeiten vorgesetzt hat, kommt sie bei näherem Zusehen in die Gefahr, schlechte Bildungsarbeit zu leisten. Kein Wunder darum, daß die Erörterung der Büchereiprobleme gerade von den großen städtischen Büchereien ausgeht.

Der eine Schwierigkeitskomplex ergibt sich aus dem Massenbetriebe dieser Büchereien. Es wird gut sein, sich einmal an einem ganz primitiven Beispiele klar zu machen, welche Bedeutung die einzelnen bibliothekarischen Methoden in der Büchereiarbeit haben. Der eigentliche Bildungsvorgang spielt sich, wie bereits gesagt, nur zwischen Buch und Leser ab. Ist der Leser imstande, aus der Masse der Bücher die ihn fördernden Bildungsmittel selbst auszuwählen, haben wir es dabei nur mit zwei Momenten zu tun, mit Buch und Leser. Meist jedoch wird der Leser der Hilfe bei der Auswahl seiner Bildungsmittel bedürfen. So haben wir ein weiteres Moment, den Berater. Ist dieser der autoritative Erzieher, der den Leser von der Schule her kennt, so ist die Beratung, die Kenntnis der in Frage kommenden Bildungsmittel vorausgesetzt, ein Leichtes. Besonderer Methoden bedarf es bei diesem Leihgeschäft nicht, unter Umständen nicht einmal eines Aufschreibens der verliehenen Bücher. Ja, der Berater kann sogar noch Führer durch das verliehene Buch sein, indem er es mit dem Entleiher liest und ihm entweder vor der Lektüre ausführliche Winke gibt oder nach der Lektüre das Gelesene deutet. Wir haben also bei dieser Art Bildungsarbeit folgende Punkte zu beachten: 1. Leser, 2. Buch, 3. Beratung und 4. Führung durch das Buch. Von technischen Methoden ist dabei nicht die Rede.

Diese aber sind sofort gegeben, wenn derselbe Berater dasselbe für viele Leser in die Tat umsetzen will, die eine Menge von Bildungsmitteln beanspruchen, kurz,

wenn er eine Volksbücherei aufmacht. Da es sich um viele Bücher handelt, die systematisiert, signiert und in einem Raume zweckmäßig aufgestellt werden sollen, da es sich um viele Leser handelt, die sich in der Ausleihe zusammendrängen, deren Name, Stand, Wohnung usw. zusammen mit der Signatur des entliehenen Buches unmöglich jedesmal neu aufgeschrieben werden können, sind eine Reihe bibliothekarischer Methoden notwendig, die mit absoluter Sicherheit funktionieren müssen. Insbesondere schieben sich im Moment der Ausleihe eine Reihe verwaltungstechnischer Hilfen zwischen Leser und Bibliothekar. So wird die Beratung des Lesers, die jede Theorie der Büchereiarbeit unbedingt verlangt, zu einem Minimum herabgedrückt; von einer Führung durch das Buch kann in der Bücherei schon gar keine Rede mehr sein. Wir haben hier also den merkwürdigen Fall, daß etwas, was mit der Bücherei wesentlich gegeben ist, nämlich die technischen Methoden, für die Bildungsarbeit der Bücherei höchst unwesentlich ist (zunächst wenigstens), ja, daß diese mit der Bücherei notwendig gegebenen Methoden der eigentlichen Bildungsarbeit der Bücherei, Buch und Leser im Moment der Ausleihe so zusammenzubringen, daß eine Buchwirkung im Sinne eines Bildungszieles möglich ist, hinderlich im Wege stehen.

Bei einer kleineren Bücherei, namentlich bei einer weltanschaulich orientierten, fällt das nicht allzusehr ins Gewicht. Die große Bücherei aber, und besonders eine solche, die mit einer weltanschaulich differenzierten Leserschaft zu rechnen hat, muß das als eine große Behinderung ihrer Bildungsarbeit empfinden. Ihr Bildungseffekt verschlechtert sich, und sie wird darum darauf sehen müssen, diesen Ausfall auf andere Weise wettzumachen. Sie wird also die technischen Methoden, namentlich jene, die im Moment der Ausleihe in Frage kommen, so ausklügeln müssen, daß sie den Bibliothekar möglichst wenig in Anspruch nehmen, so daß ihm noch Zeit bleibt für die zweckmäßige Beratung des Lesers. Ferner wird sie bemüht sein müssen, die Masse der bereitgestellten Bücher schon vor der Ausleihe so zu gliedern, daß einzelne Gruppen von Bildungsmitteln für die verschiedensten Bedürfnisse schon zurechtgelegt sind (Sachkataloge). Die sachgemäße Anlage dieser Gruppen setzt weiterhin die Kenntnis der Eigenart und der Bedürfnisse der Leser voraus, und da diese bei einer großen, immer wechselnden Leserschaft schwierig sich gestaltet, wird auch die Leserpsychologie für die große Bücherei zum fast unlösbaren Problem.

So wird es begreiflich, daß der großen Bücherei mit Massenbetrieb die technischen Methoden, die Gliederung des Bücherbestandes, die Leserpsychologie und auch die Führung durch das werthafte Buch außerhalb der Bücherei zu ungleich schwierigeren Problemen werden als der kleinen Bücherei. Sie sieht sich gezwungen, ihnen größte Bedeutung beizumessen, wenn sie Bildungsbücherei bleiben und nicht auf die Stufe der Leihbibliothek herabsinken will.

Der andere Schwierigkeitskomplex in der großen städtischen Bücherei ergibt sich aus der weltanschaulich differenzierten Leserschaft. Sofern eine weltanschaulich nicht einseitig festgelegte Bücherei die Weltanschauung an sich, also „die Gesamtheit von Ueberzeugungen, die sich ein Mensch von dem Sinn und Zweck alles Seins und Werdens (sowohl in seinem eigenen Leben wie in der Fülle des Weltalls) gebildet hat“ (Lex. der Päd.), als wichtigsten oder wichtigen Bildungsfaktor achtet, wird sie, freilich mit einer gewissen Inkonsequenz, Bücher aller in ihrer Leserschaft vertretenen Konfessionen oder Weltanschauungen einstellen. Damit fällt für diese Bücherei das einheitliche weltanschauliche Bildungsziel fort, also

das, was allein als letztes Bildungsziel gelten kann. In diesem Fortfall des einheitlichen weltanschaulichen Bildungszieles ist ohne Zweifel psychologisch der Grund dafür zu suchen, daß sich die theoretische Behandlung der Büchereiarbeit nach anderen Bildungszielen umsieht, die für alle Leser, wenn auch weltanschaulich differenziert, als gemeinsame Ziele gelten können. So hört man wohl sagen, Ziel der Bücherei sei die Erziehung zum nationalen Schrifttum oder zum werthaften Buch oder zur Volkheit. Das sind gewiß Ziele, die allen Lesern, welcher Weltanschauung auch immer, gemeinsam sein können, solche Zielsetzungen können auch auf Grund besonderer Notwendigkeiten nächste Ziele bedeuten, aber letzte Ziele sind sie nicht. Letztes Ziel ist und kann nur sein der im Sinne der richtigen Weltanschauung gebildete Mensch, der vom Zentralpunkt seiner Weltanschauung aus, um es mit den angeführten Worten zu sagen, Sinn und Zweck alles Seins und Werdens deuten kann. Zugegeben muß werden, daß unter den heutigen Verhältnissen der Mensch gewöhnlich nur gebildet wird in seinem Volke, aber die Erziehung zur Nationalliteratur oder zum werthaften nationalen Schrifttum ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Und auch hier bedarf es einer Einschränkung: nicht alles, was Schrifttum eines Volkes ist, auch nicht alles, was als künstlerische Schöpfung bezeichnet werden muß, kann Mittel zur Erreichung dieses Bildungszieles sein, sondern nur das im Sinne der richtigen Weltanschauung wertvolle und werthafte Schrifttum. Am einleuchtendsten scheint noch jene Auffassung der Büchereiarbeit zu sein, die, wenn sie einmal auf ein einheitliches weltanschauliches Bildungsziel verzichten zu müssen glaubt, der Bücherei die gemeinsame Zielsetzung gibt, zur künstlerisch hochstehenden Literatur zu erziehen, die demzufolge nur solche Literaturwerke zuläßt, die geeignet erscheinen, intensives ästhetisches Verhalten herauszufordern. Aber wie das Buch in der Hand des Lesers zum Bildungsmittel zu degradieren ist, so auch das ästhetische Verhalten. Damit unterschätze ich den Bildungswert des Künstlerischen an einer dichterischen Leistung nicht, ich gebe ihm nur die richtige Stelle, nämlich: je bedeutender eine Dichtung als Kunstwerk ist, je mehr sie also auf der Subjektivseite ästhetisches Verhalten herausfordert und so den ganzen Menschen erfaßt, desto mehr wird sich der Gedankengehalt einer Dichtung im Leser festsetzen. Der Volksbildner kann darum den Wert des Kunstwerkes für die Bildungsarbeit nicht hoch genug einschätzen. Letzte Entscheidung aber über das, welche Kunstwerke nun als Bildungsmittel in Frage kommen können, steht nur der Weltanschauung zu. Die Weltanschauung ist der Zentralpunkt der ganzen Bildungsarbeit. Ich sehe einmal bei all diesen Fragen überhaupt davon ab, daß das, was Nationalliteratur oder künstlerische Schöpfung ist, auch in Fachkreisen durchaus nicht ausgemachte Sache und in der Praxis allzusehr von subjektiven Maßstäben abhängig ist. Schon das allein spräche dagegen, die Erziehung zum werthaften Buche oder zur Nationalliteratur so schlechthin als Ziel der Bücherei zu proklamieren.

Wenn sich aber eine gemeinsame Bücherei auf den Standpunkt stellte, nur künstlerisch hochstehende Literatur für die Angehörigen verschiedener Weltanschauungen einzustellen, sind die Gefahren, Schaden an ihrem Bildungscharakter zu nehmen, längst nicht beseitigt, im Gegenteil, es tut sich damit ein neuer Schwierigkeitskomplex auf, der den Bildungscharakter einer solchen Bücherei gar vollständig in Frage stellen kann. Offenbar kann der Leiter einer solchen Bücherei dem einzelnen Leser nicht die Benutzung der Autoren anderer Weltanschauungen verweigern. Auf diese Weise besteht die Möglichkeit, daß ein bestimmter Leser

nacheinander Bücher weltanschaulich ganz entgegengesetzter Richtung liest, die, wenn er nicht über die nötige Urteilskraft und die nötigen Kenntnisse verfügt, auf seine Weltanschauung wirken müssen wie ein Explosivstoff. Denn jedes Buch trägt auch schon in sich selbst ein Ziel, das zur Wirkung kommt, wenn nicht in der Bildungsrichtung des Lesers eine starke Gegenwirkung vorhanden ist. So sieht sich die allen Weltanschauungen gemeinsame Bücherei vor die ungeheure Gefahr gestellt, das, was sie in der Theorie als außerordentlich wertvoll anerkennt, nämlich die Weltanschauung, in der Praxis zu zerstören, und das um so mehr, je künstlerisch hochstehender diese weltanschaulich sich widersprechende Literatur ist, je inniger also der Gedankengehalt einer Dichtung auf Grund des ästhetischen Verhaltens erfaßt wird. Hier sehe ich überhaupt den größten Schwierigkeitskomplex der allen Weltanschauungen gemeinsamen Bücherei, und man versteht darum, warum gerade Persönlichkeiten von großem Verantwortungsgefühl sich so heiß um die Lösung dieser Fragen bemühen. Findet sich in der Praxis keine Lösung, so ist der allen Weltanschauungen gemeinsamen Bücherei das Urteil gesprochen.

Ich suchte im Vorstehenden durch gedankliche Ueberlegungen Klarheit darüber zu schaffen, warum die genannten Problemstellungen gerade bei den großen städtischen Büchereien mit einer weltanschaulich uneinheitlichen Leserschaft auftauchen und mit einer Leidenschaftlichkeit behandelt werden mußten, als ob es sich um Lebensfragen dieser Art Büchereien handelte, und warum diese Fragen für die kleineren, zumal weltanschaulich einheitlichen Büchereien niemals von jener Problemhaftigkeit werden können wie für die großen Büchereien mit einer weltanschaulich differenzierten Leserschaft. Die katholische Bücherei, um dieses naheliegende Beispiel anzuführen, hat einen nach katholischen Wertmaßstäben, die objektiv gegeben sind, ausgewählten Bücherbestand, also das, was man einen katholischen Sachkatalog nennen könnte; sie hat eine weltanschaulich einheitliche Leserschaft, es wird also für sie die Leserpsychologie und, was damit zusammenhängt, niemals so zum Problem werden wie für die weltanschaulich uneinheitliche Bücherei; die katholische Weltanschauung sagt ihr mit unbedingter Sicherheit das letzte Bildungsziel, das auf den ersten Seiten der Bibel genannt ist und, an dem gemessen, alle anderen Ziele als Mittelziele zu gelten haben; dieselbe Weltanschauung sagt ihr auch etwas über die Natur des Menschen, nämlich, daß sie sich in gefallenem Zustande befinde, ein Punkt, der die Wissenschaft, die damit nicht rechnet, vor tausend Rätsel stellt, und was dergl. mehr ist.

Man darf somit Probleme, die sich in der großen städtischen Bücherei mit einer weltanschaulich differenzierten Leserschaft zu Bergen von Schwierigkeiten auftürmen, nicht ohne weiteres auf kleinere Büchereien mit einer weltanschaulich einheitlichen Leserschaft übertragen. Dr. Albert Rumpf.

Indien auf dem Büchermarkt der beiden letzten Jahre

Im Jahre 1923 berichtete ich unter gleicher Ueberschrift in den Nummern 139 und 209 der Kölnischen Volkszeitung über diejenigen Bucherscheinungen des Jahres 1922 auf indologischem und verwandtem Gebiete, die auch für einen größeren Leserkreis von Interesse sein können. Mehrfache Aufforderung sowie gelegentliche zustimmende Erwähnung dieser Artikel, selbst in bibliographischen Uebersichten von Fachblättern veranlassen mich nun, künftighin in regelmäßigen Zeitabschnitten derartige Berichte herauszugeben, sie aber nicht mehr in den vergänglichen Blättern der Tagespresse, sondern in einer literarisch orientierenden und so viel gelesenen Zeitschrift, wie es etwa die „Bücherwelt" ist, erscheinen zu lassen.

Die Menschen des Westens und die des Ostens unterscheiden sich in geistiger Beziehung scharf voneinander. Ist der westliche Mensch mehr Empiriker, der in seinem „faustischen" Drange das Wesen der Einzeldinge immer tiefer zu erforschen sucht, und dabei die allgemeine Fühlungnahme immer mehr verliert und dadurch immer diffuser wird, so ist der östliche, wie es auch der des europäischen Mittelalters war, mehr Metaphysiker und infolgedessen in seinem Handeln und Denken mehr kosmisch orientiert und gebunden. Ohne Zweifel stecken hier starke Kräfte, die sich einmal entfalten können, und wenn man die Dinge im Osten aufmerksam verfolgt, so hat man das Gefühl, daß seine einsichtigsten Männer den Einfluß des Westens hinsichtlich seiner materiellen Errungenschaften zwar begünstigen, im übrigen aber die geistigen Grundlagen ihrer eigenen alten Kulturen unter allen Umständen erhalten wissen wollen.

Tatsächlich haben wir allen Grund, die Erforschung des Ostens, insbesondere die Neuerscheinungen auf religiösem und philosophischem Gebiete — denn hier liegen ja die wirklichen Grundlagen östlichen Denkens — mit aller Aufmerksamkeit zu verfolgen, sind sie doch für die Geschichte und die Entwicklung unseres eigenen Geisteslebens von großer Bedeutung. Wir können nämlich beobachten, daß die hellenistischen Grundlagen unserer abendländischen Kultur, wenn auch langsam, so doch stetig weiter entschwinden, und es fehlt nicht an Stimmen, die ihre Ersetzung durch östliche Denkformen für durchaus möglich, ja für wahrscheinlich halten. Zu alldem kommt, daß fern am politischen Horizont das dräuende Gespenst des geeinigten Asiens erscheint, eines Asiens, das erwacht ist und sich geschlossen gegen die weiße Rasse erhebt, die bis dahin ihre Herrin und Meisterin war. Immerhin dürften also verschiedene Gesichtspunkte dafür maßgeblich sein, daß auch weitere Kreise die Neuerscheinungen über Fernasien mit einigem Interesse verfolgen.

Wie unsere Ausführungen nun zeigen werden, beginnt die Wissenschaft des Westens sich immer eingehender mit der metaphysischen Seite der östlichen Kulturen zu beschäftigen, sie sucht also immer tiefer in die geistigen Grundlagen östlichen Denkens einzudringen und diese auch, soweit es möglich ist, dem deutschen Leser durch Darstellungen und Uebersetzungen von Originaltexten näherzubringen. Wenn unter diesen literarischen Erzeugnissen gerade Indien den Hauptteil einnimmt, so liegt das einerseits daran, daß die indologische Wissenschaft heute eine recht hohe Stufe der Entwicklung erreicht hat und allenthalben über eine erhebliche Anzahl von Fachvertretern verfügt, andererseits nicht zum mindesten auf der Tatsache, daß Indien in kultureller Beziehung unter den Ländern des östlichen Asien eigentlich die bedeutendste Rolle gespielt und viele Jahrhunderte hindurch sein geistiges Licht nach allen Seiten ausgestrahlt hat.

Von den hier zu besprechenden Werken wäre nun an erster Stelle zu nennen, wenn wir nicht chronologisch registrieren, sondern vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreiten wollen, „die Indische Philosophie" des Kieler außerordentlichen Professors Otto Strauß, München 1925, Bd. 2 in Gustaf Kafkas „Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen", der in der Serienzählung F. Gräbners interessantes Büchlein über „das Weltbild der Primitiven" vorangeht. In ihr bietet uns der Verfasser, ein Schüler Paul Deußens, in 10 Kapiteln auf stark 280 S. eine kurze handliche historisch orientierte Darstellung der bedeutendsten indischen Philosopheme, die als erste Einführung in die indische Ideenwelt besonders geeignet erscheint. Bislang waren Paul Deußens Darstellung in seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie" Bd. 1, 1—3 und des Calcuttaer Gelehrten S. Dasgupta „History of the Indian Philosophy" 1., Cambridge 1922, die Hauptwerke über diesen Gegenstand, die aber schon wegen ihres großen Umfangs wenig Anziehungskraft für den Laien haben können. Wenn wir nun auch noch nicht allzuviel von der Geschichte indischen Denkens wissen, so ist es doch zu begrüßen, daß dieses Wissen jetzt auch weiteren gebildeten Kreisen in kompendiöser Form zugänglich ist.

Einen Ausschnitt aus dem weiten Gebiet indischen Denkens behandelte der Bonner Altmeister der Indologie, Hermann Jacobi, in seinem Buche „Die Entwicklung der Gottesidee bei den Indern", Bonn und Leipzig 1923, Bd. 1 der von dem Verfasser dieser Uebersicht herausgegebenen Sammlung „Geistesströmungen des Ostens". Jacobis Arbeit zerfällt in zwei Teile. In dem ersten behandelt er die Entwicklung der Gottesidee in der Veda- und Brahmana-Zeit, in den Upanishad's und in den späteren Philosophemen; er verfolgt also, soweit dieses möglich ist, ihre Geschichte von den primitivsten Anfängen her bis zu den späteren Zeiten ausgebildetsten und spitzfindigsten Denkens. Im zweiten Teile gibt er nach einem Exkurse über die indische Lehre vom Schlusse die Beweise der Nyaya-Philosophie, d. h. der indischen Logik für das Dasein Gottes in Text und Uebersetzung, wofür ihm zweifellos weitere theologische und sonstwie für diese Fragen interessierte Kreise dankbar sind.

Wenn wir nun das Gebiet theologisch-philosophischer Einzelfragen betreten, so wäre zuerst zu nennen: „Siddhanta des Ramanuja, ein Text zur indischen Gottesmystik, aus dem Sanskrit von Rudolph Otto", 2. Aufl., Tübingen: Mohr 1923. Im großen und ganzen ist es nur eine Titelauflage des schon 1917 in „Religiöse Stimmen der Völker", Jena: Diederichs erschienenen Bandes. Dem deutschen Leser wird hier der erste Abschnitt von Ramanujas Sribhashyam in Uebersetzung vorgelegt, der bisher nur in G. Thibauts englischer Uebersetzung in Vol. 48 der „Sacred Books of the East" zugänglich war. Ramanuja ist der eine der beiden großen mittelalterlichen Vertreter der Vedanta-Philosophie und lebte und wirkte zu Ende des 12. Jh. in Südindien. Während Sankara, der ältere große, besonders von Paul Deußen begeistert verehrte Vedanta-Philosoph aus der 2. Hälfte des 8. und dem Anfange des 9. Jh., den strengen Monismus, „das Eine ohne ein Zweites", lehrte, „verkündete Ramanuja die Lehre von dem qualifizierten Monismus, und suchte damit den Eingottglauben und die Religion der Gottesliebe zu begründen" (Winternitz). Ramanujas Schriften gehören neben denen Sankaras zu den bedeutendsten Werken indischer Philosophie, und es ist eins der literarischen Erfordernisse der Zukunft, daß das ganze Sribhashyam des Ramanuja einmal ins Deutsche übertragen wird.

Auf den gleichen Pfaden der Spekulation wie Ramanuja wandelte auch der

jüngere Madhva, der etwa von 1199—1278 gelebt haben wird und demnach ein Zeitgenosse eines Albertus Magnus und eines Thomas von Aquino war. Ueber seine Philosophie, die in mehr als einer Beziehung an unsere mittelalterliche Scholastik erinnert — hiermit soll aber keine innere Abhängigkeit beider Systeme angedeutet werden —, hat der Berliner Extraordinarius H. v. Glasenapp eine zusammenfassende Arbeit geliefert unter dem Titel: „Madhvas Philosophie des Vishnu-Glaubens mit Einleitung über Madhva und seine Schule", Bonn und Leipzig 1923, als Bd. 2 der schon erwähnten Sammlung „Geistesströmungen des Ostens". Nach einer ausgiebigen Einleitung über die Persönlichkeit Madhvas und seine Schule bietet er eine eingehende Darstellung seiner Philosophie unter den Gesichtspunkten: Erkenntnistheorie, Metaphysik, Heilslehre und Eschatologie, eine Abhandlung, die weitere philosophisch orientierte Kreise interessieren dürfte.

Ganz besondere Beachtung verdienen die Erscheinungen aus dem Gebiete des Buddhismus, zumal sie, und das liegt ja schon im Wesen des Buddhismus, gerade die philosophische Seite in den Vordergrund treten lassen. Das deutsche Organ für spezifisch buddhistische Forschung ist die unter der Schriftleitung des Münchener Indologen Wilhelm Geiger von Oskar Schloß herausgegebene Zeitschrift für Buddhismus und verwandte Gebiete, die in dem indischen Spezialverlage des Herausgebers in München-Neubiberg erscheint. Die Jahre 1923/24 und 1924/25 brachten den 5. u. 6. Jahrgang, letzteren zugleich als Festschrift zum 60. Geburtstage Prof. L. Schermans, des verdienstvollen Leiters des Münchener Museums für Völkerkunde. Diese Zeitschrift, die, wie schon ihr Titel sagt, alle Zweige buddhistischer Wissenschaft sowie die Grenzgebiete behandeln will, war ursprünglich eigentlich ein Organ der deutschen Buddhisten, widmete sich aber seit 1921, zu dessen Beginn Geiger die Schriftleitung übernahm, der objektiven Erforschung des Buddhismus unter Berücksichtigung eines größeren gebildeten Leserkreises, und wurde hinsichtlich der ursprünglichen Tendenz durch die neubegründete Zeitschrift „Der Pfad" abgelöst. Ein großer Teil ihrer Aufsätze aus den beiden letzten Jahren, die wie auch solche früherer Jahrgänge als Separata im Buchhandel zu haben sind, befassen sich mit der philosophischen Seite des Buddhismus.

Eines dieser Separata, das hier besonders zu erwähnen ist und einen stattlichen Band von fast 300 Seiten ausmacht, ist Theodor Stcherbatskys „Erkenntnistheorie und Logik nach der Lehre der späteren Buddhisten", München-Neubiberg 1924. Das Buch ist eine deutsche Uebertragung des gleichbetitelten russischen Originals, das in dem ehemaligen St. Petersburg 1909 erschienen war. Während der erste bereits 1903 erschienene Teil des Originals zwei kleinere philosophische Werke Dharmakirtis, 7. Jh. n. Chr. und Dharmottaras, 9. Jh. n. Chr., zweier erstklassigen buddhistischen Philosophen, in russischer Uebersetzung mit Einleitung usw. enthält, bietet der zweite Teil eine „auf die Uebersetzung basierte eigene Darstellung" der buddhistischen Erkenntnistheorie und Logik aus der Feder des ausgezeichnetsten russischen Kenners der buddhistischen und indischen Philosophie, und diesen Teil des Originals hat der schon erwähnte Otto Strauß während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in einem indischen Gefangenenlager während des Krieges seiner wirklichen Bedeutung wegen ins Deutsche übertragen und dadurch einem größeren Kreise zugänglich gemacht. Schon Stcherbatsky hatte mit seinem russischen Original beabsichtigt, unsere moderne Philosophie auf die interessanten und weitreichenden Probleme der indisch-buddhistischen Philosophie aufmerksam zu machen.

Ein weiteres sehr wichtiges Werk über den Buddhismus, das durch Uebersetzung aus dem Russischen dem deutschen, allerdings mehr wissenschaftlich interessierten Leser jetzt zugänglich ist, ist das Hauptwerk Otto Rosenbergs, betitelt „Die Probleme der buddhistischen Philosophie“, Heidelberg 1924, H. 7 und 8 der von dem (auf Görrestagungen auch weiteren katholischen Kreisen bekanntgewordenen) Heidelberger Prof. Max Walleser hrsg. Sammlung „Materialien zur Kunde des Buddhismus“. Rosenberg, ein Schüler des schon genannten Petersburger Prof. Stcherbatsky, erwarb sich nach beendetem Universitätsstudium und einem vierjährigen intensiven Studium der buddhistischen Philosophie und Literatur nach chinesischen und japanischen Quellen in Japan im Herbste 1918 vor der orientalischen Fakultät der St. Petersburger Universität mit dem russischen Original unseres Werkes die Würde eines Magisters und Doktors. Nach den russischen Promotionsbestimmungen war die gleichzeitige Erlangung dieser akademischen Doppelwürde ein sehr seltener Fall, und Rosenberg war zufälligerweise der Letzte, der einen von einer russischen Universität verliehenen Doktortitel erwerben konnte, da durch Verfügung der revolutionären Regierung am folgenden Tag alle akademischen Titel abgeschafft wurden. Im Sommer 1919 wurde Rosenberg Professor an der Petersburger Universität, doch sollte dem weiteren Leben und Schaffen dieses überaus hoffnungsvollen Gelehrten bald ein Ziel gesetzt sein. Da er nämlich während der Belagerung von Petersburg durch den General Judenitsch zufälligerweise abgeschnittten war und nicht in die Stadt zurück konnte, mußte er in Finnland Zuflucht suchen. Infolge der überstandenen Strapazen starb er in Reval am 26. Nov. 1919 an Scharlach, allzufrüh im Alter von erst 31 Jahren. Rosenbergs große Dissertation, die im russischen Original als Nr. 45 der „Veröffentlichungen der Fakultät der orientalischen Sprachen der Petersburger Universität“ erschien, wurde von seiner Gattin ins Deutsche übertragen. Es ist wirklich nicht zuviel gesagt, wenn man Rosenbergs Buch zu den allerbedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der buddhistischen Forschung rechnet. Uebertroffen wird es vielleicht nur durch Stcherbatskys glänzendes Büchlein „The central conception of Buddhism and the meaning of the word »dharma«“, London 1923, Prize Publication Fund, Vol. 7., das bald nach seinem Erscheinen bereits vergriffen war. Rosenbergs und Stcherbatskys Ziel war es, die Begriffsinhalte der buddhistischen Terminologie genau zu bestimmen, und, um dies zu erreichen, gingen sie beide aus von dem Abhidharmakosha, dem Hauptwerke des großen Buddhisten Vasubandhu, 4. nachchr. Jh., der sich seinerseits auf den Abhidharma-pitaka, d. h. die metaphysische Abteilung des buddhistischen Kanons, stützt. Zugleich konnten sie auf Grund ihrer Sprachbeherrschung die noch heute in den buddhistischen Ländern fortlebende Tradition benutzen, ersterer die in Japan, letzterer die in Tibet und der Mongolei. Das Ergebnis ihrer Forschung besteht nun in der Erkenntnis, daß hinter der rätselhaften buddhistischen Terminologie — und das trifft schon für die älteste Zeit zu — eine eigene, wenn auch noch nicht bis in die letzten Konsequenzen durchgeführte selbständige Scholastik steckt. Mit Rosenbergs und Stcherbatskys Arbeiten beginnt eine neue Epoche buddhistischer Forschung, die zum erstenmal den wahren Sinn der buddhistischen Lehre erkennen läßt und Ausblicke in fremde metaphysische Räume gestattet, die uns bisher noch ganz verschlossen waren. Natürlich erweisen sich jetzt alle bisherigen Arbeiten, soweit sie sich der Erklärung buddhistischer Lehre widmen, — und das wurde schon immer vermutet — als ganz unzureichend, und auch alle buddhistischen Tendenzschriften, mögen sie noch so „gefühlvoll“ sein, werden zu einer

quantité négligeable. Letztere vermögen wohl sentimentale Stimmungen hervorzurufen und wohl auch eine Zeitlang zu erhalten, aber nicht auf die Dauer ernsthafte Wirkungen auszuüben. Im allgemeinen sind sie nämlich das Produkt europäischer Schwarmgeister und von wirklichem Buddhismus weit entfernt. Der wirklich echte Buddhismus ist dem abendländischen Denken weit gefährlicher, und in Zukunft wird auch die christliche Apologetik, die in der Vergangenheit leider oft in sehr oberflächlicher und leichtfertiger Weise vorging, mehr als bisher den dornenvollen Weg über Sprach- und Textstudien in das geheimnisvolle Land buddhistischen Denkens gehen müssen, wenn sie auf ernsthafte Beachtung Anspruch machen will, und das um so mehr, weil moderne abendländische Philosopheme, wie z. B. der Phänomenalismus, in ihren Resultaten der buddhistischen Philosophie sehr nahe kommen. Es ist nicht möglich, den Kern der eigentlichen buddhistischen Lehre hier durch ein paar Worte zu packen, doch ist vorauszusehen, daß in nächster Zeit mehrere Arbeiten erscheinen werden, die in allgemein verständlicher Form interessierte Kreise über all diese Fragen unterrichten wollen.

Von den schon erwähnten „Materialien zur Kunde des Buddhismus" seien noch folgende Nummern kurz erwähnt. H. 4 enthält eine Abhandlung Max Wallesers über die „Sprache und Heimat des Pali-Kanons", eine Frage, die bis heute noch nicht mit Zufriedenheit beantwortet werden kann; H. 5 enthält eine Darstellung der „Dogmatik des modernen südlichen Buddhismus" von Walleser und Shwe Zan Aung, einem Birmanen, der sich durch seine gelehrten Arbeiten auf dem Gebiete der buddhistischen Philosophie in den Fachkreisen des Abendlandes einen guten Namen erworben hat. Endlich bietet H. 6 die deutsche Uebersetzung von Rosenbergs interessantem russischen Vortrag „Die Weltanschauung des modernen Buddhismus im fernen Osten", den er bei Eröffnung der ersten buddhistischen Ausstellung zu St. Petersburg im Jahre 1919 gehalten hat.

Wenn wir hier nun manch kleinere oder populäre Publikation oder Tendenzschrift auf buddhistischem Gebiet übergehen — ihre Aufzählung, Würdigung oder Verurteilung würde den Leser nur ermüden —, so muß doch noch ein Wort über die deutschen Uebersetzungen der kanonischen Pali-Schriften des südlichen Buddhismus gesagt werden. So wurde in den letzten Jahren die zuerst im theosophischen Verlagshaus in Leipzig erschienene, dann von Oskar Schloß übernommene Uebersetzung der Reden Buddhas aus dem Anguttara-Nikaya d. h. der „angereihten Sammlung" zum Abschlusse gebracht. Sie stammt von dem buddhistischen Mönche Nyanatiloka her, einem geborenen Deutschen namens Güth, aus Wiesbaden, der wie mehrere andere sein europäisches Kleid und seinen europäischen Namen abgelegt und auf Ceylon das gelbe Gewand der buddhistischen Mönche genommen hat. Bei Schloß erschien ferner zu Beginn dieses Jahres als erster der prächtig ausgestattete Bd. 2 von Wilhelm Geigers Uebersetzung des Samyutta-Nikaya d. h. der in Gruppen geordneten Sammlung ... der Reden Buddhas, die auf 5 Bände berechnet ist. Bekanntlich ist ja auch die mittlere Sammlung der Reden Buddhas, der Majjhima-Nikaya, vor einigen Jahren in der zwar sprachlich ansprechenden aber philologisch und darum auch inhaltlich unzuverlässigen Uebersetzung Karl Eugen Neumanns in einer schönen, teilweise bibliophilen Ausgabe dem deutschen Publikum vorgelegt worden. Bereits 1921 brachte die Fa. Piper in München Neumanns dreibändige Uebersetzung dieses Werkes aus den Jahren 1895—1901 in 2. Aufl. auf den Markt. Da aber nach dem Kriege bekanntlich die heute bereits verebbte indische Welle über Deutschland ging, so waren die 5000 Exemplare

dieser Ausgabe in ein paar Monaten ausverkauft. Dieser glänzende buchhändlerische Erfolg dürfte Piper wohl veranlaßt haben, noch großzügiger vorzugehen und die gleiche Uebersetzung Neumanns gleich in dreimal 35 000 Bänden dem Publikum anzubieten. Sicherlich ist aber doch nur der kleinere Teil dieser gewaltigen Auflage abgesetzt worden, mag die dahinter stehende kaufmännische Energie noch so stark gewesen sein, mag die ins Werk gesetzte Reklame noch so laut verkündet haben, daß Neumanns Uebersetzung die einzig richtige und echte sei, ja, mögen auch eine Reihe von Schriftstellern, wie Thomas Mann, Hesse, Hoffmannstal, Sudermann, Meyrink, Bonus, Wassermann, Bonsels, Gerhart Hauptmann u. a. dieselbe besprochen und angepriesen haben. Die vermutlich großen, bisher unverkauften Reste dieser Neumannschen Uebersetzung werden wohl ebenso wie Kurt Wolffs große Tagore-Reste hinreichen, um unser nach der geheimnisvollen Weisheit des Ostens gieriges Lesepublikum noch lange Zeit zu versorgen. Aber würden auch all diese Bände auf einen Schlag verkauft, so würde doch kein Anlaß zur Sorge um unsere Entwicklung vorliegen; denn noch nicht 1 % der Käufer würde sie ganz lesen, und ein noch viel kleinerer Teil sie verstehen können. Hiermit soll aber nicht gesagt werden, daß sich das Abendland nicht einmal ernstlich mit dem Buddhismus und anderen geistigen Mächten des Ostens auseinandersetzen muß, dieser Zeitpunkt ist aber noch nicht gekommen. (Schluß folgt).

Prof. Dr. W. Kirfel.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Josef Felten: Neutestamentliche Zeitgeschichte oder Judentum und Heidentum zur Zeit Christi und der Apostel. 2. u. 3. Auflage. 2 Bände (XII, 1292 Seiten). Regensburg 1925, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 40.—. In 2 Originaleinbänden M. 45,—.

Wir stehen hier vor einer staunenswerten Hochleistung eifrigster Forschertätigkeit und rastlosen Sammelfleißes, welche die ungeheure Fülle großer, kleiner und kleinster Materialien in übersichtlicher Schau und in tiefgründiger Bearbeitung vor uns ausgebreitet haben. Die Gediegenheit und Zuverlässigkeit historischer, theologischer, politischer, wirtschaftlicher, geographischer und allgemein kultureller Angaben in dem reichhaltigen, gelehrten Buche verdient alles Lob. Es bietet jedem wissenschaftlichen Arbeiter auf neutestamentlichem Boden, dem Exegeten, Kirchengeschichtler, Religionshistoriker eine nie versiegende Quelle für immer klarere, umfassendere Einsicht in die großen Fragenkomplexe des urchristlichen Zeitabschnittes, wie auch für neu zu gewinnende Erkenntnisse in den so hart umstrittenen Problemen der jüdisch-christlichen Epoche des 1. christlichen Jahrhunderts. Aber auch jedem gebildeten Katholiken kann die Zeitgeschichte des Neuen Testamentes aufs beste empfohlen werden, nicht nur zur Einfühlung in die ihm oft fremde, verschlossene Umwelt der evangelischen Geschichte, sondern auch als Nachschlagewerk zur Belehrung in unbekannten Fragen, zur Abwehr von irrigen Anschauungen und Hypothesen sowie allgemein zur sicheren Führung durch die mannigfachen Ursprungsverhältnisse seines hl. katholischen Glaubens. Es sollte in der Bibliothek eines jeden katholischen Akademikers neben Kirchenlexikon auch die Neutestamentliche Zeitgeschichte ihren Platz finden!

An und für sich umfaßt die Neutestamentliche Zeitgeschichte die Darstellung aller zeitgenössischen Verhältnisse, die Jesu Verkündigung der frohen Botschaft des Heiles und seiner ersten Jünger Geschicke umrahmen. Dies sind in der Hauptsache Judentum und Heidentum zur Zeit des Herrn und der Apostel. Indes muß sofort hinzugefügt werden, was Professor Felten im Vorwort der neuen Auflage mit vollem Recht bemerkt hat: daß im Rahmen einer neutestamentlichen Zeitgeschichte die Darstellung des Judentums mehr Raum einnimmt als die des Heidentums, liegt in der Natur der Sache selbst begründet. Dementsprechend ist der ganze 1. Band ausgefüllt mit der Behandlung der politischen und sozialen Verhältnisse des jüdischen Volkes im neutestamentlichen Zeitalter, und auch der 2. Band bringt in seinem ersten Teile noch Judentumsgeschichte; dann erst folgt die Darstellung des Heidentums, insoweit es in Beziehung steht zur neutestamentlichen Heilsgeschichte.

Das für vorbildliche Akribie und bewundernswerte Arbeitskraft des Verfassers zeugende Gesamtwerk stellt sich dar als eine allseitige historische Einführung in die Zeit des Neuen Testamentes, die uns das entstehende Christentum im Rahmen und im Lichte der Zeitverhältnisse verstehen lehrt.

Bonn. Dr. Wilhelm Cosetti.

Johannes Metzler S. J.: 1. Petrus Canisius. Deutschlands zweiter Apostel. Ein Charakterbild. 146 Seiten in Lex.-8°. Mit einem Titelbild, einer Karte und 120 Abbildungen im Text. M. Gladbach 1925, B. Kühlen. Kartoniert M. 6,60. In Gzl. geb. M. 8,—. Liebhaberausgabe auf schwerem Kunstdruckpapier in rotem Leder- oder Pergament-Einband M. 21,—.

2. Die Bekenntnisse des heiligen Petrus Canisius und sein Testament. 3.—6., verbesserte und erweiterte Auflage. 68 Seiten in 8°. M.-Gladbach 1925. Kartoniert M. 0,90.

3. Petrus Canisius als Erneuerer des Schul- und Erziehungswesens. Festblätter zu seiner Heiligsprechung. Sonderabdruck aus Schule und Erziehung 1925. Heft 2. Verlag der Schulorganisation.

4. Deutschlands zweiter Apostel: Der heilige Petrus Canisius S. J. Ein kurzes Lebensbild. 6.—15. Tausend. 48 S. in kl. 12°. M.-Gladbach 1925. Kart. M. 0,40.

5. Canisiusbüchlein. Gebete und Lieder zu Ehren des heiligen Petrus Canisius. 6.—15. Tausend. 48 S. in kl. 12°. M.-Gladbach 1925. Kart. M. 0,30.

1. Das große Charakterbild ist mit tiefem Verständnis des Heiligen gezeichnet. Es folgt seiner Entwicklung von der Hand der frommen Mutter durch alle Jahre seines Wachsens hinein in sein großes, heiliges Apostolat: Canisius als Erneuerer des Schul- und Unterrichtswesens, als Prediger und Katechet, als Schriftsteller und Gottesgelehrter, als Fürstenberater und Ordensoberer, überall Apostel, mit Vorzug zweiter Apostel Deutschlands von ausgeprägter Eigenart. Man steht mit Staunen vor der Tatsache, daß ein Mann, der soviel unterwegs sein mußte, eine solche Fülle von Arbeit leisten und solchen Reichtum bleibender Werke hinterlassen konnte. Was Metzlers Buch eine besondere Note gibt, sind die 120 Textabbildungen, die wohl als ziemlich lückenlose Zusammenstellung des Canisiusbildes angesprochen werden können und Zeugnis für die hohe Wertschätzung ablegen, deren sich der Heilige bei Zeitgenossen und Nachfahren erfreute. Auch das beigegebene Literaturverzeichnis ist nach der gleichen Richtung beweiskräftig.

2. Mit der Veröffentlichung der Bekenntnisse des Heiligen hat P. Metzler einen besonders guten Griff getan. Nicht nur, weil sie zur Ergänzung von 1 das Seelenleben des Heiligen offenlegen, sondern auch weil eine eigenartige, den Leser ergreifende Wärme aus ihnen ausstrahlt, so daß man sie gerne mit den Bekenntnissen des hl. Augustinus vergleicht, wenn diese auch ihr ganz eigenes Gepräge haben. Zweimal hat der Heilige sich selbst gezeichnet, in den „Confessiones" und dem „Testamentum". Man legt das Büchlein mit dem Gedanken aus der Hand: Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen. Wenn wir Kinder der Weltfreude, der seelischen Verarmung doch solche Helden der Gottes- und Menschenliebe wieder verstehen lernten!

3. Die Ausführungen in 1, Kap. 4 über Petrus Canisius als Erneuerer des Schul- und Erziehungswesens hat P. Metzler in erweiterter Fassung als Festblätter zur Heiligsprechung in einem Sonderabdruck aus „Schule und Erziehung" 1925, Heft 2 erscheinen lassen. Es ist sehr zu begrüßen, daß diesen für alle Erzieher wertvollen und heute besonders aktuellen Darlegungen schon durch die Schulorganisation eine weite Verbreitung gesichert ist.

4. Auch hier wird in Frische und Anschaulichkeit das ganze reiche Canisiusleben

dargestellt. Auch die Einteilung folgt Nr. 1, so daß man das Schriftchen gewissermaßen als Auszug aus oder auch als Skizze zum großen Canisiusbuch betrachten könnte. Jedenfalls sucht und findet es einen breiteren Weg als das große Buch, und es ist Ehrenpflicht des Klerus, dieses kurze Lebensbild wenigstens in recht viele kathol. Hände und Häuser zu bringen.

5. Sehr aktuell ist die Novene zur Wiedervereinigung Deutschlands im wahren Glauben, die für jeden der neun Tage eine eigene Erwägung und ein eigenes Gebet bietet. Dem „Glaubensbekenntnis" des Heiligen kommt gleiche aktuelle Bedeutung zu. Es folgt noch eine Litanei und verschiedene Gebete, unter denen wir das für die gefährdete religiöse Erziehung der Jugend besonders erwähnen möchten. Wie Nr. 4, so ist auch Nr. 5 auf weiteste Verbreitung berechnet.

Wenn wir zum Schlusse die Arbeiten P. Metzlers überschauen, so möchten wir ihn — so berechtigt es wäre — weniger zur vortrefflichen Lösung seiner Aufgabe, als dazu beglückwünschen, daß es ihm beschieden war, Kraft und Zeit an so erhabenes Objekt verwenden, Wegbereiter für die wachsende Verehrung des heiligen Petrus Canisius beim deutschen kath. Volke werden zu dürfen.

Mainz. Domkapitular G. Lenhart.

Gottfried Hasenkamp: Religion und Kultur. Bemerkungen zur geistigen Situation des deutschen Katholizismus. 36 S. Münster i. W., Aschendorff. M. 1,—.

Diese Bemerkungen zur geistigen Situation des deutschen Katholizismus treffen, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf. Nicht Kulturoptimismus rettet den deutschen Katholizismus, sondern ehrliche Rückkehr zum Gesetz Christi, das sentire cum ecclesia, das Denken, Fühlen, Arbeiten, Opfern, Leben, Leiden und Beten mit der Kirche. „Es kann also für den deutschen Katholizismus in der Gegenwart nur eine wesentliche Aufgabe geben. Sie verlangt von ihm, daß er der Kirche die Treue hält, um seinem Volke die ungeminderte Weisheit des Kreuzes bringen zu können, das den Heiland der Welt getragen hat" (S. 19). Nur „ein Zurückgehen auf den geheiligten Grund des kath. Glaubens allein" kann jene Festigkeit des Geistes vermitteln, die einen Halt in der ringsum wankenden Welt gibt (S. 22). „Nicht die katholische Wissenschaft oder die katholische Kunst wird dem deutschen Volke die Wiedervereinigung im Glauben bringen, sondern, wenn sie denn Gottes Wille ist, allein der katholische Glaube" (S. 24). Die Verbreitung dieser Gedanken in den weitesten katholischen Kreisen ist eine dringende Notwendigkeit, damit angesichts der Kulturschwarmgeister in unseren eigenen Reihen das sentire cum ecclesia wieder zum deutschen katholischen Gemeingut werde.

Mainz. Domkapitular G. Lenhart.

Pascal. Religiöse Schriften. Herausgeg. und übersetzt von Heinrich Lützeler. 184 S. Köln 1924, F. J. Marcan.

Diese Pascal-Auswahl empfiehlt sich, zumal sie sich auf weniger bekannte Schriften und Aeußerungen stützt, neben der Ausgabe der Pensées, die Laros für die Sammlung Kösel besorgte. Sie ist systematisch geordnet und unterrichtet zunächst über Pascals Anthropologie, über seine Anschauung vom Wesen des Menschen und über die religiöse Deutung des Menschenschicksals. Die Wahrheit der Religion stellt ein weiteres Kapitel dar. Der Weg zu Gott aber ist Christus. So folgt die Christologie, der sich dann die Ethik angliedert, da Christus nicht nur der Mittler zu Gott hin, sondern auch das Vorbild des Menschenlebens ist. Diese Ethik

zeigt sowohl den Gott fernen und ihn suchenden, als auch den Gott gläubigen und Gott verbundenen Menschen. Daß aber Pascals Geist „auch in der Richtung auf die Welt von gleicher Struktur, von gleicher heroischer Leidenschaftlichkeit gewesen ist, wie nach der religiösen Berufung“, beweist die beigefügte Abhandlung über die Leidenschaften der Liebe. Wertvoll ist die Einführung des Herausgebers in Pascals Person, sein Leben, seine Erkenntnislehre und seine Religionsphilosophie. Bei aller Kürze zeichnet Lützeler ein lebensvolles Bild der so vielseitigen und gegensätzlichen, der so wissensfrohen und so gläubigen, doch auch so ganzheitlichen Persönlichkeit. Sie vollzog bei allen bewußten Schwierigkeiten des Glaubenkönnens doch die demütige Einfügung in die Kirche, für deren Autorität Pascal auch in seinen Kämpfen mit den Jesuiten eintreten wollte. Er kannte die Zweifel seiner Zeit, und er litt unter ihnen, aber sowohl die Wissenschaft wie die Philosophie seines Zeitalters konnten ihm die letzten Rätsel des Menschendaseins nicht lösen, er fand sie beantwortet im Personalismus des christlichen Gottesglaubens. Besonderen Hinweis verdienen die einleitenden Erörterungen über Pascals Erkenntnislehre, die in ihrer Unterscheidung des „esprit de géométrie“ und des „esprit de finesse“ an gegenwärtige Probleme der wissenschaftlichen Methodenlehre und in der Basierung des Erkennens auf die konkrete Ganzheit der Person, nicht auf den isolierten Verstand allein, die erkenntnistheoretische Grundfrage überhaupt vorwegnimmt. Pascals Religionsphilosophie ist eine Philosophie des Glaubens, die bei aller Betonung des von Gott selbst gnadenvoll geweckten Glaubensaktes zugleich die menschliche Bereitwilligkeit zum Vollzug des Aktes und zur Eingliederung des Gesamtlebens der Person in die ihr von Gott gezeigte Ordnung herausstellt. Man kann die Lektüre Pascals an Hand der Einführung Lützelers allen empfehlen, die mit einem tief gläubigen und doch zugleich mit der Problematik neuzeitlichen Denkens erfüllten Geist über die letzten Dinge sich unterhalten möchten. Nietzsche, dessen Charakterisierung Pascals Lützeler würdigt und richtig stellt, sah in ihm wegen der „Vereinigung von Glut, Geist und Redlichkeit“ den „ersten aller Christen“. Freilich bedarf es mehr als des Lesens der Meditation der Pascalschen Ideen. Die Stadtbibliotheken des Borromäusvereins sollten das Buch in das Regal für ihre feineren Leser einstellen.

Bonn. Theodor Steinbüchel.

Erziehung und Unterricht

Paul Kasperczyk: Reifende Menschen und Menschheitsreifung. gr. 8°. XII u. 293 S. München 1924, Kösel & Pustet.

Frohe katholische Ueberzeugung und wohltuende Glaubenszuversicht haben dieses Buch geschaffen. Durch eine von den erhabensten Idealen geleitete Erziehung der Jugend will K. die Menschheitsvollendung in Christus und seiner Kirche erreichen. Lebensziel und Lebensentwicklung des Einzelnen wie der Menschheit werden tiefeindringend dargelegt. Dabei macht die geistvolle Charakteristik der wirr verwickelten Neuzeit doch stark den Eindruck des Konstruierten, so gerne wir uns der Hoffnung des Verfassers auf die Glaubenseinigung Deutschlands anschließen möchten. Aus einer verständnisvollen Betrachtung unserer Zeit, ihrer Nöte und ‚Fragen‘ erwächst die Forderung: „Nicht Umwertung der Werte, sondern Umbildung des Menschen, d. h. Vertiefung der Wesensbildung zur Reife des Ganzmenschentums auf Grund des tieferen Einblickes in das Seelenleben und der tieferen, weil gereiften Erkenntnis der Werte, welche in dem unerschöpflich tiefen

und reichen christlichen Lebensgute eingeschlossen sind, das muß die Losung für das Gegenwartsleben sein“ (S. 248). Dieser Satz zeigt zugleich den Stil des Verfassers. Die Ideenfülle des Buches, das als Lebenslehre den ganzen Umfang menschlichen Seins und Wirkens umspannen will, wird uns in einer nicht allwegs ausgereiften Sprache geboten. Gelegentlich kommen Satzungetüme vor, manche Wendungen wirken wie rauhe Wortblöcke; die tieftheoretischen Gedanken muß sich der Leser erst mühsam für die pädagogische Praxis zurechtarbeiten. Aber es wäre schade, wenn die Verbreitung des Buches darunter litte. Alle, die im öffentlichen Leben eine Aufgabe zu erfüllen haben, Volkserzieher und Volksführer jeder Art brauchen im zermürbenden Druck des Alltags solch einen Hinweis auf die erhebende Größe ihrer Aufgabe.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Hardy Schilgen S. J.: Junge Helden. Ein Aufruf an Jungmannen zu edlem Streben und reinem Leben. 51.—65. Tsd. 208 S. 8°. Kevelaer 1925, Josef Bercker Kart. M. 2,50, in Ganzleinen M. 4,50.

Dieses Büchlein braucht keine Empfehlung mehr. Begeistert haben die Jungmannen danach gegriffen in ihrer seelischen Not, und noch lieber werden sie sich warm lesen an dieser äußerlich und innerlich vervollkommneten Ausgabe. Auf dem Titelblatte reckt ein junger Ritter, fest gestützt auf den weißen, kreuzgeschmückten Schild, sein Schwert kühn empor. Im Text ist der Ton noch herzlicher und bildhafter, vertrauender und offener geworden. Ich weise hin auf S. 12 f. (Die Liebe Gottes in lebhaftem Zwiegespräch), S. 60 f. (Ehrfurcht vor der eigenen Mutter), S. 65 f. („Als du etwa 14 Jahre alt warst ...“). Dabei erwartet Sch. das Heil nicht von der Aufklärung, am wenigsten von der gedruckten. Er will den Willen des jungen Mannes schmieden im Feuer einer edlen Begeisterung. Er malt darum das Ideal der Reinheit in leuchtenden Farben, um so zum Heldenkampfe zu entflammen. Ein rechter Junge kommt von dem Banne dieser Ausführungen nicht los. Sch. denkt vorab an die werktätige Jugend, aber der vielfach hinreißende Stil wird auch die Jungmannen unsrer höhern Schulen packen.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Fritz Zielesch: Jugend im Land der Jugend. Ein Amerikabuch. Mit vielen Bildern. 192 S. 8°. Hamburg, Gebrüder Enoch. Gbd. M. 7,50.

Die letzten zehn Jahre haben uns über manches nachdenklich gemacht, was zuvor als Axiom feststand. Auf dem Gebiete der Erziehung sind für weite Kreise sogar die festesten Grundlagen wankend geworden. Solche Selbstunsicherheit kann nur durch prüfendes Vergleichen und vergleichendes Prüfen wieder auf die Linie gebracht werden. Und dazu kommt uns das Amerikabuch von Zielesch gerade recht. Frei von aller Systematik gibt es anschauliche Ausschnitte aus dem Leben der amerikanischen Jugend und zeichnet vor allem auch den massigen Hintergrund des amerikanischen Selbstbewußtseins, auf dessen goldquellenden Rückhalt sich die Entwicklung und Reformen der „Education“ — das Wort in dem Eigensinn des amerikanischen Sprachgebrauchs genommen — stützt. Wir sehen da: Die amerikanische Schule und das ganze öffentliche Erziehungswesen Amerikas hat nicht die Ziele und die Voraussetzungen der europäischen Schule. Vergleiche beider Erziehungsstandards werden immer hinken, weil die verschiedenen geistigen und beruflichen Aspekte nicht in eine Vergleichsebene gebracht werden können (S. 111). In Amerika ist der Zweck ungefähr das, was man in Deutschland unter dem Begriff Seele zusammenfaßt. Da sich nun die deutsche Seele weder heraus-

stülpen noch abbinden läßt, werden die Versuche, amerikanische Erziehungsmethoden auf den deutschen Stamm umzupfropfen, stets zum Scheitern verurteilt sein. Wie sehr alles spezifisch Amerikanische auf dem Weg durch die deutsche Seele hindurch gewandelt wird, haben wir an der Bewegung der Boy Scouts (deutsch „Pfadfinder“) erlebt, und dieses Beispiel sollte uns immerhin vorsichtig machen. Ich will damit nicht sagen, daß wir nicht lüften sollen, wo es bei uns muffig geworden ist; aber wir müssen die Verschiedenheit in dem Organismus und Rhythmus des öffentlichen Lebens hüben und drüben, die verkittende Tradition hier und die Traditionslosigkeit dort sorgsam mit in die Formel bringen. Was drüben einfache Entwicklung ist, kann bei uns zerstörender Umsturz sein. Im übrigen ist der Verfasser keineswegs blind gegen amerikanische Einseitigkeiten, wie er auch (vgl. z. B. S. 27 ff.) nicht vergißt, die tiefen Schatten neben dem gleißenden Licht aufzudecken. Er wirbt auch nicht, er berichtet bloß, und darum sollten sich die in der Organisation unseres Schulwesens führenden oder sonstwie tätigen Männer das Buch recht genau ansehen. Das reiche Bildermaterial ist von amerikanischen Jugendbünden geliefert worden.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Lebensbilder

Wilhelm Schellberg: Josef von Görres. Zum 150. Geburtstage (25. Januar 1926), 2., verbesserte Auflage. 175 S. Köln 1926, Gilde-Verlag. Gbd. M. 4,—.

Was diesem Lebensbilde seinen eigenartigen hohen Reiz verleiht, läßt sich mit drei Worten sagen: es ist erlebt. Erlebt von einem Manne, der in jahrelanger wissenschaftlicher Arbeit den verschlungenen Wegen der inneren Entwicklung seines Helden nachging und heute wohl als der gründlichste Görreskenner gelten darf. Wir sehen Görres mitten im Gewoge der geistigen Strömungen seiner Zeit, mit der er, gebend und empfangend, tausendfach verbunden war. Wie er in jugendlichem Sturm und Drang einem Idol nachjagt, wie er sich zu seinem Volke zurückfindet, wie er in großer weltgeschichtlicher Stunde zum sprachgewaltigen Herold deutscher Freiheit und Einheit emporwächst, wie er endlich, „immer zum Höchsten und Letzten“ schauend, im katholischen Glauben den „rettenden Felsen der höheren Einheit“ erklimmt: das alles läßt uns in meisterhafter Darstellung Schellbergs prächtiges Büchlein nacherleben. Es müßte in alle Volks- und Schülerbibliotheken hinein, damit der 150. Geburtstag des lange Verkannten und Vergessenen nicht in ein paar Zeitungsartikeln verrauscht, sondern zu einem Auferstehungstage für ihn wird, für ihn, unsern Görres, der uns — allen Deutschen! — gerade in der Not unserer Tage Wegweiser sein kann.

Ich will nicht vergessen, den ebenso gediegenen wie geschmackvollen Einband, das gute Papier und das schöne, von J. Settegast 1838 gemalte Görresporträt besonders hervorzuheben, und habe nur die bescheidene Bitte, daß zum Ansporn für eingehenderes Selbststudium bei einer Neuauflage die wichtigsten Schriften der Görresliteratur verzeichnet werden.

Wittlich (Mosel). Studienrat Dr. A. Schmitt.

Länder- und Völkerkunde

Heinrich Schmitthenner: Tunesien und Algerien. Die Landschaft und ihre Bewohner. Mit 30 Abbildungen auf Tafeln und 5 Karten. 174 S. Stuttgart 1924, Strecker u. Schröder. Geb. M. 7,—.

Ein angenehm zu lesendes Buch, das bis zu Ende fesselt und vielfach spannend wirkt. Um so unerwünschter kommt eine Wendung auf S. 50 von der „uralten Sage vom Paradies, aus dem der Engel des Herrn den Menschen vertrieb"; hätte der Verfasser Ueberlieferung statt Sage geschrieben, so würde sein treffliches, kleines, aber feines Büchlein an dieser Stelle ohne jede Einschränkung gelobt und empfohlen worden sein. Daß er zweimal vom Bischof Lavigerie spricht, ohne diesen hohen Würdenträger mit seinem richtigen Titel zu beehren, hat nicht allzuviel zu bedeuten.

Schmitthenner hat die von ihm behandelten Atlasländer bereist und dabei gut beobachtet; auch ist er mit der einschlägigen Literatur vom alten Sallustius an bis auf die neueste Zeit wohl vertraut und schöpft daher aus dem Vollen. Der Leser wird in neun Abschnitten mit den einzelnen Teilen des weiträumigen Gebietes bekannt gemacht, und obwohl die Gliederung der Abschnitte bei allen so ziemlich die gleiche ist, zeichnet sich doch jeder durch Besonderheit aus; so mannigfaltig ist die Landschaft und das Leben der Bewohner, so reich und wechselvoll die Geschichte von Land und Leuten. Die Einblicke in die Verhältnisse von heute mischen sich abwechslungsreich mit den Rückblicken auf eine buntbewegte Vergangenheit. Die Natur des Landes wird ohne Weitschweifigkeit anschaulich geschildert. Manche Abschnitte würden sich trefflich fürs Lesebuch eignen, wenn dies noch in alter Form bestände. Jedenfalls kann das Buch dem Unterricht viel Stoff zuführen, aber wird auch sonst gewiß viel und gern gelesen werden, wie es durchaus verdient.

Das Kartenmaterial ist bescheiden, die Auswahl der Bilder trefflich und nicht knapp. Marokko ist leider in die Beschreibung nicht einbezogen; es wird nur im letzten, dem zehnten Kapitel des Buches über Mensch und Kultur in den Atlasländern kurz gestreift. Die heutigen Machthaber im ergiebigen Nordwestafrika erfahren zumal in diesem letzten Abschnitt scharfe, aber nicht unbillige Kritik; besonders schlecht ist der Verfasser auf das nicht unbeträchtliche jüdische Element in diesem Kolonialgebiet zu sprechen.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

W. L. Puxley: Wanderungen im Queenslandbusch. Uebertragen von Hildegard Kühn. Mit 24 Abbildungen und einer Karte. Berlin-Grunewald 1925, Kurt Vowinkel. 223 S. Oktav.

Wer ist Herr Puxley? Nach seinen Angaben ein weitgereister englischer Naturforscher, der in diesem Buche Bericht erstattet über eine Fahrt durch Gegenden, die noch nicht allzustark vom weißen Mann ihrer Eigenart beraubt sind, und wo er, seiner Neigung folgend, möglichst einsam und allein eine eigenartige Natur erforschen, bewundern, genießen kann. Er sieht unendlich viel Eigenartiges und weiß seinem Entzücken darüber begeistert Ausdruck zu verleihen. Ueber die Kehrseite, die bösen Plagen des schönen Landstrichs, der nicht wenige zu verzeichnen sind, geht Puxley nicht schweigend hinweg, aber sie stören doch seine gute Stimmung nicht und hindern ihn nicht, ein sehr günstiges Urteil über die voraussichtlich glänzende Zukunft des Landes zu fällen, in dem er so vergnügt geweilt und aus dem er mit dankbarer Begeisterung scheidet. Seine Schilderungen und Berichte können auch wohl in anderen ähnliche Gefühle und Stimmungen erwecken. Ob das in der Absicht des Verfassers liegt? Vielleicht wollte er auch nur ein unterhaltendes Buch schreiben, in dem er manches bringt, was schwer zu glauben ist, aber darum vielleicht um so eher Gefallen erwecken mag.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Merlin Moore Taylor: Bei den Kannibalen von Papua. 280 S. mit 67 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig 1925, Brockhaus. Ganzleinen M. 15,—.

Eine besser ausgestattete Indianergeschichte erinnere ich mich nicht in Händen gehabt zu haben. Auch ist die Erzählung gut aufgebaut in Form eines in 24 Abschnitten vorgetragenen Berichtes eines Amerikaners über seine abwechslungsreiche Fahrt durch wilde Gebirgslandschaft in Neuguinea, die noch kaum oder gar nie vom weißen Manne betreten worden. Die gut vorbereitete Reise verläuft schließlich harmlos, allerdings nach vielen Anstrengungen, Schrecknissen und Gefahren, denn man ist bei Menschenfressern zu Gast und entgeht nur um Haaresbreite dem Unglück, gebraten und verzehrt zu werden. Der überaus schwierige Marsch durch beschwerlich Gebiet in meist unbekannter Wildnis bringt der Beschwerden und Leiden viel, freilich auch manch fast vergnüglich Abenteuer. Alles weiß der Verfasser lebhaft und anschaulich zu erzählen, zumeist ohne es dem Leser allzu gruselig zu machen. Die zahlreichen Bilder veranschaulichen die vorgetragene Geschichte vorteilhaft. Daß Wort und Bild hie und da nicht gerade anmutig wirken, versteht sich bei Schilderungen aus der Kannibalenwelt ohne weiteres und soll ja so sein beim Indianerbuch.

Besonders geschickt sind die Reisegenossen und Typen aus dem Papuanerlande gezeichnet. Der noch spärlichen Mission — es sind katholische — am Rande des unwirtlichen Gebietes, die am Anfang und zu Ende der Reise sich dem Unternehmen freundlich erweisen, wird dankbar gedacht.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Schöne Literatur

Oskar Maria Graf: Die Heimsuchung. Verlag der Buchgemeinde Bonn. Unterhaltende Schriftenreihe. 1. Band Jahresreihe 1925, 3. Band.

Alles ist geheimnisvoll in diesem Buche, von einer Spannung, die durch die Mysterien einer Sekte noch ins Schaurige gesteigert wird. Verfemt liegt außerhalb eines bayrischen Dorfes ein Hof, das Schusterhaus benannt nach dem Namen eines Viehbauern. Der Fluch Gottes scheint über dieser Hütte zu schweben. Die epileptische Frau des Bauern und ihr Sohn sind eines Tages ermordet, der Bauer ins Gefängnis geworfen, in dem er sich erhängt. Ob er schuldig ist, weiß keiner. Als Anhänger einer pietistischen Sekte schätzt er das Leben nur ein als ein Zuchthausdasein. Ein anderes Geschlecht zieht auf das Gut, das der Erbin, einer Enkelin des Viehbauern, den Hof verwaltet. Scheinbar blüht das Anwesen, aber eines Tages zeigt sich der Fluch wieder, der Bauer wird lahm gestochen. Ein zweiter Ungeist bedrückt das Dorf, ein Anhänger einer anderen Sekte, der der Erbin aufzulauern scheint. Dem Brauche dieser Sekte gemäß fordert er eines Tages ihr unschuldiges Blut, sie entflieht, er verkommt irgendwo. Dies Mädchen ist die eigentliche Heldin des Romans. Sie ist durch ihre stille Frömmigkeit die Heilige dieses pietistischen Ordens, Mißhandlungen erträgt sie in dem Bewußtsein des größeren Leidens Christi. Von ihr strahlt ein direkt himmlischer Friede in eine habgierige, streitsüchtige und mörderische Umwelt. Aber daß das ganze Christentum erst da beginnt, wo die Weltflucht dieser Schwärmerin aufhört, daß in der tapferen Hinwendung zur Welt die echtere Nachfolge Christi liegt, das zeigt der gütige, sorgende Pfarrer. Auf ihm liegt etwas vom Licht Christi, welches das schauerliche Dunkel der Sekte als Zerrbild religiösen Suchens kontrastisch dartut. So wird hier ein Erzählwerk vorgelegt, das gleichwohl, so ungewöhnlich es ist,

gut unterhält, wie es allem Sektenunwesen zum Trotz den Geist des Christentums auf einzigartige Weise schlicht und innig ausspricht.

Bonn. Otto Steinbrinck.

Enrica von Handel-Mazzetti: Deutsche Passion. Des Rosenwunders zweiter Teil. Ein deutscher Roman. 552 Seiten. München, Kösel & Pustet. Geb. M. 8,—.

Seit Schillers ‚Wallenstein' mag der Versuch zu einer großen Tragödie, wie ihn die gefeierte katholische Schriftstellerin in ihrer Sand-Trilogie unternimmt, kaum mehr begonnen sein. Der zweite Teil dieser epischen Tragödie trägt zwar nicht ganz so stark wie der erste den Zug großen Menschenschicksals, aber dies ist nicht die Schuld der Dichterin: hier herrscht der Moment der atembeklemmenden Pause zwischen Tat und Urteil. Aber bei dem Vergleich mit ‚Wallenstein', den Handel-Mazzettis Werk aushält und dessen Geist es sympathisch nahesteht, dürfen die Mängel nicht übersehen werden, die sie mit Schiller teilen dürfte wie dessen Vorzüge. Die Liebe zum Heldisch-Reinen begabt diese Frau als Künstlerin zur Gestaltung dieses epischen Werkes. Die Frau und Künstlerin faßt ein politisch umstrittenes Problem als vorwiegend sittliches und religiöses. Somit ist Licht und Schatten stärker und krasser geteilt, als es bei einer großen Tragödie erforderlich wäre; daß dieser Mangel an innerer Wahrheit aus einer verehrenswürdigen Größe der Dichterin kommt, aus ihrer Weibliebe zum Sittlichen und ihrer wesenhaften Unbegabung für das Politische, darf bei der Wertung eines Kunstwerkes nicht ganz vergessen werden. Sand wird dargestellt als ein Mörder aus „übersteigerter Sittlichkeit". Ist das noch zu fassen? Dichterisch bewundernswerte Qualitäten erleichtern zwar ein Verstehen des so gesehenen Mörders, aber selbst wenn die einzelnen Teile der beiden vorliegenden Bände etwas strenger und straffer gegeneinander abgewogen wären, wird Sand noch immer kein ganz glaubwürdiger Charakter. Das ist um so mehr zu bedauern, als es sich hier um einen „historischen Roman" handelt, der hoch über den heutigen Versuchen zur Gestaltung deutscher Geschichte steht. Sand wird zum Idealbild des Deutschland vor hundert Jahren, der Führer der Burschenschaften und der Liebling des Turnvaters Jahn. So lebendig und kraftvoll diese Zeit deutscher Geschichte wird, Sands Gegner und Richter bleiben Schablone, weil die schöpferische Liebe der Dichterin sie nicht mit ihrem großen Leben beschenkt. Der weibliche Gegenpol zu Sand, das 16jährige katholische Mädchen Else Walch, ist keine ausreichende Vertreterin des Katholizismus, obwohl die Dichterin sie mit allen weiblichen Tugenden ziert. Herrlich sind die Kapitel des Klosterlebens, wie alle Teile, die von der Dichterin mit warmer Liebe beseelt worden, aber das Hauptthema des zweiten Teils, Dr. Walchs Bemühungen, sinnlose, kaum glaubhafte Verleumdungen seiner Tochter aufzuklären, wird länger ausgedehnt als es der Tragödie förderlich ist. Und der durch eigene Hand schwer getroffene, ständig 14 Monate lang mit dem Tode ringende Sand scheint uns schließlich nur deshalb noch auf sein Urteil warten zu müssen, weil Dr. Walch noch nicht zum Ziele gekommen. Daß er vor der Urteilsverkündung noch nicht im Zuchthaus zu Mannheim anlangt, wirkt etwas peinlich als Regiefehler. Indes wird der Leser, mag der Gang der Handlung nicht recht überzeugen, durch wahre Rosenwunder dichterischer Kraft entschädigt, deren er sich leider nie ganz ungestört freuen kann, da im ganzen der Eindruck des Zwiespältigen überwiegt.

Bonn. Otto Steinbrinck.

LIBRARY UNIVERSITY OF ILLINOIS URBANA

Johann Heinrich Löffler: Martin Bötzinger. Ein Roman aus dem 17. Jahrhundert. 8° 452 Seiten. Mit 16 Vollbildern von Hanns Glaser. Herausgegeben von Dr. Heinrich Lilienfein. Einband nach Entwurf von Otto Dorfner. Weimar 1925, Hermann Böhlaus Nachfolger. Kartoniert M. 4,50, Leinen M. 6,—, in abwaschbarem Büchereieinband ca. M. 6,—.

Die Absicht des Verlages H. Böhlaus Nachfolger ist zu begrüßen. Er will in der Folge eine Reihe von volkstümlichen Büchern herausbringen, die ein Bild deutschen Lebens vermitteln sollen. Man kann wohl sagen, daß damit — wenn man mir den abgegriffenen Ausdruck gestatten will — einem dringenden Bedürfnis abgeholfen wird. Es besteht ein unleugbarer Mangel an solchen Büchern, die, ohne unter jenes Niveau zu sinken, welches man anständigerweise von einem Roman verlangen darf, doch jedem verständlich und für die Allgemeinheit von Interesse sind. Das vorliegende Werk, 1897 von dem 1903 verstorbenen J. H. Löffler herausgebracht, mußte erst durch H. Lilienfein um ein Drittel gekürzt werden, um es schmackhaft zu machen. Trotzdem hat es noch manche Längen. Die Geschichte spielt im Dreißigjährigen Kriege, und zwar liegen ihr die Aufzeichnungen des Pfarrers Martin Bötzinger, die auch G. Freytag verwertet hat, zugrunde. Im Gegensatz zu Grimmelshausens „Simplizius" tritt der Krieg mehr in den Hintergrund. Dafür gibt der Verfasser ein kulturhistorisch fesselndes Bild der damaligen Zeit. Bürger und Adelige, Bauern und Räuber treten auf, abenteuerliche Existenzen und bodenständige Leute. Durch die Fülle der anschaulich gezeichneten Personen, durch die lebhafte Handlung, die in Schulen und Pfarrhäusern, auf Burgen und im Räuberlager spielt, wird das Buch sicherlich Interesse erregen. Wenn auch der Verfasser nirgends seinen protestantischen Standpunkt verleugnet, muß man doch sein maßvolles Urteil den Katholiken gegenüber anerkennen. Man kann das Buch aber nur solchen Leuten geben, die historisch denken können und die Verständnis für die religiösen Verhältnisse der damaligen Zeit haben. Sonst könnte das Auftreten des verkommenen Mönches Willius leicht Mißverständnisse erregen.

Emden. Georg Schäfer.

Anna Schieber: Lebenshöhe. (Kristallbücher. Eine Novellenreihe.) 3. Aufl. 87 S. Stuttgart, Fleischauer u. Spohn. Gbd. M. 2,25.

Das Motiv dieser Novelle ähnelt jenem in M. v. Ebner-Eschenbachs historischem Roman aus der italienischen Frührenaissance ‚Agave'. Ein junges, unruhiges schwäbisches Blut, das sich in der Lebensbahn bürgerlicher Gesetztheit nicht behaglich fühlen kann, entweicht heimlich nach Italien und bringt es nach allerlei Entbehrung zu einem Bildhauer, der begehrte Werke schafft, aber dabei nicht über den Dilettantismus hinauskommt. Nur einmal gelingt der große Wurf, das wirkliche Kunstwerk, da nämlich, als Schmerz und Trauer um die jäh verstorbene Braut sein Talent zu einem Grabmal für die rein und heiß Geliebte inspirieren. Die Dahingegangene zieht bald auch ihn nach. Ein Fieber zehrt sein junges Leben auf und bewahrt ihn vorm Zurücksinken in künstlerischen Dilettantismus und in die Arme der Venus vulgivaga.

Es ist Tragik in diesem Künstlerschicksal, das A. Schieber mit dichterischer Ergriffenheit erzählt und dem das Bekenntnis zur Unsterblichkeit der Seele und zu den höheren Lebenswerten einen tröstlichen Abschluß gibt. Die Novelle zählt zu Schiebers reifsten Dichtungen. Allerdings hätte es zur Gestaltung dieses Schick-

sals der italienischen Einkleidung nicht bedurft. Man spürt kaum den Puls italienischen Lebens. Auch dünkt mich die Fabel etwas stark ausgeklügelt. Aber trotzdem vermag die Novelle Leser mit reiferer Lebenserfahrung und einigem Verständnis für Künstlerschicksale zu fesseln, während Volk und Jugend von dem Buche kaum etwas haben dürften.

Dettlingen. Pfarrer Hermann Herz.

Selma Lagerlöf: Der Ring des Generals. Erzählung. 179 S. München 1925, Albert Langen.

Der Ring des Generals ist eine echt Lagerlöfsche Erzählung. Dunkel und schwer fließt die Handlung. Die Träger der Handlung sind psychologisch fein erfaßt und durchgeführt. In fast grauenhafter Plastik steht da besonders die Gestalt des toten Generals vor uns, der um seinen Ring kämpft und das rächende Schicksal vertritt. Es ist nichts hell in allem Geschehen, keine Zeile, die den Leser ruhen läßt, unaufhörlich steigert sich die Tragik und der Schluß bringt keine richtige Auslösung. Aber es ist auch keine schwache Stelle in dem Buch, und die Erzählung verrät uns nicht die Kunst einer großen Schriftstellerin, sondern das unbedingte Können einer großen Dichterin.

Das Werk eignet sich seiner ethischen Einstellung halber nur für urteilsfähige Leser.

Selma Lagerlöf: Die Prinzessin von Babylonien und andere Erzählungen. 1. bis 5. Tsd. 206 S. München 1922, Albert Langen.

Auch diese Erzählungen sind Lagerlöfschen Geistes. Aber die Dichterin schlägt doch hier zuweilen hellere Töne an, wie z. B. in der lieblichen Legende vom St. Luziatag, und ein feiner Humor liegt in der ersten Erzählung, der Prinzessin von Babylonien, wo sich menschliche Art so treffend durch Kindermund offenbart. Sehr ernst und gehalten sind die fünf Stimmungen aus den Kriegsjahren, die besonders interessant durch die schwedische Nationalität der Verfasserin sind. Ganz hervorragend sind die beiden Reden — in memoriam betitelt — die Selma Lagerlöf im Jahr 1914 und 1920 in der Schwedischen Akademie hielt. Die übrigen Erzählungen stehen inhaltlich alle auf gleicher Höhe und geben Zeugnis von der tiefen Beobachtungskraft der großen Schwedin, die so eng verknüpft ist mit Mensch, Natur und Ding.

Bonn. Gertrud Braden.

Dorothea Gerard: Krumme Pfade. Roman. 333 S. Einsiedeln, Benziger.

Krumme, verschlungene und gewundene Pfade sind es, die Adrian Belmont, der Held dieses Romanes, den die Verfasserin selbst aus dem Englischen ins Deutsche übertragen hat, gehen muß, bis er zum Frieden mit sich und zu dem auch vor seinem eigenen Gewissen rechtmäßigen Besitz der reichen Erbschaft kommt. Er sollte ein großes Gut, dessen Besitz er auf Grund der verwandtschaftlichen Rechtsnachfolge angetreten hat, ohne daß ein Testament gefunden war, wieder aufgeben, wenn er nicht zur anglikanischen Kirche überträte. Innerlich hat Adrian den Kampf nicht bestanden; nur durch Lucy, seine Frau, die als Anglikanerin in mütterlicher Not und Angst um ihr krankes Kind den Uebertritt zur katholischen Religion gelobt hatte, wird Adrian vor dem Abfall von der Kirche gerettet. Und die Entdeckung eines endgültigen Testamentes, das Adrian im Besitze von Schloß und Gut beläßt, rettet ihn vor seinem Abstieg in das Heer der Armen. Frau Lucy ist unstreitbar der stärkere Charakter. Der Roman ist in seiner ganzen Entwicklung sehr

spannend und fesselt den Leser von Anfang bis zum Ende. Die Seiten 9, 27, 39, 54, 58, 60, 162 und 196 bergen kleinere oder größere Uebersetzungsfehler, die bei einer Neuauflage zu verbessern wären.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Martin Otto Johannes: Die Ukrainerin. Eine Geschichte aus dem Herzen Deutschlands. 2., neubearbeitete Auflage. 8°. 194 S. Melsungen 1925, Heimatschollenverlag, A. Bernecker. Mk. 3,50.

Der Titel läßt nicht vermuten, daß es sich um einen Heimatroman handelt. Es ist eine Verherrlichung des Bades Sooden an der Werra und seiner schönen Umgebung, von deutschem Volkstum und deutscher Art. Dort lernt ein Einsamer während seines Kuraufenthaltes eine fremde Frau, die Ukrainerin, kennen. Sie durchwandern beide die schöne Gegend und aus diesem Zusammensein erwächst eine große Liebe. Aus den Gesprächen mit der Frau lernt er so nebenbei die Verhältnisse in der Ukraine kennen – der Verfasser hat wahrscheinlich die Beobachtungen dazu an Ort und Stelle machen können –. Die Art und Weise, wie er sich für das geknechtete Volk einsetzt (durch die Sowjets wird wohl manches anders geworden sein), nimmt für ihn ein. Doch stört der betonte Antiklerikalismus. Das Idyll wird plötzlich durch den eintreffenden Mann der Ukrainerin gestört. In ihrer Ratlosigkeit stürzt sie sich in die Werra. Von der seelischen Erschütterung, die ihn an den Rand des Todes brachte, gesundet er langsam. Das Buch hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. Partien, die spröde und nüchtern sind, wie Abschnitte aus einem Badeprospekte, wechseln mit solchen von unleugbarem Können ab. Wer das Werratal kennt und liebt und dabei einen Einblick in fremdes Volkstum tun will, der wird das Buch mit Interesse lesen. Für Büchereien dürfte es kaum in Betracht kommen.

Emden. Georg Schäfer.

Reinhard Johannes Sorge: Nachgelassene Gedichte. Mit einem Nachwort von Martin Rockenbach. 86 S. Leipzig 1925, Vier Quellen-Verlag. M. 4,—.

Einen neuen Zug im Bilde Reinhard Johannes Sorges enthüllen diese aus dem Nachlaß ausgewählten und herausgegebenen Gedichte nicht. Sie lassen nur die eine Seite seines Wesens, die aus seinen übrigen Werken bereits bekannt ist, seine Gottestrunkenheit und innige Christusmystik in voller Reinheit und Tiefe hervortreten. In dieser Beziehung gehören sie freilich bei ihrer Ursprünglichkeit und Erlebniskraft, ihrer künstlerischen Zucht und eigenartigen Form zu dem Besten, was wir überhaupt auf diesem Gebiete haben. Sorge kündet hier von dem Gott der Offenbarung und dem Menschensohne, wie etwa Stefan George von seinem merkwürdigen „Gott“ Maximin zeugt, — gleich kindlichgläubig, selbstverständlich und unbekümmert.

Hedwig Dransfeld: Erwachen. Gedichte. 3. u. 4. Aufl. 152 S. Köln, J. P. Bachem. M. 5,—.

Der „Katholische Frauenbund Deutschlands“ ehrt sich selber, indem er Hedwig Dransfeld, seine große Vorkämpferin, durch die Neuausgabe ihrer Gedichte ehrt. Aber notwendig war die Ausgabe nicht. Die Bedeutung Hedwig Dransfelds liegt eben nicht auf dem Gebiete der Dichtkunst trotz ihrer männlichen Sprache und der Beherrschung der äußeren Technik.

Lucie Rohmer-Heilscher: Legenden um Franz von Assisi. 52 S. Wiesbaden, Hermann Rauch. M. 3,—.

Am Schluß ihres Einleitungswortes sagt die Verfasserin, diese Legenden um den hl. Franziskus, „die sich zum Teil an die Ueberlieferung anlehnen, zum Teil aus seinem Wesen geschöpft sind, wollen sein ein demütiges Kränzelein, das sich zur 700jährigen Wiederkehr seines Todestages an das Grab des Heiligen schmiegt". Und das sind sie auch: ein bescheidener Kranz, anspruchslos, kunstlos, mit viel Liebe gewunden.

Paderborn. P. Dr. Cornelius Schröder, O.F.M.

Niederdeutsches Balladenbuch. Herausgegeben von Albrecht Janssen und Johannes Schräpel. Mit einer Einleitung von Börries, Freiherr von Münchhausen. Bilder von Prof. Bernhard Winter-Oldenburg. 316 S. München 1925, Georg D. W. Callwey. In Ganzl.-rips gbd. M. 8,—.

Eine reiche Ergänzung unserer Balladensammlungen! Namentlich das plattdeutsche Niederdeutschland, das die Mehrzahl der Dichtungen dieses Buches zur Verfügung gestellt hat, darf mit freudigem Stolz (und vielleicht mit eigenem Erstaunen) auf diesen Schatz schauen. Und darin muß man dem ersten unserer zeitgenössischen ritterlichen Sänger, der das Geleitwort geschrieben hat, recht geben, daß die Ballade (im eigentlichen, im engeren Sinne) ihre Heimat und ihren Hauptsitz im keltischen und germanischen Norden hat und daß beispielsweise die deutschen Balladendichter außerhalb Niederdeutschlands (von denen B. v. Münchhausen übrigens K. F. Meyer, den Dichter der eindrucksgewaltigen Ballade ‚Die Füße im Feuer' übersehen hat) sich weder an Zahl noch an Wucht des Empfindungsgehaltes und an treffender Kraft der Form mit den Niederdeutschen messen können.

Was nun die Auswahl dieses ‚Niederdeutschen Balladenbuches' angeht, so findet man hier einen großen Hort echten Dichtungsgutes zusammen, freilich auch manche entbehrliche Stücke von Holm, von H. Müller-Brauel (in dessen Gedicht ‚Halsmühlen' die prosaischen Verse stehen: Herr Karl! Wir müssen seit jenem Tag Als Schlächter von Verden dich buchen!, von J. Meyer, W. Brandes, A. Mähl, C. Bulike, L. von Brockdorff-Ahlefelde, H. Schwarz, A. Seemann, W. Tovote u. a., bei denen Wollen und dichterische Kraft nicht restlos im Einklang stehen, bei denen man die Sicherheit des echten Balladentones vermißt. Eine Neuauflage des Buches dürfte also ruhig schmaler sein. Auf zwei westfälische Dichter möchte ich aufmerksam machen, die in einer Sammlung, die in den Avenariusschen Büchern desselben Verlags berühmte Vorbilder hatte, nicht fehlen durften, auf Fr. W. Weber (‚Gert Vogel', ‚Der Handschuh') und A. Wibbelt (‚Vörgeschicht'). Die Nichtaufnahme Fontanes erklärt sich wohl nur durch buchhändlerische Rücksichten.

Die herbe Eigenart mancher der Bilder B. Winters verlangt starkes Entgegenkommen.

Münster a. St. Prof. F. Wippermann.

Mundartliche Literatur

Ludwig Schröder: Pückelken un annere Geschichten in Sauster Platt. 189 S. Hilchenbach (Westfalen), Jugendherbergsverlag. Auslieferung durch Sauerland-Verlag, Iserlohn. Geh. M. 1,50.

E. Marcus (Natzohm): **Piäpperpotthast.** 103 S. Münster i. W. 1924, August Greve. Geh. M. 1,50.

B. Holtmann: An't Hädfüer bi Flaßkamps-Vader. Allerhand lustige Stückskes. 104 S. Ebenda. Geh. M. 1,50.

Bernd Schmitz: Wat is de Ape doch 'n spassig Mensk! segg de Bur. Plattdeutsche Schwänke. 168 S. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. Kart. M. 3,75.

F. W. Haase: Buer un Reimester. En Bidrag tau'r Erfüarschunge van Wuan- un Liavenswise van unsen Ollen in unser Hejmet im miarkeschen Suerlanne. 110 S. Ebenda. Geb. M. 5,—.

Nahezu ein halbes Dutzend Bücher in westfälischer Mundart. Ein Meisterwerk ist nicht darunter. Ihr Wert steckt im Heimatlichen. Literarisch am höchsten steht das erste der genannten Werke. L. Schröder ist ein altgediegener Freund und Kenner des westfälischen Landvolkes, und seine deftigen und gemütvollen Erzählungen sind gute, echte Volksgeschichten — womit ihr Wert umgrenzt ist. Der feinsinnige Beurteiler der Dichtungen anderer steckt in seinen eigenen Erzeugnissen noch ganz in einer altfränkischen Erzählerweise. So kommt das Büchlein nur für Westfalen in Betracht, die, auch wenn nicht aus der Soest-Hammer Gegend, sich bald in Schröders kernhaft schönes, warmblütiges Soester Platt einlesen können.

Auch der Münsterer E. Marcus hat in Westfalen einen gutbekannten Namen; er ist ein trefflicher plattdeutscher Lyriker. Mit seinem ‚Piäpperpotthast' hat er freilich nur die wahrlich nicht geringe Schar der unentwegten Schwänkeverteller vermehrt. Durch die drollig-humorvollen Gestalten des Ehepaares Bennatz und Kathrin werden die meisten Schnurren zu einer lockeren Einheit zusammengehalten. Auch hier ist das Plattdeutsch echt — aber der Dichter der ‚Sunnenblomen' (des ebenfalls bei Greve erschienenen Lyrikbuches von Marcus) ist mir lieber als der Natzohm dieses ‚Piäpperpotthasts'.

B. Holtmann hat für seine ‚lustigen Stückskes' die Versform für erforderlich gehalten. Auch hier handelt es sich um einen gemütlich und gut plattdeutsch erzählten ‚Praohl', der unseren Plattdeutschen ein vergnügtes Stündchen bereiten dürfte — wenn nicht solche Bücher anderen wertvolleren (Krügers, Wibbelts, Wagenfelds) den Raum wegnähmen!

Die übrigen Bücher sind im Platt des märkischen Sauerlandes geschrieben. ‚Wat is de Ape' ist vom Schlage der beiden vorhergehenden Schwänkebücher, nur daß die Schnurren hier oft von einer recht handfesten Derbheit sind. Auch ist die Rolle, die Pastor und Kaplan in manchen dieser Stücke spielen, nicht nach meinem Geschmack. Freilich geht im niederdeutschen Volksmund, aus dem B. Schmitz reichlich geschöpft hat, gerade solcher Eulenspiegeleien eine Menge um. Auch die unaufhaltsam vordringende Industrie hat das märkische Sauerland demnach noch nicht ganz entheimatet; in einem anderen Buch des Verlages Ruhfus in Dortmund, ‚In diar Lechterstunne' von Fritz Linde, findet sich sogar noch mancherlei an plattdeutscher Volkspoesie, Volkslaune und Volksweisheit aus dem Kohlen- und Eisenlande gesammelt.

Zum Schluß sei noch ein merkwürdiges Werk angeführt, ‚Buer un Reimester', merkwürdig insofern, als hier das westfälische Platt einmal zu einem nicht rein literarischen, zu einem belehrenden Zweck verwandt wird. Dabei erweist sich Haases Plattdeutsch als recht biegsam und anschaulich, wenn man von dem verplattdeutschten Hochdeutsch des verlängerten Titels und des ‚Büarwoorts' absieht. Der Verfasser verwebt seine volks- und heimatkundlich wertvollen Schilderungen frisch und geschickt in eine anspruchslos schlichte Geschichte aus dem Leben der alten märkischen Bauern und ‚Reimester' (Eisenhammerbesitzer) und läßt in seiner von ehrlicher Liebe zu Heimat und Volk erfüllten Darstellung ein rundes Leben der

guten alten Zeit auf Roter Erde vor uns erstehen. So ist das Buch höchst verdienstvoll und wertvoll für den Freund der plattdeutschen Art und Sprache — sofern er solche Dinge in jener Sprache zu lesen Neigung und Geduld hat, die eigentlich ihnen am gemäßesten ist!

Münster a. St. Prof. F. Wippermann.

Franz Peter Kürten: Feldmösche. 2. Auflage. 47 S. Heidelberg 1925, W. H. Fischer. Kart. M. 0,80.

Will Hermanns: Der Öcher Ullespejjel. De Leävensjeschichte van ene Dommjroef op Öcher Platt verzahlt au met adije Beldchere verziert. 164 S. Aachen 1925, Kreutzers Verlagshaus. Leinen M. 3,60.

Zwei Bücher zweier bekannter rheinischer Mundartdichter.

Der niederbergische Poet Kürten hat in seinem anspruchslosen, gemütswarmen, oft von schalkhaftem Humor durchsonnten Liedchen manchmal glücklich den Ton des Volks- und Kinderliedes getroffen.

Der Aachener Hermanns, der verdiente Vorkämpfer der Volkssprache in der alten Kaiserstadt, ließ seinem ‚Reinart der Fochs' jetzt den geistesverwandten ‚Ullespejjel' folgen, den er mit gleichgelungener Kunst in Aachener Boden, Stadt und Land, Sprache und Volkstum, hineinverpflanzte. Auch diesmal hat er mit gutem Takt die Derbheiten und die scharfen Ausfälle des niederdeutschen Volksbuches auf die Geistlichen weggelassen; um so mehr konnte der ganze Schelmenübermut des älteren, des vorreformatorischen Eulenspiegels, der noch freier ist von sozialer und kirchlicher Satire, zur Wirkung kommen, wobei der trockene, in seiner nüchternen Sachlichkeit oft grausam erscheinende niederdeutsche Humor durch manches Tröpflein rheinischer Laune gewürzt, gemildert, schadenfrohes Lachen in behagliches Schmunzeln gewandelt wird. Die Sprache dieser Umdichtung ist von kerniger Kraft und Lebendigkeit.

So ist „der Öcher Ullespejjel eine durchaus gelungene Wiederbelebung des altberühmten ‚Weltgedichtes', in dem Ernst und göttliche Laune zusammenspielen" (Nadler).

Bad Münster a. St. Prof. F. Wippermann.

Hermann Claudius: Stummel. En Vertelln. 1. bis 3. Tausend. 104 S. Hamburg 1925, R. Hermes. Ganzl. M. 4,—.

Dieses Buch ist aus der hohen plattdeutschen Kultur Hamburgs, aus jener edlen Ueberlieferung hervorgewachsen, der ein Stavenhagen und Boßdorf, ein Gorch Fock und R. Kinau, ein Schurek und ein A. H. Grimm angehören oder nahestehen. Mehr als andere Plattdeutsche dürfen die Hamburger Dichter auch dem ländlichen Anschauungs- und Empfindungskreise fernliegende Stoffe behandeln, sie dürfen auch „städtisch" plattdeutsch denken, ohne daß uns das (bei ihnen) unplattdeutsch anmutet.

H. Claudius, der poetisch hochbegabte Nachfahre des ‚Wandsbecker Boten', der Dichter tiefempfundener plattdeutscher Großstadtlyrik, hat mit seinem ‚Stummel' einen plattdeutschen Entwicklungsroman geschrieben, den Werdegang eines niederdeutschen Jungen, darunter wohl viel Eigenerlebnis. Das Buch hat hohe dichterische Eigenschaften. Eine edle Gemütswärme, die sich liebreich in die Welt des Kleinen, des Heimes versenkt, liegt darüber, und eine starke poetische Stimmungskraft umfaßt uns bezwingend. Claudius ist ein moderner Dichter, der das Geheimnis des Wortes kennt, der mit knappen Strichen nicht nur Stimmung um uns zu breiten, sondern auch lebensrunde Menschen zu zeichnen weiß, wie das Buch überhaupt trotz seiner skizzenhaften Art tief eindrucksvoll ist.

Wenngleich es von den Verstiegenheiten von Claudius' hochdeutscher Entwicklungsgeschichte 'Das Silberschiff' frei ist, möchte ich es doch nur gereiften und besinnlichen Menschen empfehlen; sie allein auch werden den Gehalt der Erzählung, die, auf reiche äußere Handlung verzichtend, das Hauptgewicht auf Innerlichkeit legt, recht würdigen.

Münster a. St. Prof. F. Wippermann.

A wing Schläsch. Herausgegeben von Dr. Ernst Hartmann. Mit einem Ueberblick über das schlesische Schrifttum von Dr. H. Jantzen. Breslau u. Oppeln, Priebatsch' Verlag. Band 1 geh. M. 0,80, Bd. 2 geh. M. 1.—.

Zwei hübsche Heftchen von je etwa 100 Seiten, die uns ein reichhaltiges Bild von der außerhalb des Eichendorff-Landes so wenig bekannten mundartlichen Dichtung Schlesiens geben. Wohl verstärken die Proben den Eindruck, daß Schlesien keinen großen Dichter der Volkssprache hervorgebracht hat, immerhin mag man sich des treuherzigen Humors, der warmherzigen Liebe zur Natur und Heimat, der freundlichen Verklärung der Welt des Kleinen und Bescheidenen erfreuen, die sich in den Liedern und Geschichten eines Holtei, Rößler, Heinzel, eines Philo vom Walde, eines H. Bauch und mancher anderer so gewinnend kundtun.

Die Einleitungen Jantzens machen in verständiger, in den meisten Fällen überzeugender Weise mit dem schriftsprachlichen schlesischen Schrifttum alter, neuer und neuester Zeit, die Anhänge mit den mundartlichen Dichtern des Landes bekannt.

Münster a. St. Prof. F. Wippermann.

Jugendschriften

Rudolfina Metzler: Rheintalerkinder. Lustige Erzählungen. Mit 23 Zeichnungen von Joh. Thiel. 176 S. 8°. Freiburg, Herder. Halbleinwand M. 4,—.

Für Erwachsene ist die Lesung dieses Buches ein auffrischender Spaziergang durch verlorenes Jugendland, und wer selber eine Schar aus dem nachwachsenden Geschlecht zu betreuen hat, wird diese muntern, von einer Lehrschwester des Instituts Menzingen eingefangenen Bilder aus dem Kinderleben im unteren St. Galler Rheintal doppelt aufmerksam beschauen. Dagegen ist die Frage, was K i n d e r mit einem solchen Buche machen, nicht eindeutig zu beantworten. Nach meinen Erfahrungen lehnen Knaben des mittleren Lesealters solche Bilder aus ihrem eigenen Erlebniskreis, auch wenn sie in den hübschesten Rahmen gesteckt sind, ab. Ihr Sinn steht nach stärkerem Erleben, nach zielvoller, geschlossener, aus der Enge des eigenen Dunstkreises herausführender Handlung. Dagegen fühlt sich der mütterliche Instinkt sinniger Mädchen von derartigen Familien- und Jugendgemeinschaftsbildern angenehm berührt. Somit kommt das Buch vornehmlich für Mädchen von 9—12 Jahren in Betracht. (S. 152 hat es nicht Wernhoffsche, sondern Werlhoffsche Krankheit zu heißen.)

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Hedwig Dransfeld: Das Grafendorli. Erzählung für junge Mädchen. Mit 4 Bildern von Fritz Bergen. 156 S. 8°. 10./11. Aufl. Köln, J. P. Bachem. Geb. M. 4,50.

Wenn man die heutige Jugend fassen will, so muß man in ihren Alltag kommen — das ist eine Grundregel, die selbst von unseren berufensten Jugendschriftstellern zu wenig beachtet wird. Die Außerachtlassung dieses Grundsatzes ist denn auch der einzige Fehler der vorliegenden Geschichte; denn die junge Leserin wird in eine Umwelt geführt, in der sie nie etwas zu tun haben wird, ausgenommen etwa als Stubenmädchen oder als Köchin. Im übrigen ist die Geschichte des vom Schicksal

mißhandelten und schließlich doch anerkannten Grafenkindes ausgezeichnet erzählt, auch hinlänglich spannend, und illustriert dabei recht wirkungsvoll das goldene Wort: Man muß Liebe geben, um Liebe zu empfangen. — Für die reifere Mädchenwelt.

Es muß hier aber einmal gesagt werden, wie notwendig es ist, daß dieser vornehme Verlag dem Leiter der Jugendschriftenabteilung endlich gemessene Anweisung gibt, für die zeitgemäße Ausstattung solcher Bücher Sorge zu tragen. Und zwar gilt das für alle Teile der Ausstattung, für Druck, Papier, Bebilderung und Einband. Auf den Jugendschriftenausstellungen, mit denen ich zu tun hatte, sind mir die heftigsten Klagen über die sinkende Werbekraft des katholischen Jugendbuchs zugekommen. Der Verlag Bachem hat so treffliche Autoren, und in dem Namen dieser Firma ist ein so starkes Kapital von Vertrauen investiert, daß es eine Forderung der Zeit ist, auch bezüglich der Einzelheiten der Buchtechnik den Wettbewerb mit den führenden nichtkatholischen Jugendschriftenverlagen aufzunehmen.

Rottweil Prof. J. K. Brechenmacher.

Sophie v. Follenius: Allzeit wahrhaftig. Erzählung. Mit 4 Bildern von Fritz Bergen. 154 S. 8°. 6./7. Aufl. Köln, J. P. Bachem. Geb. M. 4,50.

Die traurige Rolle, die die Pensionatsgeschichten innerhalb des Mädchenschrifttums spielen, macht den Kritiker von vornherein aufs äußerste mißtrauisch gegen die himmelblau und rosenrot herausgeputzten Backfischdarstellungen, die das Institutsleben und die anschließende unvermeidliche Verlobung zum Gegenstand haben. Aber insofern hier so gut wie anderwärts eine poetische Spiegelung des Lebens stattfinden kann, kann auch dieser Zweig unseres Jugendschrifttums nicht grundsätzlich verneint werden. Wenn jedoch die Statistik der beliebtesten Jungmädchenbücher rund drei Viertel Pensionatsgeschichten aufweist, so liegt in dieser Hypertrophie einer Angelegenheit, die doch nur verhältnismäßig wenige Mädchen angeht, eine krankhafte Verirrung vor, die Beachtung heischt.

Diese Vorbemerkung war nötig, um den Standpunkt gegenüber dem vorliegenden Buche zu gewinnen. Auch hier kriegt „sie" am Schluß ihren Leutnant, und ihrer Pensionatsgefährtin wird auf der letzten Seite gleichfalls ein Leutnant in Aussicht gestellt. Aber das Buch hat seine unleugbaren Vorzüge: es erzählt mit Geschick und Wärme; die Handlung ist zielstrebig ohne krebsige Wucherungen, die Charakteristik der Hauptpersonen ist bestimmt und klar, und der im Titel ausgeprägte Grundgedanke ist einwandfrei und überzeugend durchgeführt. Unter der Bedingung also, daß man bei der Auswahl der Mädchenbücher die Pensionatsgeschichten nicht vorwiegen läßt, kann das Buch der Follenius immer noch in die vordere Reihe gestellt werden. Wegen der Ausstattung gilt das bei Dransfelds „Grafendorli" Gesagte.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Ad. Jos. Cüppers: Versiegelte Lippen. Erzählung aus dem irischen Volksleben. Mit 4 Bildern von Fritz Bergen. 147 S. 8°. 4.—8. Tausend. Köln, J. P. Bachem. Geb. M. 4,50.

— **Robert von Saverny.** Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge. Mit 4 Bildern von H. R. Heinmann. 147 S. 8°. 4.—7. Taus. Ebenda. Geb. M. 4,50.

Cüppers liebt kräftige Handlung, hat für die Schürzung des Knotens eine sichere Hand und ist um die Farben für seine historischen Gemälde nie verlegen. Der erstgenannte (literarisch wertvollere) Band führt in die Frühzeit der Fennier

(Mitte des 19. Jahrhunderts) und gibt einen bewegten Ausschnitt aus dem irischen Volksleben, in dessen Mitte ein das Beichtgeheimnis tapfer wahrender Priester steht. — Im zweitgenannten Band (früher unter dem Decknamen Hollmut erschienen) macht der junge Leser den zweiten Kreuzzug mit und gewinnt von diesem verfehlten Unternehmen ein anschauliches Bild, das durch die mit hineingeflochtene Herzensgeschichte des Helden kaum abgeschwächt wird. Beide Bände gehören zu der für die reifere Knabenwelt bestimmten Sammlung „Aus allen Zeiten und Ländern" und ziehen auch in Volksbibliotheken. Der an erster Stelle genannte Band zeigt freundlichere Ausstattung als die hier gleichzeitig besprochenen Mädchenbücher.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Aus der Bühnenwelt

Theater in Köln

II.

Uraufführungen.

„Kurve links", Komödie von Otto Alfred Palitzsch

Mit dieser Komödie der Technik stellte sich der Autor, ein junger Hamburger, zum erstenmal der Oeffentlichkeit vor. Palitzsch ist ein Mann mit Selbstvertrauen, und versucht in seinem ersten Stück die Technik als Magie und Märchen zu erleben. Der Welt der Technik steht die Welt der Romantik gegenüber. Henry Flip, symbolisch für Henry Ford, ist Autokönig drüben in Amerika, und hat eine Tochter mit dem Namen Elisabeth. Sie ist zu Anfang ganz Ebenbild des herrischen Vaters, aber in einer Beziehung ist sie ganz weiblich: sie wird nur einen Mann heiraten, der ihr imponiert. So hat denn der verschuldete Graf Castelmare bei ihr kein Glück, dafür aber desto mehr Chancen bei Papa Flip, als er sich ihm fälschlich als Prinz von Aquitanien ausgibt. Denn ein zukünftiger König, wenn auch in Europa, ist immer noch die beste Propaganda für seine Automobile. Da tritt ein Erfinder mit Todesstrahlen auf. Er kann das rasendste Automobil mit diesen unsichtbaren Strahlen zum Stillstand bringen. Das bevorstehende Autorennen will er unmöglich machen, wenn ihm der Autokönig nicht sein Patent finanziert. Unterdes hat das Töchterlein schon sein Herz verloren an den Flieger und Chauffeur Frank Boots. Dieser steuert in dem Rennen den Flipwagen, als Preis für seinen Sieg hat er die Tochter gefordert. Henry Flip schlägt seine Forderung ab, lieber will er den Erfinder engagieren, daß er den Wagen Frank Boots zum Stoppen bringt. Aber, der weigert sich. — Das Rennen hat begonnen und nähert sich der gefährlichen „Kurve links", die schon manchen Todessturz gebracht hat. Frank Boots hat die Spitze, und Elisabeth schaut mit Erwartung und Bangen zu. Da tritt der Mann mit den Todesstrahlen an sie heran, flüstert seine Sorgen und Bedenken um den Geliebten in das weiche, liebende Mädchenherz — und die Liebe ist stärker als Ehrgeiz und Technik, Elisabeth läßt kurz vor der Todeskurve das Rennen zum Halten bringen. Damit ist eigentlich das Stück schon aus, das Liebespaar liegt einander in den Armen, und die anderen haben das Zugucken. Der Graf, dessen Hochstaplertum noch schnell enthüllt wird, zieht ab, der Erfinder behauptet, er habe seine Erfindung vernichtet, weil die Menschheit noch nicht reif

dazu sei, und das Publikum in Parkett und Logen schreit Schiebung. Dieses Theaterskandälchen gehört zum Stück.

Der Bluff ist nicht sonderlich originell, aber verlängert das kaum den Abend füllende Stück, das auch sonst mehr Schwächen als Vorzüge aufweist. Technik und Romantik stehen sich zu beziehungslos gegenüber. Die Herzen sprechen in Sentimentalitäten, statt in Sentiment. Noch erinnert der Autor an Sternheim und Kaiser. Manches ist gut gemacht, aber alles hascht nach Sensation, und zielt auf Effekt. Soll der Stoff zu einer wirklichen Komödie gestaltet werden, so muß er aus dem episodenhaften Genre gelöst und in eine totalere, größere Welt gestellt werden. Die leeren Stellen in der Handlung sind mit verlegenem Geschwätz ausgestopft. Trotzdem ist das Stück interessant und unterhaltsam, weil das Thema aktuell und aus der Zeit herausgegriffen ist.

Adolf von Hatzfeld: Das zerbrochene Herz

Ein Trauerspiel in drei Aufzügen nach John Ford. Es ist nicht zufällig, daß Adolf von Hatzfeld uns dieses stärkste Werk des Zeitgenossen Shakespeares neu gegeben hat. Sein Grüblertum und seine unerbittliche Logik, ein Schicksal ohne Sentimentalität und Tendenz zu Ende zu denken — wie wenige haben die Kraft dazu! — schlagen die Brücke zu der nüchternen Melancholie dieses Engländers, der, wie selten einer den Gegensatz zwischen dem inneren Gebot und der äußeren Pflicht erkannte und in immer anderen Variationen zu gestalten versuchte. Auch Hatzfelds Dichtungen sprießen und leben aus einer erdhaften Schwermut, sie sind Bekenntnisse des eigenen Schicksals; das Echo einer Seele, die sich immer den mühsamsten Weg auf dieser Erde sucht. Leid und Qual ist das Los dieser Seelen und das geschriebene, gestaltende Wort nur vorübergehende Erlösung.

Gleich die ersten Sätze führen mitten in die Handlung. Orgilus will das heimatliche Sparta verlassen; denn sein Todfeind Ithokles, der Pentheas Leben und das seine frevelnd auseinanderriß, naht siegreich den Toren. Er läßt Euphrania, die Schwester, schwören, sich nicht ohne seinen Willen an irgendeinen Menschen zu verloben. Der Sieger zieht ein, und wird festlich empfangen, Kalantha, die Königstochter, krönt ihn mit dem Provinzkranz. Ithokles hat seine Schwester Penthea zur Heirat mit dem reichen und ebenso alten wie eifersüchtigen Bassanes gezwungen, damals, als er selbst vom Geheimnis und Gesetz der Liebe noch nichts wußte. Jetzt liebt er selbst die Prinzessin, und diese Liebe läßt ihn sein früheres Unrecht gegen die Schwester, seine brüderliche Unnatur, erkennen. Aber es ist zu spät, die Schuld ist getan und reißt erbarmungslos alle in den Untergang. Orgilus ist nicht abgereist, die Liebe hat ihn wieder zu Penthea getrieben, die an der Seite des von wahnwitzigen Eifersuchtsanfällen gepackten Alten ein unglückliches und hoffnungsloses Leben führt. Auch Penthea ist schuldig, denn sie brach die innerliche Treue, und die Kluft ihrer Sünde ist zu groß, als daß sie mit Worten, seien sie noch so berückend und kunstvoll, ausgefüllt werden könnte. Nur Taten noch können die Machenschaften zerreißen. Mit diesem Entschlusse geht Orgilus fort.— Der zweite Akt beginnt mit einer groß angelegten Szene zwischen Bruder und Schwester. Ithokles gesteht der Schwester seine Liebe zu Kalantha, und bittet um ihre Vermittlung. Noch einmal steigt in ihr alle Bitterkeit auf, sie, das Weib des Orgilus, lebt in offenbarem Ehebruche mit Bassanes. Aber der Bruder, ganz vom eigenen Willen zur Liebe besessen, überhört die Vorwürfe und dringt auf Penthea mit seiner Bitte ein. Es muß bald geschehen; denn der Prinz von Argos wirbt

um Kalantha. Der Stein der Schuld ist im Rollen. Panthea erfüllt den Wunsch mit der letzten Kraft ihres Herzens, dann verfällt sie dem Wahnsinn, und legt sich zum Sterben nieder. Zum Abschied küßt Orgilus ihre Hand, und sie weiß: „Jetzt stehe ich mitten im Triumph des Lebens. Die Sonne küßt den Scheitel meines Herzens; ich kreise wie ein Stern durch gute Welten, die ganze Oede dieses Daseins lassend.“ Auch Kalantha, die Unschuldige, wird mit in den Untergang gezogen; denn sie liebt Ithokles, von dem alle Schuld ausging. Das Ende vollendet sich rasch: Penthea ist tot, Orgilus sticht den Ithokles nieder, und ein wenig später sich selbst. Als letzte stirbt Kalantha.

Es regiert in diesem Trauerspiel die geheime Macht der Seele. Diese Macht ist stärker als jede Psychologie, Penthea stirbt, weil ihre arme Seele zu Tod verhungert ist; Kalantha folgt dem Schatten ihres Bräutigams, weil der Tod nicht scheiden kann. Der Dichter läßt die Personen sterben, wenn sie innerlich bereit sind; er verzichtet auf jede äußere Todesart. Erschütternd ist die Gestalt der Penthea gezeichnet, die in ihrer allgemeinen Menschlichkeit zum Weib schlechthin wird. Gerade, daß diese Frau auch dem Gatten die Treue wahrt, macht ihr Schicksal so tragisch. — Der Dichter läßt die Handlung im leichten Rhythmus dahinfließen; die Worte, reif und voll Inhalt, fallen abgewogen und dramatisch. Nirgendwo überflüssige Lyrik, nirgendwo eine hemmende Episode, vierzehn knappe, starke Szenen. Nichts ist gesucht oder starr, von Anfang bis Ende alles Bewegung und Leben.

W. Spael.

Ein Jahr Buchgemeinde

Rückblick und Ausblick

Ein volles Jahr ist verflossen, seit der Borromäusverein die Buchgemeinde ins Leben gerufen hat, ein Jahr, auf das wir mit Freude und Befriedigung zurückblicken können. Der Gedanke, von katholischer Seite aus einer den Berliner Buchverbänden parallele Organisation auf der Basis unserer Weltanschauung zu schaffen, hat sich überraschend schnell ausgebreitet, so daß bereits 40 000 Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands und des deutschsprechenden Auslands gewonnen sind. Großen Anteil daran haben die örtlichen Borromäusvereinsleiter, die sich in aufopfernder Weise mit ihren Helfern der Werbung für die Buchgemeinde angenommen haben. Das Zusammenarbeiten zwischen Buchgemeinde und Borromäusverein soll aber noch immer enger gestaltet werden, vor allem dadurch, daß die Herren Borromäusvereinsleiter noch mehr denn bisher als Vermittler zwischen Buchgemeinde und ihren Mitgliedern walten, die Verteilung der drei Gaben leiten, Mitteilungen weitergeben, Raten einziehen, Werbung treiben usw. Wo bisher noch keine spezielle Werbearbeit für die Buchgemeinde unternommen wurde, hoffen wir auf künftige Unterstützung rechnen zu dürfen, vor allem in Anbetracht der bisherigen Leistungen und der künftigen Aussichten der Buchgemeinde.

Die Bücher des vergangenen Jahres sind bekannt. Obgleich mit großer Verspätung und unter mancherlei sonstigen Schwierigkeiten erschienen, haben sie doch durch ihre Vorzüglichkeit gewirkt und jeden in Erstaunen gesetzt, der für den Jahresbeitrag von M. 9.— drei so geartete Gaben erhielt. Dabei waren diese

Werke erst die Anfangsleistung der Buchgemeinde. Wir hoffen, recht bald noch besser ausgestattete Bände liefern zu können. Der Roman dieses Jahres soll evtl. schon in Ganzleinen erscheinen, die beiden anderen Werke in Halbleinen, jedoch mit Leinenecken. Wenn es die wirtschaftliche Lage der Buchgemeinde zuläßt, werden wir gegen Ende des Jahres schon mit Auswahlreihen beginnen, die jährlich weiter ausgebaut werden sollen. Einstweilen sind unsere Mitglieder noch an die drei Pflichtbände gebunden, doch können nebenher schon die Gaben des verflossenen Jahres einzeln nachbezogen werden, und zwar das Reinersche Werk zu M. 6.—, die beiden anderen (Neues Testament I. T. und Roman „Die Heimsuchung" von Graf) zu je M. 3.—. Rückwirkende Anmeldungen für 1925 nehmen wir nicht mehr an, bitten dagegen, eifrig für das laufende Jahr weiter zu werben, damit unsere Mitgliederzahl sich verdoppelt, was wir bestimmt erhoffen, besonders weil wir eine promptere Belieferung versprechen zu können glauben.

Als erstes Werk in diesem Jahre erscheint im Mai/Juni: „Primavera, Frühlingsfahrten ins unbekannte Italien" von Dr. Ludwig Mathar, eine sehr interessante Reisebeschreibung mit über 100 Abbildungen, Format ungefähr so groß wie bei dem Reinersschen Werk, Einband in moderner Art mit Rückenentwurf von F. Kliesing, Bonn. Im Sommer (Juli/August) bringen wir eine Ausgabe katholischer deutscher Mystiker: „Der stumme Jubel. Ein mystischer Chor". Wir erlauben uns, besonders darauf hinzuweisen, daß dieses Werk nach Auswahl und Art der Anordnung, inhaltlich und äußerlich zu dem Feinsten gehören wird, was wir bisher gebracht haben. Ueber den Roman, der im November/Dezember zum Versand kommt, können wir noch keine endgültigen Angaben machen; doch werden wir uns bemühen, einen etwas lichteren Roman als im vergangenen Jahre zu bringen, da zwar die literarische Hochwertigkeit der „Heimsuchung" von allen Mitgliedern gebührend gewürdigt, der Inhalt aber vielfach als zu düster empfunden wurde.

Zu den künftigen Plänen der Buchgemeinde gehören auch Klassikerausgaben, vielleicht sogar die Schaffung einer eigenen Zeitschrift, die die Mitglieder über alles Wissenswerte auf dem Laufenden hält. Jedenfalls ist es das Bestreben der Buchgemeinde, ihren inneren und äußeren Apparat mehr und mehr zu vervollkommnen und den neuzeitlichen Bedürfnissen der gebildeten Katholiken in jeder Weise gerecht zu werden. — (Neue Plakate und Flugblätter mit Angabe der drei diesjährigen Werke stehen zur Verfügung. — Rückständige Zahlungen von 1925 und die erste Rate für 1926 sind fällig.)

Geschäftsstelle der Buchgemeinde Bonn.

Postscheckkonto Köln 31930. Postspark.-Scheckkonto Wien D Nr. 163202.
Bankkonten: A. Schaaffhausen'scher Bankverein A. G., Filiale Bonn.
Deutsche Bank, Filiale Saarbrücken.

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.
Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Jakob Boßhart

(Schluß)

Vielleicht könnte es ratsam sein, das Werk des Dichters nach Gesichtspunkten zu ordnen, d. h. seine späteren Novellen, wie sie sich in ‚Neben der Heerstraße' und in ‚Die Entscheidung' finden, in den Ideenkreis der sechs Bände seiner gesammelten Novellen einzuordnen. Doch, da für den Volksbibliothekar die Frage der Eignung der einzelnen Werke zu beantworten ist, soll jedes Buch für sich charakterisiert werden.

‚Im Nebel', so heißt der 1. Band der Erzählungen, charakteristisch für Boßhart. Ursprünglich waren diese Geschichten, die sich Bergsteiger in einer Sennhütte bei Unwetter erzählen, also eine Art Rahmenerzählung. Jetzt steht jede Erzählung für sich, redet zu uns von menschlichem Irren im Nebel des Lebens, nur die letzte Skizze ‚Im Nebel' faßt alle symbolisch zusammen. Zuerst ‚Wenn's lenzt', gleichsam eine Jugenderinnerung Boßharts, die viel erzählt von Bräuchen im Thurgau. Es ist eine Frühlingsgeschichte, in der einem jungen Bauern die dahinsiechende Jugendfreundin stirbt. Seine reine scheue Liebe und sein Leid vermag er keinem Menschen zu zeigen, ein anderes Mädchen liebt und gewinnt ihn, doch er macht sich Vorwürfe, weil er, ehe sein Herz frei ist, seine Liebe diesem anderen Mädchen zuwendet. Als das Mädchen, Rosine, am Grabe der Jugendgeliebten die tiefe Erschütterung des jungen Bauern bemerkt, sagt sie: „Konrad, ich gebe dir dein Wort zurück. Werde ihr nicht schon am Grabe untreu, sie war besser als ich." Tief und schlicht erwidert Konrad: „Bleib' mir treu übers Jahr, ich muß es erst überwinden", reicht ihr die Hand: „Fasse sie an, sie ist dein." Dichterisch und menschlich ist dies Werk voll heimlichster Schönheit, voll Erziehungswert für alle jungen Menschen. — ‚Der Grenzjäger' ist eine Geschichte von Schmugglern, in der ein Bruder den andern tötet, aber selbst den Tod findet, eine erschütternde Tragödie voll Bruderhaß und Leidenschaft, tiefe sittliche Schuld darstellend, schicksalhaft, fast deterministisch, aber mit großem Ernst geschildert. Nie gibt es bei Boßhart etwas wie leichtfertige Darstellung von Verfehlungen. — Eine düstere Erzählung von Vererbung ist ‚Professor Wendelin': Ein armer Bauernjunge verlebt eine Kindheit, die in der Schilderung an das unsagbar schöne Heideidyll von Stifters ‚Heidedorf' gemahnt, die aber bald in ein tragisches Leben hineinführt, weil der Junge ohne Mittel studiert, sich, um voranzukommen, an ein reiches, aber geistesschwaches Weib kettet und so geistig defekte Kinder erhält. Die Folgen dieses Schrittes zeigen sich in einer durch nichts gebrochenen Konsequenz der Vererbung, bis er als alter, zu Ehren gekommener Mann seinem Urenkel und sich den Tod gibt. Eine düstere, ernste Warnung, fast zu düster, weil im Banne des Determinismus. Doch, auch hier, voll tiefsten Ernstes. — Die ganze düstere Trostlosigkeit des Glaubenslosen und im Determinismus Verstrickten offenbart das Schicksal von ‚Freund Paul'. Boßhart erhellt sie in etwa durch die

Schlußworte der Erzählung: „Wäre man allein Mensch, man könnte, man müßte vielleicht denken, wie mein Freund. Aber wir sind Menschen, jeder ist eines anderen Hand und hat kein Recht, sie ihm zu entziehen. Wir sind nicht Einzelne, wir sind Glieder, jedes dem Ganzen irgendwie für seine Kraft verantwortlich. Nur so kann die Welt vorwärts kommen. Nur so!“ Das ist ein Teil von Boßharts sittlicher Kraft, die ihn über deterministische Grundstimmungen emporhebt. — ‚Vom Golde‘ zeigt, wie der Fluch der Geldgier Leid in ein Bergdorf bringt: „Der Mensch wird nicht gut, wird nicht froh vom Golde“ (S. 361). — Die Skizze ‚Im Nebel‘ schließt den Band: zwei Menschen steigen durch Nebel zur lichten Höhe, dort fragt der eine: „Mich quält die Frage: Geschah unsere Nebelfahrt in Freiheit oder Zwang?“, der andere antwortet: „Unter den Wolken geht man am Stabe der Freiheit, der ein Glaube ist. Ueber den Wolken herrscht Bindung und unendlicher Zusammenklang.“ (S. 369.) Diese „Krücke, des Lahmen Kraft, der Glaube“ ist etwas, was Boßhart erahnend trostreich im Leben sieht. Dieser Band ist für Gebildete ungemein lehrreich.

‚Vor dem Umsturz‘ betitelt sich der 2. Band, zwei Erzählungen, mit dem geschichtlichen Hintergrund der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons, aus dem alten Bern. Es sind keine historischen Novellen, dafür legt Boßhart zu sehr Wert auf das Psychologische. Das Seelische ist ihm das Wesentliche. ‚Das Bergdorf‘ schildert die Liebe eines jungen Bauern und eines Mädchens, das jedoch durch die Beziehungen, die der unbeständige Charakter des Geliebten mit einem anderen Mädchen gehabt hat, an seiner Treue zweifelt, sich von ihm löst: „Tritt nie wieder vor mich hin, wenn es dir nicht im Gewissen steht, daß du beständig geworden bist!“ In der Ferne geprüft und befestigt, kehrt der Bauer heim, wird glücklicher Gatte des Mädchens. Hinter all dem stehen die Schatten der Revolution. — ‚Die Barettlitochter‘, eine Rahmenerzählung, schildert, wie durch den Ehrgeiz eines jungen Berners, Ratsherr durch Einheirat zu werden, um so führend im Staatsleben gegen den französischen Einfluß aufzutreten, die Liebe zwischen der Barettlitochter und dem Berner Walthard vergiftet wird, weil sie nicht uneigennützig ist. Schließlich, am Sterbelager des für sein Vaterland sich Opfernden, leuchtet der Frau Verstehen auf, die Liebe eint sie. Ein wenig stört die Gestalt des Salonpfarrers. — Für Gebildete.

Charakteristisch für Boßhart, den Leidgeprüften, ist der Titel des 3. Bandes: ‚Durch Schmerzen empor‘. Die erste Novelle: „Die alte Salome. Ein Sittenbild aus dem Bauernleben“, bestätigt den alten Volksspruch, daß eine Mutter eher viele Kinder ernähren kann, als viele Kinder die eine Mutter. Wie die alte Salome nach dem Tode ihres Mannes auf dem Hof als überflüssig gilt, von der Schwiegertochter und ihrem Sohne zurückgestoßen wird und nun bei einem Brand des Hofes, den sie löschen will, den Tod sich aufopfernder Liebe findet, das erschüttert und redet ins Gewissen. — Die zweite Novelle ‚Durch Schmerzen empor‘ erzählt von dem Schicksal

eines schlichten fleißigen Mädchens, dem ein selbstsüchtiger Bauer die Treue verspricht, sie aber nicht hält und die genußsüchtige Schwester seiner Braut heimführt. Durch alle Schande ringt sich das Mädchen mit schlichter Arbeitstreue hindurch, das tiefste Leid ist ihr der Tod ihres Bübchens, ihres „Sorgenbrech“, sie betet täglich: „Laß mich jeden Tag meine Pflicht tun mit Freuden!“, ein schlichtes tapferes Gebet. Sogar das schwere Opfer, nach dem Tode ihrer Schwester im Hause des Betrügers dem Haushalte vorzustehen, um der Kinder willen, kann sie nun bringen, nie wird sie zwar zum Ehebunde die Hand reichen, aber der Haß ist begraben in der Sorge um die Kinder: „Wo man Haß begräbt, wächst Liebe aus dem Grab“. — Für ernste Leser jeder Volksschicht.

Als feiner Kinder- und Jugendpsychologe zeigt sich Boßhart im 4. Bande: ‚Früh vollendet‘. Hier ist kein Kindheitsidyll gezeichnet, sondern frühes Leid. ‚Salto mortale‘ schildert zwei Knaben, die, Kinder einer armen Witwe, von einem ehemaligen Zirkuskünstler zu Artisten ausgebildet werden, wobei der ältere nicht die Geschmeidigkeit des Jüngeren hat und vergebens sie zu erreichen sich bestrebt. Der Jüngere verletzt sich beim salto mortale, weil der ältere bei der Stützstellung wankte. Im Fluß sucht der immer wieder Zurückgesetzte den Tod. — ‚Das Pasquill‘ ist in Form einer Rahmenerzählung eine Schulgeschichte, das tragische Geschick eines aufrichtigen ehrlichen Waisenknaben, der durch den Faustschlag seines übel beleumdeten hartherzigen Lehrers eine Gehirnentzündung bekommt, verblödet und bald stirbt. Die Geradheit und Wahrheitsliebe des kleinen Adolf ist erschütternd. — ‚Jugendkönigin‘ ist die dritte Erzählung, voll Jugendhoffen und Jugendfest. Es ist erschütternd, wie sich Adeli, die Jugendkönigin des Festes, durch Selbstvernichtung vor körperlicher Verkümmerung am Webstuhl und vor der unreinen Gier des Schmieds rettet. Durchaus psychologisch wahrhaftig ist die Erzählung, man bedauert nur die Selbstvernichtung. — Für reife Leser.

‚Erdschollen‘ heißt der 5. Band. Das sind kurze Erzählungen, die so ganz das Erdgewachsene von Boßharts Erzählerkunst wiedergeben. Sie zeigen, wie alles der Erde Entwachsene im Leben Liebe und Leid erfährt. Alles ist wunderbar schön und tief empfunden, besonders ‚Im Rotbuchenlaub‘ mit seinem wundervollen Sonnenlicht in den Kronen der Buchen, die Schwalbengeschichte, das Leid einer Amselfamilie, ‚Die Schützenbacher‘, worin ein Sohn sich an der Mutter vergreift und ihre Liebe langsam sich zurückverdient, ‚Christoph‘, der seine unbändige Kraft schließlich in der hilfreichen Tat nutzen lernt. Eine ganz seltene Erzählung ist das Bild aus der Schlacht von Marignano: ‚Schweizer‘, das von dramatischer, an Hebbel gemahnender tragischer Wucht ist. Nicht alle Erzählungen dieses Bandes konnten genannt werden, doch alle sind Meisterstücke. — Für alle Leser.

‚Opfer‘ heißt der 6. Band, bezeichnend genug. Er zeigt ein Hinauswachsen des Dichters über den Schicksalsgedanken. Man spürt wohl, wie die dar-

gestellten Menschen im Schicksal verkettet sind, aber durch tiefes Leiden oder, wie z. B. in ‚Ein Erbteil', durch Einsicht in das Werden des Schicksals hinauswachsen über ihr Geschick in der Kraft des Opfers. Dies zeigt sich freilich auch schon im Bande ‚Durch Schmerzen empor'. Die erste Erzählung des 6. Bandes ‚Dödelis hohe Zeit und Heimschaffung' zeigt, wie selbst in einem armen, schwachsinnigen, getretenen Weibe die opferstarke Mutterliebe alles tragen hilft. ‚Der Böse' schildert, wie ein Mensch leidet durch den Glauben an schicksalhafte Bosheit, einem anderen dadurch tiefes Leid zufügt. Wie eine Hoffnung wirkt am Schlusse der Erzählung das Wort: „Es ist, weil er fester an das Böse glaubte als an das Gute", doch es folgt darauf: Thomas schüttelte den Kopf: „Was wissen wir?" In sein klagendes Wort fiel nochmals die Stimme der Trottenbäuerin: „Wir armen Menschen". Dabei blieb es an jenem Abend. — Erst in der nächsten Erzählung ‚Ein Erbteil' findet ein Knecht, der mit dem Schicksal, Sohn eines Raubmörders zu sein, beladen ist, durch die verständnisvolle und zartfühlende Belehrung seines Herrn, wie der Vater durch Roheit an den Tieren zum Gewaltmensch wurde, in der Einsicht in die Schicksalszusammenhänge und durch liebevolle Leitung die Kraft, entgegen seinem Schicksal sich einen guten Namen erringen zu wollen. — ‚Ausgedient' zeigt die Härte der Menschen gegen überflüssig gewordene Menschen und Tiere, denen erst in eigenem Leid die fühllose Rinde ihres Herzens aufbricht und die das fremde Leid der Ueberflüssiggewordenen verstehen und das Opfer selbstloser Fürsorge lernen. — ‚Besinnung' zeigt, wie eine 74jährige Frau, die vor lauter Arbeit nicht zur Ruhe des Herzens kam, auf dem Kranken- und Sterbelager zum Nachdenken kommt: Die Arbeit in Ehren, aber sie darf nicht alles sein. — ‚Der Kuhhandel' schildert, wie eine früher um die Ehre betrogene Frau ihr Gewissen gegenüber dem Betrüger freihält, indem sie einen unredlichen Handel rückgängig macht. — ‚Nimrod', eine Ehenovelle, weiß von der selbstsüchtigen Liebe von Ehegatten zu erzählen, die an ihrem Kinde gegenseitig zerren, die Verschiedenheit ihrer Charaktere nicht überbrücken, die Ehe zerstören, bis die Frau angesichts des Weltkrieges einsieht, daß nicht selbstsüchtige Liebe, sondern Hingabe zur Ehe und zum Leben gehört, daß „unsere Erde ein einziger Opferstein ist", daß nur e i n e Opferung vor dem Gewissen standhält, „die selbstlose Hingabe an andere". — Für reife Leser ist das Buch geeignet.

‚Träume der Wüste' sind orientalische Märchen und Novelletten, die aus dem Erlebnis Aegyptens entstanden, aber auch hier nur die Form zu Boßharts Grundgedanken geben, daß das „Leiden Kraft gibt, wenn es die Kraft nimmt" (Prinz Tor und die Schlange Waga), daß Gerechtigkeit u n d Güte notwendig sind (Der Richter Damigh), daß nur der die Wüste des Lebens überwindet, wer den Haß, den Mord nicht will, und den Frieden im tiefsten Herzen trägt. (Das Märchen der Wüste.) Rache schafft Leid (Barakat), stellvertretende Güte erlöst (Ißa und die Mutter). — Für alle Leser.

‚Neben der Heerstraße' schildert Menschen, die aus der allgemeinen Bahn irren, das Gold verachten lernen und die Natur verehren (‚Der Briggel', von dem schon die Rede bei Boßharts religiöser Einstellung war), alte Leute, die sich in den heutigen Verhältnissen nicht zurechtfinden (Altwinkel) oder den sittlichen Niedergang durch Opfer ihrer selbst aufzuhalten suchen (Niedergang), Träumer, die die schaffende Arbeit lieben lernen (der Festbauer, Wie Josua Grübler seinen Weg fand) und zuletzt einen schwärmerischen Freund des Friedens, der aber, durch mangelnde Lebenskenntnis verleitet, selbst Blut sät (Der Friedensapostel). Man fühlt hier, wie Boßhart liebend diesen Schwärmer zeichnet, wie sein eignes Leid um den Weltkrieg hindurchzittert. — Einzelnen kritischen Lesern kann man das Buch empfehlen, nicht für alle.

Vom ‚Friedensapostel', der vom Bauerntum den Schritt ins Weltgeschehen bei Boßhart bringt, führt der Weg zu seinem einzigen großen Roman: ‚Ein Rufer in der Wüste'. Hier geht es nicht um eine einzelne Frage nur, wie um Frieden, hier geht es um alles, um die Seele, die im materialistischen, kapitalistischen, haßerfüllten Zeitstrom der Bedrücker und der Bedrückten ertrank. Der Sohn eines Fabrikanten leidet unter der Macht der entseelten Arbeit, erfährt vom Haß und von der sozialen Not der Bedrückten in der Mietskaserne, dem „Hundertseelenhaus", von der „Tragödie des Kindes" daselbst, wird zum Arbeiterführer, muß aber erfahren, daß auch bei ihnen zuviel Haß und Selbstsucht zerstörend wirkt, sinkt unschuldig unter einem Schlag zusammen, bald stirbt er, und der Dichter hofft auf eine neue Generation. Was Raabe nicht wagte in seinem ‚Hungerpastor', den Schritt ins soziale Elend, das wagte Boßhart mit seinem ‚Rufer', diesem nach Herz und Güte Hungernden. Das Wort des Sterbenden: „Das Herz ist die stärkste Waffe" gemahnt an den letzten Satz im ‚Hungerpastor': „Gib deine Waffen weiter, Hans Unwirrsch!" Die religiösen Gedanken dieses großangelegten Werkes, das ich sehr liebe wegen seiner großen Menschenliebe, dem ich aber künstlerisch die Novellen vorziehe, sind schon vorher angedeutet worden. Das Werk ist keine Volkslektüre, es wird nur dem einzelnen reifen Leser persönliches Eigentum sein können.

Aus dem Nachlaß des großen Dichters erschien kürzlich ein Band gesammelter Erzählungen ‚Die Entscheidung'. Die erste Novelle, nach der das Buch benannt ist, zeigt, wie ein junger Arzt, den sein Vater „Schwarzweiß" nennt, weil er zwischen guten und bösen Gedanken hin- und herschwankt, halb aus Liebe, halb aus Geldgier ein reiches Mädchen heiratet und die aufopfernde Liebe seiner Jugendgeliebten mißachtet, schließlich bei der Entscheidung in der schweren Geburtsstunde seiner Frau das Kind rettet, obschon es bald danach stirbt, dadurch aber den Tod der jungen Mutter herbeiführt. Er hat sich, halb unbewußt, von dem zynischen Gedanken eines Bauern leiten lassen: „Stirbt die Mutter vor dem Kind, erbt das Kind, stirbt dann auch das Kind, erbt der Vater". Es könnte scheinen,

als ob der Dichter bei einem solchen verzweifelten Fall sich für die Perforation entscheide, er neigt vielleicht dazu, obschon er den Geist des mütterlich-natürlichen Denkens: „Rette das Kind“ anerkennt, aber das Wesentliche ist ihm die reine, selbstlose, von keinen schlechten Nebengedanken geleitete Gesinnung, die erst eine Sache gut macht. — ‚Maifrost‘ zeigt das Leid, das religiöse Unduldsamkeit hervorbringen kann, sodaß es am Schlusse heißt: „Für den, der die Liebe mißhandelt hat, bleibt nur eines: Tragen bis ans Ende“. — ‚Gebärde und Tat‘ schildert gegenüber geschäftiger Wohltätigkeit die Liebe, „die mit sich selber zahlt“, ‚Die Schwarzmattleute‘ den tapferen Kampf eines Mädchens gegen die Alkoholseuche, ‚Glück‘ die Wahrheit, daß es wohl einmal ungetrübtes Glück gibt, das wir aber vergessen; ‚Vierzehn‘ die Bekehrung eines unehrlichen Jungen durch einen verständigen Vater; ‚Der erste Lohn‘, der Kampf einer Mutter um das habgierig werdende Herz ihres Sohnes. Andere Erzählungen wissen von der Wahrheit, daß „durch Liebe der Haß zur Ruhe kommt“ (König Leidelangs Rat) und von tiefer Heimatliebe (Der Holzer). Versöhnlich, mit leisem Lächeln über Menschentorheit, klingt das Buch aus in der Erzählung von der tapfer zupackenden ‚Jungfer Räßi‘, die ihren Brüdern das Gut bewahrt. Wegen der ersten, von manchen mißzuverstehenden Erzählung möchte ich das Buch nur in den Händen einzelner, reifer Leser sehen, nicht als Volkslektüre betrachtet wissen.

Eine kostbare Gabe sind seine nachgelassenen ‚Gedichte‘. Sie sind Gedankenlyrik und kurze Sprüche. Besonders schön ist ‚Der Mutter Hand‘. Doch, wollte ich die Schönheiten alle nennen, ich müßte alle Gedichte aufzählen. Seine Gedanken gehen freilich hier und da ganz eigene Wege: „Nichts Geborenes ist richtbar“ (S. 30), doch immer wieder hören wir seine Sehnsucht, die sich in dem ‚Gebet an die Nacht‘ in den letzten Versen ausprägt:

„Send mit einer Sternenblüte,
Die aus deinem Schleier fällt,
Einen Funken Himmelsgüte
In die Sehnsucht dieser Welt.“

Hiermit ist Boßharts Sendung und Bedeutung für unsere Zeit umschrieben: er ist Wecker des Gewissens, will vor Verhärtung bewahren, Güte zum Leben erwecken. Einige wenige Erzählungen, die nicht genannt wurden, die sich in ‚Irrlichter, (Frauenfeld, Huber u. Co., übrigens die schon genannten Erzählungen: Glück, Maifrost und die hübsche Tiergeschichte „Der Stadtfuchs“) und im Erbgut deutschen Schrifttums, Nr. 7/8, die erschütternde Geschichte vom Kriege 1870/71: ‚Schaniggel, (Saarlouis, Hausen) und die vergriffenen Bändchen, Von Jagdlust, Krieg und Uebermut, (Basel, Verein zur Verbreitung guter Schriften) finden, vermögen seiner Bewertung nichts Wesentliches hinzuzufügen. Seine

Werke sind mit Ausnahme der soeben genannten kleinen Erzählungen in den Verlag Grethlein, Zürich und Leipzig übergegangen. Von der Gattin Boßharts und vom Verlag erhoffen wir noch die Veröffentlichung sonstiger nachgelassener Schriften.

Boßhart steht vor uns als ganzer Künstler, der nicht Literatur, sondern blutvolles Leben gibt, der zwar nicht die letzte religiöse Lösung geben konnte, aber eine so tiefe Menschenliebe und Güte, eine so tiefsittliche Gesinnung hatte, daß er auch von uns verehrt werden darf als ein Rufer in der Wüste. Ein anderer, der mehr vermag als der, der einen Funken Himmelsgüte in sich trug, einer, der mehr ist als ein Mensch, muß erst das Vorbereitete vollenden. Josef Zimmermann.

Ueber John Henry Kardinal Newmans: Geschichte eines Konvertiten

I.

Newman, der 1801 zu London geboren war, lebte seit 1816 in Oxford. Zuerst Schüler des Trinity College in Oxford, später Fellow und Tutor des Oriel College wurde Newman dann 1825 Vice Prinzipal von S. Albans Hall und 1828 Pfarrer von S. Mary in Oxford. Seit 1833 erschienen die ‚Tracts for the Times', die Schriften der Puseyisten, jener bekannten hochkirchlichen Partei in der anglikanischen Kirche, die dem Katholizismus näherstand. Der 90. Tract, den Newman geschrieben hatte, wurde vom Bischof von Oxford, Bagot, verurteilt. Newman war bereit, ihn zurückzuziehen, aber er weigerte sich entschieden, ihn öffentlich zu widerrufen. Als dann noch ein preußischer Bischof in Jerusalem von der anglikanischen Kirche anerkannt wurde, verließ Newman Oxford und zog sich nach Littlemore zurück. Am 9. Oktober 1845 legte er in die Hände des Passionistenpaters Domenico Barberi zu Littlemore sein katholisches Glaubensbekenntnis. 1848 erschien eine Erzählung Newmans, ‚Los and gain. The story of a convert', die nicht den Namen Newmans trug, sondern anonym herauskam. Erst am 21. Februar 1874 im Vorwort zur 6. Auflage und durch die Widmung an Dr. Russel bekannte Newman sich als Verfasser. Die Geschichte wurde Köln 1868 durch G. Schündelen zum ersten Male ins Deutsche übertragen, heute ist sie in einer Uebersetzung von M. Ignatia Breme O. S. U. im Matthias-Grünewald-Verlag gerade wieder allgemein zugänglich geworden unter dem Titel ‚Verlust und Gewinn'. Wie schon der Ausdruck story andeutet, hat diese Geschichte eine größere Wirklichkeitsnähe, obwohl ihre Handlung frei erfunden ist, als wenn Newman sie tale genannt hätte. In dem Vorwort von 1848 schrieb Newman: „Die vorliegende Erzählung soll keine Streitschrift zugunsten der katholischen Religion sein, sondern nur eine Darstellung der Gedankenentwicklung und Gemütshaltung — oder vielmehr besser einer Entwicklung —, deren Ergebnis die Anerkennung ihrer Göttlichkeit ist. Tatsachen im eigentlichen Sinne liegen nicht zugrunde. Es ist durchaus nicht die Geschichte irgendeines der jüngsten Konvertiten. Die Hauptcharaktere sind erfunden, der Schreiber möchte jeden Verdacht

persönlicher Anspielungen von vornherein ausschalten. Darum hat er religiöse Gemeinschaften und Orte erfunden, um auch dem Zufall zu entgehen, der seine Worte mit irgendeiner bestimmten Person verknüpfen könnte. Zu gleicher Zeit aber hat er ausgiebigen und freien Gebrauch gemacht von Worten und Handlungen, die damals charakteristisch waren für die Stadt, die der Hauptschauplatz ist. Noch mehr, wenn wie hier allgemeine Wahrheiten und Geschehnisse dargestellt werden, so läßt es sich bei aller Vorsicht nicht vermeiden, daß die Träger derselben vielleicht irgendwie den Personen gleichen, die in der Wirklichkeit Vorkämpfer jener Meinungen und Wahrheiten waren." Die unmittelbare Veranlassung zu dieser Erzählung wurde im Sommer 1847 ein Buch, daß sich gegen die Oxforder Konvertiten richtete. „Der Inhalt war so ungeheuerlich und beleidigend für alle, deren Beweggründe das Buch vorgab darzustellen, aber eine ausdrückliche Kritik oder überhaupt ernsthafte Beachtung verdiente es nicht. Die beste Antwort schien mir eine Erzählung zu sein, wahrscheinlicher, echter, mit einer gründlichen Kenntnis Oxfords und der vielfachen religiösen Erscheinungen der Zeit. Besonders wollte ich den Nebel der Ueberhebung und der Anmaßung zerstreuen, mit dem der Schreiber des ersten Buches die auftretenden Personen umgab, indem ich den Beweis lieferte, daß jene, die erfüllt sind von Liebe zur katholischen Kirche, trotzdem noch fähig bleiben, vernünftige Prosa zu schreiben." ‚Verlust und Gewinn' ist eine mehr gemeinverständliche »Apologia pro vita sua«, welch letztere Newman erst 1864 in wissenschaftlicher Form schrieb als Antwort auf einen Angriff.

II.

In der Tat ist ‚Verlust und Gewinn' eines der bedeutsamsten Werke Newmans. Sein Inhalt ist „eine treuere, verständlichere Darstellung all der Gedanken, Gefühle, Strebungen, die damals herrschten, als die Streitschriften, Anklagen, Predigten, Zeitungen und Erzählungen der Zeit"; darüber hinaus spiegelt ‚Verlust und Gewinn' einen in individueller und nationaler Besonderung häufigen Fall der Konversion, den Eintritt in die katholische Kirche, das langsame oder auch plötzliche Wachsen des Glaubens an die ewige Wahrheit, den fleischgewordenen Logos, den Menschensohn, der in seiner Kirche lebt und wirkt bis zum Jüngsten Tage. Wie kein Zweiter war Newman dazu geeignet, diese Geschichte zu schreiben. Die eigene Konversion, sein großer und kraftvoller Intellekt, seine eindringende Kenntnis der Oxforder Verhältnisse, seine mehr als durchschnittliche formalkünstlerische Begabung mußten ihn dies Wagnis gewinnen lassen. Die beiden Hauptpersonen von ‚Verlust und Gewinn' sind Charles Reding und Willis. Um ihre Geschicke, beide sind Konvertiten, spielt die Handlung. Reding ist aber der am eindringlichsten geschilderte Charakter. Er ist der einzige Sohn eines Landpfarrers. Nach dem Besuch von Eton tritt er in Oxford ein. Im 4. Semester treffen wir ihn in S. Saviours College als einen prächtigen, braven, gutwilligen und fügsamen Jungen wieder. Nur langsam erwacht seine Reflexion. Er hat nur wenige Kameraden und eigentlich keinen Freund. „In Oxford ist Nachbarschaft die wichtigste Vorbedingung zur Freundschaft, ja so merkwürdig es klingt, nicht der Geschmack, die Treppe ist maßgebend." Dennoch lebt in diesem Werke Newmans eine Fülle von Gestalten in engerer und loserer Verbindung mit Reding, die wir nie vergessen; manche sind ganz ausführlich geschildert, manche weniger. Redings bester Bekannter ist William Sheffield, der begabte, jedoch nicht tiefe Raisonneur, den nichts recht im Innern berührt, der aber ein

kluger Kritiker ist und der auch nie katholisch wird, obwohl seine Kritik der anglikanischen Kirche am schroffsten ist. Bateman ist eine sehr lustige Gestalt, ein trockener, reichlich pedantischer Geschichtsliebhaber, ungemein langweilig. Malcolm, ein Freund des Hauses, ängstlich traditionalistisch. Der Feigling White, eine ganz vorzügliche Zeichnung und das ausgesprochene Gegenstück zu Willis; Freeborn, der evangelische Gefühlstheologe und hartstirnige Schwachkopf; der tief sympathische Carlton, den man neben Willis und Redings Schwager Campbell als den einzigen wahren Freund Redings bezeichnen könnte. Vincent, der Tutor, der sich keiner Partei verschreibt und in Einerseits-Andererseits wahre Orgien feiert, und endlich der größte Kontrast zu Reding: Willis, der jäh, begeistert, von raschen Entschlüssen ist und daher auch viel früher katholisch wird als Reding. Diese Gestalten geben aber gleichzeitig ein Bild der damaligen Tendenzen im kirchlichen Leben Englands. Die Umwelt ist kurz und klar geschildert. Dem theologischen Milieu entpricht der theologische und religiöse Inhalt der Erzählung. Die Studien der theologischen Entwicklung vom tradierten Glauben über den Zweifel bis zur Einsicht in die Wahrheit der katholischen Lehre, die persönlichen Kämpfe um den Mut zur Entscheidung erleben wir alle gewissermaßen aus nächster Nähe mit. Newman hat freilich die persönlichen Kämpfe mit einer für den Menschen Newman zweifellos zeugenden Keuschheit und Herbheit nur dann und wann diskret erwähnt, selten läßt er sich hier etwas weiter aus, doch dann hat er die größten Momente. Ausgezeichnet ist die theologische Atmosphäre des Romans, die Atmosphäre von Oxford mit jener studentischen Jugend und ihrer Disputationsfreude, mit den alten Perücken und dem Protest der Jungen, mit dem echten Lern- und Lehreifer gelungen. Unvergänglich dieser Streit der Theologen und ihr ernster Kampf, von herrlicher Ueberlegenheit die Klarheit der Unterscheidungslehren zwischen der anglikanischen und der römisch-katholischen Kirche, tief ergreifend die heilige Liebe und Redings Wachsen in Einsicht, seine allmähliche Loslösung von dem Vertrauten, Geliebten, und die Hinwendung und der Eintritt in die katholische Kirche. Mit der Taufe Redings schließt das Werk. „Der junge Konvertit suchte seine Zelle auf, so glücklich in der Gegenwart, daß er nicht an die Vergangenheit und nicht an die Zukunft dachte."

III.

In der Widmung an Dr. Russel sagt Newman: „Dieser Grund ist zugleich meine Entschuldigung, wenn ich Sie bitte, dieses Buch anzunehmen, das, abgesehen von seinen großen Fehlern, in Stil und Gegenstand so garnicht im Verhältnis steht zu Ihrem theologischen Ruf und Ihrer kirchlichen Stellung." Newman war sich also klar über eine gewisse Inkohärenz zwischen Theologie und Romanschriftstellerei. Die Romanform hat mehr als die Lyrik und Dramatik die Gefahr, daß die Inhalte, obendrein solche erhabenen religiösen Gehalte, unverbindlich werden. Das hängt zusammen mit der Romanform, die als solche auch Schilderung von Nebensächlichkeiten verlangt, weil der Leser ja ausspannen will. Diese Schilderungen ziehen aber die Aufmerksamkeit vom Wesentlichen ab. Wenn es nun nur um Liebe oder Abenteuer geht, ist das ja nicht wichtig, sondern berechtigt. Falls es aber, wie beim modernen Romane, fast ausschließlich um ‚Weltanschauung' geht, ist dieser Vorzug eine Schwäche. Newman ist dieser Gefahr meist mit klarer Einsicht aus dem Wege gegangen, indem er z. B. die Verlobung Marys mit Campbell nur in einem Satze berichtet. Erlegen ist er aber dieser Gefahr am Schlusse

in dem komischen Sturm der Sektierer auf Redings Zimmer. Newmans Erzählung endet auch mit einer Konklusion, mit einer Antwort, nämlich mit der Konversion Redings, nicht in unverbindlichen Psychologismen und Zufälligkeiten. Den Schwierigkeiten, die der Roman rein als Kunstform bietet, nicht nur in der Beziehung der Form zu einem bestimmten Inhalt, ist Newman auch in hohem Maße begegnet. R. Dehmel hat einmal den Roman einen Bastard aus Lyrik, Drama und Epos genannt. Newman hat die lyrischen Elemente in ‚Verlust und Gewinn' auf ein Minimum beschränkt, dagegen einen schönen Fluß des Epischen erzielt und die dramatische, leidenschaftliche Gegenwartsnähe in die Kühle des Gesprächs verwandelt. Gespräche, und zwar theologische Gespräche, sind der Hauptbestandteil von ‚Verlust und Gewinn'; ganz herrliche Gespräche, in denen der Dialektiker Newman sich aufs köstlichste entfaltet, Gespräche von einer unerhörten Schönheit, Geistigkeit und Klarheit, wie man sie selten zu vernehmen Gelegenheit hat. An diesem Symposion können wir aber alle teilhaben zur Freude unserer Seelen. Den Gefahren des Romans, allzu breit zu schildern, ist Newman durch Straffung entgangen, indem er den Roman in drei großen Teilen, deren jeder einen wichtigen und bedeutenden Lebensabschnitt umschließt, aufbaute. Newman versteht zu erzählen, und so hat der Roman bei aller sachlichen Kühle doch eine Reihe wunderbar erschütternder Szenen. Ich erwähne hier nur den Abschied Redings von seiner Mutter, dann auch den Moment, in dem sich Reding klar darüber wird, daß er den Zölibat immer der Ehe für wertüberlegen gehalten hat, eine Szene von tiefer Geistigkeit. Die Naturschilderungen Newmans sind auch recht begabt, erreichen aber kein ungewöhnliches Ausmaß. Nicht vergessen sei auch die Gabe der Ironie und der ironischen Charakterisierung, die Newman den Vorwurf der Lieblosigkeit eingetragen hat. Mit wenigen Sätzen kann Newman uns einen Charakter erschöpfend darstellen, z. B.: „Bateman hatte die eigenartige Ueberzeugung, daß, wenn er Leute verschiedener Richtung zusammenbrächte, die Gesellschaft äußerst angenehm, jedenfalls sehr nützlich sein würde. Er hatte sein Bestes getan, um seinem Frühstück diesen Grad von Vollkommenheit zu geben," oder auch: „Vincent sah älter aus, als er war, eine stattliche Gestalt. Er war ein kluger, energischer Mann und ein ausgezeichneter Lehrer, aber er aß und trank und ritt mit demselben Eifer, mit dem er Aristoteles dozierte oder griechische Dramen kommentierte. Man behauptete, an seiner Andacht beim Abenddienste könne man deutlich feststellen, wieviel Portwein er zum Mittagessen getrunken. Er verfügte gerade über genug Originalität des Geistes, daß man ihn ruhig »seine eigene Partei« sein ließ in religiösen Dingen, und gerade so wenig, daß er ständig wahr und falsch verwechselte und leere Worte für Orakel ausgab. Er behauptete und widersprach sich selber, turnte in unglaublichen Stellungen durch seine Gedanken und schützte sehr klug seine Worte mit ganz unverständlichem Vorbehalt." Derartige Stellen finden sich in ‚Verlust und Gewinn' sehr häufig und lassen dieses Werk gerade Männern als geeignete Lektüre empfehlen.

IV.

Es ist sehr dankenswert, daß M. Ignatia Breme O. S. U. diese Erzählung Newmans ins Deutsche übertragen hat. Leider ist das Buch, das trefflich ausgestattet ist, mit allzu vielen Druckfehlern verunziert, die wirklich leicht hätten vermieden werden können, z. B. tradabit statt tardabit im Vorspruch und an manchen anderen Stellen. Auf die Korrektur scheint nicht die genügende Sorgfalt

verwandt worden zu sein. Dann wäre es ferner notwendig gewesen, der Ausgabe einen kleinen Kommentar beizufügen, wie sie die Werke Newmans in der Laros-Ausgabe haben. Nicht jeder, der dieses Buch liest, ist in englischen Dingen so weit bewandert, daß er alles hier Vorkommende ohne weiteres verstünde. Mehr als einmal ist man gezwungen, Nachschlagewerke zu benutzen. Diese Mühe könnte durch einige Anmerkungen leicht behoben werden. Die Uebersetzung liest sich ganz flott und gut, vergleicht man sie aber mit dem englischen Original, so wird man häufiger eine adäquatere Uebertragung des ‚königlichen Englisch' Newmans in die deutsche Sprache herzlichst wünschen. Newman besitzt eine sehr seltene Mischung der rhetorischen Begabung mit der Fähigkeit, alle Dinge ganz einfach darzustellen. Dennoch dürfte diese Uebersetzung in Deutschland großem Interesse begegnen. Man erfährt durch sie sehr Wichtiges über die geistige Art und Verfassung Newmans nicht minder wie über die kirchlichen Zustände Englands in jener Zeit. Bei der Lektüre wird man stets bedauern, daß wir eine gleichwertige Erzählung, die von einem ähnlichen Genius geschrieben, und die deutschen religiösen Verhältnisse darstellte, nicht besitzen. Es fragt sich auch, ob die Zukunft uns eine solche bringen wird. Wohl nicht mit Unrecht spricht man von einer Krise des Romans. Man beklagt den Zerfall des alten Romans. Das 19. Jahrhundert hat seinen höchsten Ausdruck unzweifelhaft im Roman gefunden. Balzac, Dickens, Thackeray, Raabe, Keller, Tolstoj und Dostojewsky, diese Namen bezeichnen das 19. Jahrhundert. Das Bürgertum äußerte sich in dieser Form. Diese Kunstmischform, die im Grunde ja doch nur eine Form vortäuscht, war sein charakteristischer Ausdruck. Dieses Bürgertum hat nun eine große Erschütterung in den letzten 10 Jahren erlitten. Eine so erregte und entscheidungsvolle Zeit, wie unsere Tage es sind, findet als Ausdruck entweder eine vollendete Anarchie der Formen oder die Bejahung der echten und großen Formen. Newman in England, Bloy in Frankreich, Dostojewsky in Rußland waren die einzigen im 19. Jahrhundert, die dem Roman christlichen Gehalt gaben; doch daß sie die Romanform benutzten, darin zahlten sie ihrer Zeit den Tribut. Sie mußten ihn wohl zahlen, falls sie überhaupt wirken wollten in ihrer Zeit. Der Roman wird sicher noch weiterbestehen, aber bedeutende englische Kritiker werfen doch die Frage auf, ob wir zum ‚großen Roman' noch eine echte Beziehung und Möglichkeit haben, ob er nicht vielmehr schon historisch ist. Diese Fragen sind hier nicht zu entscheiden. Vielleicht werden die reinen Formen der Dichtung: Lyrik, Novelle, Epos, Drama eine Neubelebung erfahren, vielleicht ist es möglich, daß die großen Formen christlicher Aeußerung in philosophischer Hinsicht: das Gespräch, in theologischer: der Traktat oder die Rede, in historischem Betracht: die Confessiones, die Legende oder die Viten zu neuem Dasein erwachen; sicher ist jedoch wohl, daß der Roman, aus Dichtung und Wahrheit seltsam gewoben, nicht mehr die erste und fast ausschließliche Kunstform sein wird. Unwandelbar bleibt aber, wie immer man über die Form denken mag, der Gehalt der Erzählung Newmans; so unwandelbar in seinem tiefsten Sinne, wie der ist, von dem der Roman Kunde gibt, den nicht zu finden der größte und einzige Verlust ist, und den gefunden zu haben der größte und einzige Gewinn ist, dem gegenüber aller Verlust, so sehr er schmerzen mag, gering ist, nein, wo der Verlust aufgenommen wird in Gewinn.

Dr. Paul Adams (Bonn).

Carnegie und das Volksbüchereiwesen

Der im August 1919 verstorbene amerikanische Milliardär Andrew Carnegie war, wie allgemein bekannt, der tatkräftigste Förderer des Volksbüchereiwesens, der bisher einem Volk erstanden ist. Er hat nicht weniger als 2800 Volksbüchereien gestiftet und dafür den Betrag von 60 Millionen Dollar — das sind 250 Millionen Goldmark — aufgewendet. In dieser Summe ist der Anteil nicht inbegriffen, der dem Büchereiwesen noch fortdauernd aus der großartigen 1911 in New York gestifteten und mit 125 Millionen Dollar (über 500 Millionen Goldmark!) ausgestatteten Carnegie-Korporation zufließt.

Man war sich nie recht klar, was den unermeßlich reichen Stahlkönig und Petroleumprinzen bewogen haben mochte, bei seinen zahllosen Stiftungen (Gesamtsumme: 350 Millionen Dollar) gerade das freie Volksbildungswesen zu bevorzugen. Nun erhalten wir durch die jetzt auch in deutscher Uebersetzung vorliegende Selbstbiographie* dieses eigenwüchsigen Mannes überraschende Aufklärung. Der psychologische Vorgang und Verlauf ist so lehrreich, daß in diesen Blättern wohl davon die Rede sein darf.

Carnegie, 1835 in dem kleinen schottischen Städchen Dunfermline als der Sohn eines verarmten Webers geboren, hatte einen ganz ungenügenden Schulunterricht genossen und war mit 13 Jahren (1848) nach Amerika ausgewandert, um sich dort ein Schicksal zu zimmern. Er hatte als Arbeitsbursche in einer Baumwollfabrik in Pittsburg begonnen und hatte dann mit 15 Jahren die Stelle eines Depeschenboten beim Telegraphenamt angetreten, weil diese wöchentlich ½ Dollar mehr eintrug. „Aus dem dunkeln Keller des Maschinenraums, wo ich bei zwei Dollar Wochenlohn ständig mit Kohlenstaub beschmiert, ohne eine Spur veredelnder Einflüsse die Dampfmaschine bediente, wurde ich auf einmal ins Paradies, ja, wie mir schien in den Himmel versetzt, und hatte nun Zeitungen, Federn, Bleistifte und Sonnenschein um mich herum. Es gab keine Minute am Tage, in der ich nicht etwas Neues hinzulernen konnte oder doch einsehen lernte, wie viel es zu lernen gibt und wie wenig ich noch wußte. Ich hatte das Bewußtsein, daß mein Fuß auf der untersten Sprosse einer Leiter stand und daß ich emporsteigen mußte . . ."

Entscheidend für diesen Aufstieg war das Bekanntwerden mit Büchern. Eine scheinbar kleine und doch wunderbare Fügung kam ihm da zu Hilfe. Ein menschenfreundlicher Oberst namens Anderson hatte bekanntgemacht, daß er seine Bücherei von 400 Bänden für die jungen Arbeiter zur Verfügung stellen wolle, so daß man sich jeden Sonnabend ein Buch holen und es am folgenden Sonnabend gegen ein anderes umtauschen konnte. Nun schien es aber fraglich, ob auch Botenjungen, Büroangestellte und andere, die nicht Handarbeiter waren, ein Recht auf die Bücherei des Obersten haben sollten. Der 15jährige Carnegie wußte sich zu helfen. Er veröffentlichte in einem Pittsburger Blatt eine Notiz, worin er bat, die Botenjungen doch ja nicht auszuschließen. Denn obwohl diese nicht eigentlich Handarbeiter seien, so gebe es doch manchen unter ihnen, der es vorher gewesen sei, und so seien sie wirklich „jugendliche Arbeiter". Dieses erste Auftreten Carnegies als Publizist hatte gleich einen vollen Erfolg: der liebe Oberst Anderson erweiterte daraufhin umgehend seine Bestimmungen.

---

* Andrew Carnegie, Geschichte meines Lebens. Berechtigte deutsche Ausgabe von Prof. Dr. Joh. Werner. Leipzig, K. F. Köhler.

„So wurden mir die Fenster meines Kerkers geöffnet, durch die nun das Licht der Bildung ungehindert Einlaß fand. Der arbeitsreiche Alltag, wie die langen Stunden des Nachtdienstes wurden erhellt durch das Buch, das ich immer bei mir trug und in dem ich in jeder noch so kurzen Pause las, die ich während meiner Arbeit erübrigen konnte. Auch die Zukunft erschien mir hell und leuchtend, wenn ich daran dachte, daß ich am nächsten Sonnabend wieder einen neuen Band bekommen konnte. Auf diese Weise wurde ich vertraut mit Macaulays Essays und seinen geschichtlichen Werken, sowie mit Bancrofts Geschichte der Vereinigten Staaten, die ich mit noch größerem Eifer als irgend ein anderes Buch, das ich bis dahin in der Hand gehabt hatte, studierte. Auch andere Bücher, die ich sonst unmöglich hätte erlangen können, wurden mir durch Oberst Andersons großmütige Einrichtung zugänglich. Ihm verdanke ich meine Liebe für die Literatur, die ich nicht für alle Schätze der Welt eintauschen möchte. Ohne sie wäre mir das Leben ganz unerträglich. Nichts hat soviel dazu beigetragen, meine Kameraden und mich vor schlechter Gesellschaft und üblen Gewohnheiten zu bewahren wie die Wohltat des guten Obersten. In späteren Jahren, als das Glück mich begünstigt hatte, hielt ich es für eine meiner ersten Pflichten, diesem meinem Wohltäter ein Denkmal zu setzen. Es steht gegenüber der Halle und Bibliothek, die ich der Stadt Allegheny gestiftet habe, und trägt folgende Inschrift:

> Dem Oberst James Anderson, dem Begründer der Freibibliotheken in Westpensylvanien. Er stellte seine Bücherei an jedem Sonnabendnachmittag den jungen Arbeitern zur Verfügung und widmete nicht nur seine Bücher, sondern auch sich selbst diesem Liebeswerk, indem er selbst als Bibliothekar tätig war. Dieses Denkmal errichtete ihm in dankbarer Erinnerung Andrew Carnegie, einer der jungen Arbeiter, denen auf diese Weise die köstlichen Schätze der Wissenschaft und Dichtung zugänglich wurden, die allein der Jugend den Aufstieg ermöglichen.

Dies ist nur ein geringer Tribut und kann nicht im entferntesten dem Grad meiner Dankbarkeit für das Ausdruck geben, was Anderson an mir und meinen Kameraden getan hat. So bin ich durch eigene frühzeitige Erfahrung zu meiner späteren Ueberzeugung gelangt: man kann zum Wohle von Jungen und Mädchen, die gut veranlagt sind und die Fähigkeit und den Trieb besitzen, sich weiter zu entwickeln, nicht zweckmäßiger sein Geld anwenden als dadurch, daß man öffentliche Bibliotheken gründet und sie Gemeinden zum Geschenk macht, die sie als öffentliche Einrichtung zu pflegen bereit sind. Ich bin der festen Meinung, daß die Zukunft der von mir gegründeten Bibliotheken den Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht erbringen wird. Denn wenn in jedem Bibliotheksbezirk nur ein Junge durch die Möglichkeit, solch eine Bibliothek zu benutzen, halb so viel gefördert wird wie ich durch die 400 abgegriffenen Bücher des Obersten Anderson, dann ist sie nicht vergebens gegründet. Die Schätze der Welt, die in den Büchern verborgen liegen, wurden mir gerade zur rechten Zeit zugänglich. Der größte Nutzen einer Bibliothek ist der, daß man die Schätze, die sie verschenkt, nicht ohne eigene Mühe gewinnt. Junge Menschen müssen sich ihre Kenntnisse selbst erringen. Das bleibt keinem erspart."

Carnegie weist dann darauf hin, daß er viele Jahre später mit einem Gefühl tiefster Befriedigung entdeckt habe, wie sein Vater einer der fünf Weber von Dunfermline gewesen, die ihre paar Bücher zusammensuchten und damit die erste Leihbibliothek der Stadt gründeten. Die Geschichte dieser Bibliothek ist bemerkenswert. Sie wuchs und wurde nicht weniger als siebenmal verlegt, das erstemal von den Grün-

dern selbst, die die Bücher in ihren Schürzen und in zwei Kohlenkästen von der Handwebwerkstatt nach dem neuen Standort brachten. „Es ist einer der interessantesten Umstände meines Lebens, daß mein Vater Mitbegründer der ersten Bibliothek seiner Heimatstadt war, und daß ich das Glück hatte, die letzte gründen zu dürfen. Ich ahmte das Beispiel meines Vaters als Gründer einer Bücherei ganz unbewußt nach — fast möchte ich sagen, durch eine Fügung der Vorsehung —, und das ist mir immer eine Quelle der höchsten Genugtuung gewesen ..."

Die 1881 gestiftete Carnegie-Bibliothek in Dunfermline, zu der noch die hochbetagte Mutter des Stifters den Grundstein legen konnte, war nur ein Vorspiel gewesen. Erst 1901, als Carnegie alle seine industriellen Unternehmungen verkaufte und seine ungeheuren Mittel übersehen konnte, begann der seltene Mann mit der Verteilung seines überschüssigen Reichtums. Auch dafür, daß er hierbei die Volksbüchereien ganz auffallend begünstigte, war ein besonderer Umstand maßgebend. „Eines Tages fielen meine Augen zufällig auf eine Zeile im »Schottisch-Amerikaner«, einem recht wertvollen Blatt, worin ich schon manche Perle gefunden hatte. Die Zeile lautete: »Wer ein Gewebe begonnen, dem schenken die Götter den Faden«. Es war fast, als wäre dieser Satz ausdrücklich für mich geschrieben. Er drang mir tief ins Herz. Ich nahm mir vor, mein erstes Gewebe sofort zu beginnen, und wirklich, die Fäden liefen von selbst in die Hand. Dr. Billings von den New Yorker Volksbibliotheken kam als Götterbote zu mir, und 5¼ Millionen Dollar gingen mit einem Schlage in 68 Zweig-Bibliotheken auf, die ich der Stadt New York schenkte. 20 weitere Bibliotheken für Brooklyn folgten ..."

Es ist für uns Deutsche fast schmerzlich, solche Zeugnisse des Hochsinns zu lesen. Wir übergehen deshalb die weiteren Berichte über die darauf folgenden Bibliotheksgründungen und schließen mit der Frage: Wann wird dem geistig hungernden deutschen Volke ein deutscher Carnegie erstehen? J. K. B.

Das Mitgliedsgabenverzeichnis des Borromäusvereins für 1926

Am 12. Mai dieses Jahres sind es 80 Jahre, daß in Bonn im Hause des Professors Martin, des nachmaligen Bekennerbischofs von Paderborn, vom Zentralausschuß des Borromäusvereins der bedeutsame Beschluß gefaßt wurde, die Ueberschüsse des ersten Vereinsjahres an die örtlichen Borromäusvereine zu verteilen mit der Bestimmung, diese zur Gründung von Vereinsbibliotheken zu verwenden. Die lebendige Tradition im Borromäusverein will wissen, daß der Gedanke, neben den Hausbüchereien auch Volksbüchereien zu gründen, von dem bekannten Politiker Peter Reichensperger, der in dieser einzigen Sitzung seinen Bruder August vertrat, zuerst in die Diskussion geworfen worden sei. Es könnten sich somit die Brüder Reichensperger das Hauptverdienst an der Ausgestaltung des Borromäusvereins, wie er seit 80 Jahren ist, zuschreiben, August Reichensperger, was die eine Haupttätigkeit des Borromäusvereins angeht, die Gründung von Haus- oder Familienbüchereien, und Peter Reichensperger, was die andere, die Gründung von Volksbüchereien, betrifft.

Die Pflege der Hausbüchereien ist also das Primäre im Borromäusverein, die Pflege der Volks- und Jugendbüchereien das Sekundäre. Viel sichtbarer als die Hausbüchereien in die Erscheinung tretend, könnten die besonders in den letzten beiden Jahrzehnten mächtig sich entwickelnden Volksbüchereien nach außen den Anschein erwecken, als ob sich in ihnen die Haupttätigkeit des Borromäusvereins erschöpfte. In Wirklichkeit ist immer die Gründung und Ausgestaltung der katholischen Hausbüchereien die Hauptsorge des Borromäusvereins gewesen. Er war sich stets dessen bewußt, daß das Buch im Eigenbesitz einen viel höheren Bildungswert habe als das aus der Bücherei entliehene Buch. Im letzten Jahre hat der Borromäusverein diese seine stärkste Seite noch verstärkt durch Gründung der Buchgemeinde, die Bücher nicht an die Bibliotheken, sondern an die Familien zum Eigenbesitz liefert.

Die Gründung und Ausgestaltung der katholischen Hausbüchereien ist auch heute noch die Hauptaufgabe des Borromäusvereins. Nichts zeigt das deutlicher als die Sorgfalt, die er auf die Ausgestaltung seines jährlich neu aufgelegten Auswahlverzeichnisses für die katholischen Familien, auf das sogenannte Mitgliedsgabenverzeichnis, verwendet.

Das neue Mitgliedsgabenverzeichnis für 1926, das in diesen Tagen in mehreren Hunderttausend Exemplaren in die katholischen Familien hinauswandert, gibt sich im Aeußeren ähnlich wie das Verzeichnis des letzten Jahres, das gegen die Inflationsverzeichnisse bedeutend abstach. Wie damals, umrahmen Artikel mit Winken für die praktische Bücherauswahl und über die Tätigkeit des Borromäusvereins, Aussprüche über Lesen und Bildung usw., das Ganze, was letztes Jahr dankbarst begrüßt wurde. Nur ist es bedeutend umfangreicher geworden. Es kam nämlich neu hinzu ein Inhaltsverzeichnis und ein ausführliches Autorenverzeichnis, die es ermöglichen, eine bestimmte Abteilung oder ein bestimmtes Buch rasch und leicht zu finden. Die Verzögerung in der Herausgabe des Verzeichnisses, die diese Verbesserungen bedingten, wird durch die größere Handlichkeit des Verzeichnisses reichlich aufgewogen.

Die wichtigste Neuerung im diesjährigen Mitgliedsgabenverzeichnis ist aber die

Neuanordnung der einzelnen Abteilungen. Wer jemals ein Bücherverzeichnis für einen bestimmten Zweck herstellte, weiß, mit welchen Schwierigkeiten eine solche Arbeit verbunden ist. Eine alphabetische Anordnung der Bücher genügt nicht, sie hat höchstens Wert für Literaturkenner und Gelehrte. Eine Einteilung nach dem Inhalte der Bücher ist demgegenüber sicherlich ein Fortschritt. Fehlt aber der verbindende Gedanke, der die einzelnen Abteilungen logisch zusammenhält, stehen die einzelnen Abteilungen lose nebeneinander, fast willkürlich aneinandergereiht. Diese verbindende Idee ergibt sich aus dem zu erreichenden Bildungsziel. Für den Borromäusverein kann das nur sein die Durchdringung der katholischen Familien mit dem lebendigen Geiste des katholischen Cristentums, und dieses Ziel bedingt die zweckmäßige Anordnung der einzelnen Abteilungen. Es ist klar, daß ein Bücherverzeichnis mit dieser Zwecksetzung die religiösen Bücher voranstellt, also die Bücher, die die übernatürliche Verwurzelung des Menschen in Gott aufzeigen; darum steht an erster Stelle die Hauptabteilung „Das Reich der Uebernatur“. An zweiter Stelle stehen die Bücher, die sich mit den natürlichen Verwurzelungen des Menschen befassen oder mit seiner Beziehung zur Umwelt, die in der Hauptabteilung „Das Reich der Natur“ zusammengefaßt werden. Nun erst folgen Bücher, die den Menschen in seiner Beziehung zur höheren Geisteskultur aufzeigen, in der dritten und letzten Hauptabteilung „Das Reich des Geistes“. Damit ist die Masse der angebotenen Bücher in drei Hauptkomplexe zusammengefaßt, denen, vom Bildungsziel gesehen, in ihrer Aufeinanderfolge eine gewisse Logik nicht abzusprechen ist. Die erste Abteilung zeigt, was sein soll, die zweite, was ist, und die dritte, was sein kann. Diese Gliederung bedeutet Ordnung, und Ordnung in einer solchen Masse von Büchern, wie sie der Borromäusverein jährlich anbietet, ist ohne Zweifel ein Gewinn. Sie erleichtert die Uebersicht und die praktische Handhabung des auf ungefähr 150 Seiten angewachsenen Verzeichnisses.

Indessen sind das alles nicht rein objektive Maßstäbe, sowohl der Inhalt der Bücher, wie auch das Bildungsziel, die als Ordnungsprinzipien dienen. Von einem Bücherverzeichnisse für die große Masse wird viel mehr verlangt. Das ist klar, sobald man sich überlegt, daß das bestimmte Bildungsziel an einem bestimmten Leser verwirklicht werden soll. Das Ideal eines solchen Verzeichnisses wäre erreicht, wenn es die gerade für einen bestimmten Leser geeigneten Bücher nennen könnte. Das kann kein Verzeichnis, das sich an eine nach Vorbildung, Geschlecht und sozialer Stellung differenzierte Masse wendet. Wohl lassen sich nach großen Gesichtspunkten gewisse einheitliche Leserkontingente feststellen, für die man besonders geeignete Bücher bezeichnen kann. Das ist das Letzte, was ein solches Verzeichnis zu leisten imstande ist. Den entscheidenden Rat zu geben, welches Buch nun für einen bestimmten Leser mit dieser seiner persönlichen Eigenart und seinen augenblicklichen Bedürfnissen das richtige ist, bleibt höchste und verantwortungsvollste Aufgabe des persönlichen Beraters an Ort und Stelle. Das Verzeichnis des Borromäusvereins sucht aber den objektiven und den subjektiven Maßstab miteinander zu vereinigen, indem es in den systematisch gegliederten Abteilungen jene Bücher mit bestimmten Zeichen versieht, die schon von der reiferen Jugend mit Gewinn gelesen werden können oder die nur solchen etwas zu sagen haben, die über die nötigen Kenntnisse und die nötige Urteilskraft verfügen. Uebrigens gewinnt das subjektive Moment in dem Verzeichnisse des Borromäusvereins nicht jene Bedeutung, die es in einem Verzeichnisse für eine weltanschaulich differenzierte Leserschaft hat. Da es nach katholischen Gesichts-

punkten zusammengestellt und für katholische Leser berechnet ist, trifft es in dem Benutzer auf etwas durchaus Verwandtes, auf dieselbe katholische Weltanschauung. Das subjektive Moment im Mitgliedsgabenverzeichnisse des Borromäusvereins betrifft in der Hauptsache die Art der Darstellung, in der der Gedankengehalt geboten wird.

In dieser Weise bringt nun die erste Hauptabteilung „Das Reich der Uebernatur“ in logischer Folge die religiösen Bücher, zunächst die Ausgaben der Hl. Schrift (Abteilung 2. „Hl. Schrift und ihre Erklärung“). Die Hl. Schrift ist das Buch des Christen. Wenn einmal für katholische Bildungszwecke das Buch in Frage kommt, ist die Hl. Schrift logisch an erster Stelle zu nennen. Aber die Hl. Schrift enthält nicht den ganzen Lehrinhalt der Kirche, nämlich das nicht, was sie aus der Tradition, der anderen Glaubensquelle, schöpft. Darum muß eine nächste Abteilung (3. „Religiöse Schriften“) diejenigen Bücher nachweisen, die den Lehrgehalt der Kirche insgesamt oder auf einem Teilgebiet darstellen. (a. „Religiöse Unterweisungs- und Erbauungsbücher“), nicht zuletzt auch praktische Andachtsbücher. (b. „Gebet- und Andachtsbücher“). Nachdem diese Abteilungen den objektiven Lehrgehalt der Kirche gebracht haben, folgen zweckmäßig Bücher über die subjektive Wirksamkeit der Lehre der Kirche im einzelnen Menschen (4. neben Leben Jesu und Mariä u. a. biblischer Prsonen „Heiligenleben und Leben kirchengeschichtlich bedeutender Persönlichkeiten“), also Bücher, die zeigen, wie einzelne Menschen die Lehre der Kirche gelebt haben oder wie sich das Reich der Gnade im Menschen auswirkte, sodann Bücher, die zeigen, wie die Kirche im Laufe der Jahrhunderte selbst ihre Lehre gelebt hat, oder wie sich das Reich Gottes auf Erden geschichtlich darstellt (5. „Kirchengeschichte, Papstgeschichte, christliche Archäologie, Missionsgeschichte“). Es bringen also die beiden ersten Abteilungen dieser Hauptabteilung die Lehre der Kirche, die beiden letzten die Lehre der Kirche in Beispielen. Sie nennen die christlichen Heldenbücher, die in der Praxis vielleicht vorangehen, ja in ihrer Wirksamkeit wahrscheinlich mit keinem anderen christlichen Hausbuche zu vergleichen sind, die aber im System sicherlich an zweiter Stelle stehen.

Die zweite Hauptabteilung „Das Reich der Natur“ nennt Bücher, welche die natürlichen Verwurzelungen des Menschen deuten oder seine Beziehungen zur Umwelt. Solche natürliche Verwurzelungen, logisch gesehen, sind: die Familie, die Heimaterde, die Volksgemeinschaft, die Menschheit, die Natur und Stand und Beruf. Die Familie, die Volksgemeinschaft im kleinen, bedeutet die denkbar stärkste natürliche Verwurzelung des Menschen. Wie die Beziehungen des Menschen zur Familie die innigsten sind, so sind auch die Eindrücke, die er aus der Familie mitnimmt, die stärksten. Wer die Volksgemeinschaft erneuern will, wird darauf sehen müssen, zunächst die Familie so wiederherzustellen, daß sie ihre zweifache Aufgabe, Ehegemeinschaft (6a. „Familienbegründung und -heiligung“) und Erziehungsgemeinschaft (6b. „Kindererziehung“) zu sein, erfüllen kann. Die Verwurzelung mit der Heimaterde hat eine ähnliche Bedeutung; sie gibt dem Menschen in den Stürmen des Lebens den festen Halt. Der Sinn für die Schönheit und den Wert der Eigenart der Heimat kann darum nicht genug gepflegt werden (7. „Heimat“). Wie mit der engeren Heimat, so bleibt der Mensch natürlicherweise auch verbunden mit seiner weiteren Heimat, mit dem Vaterland oder der Volksgemeinschaft (8. „Volksgemeinschaft, Staat, Sozialwissenschaft“). Die Volksgemeinschaft hat dem einzelnen Menschen sehr viel zu geben, sie ermöglicht es ihm, sein Ideal zu erreichen.

Der Mensch wird gewöhnlich gebildet nur in seinem Volke. Zur Verwurzelung mit der eigenen Volksgemeinschaft trägt nicht wenig bei der lebendige Zusammenhang mit der geschichtlichen Vergangenheit des eigenen Volkes (9a. „Geschichte des eigenen Volkes und der Menschheit, Kulturgeschichte“). Es kommt unendlich viel darauf an, daß in einem Volke die Fäden mit seiner geschichtlichen Vergangenheit nicht abreißen; an solchen Erinnerungen kann sich ein Volk aus seiner tiefsten Erniedrigung wieder aufrichten. Eine ähnliche Aufgabe erfüllen die Lebensbeschreibungen großer, vorbildlicher Männer und Frauen der eigenen Volksgemeinschaft (9b. „Biographien, Briefwechsel, Tagebücher“). Ja, ihre Bedeutung ist noch höher einzuschätzen, weil sie viel geschlossener und persönlicher wirken. Der Mensch ist aber nicht nur ein Glied des eigenen Volkes, sondern auch ein Glied der großen Menschheitsfamilie (10. „Fremde Völker und Länder“). Im lebendigen Bewußtsein dieser Zusammengehörigkeit liegt ohne Zweifel eine die Menschheit und damit auch den einzelnen Menschen fördernde Kraft. Des weiteren findet sich der Mensch auf Schritt und Tritt in Abhängigkeit von der ihn umgebenden Natur und der durch Menschengeist und Menschenhand veränderten Natur, der Technik (11. „Naturkunde, Technik“). In der Natur sind Gedanken Gottes verkörpert, in den Werken der Technik Gedanken schaffender Menschen. Sie zu erkennen, ist geistiger Gewinn, nicht zuletzt Bildung des Herzens. Endlich bedeuten auch Stand und Beruf eine natürliche Abhängigkeit von einem bestimmten Pflichtenkreis, in dem jeder sein Ideal erreichen soll (12. „Stand und Beruf“).

Die dritte Hauptabteilung „Das Reich des Geistes“ bringt Bücher, die den Menschen in seiner höheren Geisteskultur zeigen. Hierher gehört, was große Geistesmänner und Denker über die höchsten Fragen des Lebens ausgesonnen (13. „Philosophie“), was die Meister der Farbe und der Raumkunst, der Kunst schlechthin (14. „Kunst“), die Meister der Tonkunst (15. „Musik“) und die Meister der Wortkunst (17. „Schöne Literatur für Erwachsene“ und 18. „Jugendschriften“) zur Deutung und zum Schmucke des Lebens geschaffen haben. Gewissermaßen zwischen dem Reiche der Uebernatur und dem Reiche der Natur liegend, führt das Reich des Geistes über den Alltag hinaus, es bedeutet Lebenserhöhung und Verklärung des Alltags.

Mit dieser Neueinteilung des Mitgliedsgabenverzeichnisses nach drei großen Hauptgesichtspunkten, unter denen die einzelnen Abteilungen nach Stoffgebieten in logischer Anordnung folgen, ist erreicht, daß die einzelnen Abteilungen nicht mehr lose nebeneinanderstehen, sondern durch eine einheitliche Idee untereinander verkettet sind. Zusammen mit den anderen Verbesserungen und Erweiterungen (umrahmende Artikel, Inhalts- und Autorenverzeichnis) ist damit das Mitgliedsgabenverzeichnis des Borromäusvereins, das nun seit 1845 Jahr für Jahr erscheint, dem Ideal um einen nicht kleinen Schritt nähergekommen. Es ist nicht das Ideal, dem stand schon allein die bisherige traditionelle Einteilung als hinderndes Moment im Wege, es wird auch niemals das Ideal sein können. Sicherlich ist es aber als Führer für die katholischen Familien durch die Literatur handlicher und praktischer geworden.

Ohne Zweifel wird die Sorgfalt, die die Zentrale auf die bessere Ausgestaltung des Verzeichnisses verwendete, das Mitgliedsgabenverzeichnis des Borromäusvereins den Mitgliedern lieb und wert machen, so daß sie es nicht achtlos beiseite legen, sondern es wieder und wieder zu Rate ziehen und an andere weiter empfehlen.

Dr. Albert Rumpf.

Zur Neuauflage des „Literarischen Ratgebers des Borromäusvereins"

Die 6. Auflage des „Literarischen Ratgebers der Bücherwelt" bietet das bekannte Nachschlagewerk für unsere Bibliotheken unter einem neuen Titel und in bedeutend erweiterter Form. Seit langem wurde diese Neuauflage erwartet, da die letzte Auflage längst vergriffen war und literarische Neuerscheinungen eine Prüfung zwecks Eignung für kathol. Volksbüchereien erwarteten. Wenn auch in unserer Zeitschrift stets die neuen Bücher eine Würdigung fanden, die dem Bibliothekar dienlich war, so fordert doch die Arbeit des Bibliothekars ein Handbuch, das ihm ratend hilft. Ein Ratgeber für Volksbüchereien muß über viele Schriften unterrichten, die wesentlichen Interessengebiete behandeln, die für Volksbüchereien in Frage kommen. So wurden in die Neuauflage ganz neue Referate einbezogen, die von besonderem Interesse sind: „Jugendschriftenreihen", „Deutsche Mundartdichtung", „Gesellschaftslehre und Gesellschaftsleben" und „Theater". Alle Referate wurden weiter ausgearbeitet, teilweise durch neue Referenten. Fast die Hälfte des großen, fast 500 Seiten starken Werkes in Großoktav mit Doppelspalten behandelt, dem Bedürfnisse der Volksbibliotheken wie der Durchschnittsleser entsprechend, die schöne Literatur. Dabei wurde das andere Schrifttum keineswegs vernachlässigt. Für uns ist der Gesichtspunkt, nach dem Bücher für katholische Volksbibliotheken geprüft werden müssen, das katholische Bildungsziel, der katholische Mensch. Alles im Schrifttum, was dieser Vollendung edlen Menschentums durch in ihm ruhende menschliche, sittliche, religiöse Werte dienen kann, wird dankbar in diesen katholischen Bildungskreis einbezogen, jetzt und in Zukunft. Diesem Ziele katholischer Volksbildung dienen alle Referate. Bei den belehrenden Schriften wurde das ausgewählt, was für weitere Kreise unseres Volkstums, nicht allein für Fachgelehrte, von Interesse sein kann. So wurde gemeinverständlichen Schriften der Vorzug gegeben, wenngleich auf grundlegende Werke wissenschaftlicher Art nicht verzichtet werden durfte. Schwierig ist die Auswahl der schönen Literatur für Volksbibliotheken. Dichter erstehen innerhalb und außerhalb einer Weltanschauung, dort, wo tiefmenschliches Erleben in die ihm gemäße Form des Wortes fließt, im Wohllaut der Sprache die Seele des Lesers zum Miterleben öffnet. Da aber ein Dichter nicht nur Leben gestaltet, sondern auch mit seinen eigenen Augen sieht und deutet, ja, auch die Gestaltungsweise davon beeinflußt wird, so kann eine ausgesprochen negative Haltung des Dichters zu sittlichen und religiösen Werten des katholischen Lebenskreises, eine destruktive Tendenz, bei der Bewertung einer Dichtung nicht unbeachtet bleiben. Es mag schmerzlich sein, auf so manche künstlerisch wertvolle Dichtung für Volksbüchereien verzichten und ihre Lektüre der Verantwortung des einzelnen, literarisch besonders gebildeten Lesers überlassen zu müssen, aber nicht rein literarisch-künstlerische Gesichtspunkte entscheiden, sondern die innere Verantwortlichkeit für die seelische Wirkung des Schrifttums auf unser katholisches Volkstum durch seinen religiös-sittlichen Gehalt. Dabei ist selbstverständlich auch die künstlerische Bewertung nicht außer acht gelassen worden, jedoch fordert das katholische Bildungsideal, daß Werke, die für die Gesamtheit wegen ihrer religiösen oder sittlichen Mängel nicht positiv aufbauend wirken können, dementsprechend gekennzeichnet werden, wenn auch ihr literarischer Wert anerkannt werden muß. Verantwortungsbewußtsein vor dem

katholischen Volkstum und ernstes Streben, dem Schrifttum gerecht zu werden, hat die Referenten unseres Ratgebers geleitet. Selbstverständlich zeichnet jeder Referent für seinen Beitrag verantwortlich. Letzthin war immer die Frage zu entscheiden, ob sich ein Werk für katholische Volksbüchereien als geeignet erwies. Hier und da konnte vorläufig nur diese entscheidende Frage beantwortet werden. Immer wird es vorkommen, daß ein Leser einen Dichter oder Verfasser, den er behandelt wissen möchte, im Ratgeber vermißt. Ein Ratgeber, der den Strom der Literatur, der ständig weiterfließt, einfangen möchte, vermag dies nur in etwa. Er wird immer unvollkommen sein, eine Erkenntnis, die für jeden Mitarbeiter nur weiter anspornend wirken muß. Mancher Autor, dessen Geisteshaltung nur kurz gestreift werden konnte, wird später eine genauere Bewertung erfahren. Da manches Buch sich nur für einen bestimmten Leserkreis eignet, wird der Bibliothekar sich aus der Fülle der besprochenen Schriften das auswählen, was ihm für seinen besonders gearteten Leserkreis wertvoll und geeignet erscheint. Diese Eigenarbeit kann natürlich kein Ratgeber seinen Benutzern ersparen. — Zwar dient eine Volksbibliothek auch der Unterhaltung des Lesers in Mußestunden, aber in erster Linie wahrer Geistes- und Herzensbildung, die aber nur durch Schriften, die aus tiefmenschlichem Erleben und gründlicher Kenntnis erwachsen sind, gefördert wird. Bestreben eines jeden guten Volksbibliothekars wird sein, seine Leser zu den Schriften emporzuführen, wo das Wahre, Gute und Schöne sich vereinigt zeigt. Im Uebrigen sei auf das Vorwort zur 6. Auflage verwiesen.

Josef Zimmermann.

NB. Der Literarische Ratgeber des Borromäusvereins" kostet broschiert M. 6,—, gebunden in Ganzleinen M. 7,50. Wer das Werk gebunden und durchschossen wünscht, zwecks Einfügung von neuen Besprechungen, möge dies bei der Bestellung besonders mitteilen. Die Auslieferung erfolgt durch die Zentralstelle des Borromäusvereins in Bonn, aber auch durch die Buchhandlungen.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion — Ethik

W. Wiesebach S. J.: Die Frohbotschaft der Tat. Das Evangelium des hl. Markus für das Christenleben ausgewertet. Wiesbaden, H. Rauch. Geb. M. 4,50.

Joh. Albert Aich: Christus in seinen Heiligen. Hagiologische Betrachtungen. Wiesbaden 1925, Herm. Rauch. Geb. M. 6,—.

Alois Natterer: Charakterköpfe. Ein Buch für junge Männer. Wiesbaden 1925, Verlag Herm. Rauch. Geb. M. 4,—.

Leo Wolpert: Gebetsweisheit der Kirche. Lesungen im Anschluß an die Sonn- und Festtagsorationen. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. M. 5,60.

P. Wiesebach gibt kurze Betrachtungen an Hand des Textes des Markus-Evangeliums, die den Betrachtenden zu praktischen Entschlüssen und Taten führen sollen. Dabei ist der hl. Text sehr geschickt in die Betrachtung hineingearbeitet, so daß Christi Wort und Beispiel unmittelbar auf die Seele wirkt. So wird das hohe Ziel aller Verinnerlichung, Christus in der Seele und ihrem Leben lebendig zu machen, leichter erreicht.

J. A. Aich greift aus dem Reichtum der Hagiographie bestimmte Personen heraus, um an ihnen eine ganz bestimmte Tugend oder Vollkommenheit zu zeigen. Dabei hütet er sich, Züge aus dem Leben der Heiligen zu bringen, die wenig beglaubigt sind; überall sucht er vielmehr die Quellen nachzuweisen, was jedenfalls auf den Gebildeten guten Eindruck machen wird. Ueberhaupt ist diese Art der Heiligenverehrung am ehesten geeignet, alle Bedenken Andersgläubiger gegen diese zu zerstreuen. Hoffentlich schenkt uns der Verfasser bald einen weiteren Band solcher Heiligenbetrachtungen.

Natterer wendet sich an junge werdende Männer. Was einem sofort wohltut, ist der gesunde Optimismus, mit dem er an diese glaubt. Den guten Kern unter der rauhen, oft verwilderten Schale unserer heutigen Jugend herauszufinden und ihn zum Lebenskern zu bilden, das ist sein Ziel. Zu diesem Zwecke greift er aus dem Alten und Neuen Testament, auch aus der Zahl der Heiligen charakteristische Gestalten heraus, um an ihnen der Jugend ihre gegenwärtigen und zukünftigen Pflichten zu zeigen. Die Art, wie er es tut, verrät den Kenner des jugendlichen Gemütes. Solche Art gefällt der Jugend und wird schon ihre Früchte zeitigen. Eltern und Erzieher, namentlich die Seelsorger werden gleichfalls hier geeignete Belehrung finden und das Buch ihren Schutzbefohlenen gern in die Hand geben.

Wolpert ist durch seine früheren Lesungen längst bekannt und hat sich viele Freunde erworben. Nachdem er die Evangelien und Episteln der Sonn- und Festtage zu geistlichen Lesungen benutzt hat, macht er jetzt die Orationen dieser Tage zum Ausgangspunkt seiner neuen Lesungen. Wie früher, so hat er sich auch hier nicht sklavisch an den Text gehalten, sondern ihm mit dem Reichtum seines Wissens und seiner seelsorgerlichen Erfahrung umschrieben und gedeutet. Manchen will das nicht gefallen, sie vermissen bei ihm die Tiefe. Sie mögen recht haben, aber diese ich möchte fast sagen „unterhaltende“ Form, religiöse Kost zu vermitteln, ist dem modernen, verflachten Menschen vielleicht der einzige Weg, sich religiös zu nähren,

und wenn dadurch gute Früchte gezeitigt werden, dann ist diese Art frommer Lesung am Platze.

Trier. Prof. Eisen.

Alphons Gratry: Die Quellen. Erster Teil. Ratschläge für die Ausbildung des Geistes. Neue Uebersetzung nach der 15. Auflage. Mit Vorrede, Anmerkungen, Verzeichnissen herausgegeben von Emil Scheller, Dr. med. et phil. [Der katholische Gedanke, Band XIV]. 256 S. Köln-München-Wien 1925, Oratoriums-Verlag. Geb. M. 5,50.

Der Eindruck, den die erste Lektüre der ‚Quellen' hinterläßt, ist fast vergleichbar mit dem magischen Zauber jener aufsteigenden Sterne, deren Milde heute, deren Klarheit morgen entzückt; und nicht mit Unrecht hat man die Betrachtungen des ‚Platonikers von Geburt', wie er genannt worden ist, mit den ‚Bekenntnissen' eines heiligen Augustinus in Vergleich gesetzt. Das Buch, auf die Geschichte seines Werdens besehen, ist das eines Dichterphilosophen, der nur von der Begründung des Glaubens an Gott aus bauen will und auf ihr in originaler Kraft die Steine zusammengetragen sehen möchte zum Tempel der Harmonie der natürlichen und übernatürlichen Erkenntnisse. Zu diesem Zweck legte er, ähnlich wie die anderen aus der Traditionalistenschule vom Anfange des 19. Jahrh., einen Plan für das geistige Leben zurecht, dem er zuvor Jahre hindurch an sich selbst und an seinen Schülern die Erprobung gegeben hatte. Was jedoch seinen Versuch vor jenen auszeichnet, ist die Kunst, die Starrheit der wissenschaftlichen Formel in die duftige Farbe der Geist und Gemüt zugleich erhebenden Betrachtung umzubilden. Der katholische Akademiker wähle sich aus dem klassischen Werke, sei es in ‚Schweigen und Morgenarbeit' oder ‚Abend und Ruhe' oder ‚Gebet', nur wenige Zeilen aus, und wir sind gewiß, daß ein morgendlich und abendlich aufgenommener „begeisternder Gedanke" ihn durch die Schatten des Tagewerkes hindurchgeleitend nicht mehr verlassen wird! Die kurze gemessene Sprache, in der straff treffenden Wiedergabe des Uebersetzers kaum als eine aus fremdem Land erkennbar, vermag das Ihrige dazu beizutragen, um dem Betrachter einen erleuchtenden und aufrichtenden Gedanken tief einzuprägen. Wird der in Aussicht gestellten Uebertragung von Gratrys ‚Philosophie des Glaubens' (8. édit. 1921) ein gleich feines Gewand von Uebersetzer und Verlag angelegt, so wird die neuerstehende Gratry-Gemeinde das Werk mit gleich dankbarer Freude empfangen wie die seiner den katholischen Aktivismus von Jahrzehnt zu Jahrzehnt aus diesen ‚Quellen' bis heute dort nährenden Schüler.

Horb a. Neckar. Studienrat Dr. St. Lösch.

Hermann Skolaster, P. S. M.: **Die Pallottiner in Kamerun.** 25 Jahre Missionsarbeit. Mit einer Karte und vielen Bildbeilagen. 8°. 327 S. Limburg/Lahn, o. J. (1925), Verlag der Pallottiner.

Pater Skolaster sollte für 1915 die Jubiläumsschrift zum 25jährigen Bestehen der Pallottinermission in Kamerun verfassen. Der Weltkrieg mit seinen verheerenden Folgen hat diese Arbeit hinausgeschoben, aber dafür bekommen wir nun ein reifes, abschließendes Buch von 327 Großoktavseiten mit einer Karte und vielen Einschaltbildern. Unscheinbar begann die Mission 1890. 1914 wirkten 100 Kinder Pallottis, Patres, Brüder und Schwestern in Kamerun. Unter ihrer seeleneifrigen Leitung lebten 42 000 Katholiken, und 25 000 Katechumenen bereiteten sich auf die Taufe vor. Rührende Züge kindlicher Anhänglichkeit an die Glaubensboten und starken Opfermutes weiß Skolaster zu berichten. Besonders ergreifende Szenen gestaltet er aus eignem Erleben über das Zerstampfen der

Missionsernte durch den rauhen Krieg. So bietet er reiche Anregungen vor allem für religiös gerichtete Jungen.

Aber viel mehr enthält das umfangreiche Buch des erfahrenen Missionspraktikers. Die Pallottiner betraten 1890 Missionsneuland. Das Tropenklima und die völkisch wie sprachlich zerrissenen Negerstämme stellten sie vor ganz ungewohnte Aufgaben. Sie brachten keine Vorkenntnisse und Erfahrungen mit, nur einen feurigen Idealismus. So überschätzten sie ihre Kraft, sparten aus Not und Opfermut am unrechten Fleck, verzettelten sich teilweise zu sehr in Schulgründungen. Erst durch bittere Erfahrungen fanden sie den richtigen Weg und konnten nun in kurzer Zeit Großes leisten für Christentum und Kultur. Skolaster läßt uns in ehrlicher Wahrheitsliebe das Wachstum der einzelnen Stationen miterleben. Es mag dadurch eine gewisse Gleichförmigkeit in die Darstellung kommen, aber gerade diese schlichte Treue macht das Buch für jeden Missionsfreund wertvoll und selbst für den Heidenmissionar anderer Gebiete lehrreich. Da ist z. B. die Rede von Erfahrungen beim Kirchenbau, von der Anlegung von Erholungsstationen, von der Verwendung der zahlreichen Mundarten der Negerstämme, von dem Kampfe gegen Vielweiberei und Frauenkauf, von der Mitarbeit der Schüler bei Bau- und Wirtschaftsbetrieb, von der Heranziehung der Neuchristen zum Unterhalt von Mission und Schule, von der vorsichtigen Heranbildung schwarzer Jünglinge zum Priestertum, von Hüttenbesuchen in den elenden Behausungen der Neger. Solche Ausführungen beleben das ganze Buch. Die wichtigsten Eigenheiten aber hebt der Abschnitt „Unsere Arbeitsweise" besonders hervor. Gewissenhafte Tafeln geben Auskunft über die Zahl der Missionare und ihre Erfolge. Ein Sachregister zeigt den reichen Inhalt des Buches.

Das lehrreiche Werk ist für weite Kreise anregend. Sittlichkeitsfragen sind so vorsichtig behandelt, daß auch die Jugend das Buch lesen kann.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Adolf Deuster: Menschengüte. Ein Buch vom Sehnen moderner Menschen 236 S. 8°. M.-Gladbach 1925, Volksvereins-Verlag. Preis geb. M. 3,—; in Ganzleinen M. 3,60.

Je seltener die Menschengüte in dem harten, seelenlosen modernen Menschheitsgetriebe geworden ist, desto zwingender erscheint ihre Rückführung ins Menschenleben. Deuster will dazu helfen. Er entfaltet seine Gedanken in fünf Abschnitten mit je vier oder fünf Kapiteln, von denen jedes in seiner Art die Gründlichkeit und den Ernst bekundet, mit der der Verfasser sich seiner Aufgabe widmet. Besinnliche Seelen, denen die bürokratische Kälte und Frostigkeit im modernen Leben, selbst da, wo unter der Flagge Volksfürsorge und Volkswohlfahrt gearbeitet wird, zuwider ist, werden sich gerne von Deuster führen lassen und ihm für seine interessante Gedankenentwicklung Dank wissen.

Mainz. G. Lenhart.

Anton Seitz: Okkultismus, Wissenschaft und Religion. Band I: Die Welt des Okkultismus. München 1926, Dr. Franz A. Pfeiffer. Preis M. 6,—.

Dieses 11. Heft der von Dr. P. Erhard Schlund O. F. M. herausgegebenen Schriftreihe ‚Zur religiösen Lage der Gegenwart' behandelt allgemeinverständlich die heute so viel erörterten Probleme der „abnormen Phänomene aus unterbewußten Tiefen des Seelenlebens", im einzelnen: Hypnose bezw. Suggestion, auch in ihrer Beziehung zu Wunder und Stigmatisation, Telepathie, zweites Gesicht sowie die verschiedenen Arten des Aberglaubens. Die auf umfassende Literatur

gestützten Darlegungen bieten eine willkommene Orientierung, namentlich für unsere Großstadtleser, und geben beachtliche Gedanken zur Beurteilung des Okkultismus und seiner Phänomene. Es liegt in der Natur des behandelten Gebietes, daß bezüglich der Tatsächlichkeit einzelner Vorgänge und erst recht hinsichtlich ihrer Erklärung verschiedene Meinungen möglich sind. Manche der gebotenen Erklärungen, das hätte deutlicher gesagt werden können, haben nur den Charakter einer Hypothese. Beim zweiten Gesicht z. B. scheitern die angenommenen Lösungen mehrfach an Einzelzügen der Gesichte, von denen übrigens nur die Fälle zeitlichen Fernsehens als zweites Gesicht bezeichnet werden sollten und nicht auch solche räumlichen Fernsehens. Für die Theorie der Gedankenübertragung und des räumlichen Hellsehens wären noch zu nennen die Ausführungen von W. Haas über das Problem des Mediumismus (Hochland 1925, Febr.-März). Störend wirken die Anmerkungen in Klammern statt unter dem Texte.

Bonn. Dr. Ostlender.

Lebensbilder

Maurice Landrieux: Eine kleine Schwester. Einzige vom Autor gestattete deutsche Uebersetzung von Karl Doerr. 3. Auflage. 280 S., Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag. In Leinen geb. M. 5,—.

Das vom Seelenführer Schwester Lucias geschriebene Buch ist ein glänzendes Gemälde ihres gottbegnadeten Lebens. Man sieht überall, daß in gleicher Weise tiefe priesterliche Frömmigkeit, feines Seelenverständnis und Esprit und Elan den Stift geführt haben. Der Leser sieht hier einen Typ opferstarker katholischer Frömmigkeit vor sich, die dem großen Ziele der Seelenrettung überall und unter allen Umständen seine Vorzugsstellung läßt.

Mainz. G. Lenhart.

Ludwig v. Pastor: Der Mainzer Domdekan Dr. Joh. Baptist Heinrich. 1816 bis 1891. Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen. Mit einem Bilde Heinrichs. 69 S. Freiburg 1925, Herder. M. 2,—

Die sehnlichst erwartete Biographie Heinrichs ist das vorliegende Schriftchen noch nicht. Trotzdem ist es als kleines Kabinettstück, von der Meisterhand Pastors entworfen, überaus wertvoll. Hauptsächlich aus zwei Gründen: Zuerst weist es den großen Einfluß nach, den Heinrich auf die Entwicklung Pastors gewonnen hatte. Pastor selbst gesteht, daß, „abgesehen von meinem unvergeßlichen Lehrer und Freunde Johannes Janssen, keiner größeren und nachhaltigeren Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt als der Mainzer Domdekan Joh. Bapt. Heinrich". Dann bringt es auf S. 53—69 den wundervollen Brief, mit dem der Gießener Privatdozent der Jurisprudenz die Einwilligung seiner Mutter zum Berufswechsel erbittet. Dieser Brief, eine kleine Denkschrift, läßt in die ganze Größe der Seele Heinrichs hineinschauen, wirft aber auch anmutiges Licht auf die Mutter, der der Sohn einen solchen Brief schreiben konnte. Als wertvoll muß es auch bezeichnet werden, daß die Beiträge Heinrichs für den „Katholik" in den Jahren 1850—1858 nach dem Tagebuch Moufangs, als des 2. Schriftleiters, festgestellt werden konnten.

Für einen jüngeren Mainzer Historiker müßte Pastors Lebensbild ein Ansporn sein, dem verdienstvollen Leben Heinrichs von Anfang bis zum Ende nachzugehen und uns die zum Verständnis der von Mainz ausgehenden kath. Bewegung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts noch fehlende vollständige Heinrich-Biographie zu schenken.

Mainz. G. Lenhart.

Geschichte — Kulturgeschichte — Politik

Friedrich Meinecke: Die Idee der Staatsraison in der neueren Geschichte. 564 S. München und Berlin 1924, R. Oldenbourg.

Die Schriften des Berliner Historikers, des bedeutendsten Vertreters ideengeschichtlicher Betrachtungsweise, stellen der bloß positivistischen Darstellung des Gewesenen, der reinen Kausalbetrachtung des Gewordenen, immer die treibenden Ideen des geschichtlichen Lebens gegenüber, die in den handelnden Personen lebten. Sie wollen Geschichte aus beiden Faktoren erklären: aus dem Individuellen der Person und dem Generellen der Zeit. Im vorliegenden Werke wendet Meinecke seine Methode auf die Darstellung eines sehr vergessenen Themas, der Staatsraison, an als der „Maxime des staatlichen Handelns", die sich aus der jeweils individuellen „Staatsnotwendigkeit" ergibt. Er stößt dabei auf drei Problemgruppen: auf das Verhältnis von Politik und Ethik, von Politik und Geschichte, auf die Wandlungen der Staatskunst mit ihrem Ineinander von zeitlichen und zeitlosen Momenten. Die beiden ersten Probleme stehen dabei im Vordergrunde. Die Frage nach der Zeitlosigkeit und der Wandelbarkeit der Staatskunst stellt Meinecke in dieser Form zum ersten Male, und rückt damit deutlich ab von der Konstruktion eines übergeschichtlichen, naturrechtlich-ethischen Staatsideals, das man im geschichtlichen Leben finden und nach dem man dieses Leben normativ regeln möchte. Es gibt nicht „den" Staat, es gibt nur individuelle geschichtliche Staaten, aber dieser Historismus sucht doch auch in ihnen nach dem Zeitlosen, den generellen Lebensgesetzen staatlichen Seins und Werdens überhaupt. Das Ineinander von Gemeinschaft und Egoismus, die Sehnsucht nach dem Gleichgewicht der Mächte und das gleichzeitige, gegen die anderen Mächte trotz Völkerrecht und Völkerbund mißtrauische Eintreten für die eigene Macht, ihre Erhaltung und Mehrung, beruht auf einem in seinen letzten metaphysischen Tiefen nicht aufzudeckenden Gesetz, zeigt sich aber wirksam in der Staatsraison, die um eben diese immer vorhandene Dualität von Macht und Gemeinschaft, Krieg und Frieden weiß, und mit ihrem jeweils flüssigen Verhältnis in der Staatsgestaltung rechnet, so daß also auch die Lehre von der Staatsraison Generelles und Besonderes zu berücksichtigen hat und in der historischen Darstellung zur Anschauung bringt. In dieser Arbeit zieht das Zeitalter des werdenden und des reifen europäischen Absolutismus, des Machiavellismus, Idealismus und Historismus im neueren Deutschland an uns vorüber, werden die großen Gestalten der Staatsmänner, Staatsphilosophen, Staatslehrer und Staatshistoriker aus ihrer Zeit verstanden und in ihrem Werk gewürdigt, erstehen die Kulturanschauungen der Renaissance, der französischen und deutschen Aufklärung, des deutschen Idealismus und des geschichtlichen Realismus in ihrer Sonderart. Dabei gelingt manch feine Charakterzeichnung und geschichtsphilosophische Erörterung, so daß der Philosoph auch in diesem neuen Werke Meineckes die Verbindung philosophischer Ideen mit zeitgeschichtlichen Zusammenhängen studieren kann. Der ethisch-tragischen Konflikte gibt es viele bei der Verwirklichung der Staatsraison: Das „Wunder und Rätsel der Doppelpoligkeit" von Macht und Sittlichkeit, Recht und Sitte, persönlichem Machttrieb und Gemeinschaftsbedürfnis des Volkes, von „Kratos und Ethos", die gemeinsam den Staat bauen und Geschichte machen, zuletzt von Natur und Geist erscheint auch dem Historiker immer wieder als ein metaphysisches Problem. Für einen Monismus des einen o d e r des anderen kann Meinecke sich nicht entscheiden. Eine ernste tragische Haltung durchzieht sein Werk, den Optimismus des Glaubens an die restlose teleologische Durch-

setzung ethischer Wertideale in der Kausalnotwendigkeit des geschichtlichen Werdens, an die vollkommene Ethisierung der Wirklichkeit teilt Meinecke nicht, darin mit weiten Kreisen der Gegenwartsphilosophie — es sei nur erinnert an N. Hartmann, Vierkandt, Spranger, A. Schweitzer, Troeltsch, Simmel — übereinstimmend, aber auch eins mit der christlichen Auffassung von dem mysterium iniquitatis in der geschichtlichen Welt, das gerade die Notwendigkeit der an sich nicht bösen, doch immer zum Mißbrauch neigenden Macht offenbart. Mag im Inneren des Staatslebens schon die utilitarische Ueberlegung von der Erhaltung des Staates zu einer Harmonie von Sitte und Recht auch den Vertreter der Staatsraison drängen, und mag die Staatsidee zu einer sittlichen schließlich in der Ueberwindung des bloßen Utilitarismus emporwachsen, nach außen haben Machtinteressen in der bisherigen Geschichte immer ethische Ideen unwirksam werden lassen. Das widerstreitet freilich als eine „Anomalie“ dem sittlichen Empfinden, „man kann es einen Fluch nennen, der auf der Macht liegt — er ist unabwendbar.“ Aber auch wenn man tief durchdrungen ist von Sünde und Tragik im Leben der Einzelnen wie der geschichtlichen Menschheit, man braucht deshalb nicht zur Resignation vor dem Ethischen zu kommen. Auch Meinecke ist kein Lobredner bloßer Machtentfaltung, und auch er kennt über dem Machtutilitarismus die Bedeutung der sittlichen Idee, die ein immerwährendes Sollen für Einzel- und Gemeinschaftsleben aufgibt auch im staatlichen Werden. Den modernen Mächten des Militarismus, Nationalismus und Kapitalismus, die den Staat und die Staatsraison von sich in Abhängigkeit gebracht haben, gegenüber gilt es, Idee und Geist zu behaupten und den Geist der Sittlichkeit nicht monistisch untergehen zu lassen in der Naturhaftigkeit des Machtstrebens, eine Gefahr, die seit Hegels, des Erneuerers machiavellistischer Ideen, Tagen die These der besonderen Staatsmoral heraufbeschwört. Nie kann der Staat sein Wesen als Macht aufgeben, aber die darin liegenden Gefahren sind durch utilitaristische Erwägungen vom Staatsinteresse aus wie von ethischen Ueberlegungen her zu bannen. Es gilt auch „vom Leben der Macht, daß das Maß in den Dingen das Beste ist“. Und so endet Meineckes staatsphilosophische Betrachtung in dem Wunsche, daß „die schöne und segensreiche Nachwirkung des Corpus Christianum wiedergewonnen werde“. Kann er als Vertreter des Historismus nicht glauben an einen ewigen Frieden, der wurzelt in einer naturrechtlich-überhistorischen Staatsidee, wie sie die westeuropäische Philosophie entwickelte, so weiß er doch, daß das Interesse der Staaten selbst und die Anerkennung des Lebensrechtes auch des Gegners friedefördernde Mittel sind. Aus wohlverstandener Staatsraison ist daher der Staatsegoismus einzudämmen und einem echten Völkerbund zuzustreben, selbst wenn er zu einer „pax anglosaxonia“ führen sollte. Bei aller Tragik, die Meineckes Buch durchzieht, bei allem Relativismus und Skeptizismus seiner Geschichtsbeurteilung will er doch, darin mit Ernst Troeltsch einig, den Glauben an ein Absolutes, das ihm in Sittengesetz und Kunst aufgeht, nicht entbehren. In der Staatsraison verbindet sich Macht und Ethik, Gott und Dämon. Der Staatsmann aber soll „Staat und Gott zugleich im Herzen tragen, um den Dämon, den er doch nicht ganz abschütteln kann, nicht übermäßig werden zu lassen.“ So zeugt Meineckes neues Werk nicht nur von einer notwendigen Verbindung von Philosophie und Geschichte, von Individuellem und Generellem, von Historisch-Relativem und Zeitlos-Absolutem, sondern auch von jener Erschütterung der bisherigen Weltanschauung und ihrem optimistischen Fortschrittsglauben, die bislang nur eine tiefe Gegensätzlichkeit in der Welt aufzuweisen wußte, der gegenüber sie den alten Glauben an die alles überwindende Macht des

Geistes und des Guten nicht wiederzufinden vermochte. Daß der Geist in der endlichen Welt und ihrer Verstrickung in Schuld und Sünde nie zu restlosem Siege kommen wird, daß wir aber diesen Sieg immer wieder zu erobern haben, das ist die tiefe Lehre auch des Christentums, dessen eschatologischer Gehalt uns heute Tieferes und Ernsteres auch für die Beurteilung und Bewertung von Menschenschicksal und Menschengeschichte zu künden weiß als in den Tagen eines satten Glückes. Wem Meineckes Studie dies von ihrem, das bloß Geschichtliche immer wieder sprengenden staatsgeschichtlichen Blickpunkt her zu offenbaren weiß, der zieht aus ihr Gewinn für seine Gesamtanschauung vom Sinn der Welt und des Lebens.

Bonn. Theodor Steinbüchel.

Adolf Dyroff: Betrachtungen über Geschichte. 144 S. Köln 1925, Bachem. Ungebunden M. 3,60.

Als Professor Dyroff auf der Versammlung der Görres-Gesellschaft in Trier die Zusage gab, zum 70. Geburtstage des verdienten Leiters des Vereins, Professor Dr. Heinrich Finke eine literarische Festschrift zu bieten, wurde das von dem gesamten Vorstande mit allgemeinem Beifall begrüßt. Jetzt, da die Ehrengabe im Drucke vorliegt, wird man sie nur durchaus dankenswert finden. Der Verfasser verbindet hier drei Abhandlungen aus seinem philosophischen Arbeitsgebiete, die zugleich eine nähere Beziehung zu der erfolgreichen Tätigkeit Finkes auf dem Gebiete der Geschichte darstellen. In dem ersten Aufsatze „Das Schöne in der Geschichte" zeigt er, ausgehend von Calderons gewaltigem Drama „Das große Welttheater", wie die Geschichte im Ganzen und in ihren einzelnen Teilen als ästhetisches Kunstwerk zu werten sei. In seinen weiteren Ausführungen exemplifiziert er dafür besonders auf die Darstellung von Ranke, Treitschke und Mommsen. Dabei zieht er des nähern die philosophischen Modifikationen für die Geschichtsschreibung in Betracht, das Feierliche und Erhabene, vor allem auch das Grandiose, das beim Unterliegen einer heldenhaften genialischen Persönlichkeit zum Tragischen wird, zugleich grandios bleibend, „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." (Schiller.) Was Dyroff vom Geschichtsschreiber verlangt, faßt er im Schlußwort dieses Aufsatzes zusammen: „Nur ein Realismus, d. h. eine Erkenntnistheorie und Weltanschauung, die mit festen Füßen auf dem ganzen Boden der Wirklichkeit steht und demnach von verstiegenem Idealismus und von glättender Schönfärberei wie von überstrengen Maßstäben frei ist und dennoch in die tieferen Schichten der vollen Wirklichkeit, in das Reich der bleibenden, ewigen Seinsgründe hineinleuchtet, gibt dem echten Historiker die angemessene philosophische Haltung."

In einer Zeit des Zusammenbruchs des mitteleuropäischen Staatensystems, in der die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit dem Anspruch in Alt-Europa eine Entscheidung zu fällen auftraten, erregte vor wenigen Jahren Oswald Spenglers Buch „Der Untergang des Abendlandes" gewaltiges Aufsehen. Mit einer verblüffenden Aufstellung seines Themas, mit seinen vielen bizarren, blendenden Vergleichen, die er aus allen Zonen und Zeiten herholt, mit seiner geschichtsphilosophisch gewürzten Darstellung stiftete der Verfasser in den Köpfen vieler nicht Urteilsfähiger große Verwirrung. Daher erklärte und lohnte es sich auch, daß manche Geschichtsforscher sich näher mit dem Buche beschäftigten und die kritische Sonde daran anlegten. Hier hält nun auch ein Philosoph von

seinem Standpunkt aus gründliche Abrechnung mit Spengler. Dyroff weist dem Verfasser eine Anzahl unklarer Begriffe nach, die dieser, wie es ihm passe, verschieden verwerte, so Form, Dasein, Werden. Spenglers Raum- und besonders sein Zeitbegriff werden einer scharfen Kritik unterzogen; sein Zeitbegriff läßt eine Vorhersage auf die Zukunft nicht zu. Eindringend, wie keiner vor ihm, behandelt Spengler die Kulturverhältnisse, und hier liegt auch nach Dyroff die Bedeutung des Buches. Die von Dyroff selbst scharf und fein herausgearbeitete eigene Behandlung des Begriffs Kultur und Kulturen bietet auch dem Historiker starke Anregung und manches Neue. Weitverbindende Kulturkanäle ziehen sich durch alle Zeiten und durch alle Völker, selbst über die vom historischen Schauplatze geschwundenen, und nicht bloß von Ost nach West, bis in unsere Gegenwart hinein. Spengler wendet die Begriffsreihe der Jahreszeiten auf die Kultur der einzelnen Völker an und läßt diese sich vollziehen in Aufblühen, Wachstum, Ueberreife und Absterben. Diese Lehre bildet den Kern des Buches. Durch Nachweis ihrer Uebertreibung und Verallgemeinerung hat sich Dyroff ein besonderes Verdienst erworben. Spengler hat den richtigen Zeitpunkt erfaßt zur Verbreitung seiner pessimistischen Geschichtsauffassung und seines Antiteleologismus. Teleologie ist ihm „der Unsinn allen Unsinns innerhalb der reinen Wissenschaft". Dyroff fragt mit Recht: „Was ist denn Kultur, wenn sie nicht zweckbewußtes Tun ist?" Nur durch Verkennung der Bedeutung der Religion und des Zweckbegriffs in Natur und Völkergeschichte konnte Spenglers Buch geschrieben werden und Einfluß gewinnen. Wenn Dyroff im Gegensatz zu Spengler am Schlusse seiner Ausführungen sagt: „Drum, Abendland, aufwärts die Herzen, empor die Stirne," so gründet er seine Zukunftshoffnungen „auf die machtvolle Wirkung der religiösen Kräfte, die immer von neuem belebend tätig sein werden".

Angeschlossen ist eine ältere Abhandlung Dyroffs „Phasen der Philosophiegeschichte?" Er knüpft an an ein Büchlein Friedrich Schlegels „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder", das im Jahre 1908 das hundertjährige Jubiläum seines Erscheinens begehen konnte, in dem Schlegel die Kultur und Weisheit der Inder als die überragend älteste zu erweisen sucht. Mit Schlegel zurückgreifend auf Herders Ideen, bespricht er die Philosophen, die in der Geschichte der Philosophie ein Entwicklungsgesetz suchten, und stellt ihre verschiedenen Auffassungen zusammen. Er findet, daß das Suchen nach einem solchen allgemeinen Gesetz nicht ungefährlich sei, da die Ergebnisse der Forscher zu verschiedenen Resultaten führen, daß aber der Versuch, ein solches zu finden, hilfreiche Dienste leiste zur Ordnung des Materials.

Dyroff bietet mit diesem Buche der Gelehrtenwelt eine schöne, tiefgründige Arbeit. Sein Aufsatz über Spenglers Buch wird den meisten Lesern als aktuelle und praktische Gabe am wertvollsten dünken. Es ist zu begrüßen, daß der Verleger das Werk auch über den Kreis der Görresschriften hinaus der Allgemeinheit zugänglich gemacht hat.

Siegburg. Prof. Dr. W. Felten.

Karl Paul Hasse: Die italienische Renaissance. Ein Grundriß der Geschichte ihrer Kultur. (Kröners Taschenausgabe, Band 17.) 259 S. Leipzig, Alfr. Kröner.

Karl Paul Hasse will nicht wie Burckhardt in seinem grandiosen Werke vor unserem geistigen Auge den Tempel der Renaissance erbauen, noch ist er wie Saitschick in seinem Werk über die Renaissance der feinfühlige Seelenanalytiker, welcher das Innenleben der Renaissancemenschen tiefschürfend zu erfassen und in

ihrer Problematik darzustellen sucht. Hasses Standpunkt ist rein sachlicher Natur. Auf Grund weit reichender Kenntnis der Renaissanceperiode, sowie der einschlägigen modernen Schriften über dieselbe gibt der Verfasser eine zusammenfassende Darstellung der treibenden Kräfte, welche die Kultur des Quattrocento und Cinquecento hervorbrachten.

Besonders breit hat er hierbei den Humanismus und Platonismus behandelt. Eine Fülle von Gestalten läßt er an unserem Auge vorüberziehen. Er orientiert knapp aber gehaltreich über ihr Leben und ihre Werke, ohne durch Details den großen Fluß der Zusammenhänge zu unterbrechen. Die Uebersetzungen einzelner Gedichte — häufig vom Verfasser selbst — sind eine willkommene Beigabe, weil sie fast durchweg den poetischen Gehalt des Originals in modernes und fließendes Deutsch zu bringen vermögen. Verhältnismäßig knapp kommt die Hochrenaissance zur Geltung, wobei zugegeben werden muß, daß sie als Periode der Reife nicht mehr jene Fülle geistiger Kräfte hat, welche dem Quattrocento eigen sind. Das Cinquecento ist letzten Endes eine Konzentration auf die drei großen Genies Michelangelo, Rafael und Lionardo. Hinter diesen treten die anderen weit zurück.

Ueberall folgt man gerne den Ausführungen des Verfassers, selbst dort, wo man anderer Ansicht ist, als er. Aber dies gehört doch zu den Seltenheiten, weil in der Darstellung der Boden der Realität nie verlassen wird, sondern nur Tatsachen gegeben werden. Eine spekulative Darstellung, bei welcher ein subjektives Hineinlegen von Ideen dominiert, liegt Hasse völlig fern. Er tritt allen Persönlichkeiten vorurteilslos, objektiv gegenüber und berichtet nur das, was die Historie von ihnen gibt.

Das Buch eignet sich vorzüglich als Einführungsstudium in den Gedankenkreis der Renaissance. Es ist ein Elementarbuch, zu welchem man greifen soll, bevor man sich an den Burckhardt heranmacht. Gerade den jungen Akademikern dürfte die Darstellung von Karl Paul Hasse zur Orientierung empfohlen werden.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Emil Ludwig: Wilhelm der Zweite. Berlin 1926, Ernst Rowohlt Verlag. Brosch. M. 10,—, geb. M. 14,—.

Eine Tragödie spielt sich vor unseren Augen ab. Ihr Held ist ein Herrscher, der, erblich belastet, in maßloser Ueberschätzung der eigenen Fähigkeiten und unübertrefflicher Verkennung aller politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhänge das Schiff seines Reiches in den gähnenden Abgrund steuert. Um ihn gruppiert sich der Klüngel ränkesüchtiger oder liebedienerischer Höflinge, die aus Dummheit oder Feigheit nichts tun, dem verderblichen Kurs eine andere Richtung zu geben.

Spannende Bilder vom Anfang bis zum Ende, die von feinster psychologischer Einfühlung und glänzender Ueberredungsgabe zeugen, und dennoch, aneinander gefügt, keine geschichtliche Wahrheit geben. Ihr Zeichner ist ohne gehässige Tendenz. Wir glauben's ihm gerne. Er läßt nur des Kaisers Freunde zu Worte kommen. Aber er ist ein Künstler und kein Historiker; ist als Künstler feinfühlig und phantasievoll, aber auch, ohne es zu wissen, einseitig und voreingenommen; überschätzt das Einzelne, Zufällige, Persönliche; bringt die anschaulichsten Einzelheiten, die plastischsten Bilder, die bezauberndsten Charakteristiken; bringt Geschichten die Menge, Geschichte aber gibt er nicht.

Er ist ein ungemein feinsinniger Psychologe, der bis in die letzten Abgründe der Seele hinuntersteigt und Erkenntnisse zutage fördert, die dem Nurhistoriker ver-

borgen bleiben. Aber es gebricht ihm bei subtilster Beobachtungsgabe an jedem Augenmaß für die großen Konturen der geschichtlichen Entwicklung und Situation. Er ist der vollendete Widerpart jener Historiker, denen bei beherrschendem Ueberblick über die großen Linien das Einzelne, Persönliche, Belebende entschwindet. Die hohe Warte souveräner Ueberschau all der zahlreichen Tendenzen und Strömungen, die im Weltkrieg ausmünden, ist ihm unbekannt. Nur so erklärt sich sein unmöglicher Versuch, „aus den Charakterzügen eines Monarchen unmittelbar die weltpolitischen Folgen, aus seinem Wesen das Schicksal seines Volkes zu entwickeln" (S. 10). Ein Versuch, der a priori zum Scheitern verurteilt war, weil die Fäden geschichtlicher Entwicklung niemals in e i n e r Persönlichkeit zusammenlaufen, am allerwenigsten in einer Persönlichkeit von dem begrenzten geistigen Ausmaß Wilhelms des Zweiten.

Emil Ludwigs Kaiserbuch gibt ein mikroskopisches Zerrbild der geschichtlichen Wirklichkeit. Dennoch ist es in hohem Maße lesenswert. Nicht bloß wegen seiner darstellerischen Qualitäten. Es liefert auch zahlreiche wertvolle Bausteine zur Klärung unseres historisch-politischen Urteils. Man liest mit grenzenlosem Erstaunen die politischen Weisheiten Wilhelm des Zweiten, blickt mit Entsetzen in die politische Werkstatt seiner diplomatischen und militärischen Handlanger und steht mit tiefer Erschütterung vor der Passivität einer Volksvertretung, die sich — Männerstolz vor Königsthronen! — so blamieren ließ.

Wittlich (Mosel). Sudienrat Dr. A. Schmitt.

Maria Grollmuß: Die Frau und die junge Demokratie. Ein Versuch über Frau, Politik und Demokratie. (= Volk im Werden. Schriftenreihe der Rhein-Mainischen Volkszeitung). 36 S. 8°. Frankfurt a. M. 1925, Carolus-druckerei. Brosch. M. 1,—.

Die Verfassung hat die Frau politisch dem Manne gleichgestellt. Aber das innere Verhältnis der Frau zur Politik ist noch problematisch. Selbst die politisch aktiven Frauen gestehen, daß die Politik eine ihnen wesensfremde Welt ist, in die sie sich hineinzwingen. Sollte also die Frau der Politik lieber fern bleiben? Verf. kommt durch einen eingehenden Vergleich zwischen dem Wesen der Frauennatur und dem Wesen der Politik zu dem Schluß, diese Frage entschieden zu verneinen. Die Politik ist der Frauennatur kongenial, wenn auch in ganz anderem Sinn als beim Mann. „Eine männliche Politik des Gestaltens neben einer weiblichen Politik des Erfüllens." Diese inhaltreiche, anregende Studie, die auf den Anschauungen des großen Historikers Ranke aufbaut, beschäftigt sich übrigens nur mit dem eigentlich ‚politischen' Frauentyp, wobei noch besonders über das Verhältnis der katholischen Frau zur Politik fruchtbare Gedanken vorgebracht werden.

Bonn. Dr. Thekla Heffening.

Heimat-, Länder- und Völkerkunde

Hans Wolfgang Behm: Heilige Erde. Ein Heimatbuch vom Schauen und Erleben. XVI u. 108 S. Leipzig 1925, R. Voigtländers Verlag.

Hans Wolfgang Behm sucht in seinem stark gefühlsbetonten Buche „Heilige Erde" in seinen deutschen Lesern das Verständnis für das Leben und die Schönheiten der Natur in ihrer Heimat zu wecken und zu fördern. An manchen Stellen klingt eine monistische, pantheistische Weltanschauung an. Die an sich gewiß sehr berechtigte Liebe und Bewunderung für die deutsche Heimat wird mitunter etwas

aufdringlich betont und überschreitet hier und da auch die Grenzen des Tatsächlichen. So wird sich der nüchterne und wahrhaftige Mensch gleich an dem nach A. W. Grube gebildeten Vorspruch (S. IX) stoßen. Eine Zierde des Werkes sind seine zahlreichen, prächtig gelungenen Illustrationen, die zu träumerischen Naturbetrachtungen einladen.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Heinrich Sohnrey: Die Sollinger. Volksbilder aus dem Sollinger Wald. 392 S. Berlin 1924, Deutsche Landbuchhandlung.

Der Solling ist nächst dem Harze das größte geschlossene Waldgebirge des nördlichen Mitteldeutschlands, aber selbst bei Gebildeten wenig bekannt. Vorliegendes Werk berichtet vom Sollinger Land, von Leben, Sprache und der stark ausgeprägten Eigenart seiner Bewohner. Was ihre religiösen Anschauungen betrifft, so ist das ganze Gebiet mit Ausnahme eines Dorfes protestantisch. Der Verfasser bringt sein reiches Material nicht in trockener, wissenschaftlicher Form, sondern er weiß frisch und anregend zu erzählen und weite Kreise zu interessieren. Persönliche Erlebnisse, die er in seine Berichte einflechtet, heben die Anschaulichkeit der Darstellung.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Karl Wildhagen: Der englische Volkscharakter. 224 S. 8°. Leipzig 1925, Akademische Verlagsgesellschaft. Geb. M. 5,50.

Mit einem großen Rüstzeug schwerer philosophischer und politischer Gelehrsamkeit ausgerüstet geht der jetzt an der Kieler Universität lehrende Professor Wildhagen an seine nicht leichte Aufgabe heran, den englischen Volkscharakter in seinen natürlichen und historischen Grundlagen darzustellen. Nach einer kurzen Einleitung, in der Wildhagen die Bedingungen klarlegt, die überhaupt zur richtigen Beurteilung eines fremden Volkscharakters gehören, geht er über zu einer Schilderung englischen Wesens und englischer Rasse, wobei freilich seine Feststellungen im einzelnen da und dort nicht unwidersprochen bleiben werden. Ein Abschnitt „Jugendnöte“ will zeigen, wie die durch die Not und Drangsal der geschichtlichen Jugendzeit des ganzen englischen Volkes — ganz im Gegensatz zur Stärke des deutschen Volkes im Mittelalter — entwickelte Willenskultur zu einem höchst charakteristischen Merkmal englischen Wesens geworden ist. Dabei unterläuft dem Verfasser der Rechtsirrtum, daß in Deutschland die Untersuchungshaft vom Staatsanwalt verhängt wird, während dafür der Richter, dem der Verhaftete vorgeführt werden muß, zuständig ist. Ebenso ist es falsch zu sagen, daß es bei uns Aufgabe des Angeklagten ist, sich vom Verdachte rein zu waschen. Es ist vielmehr Sache des Staatsanwalts, die Anklagepunkte, die er aufstellt, zu beweisen. Wenigstens in der Theorie. In der Praxis wird es wohl auch in England für den Angeklagten die Hauptsache sein, seine Unschuld zu beweisen gegen die Anklagen der anderen. Manche recht glaubwürdigen Darlegungen suchen uns des weiteren die Widersprüchlichkeit des englischen Wesens zu erklären. Daß die Königinnen Elisabeth, Anna und Viktoria daran schuld gewesen wären, daß unter ihrer Regierung „Höhepunkte englischen Geisteslebens“ zu finden sind, ist aber, um nur soviel zu sagen, eine überkühne Behauptung. Daß Wildhagen in der Darstellung des Einflusses der Religion andere Wege geht, als es der katholischen Weltanschauung entspricht, darf uns nicht wundernehmen. Deshalb kann er auch den Wert des liturgischen Teiles des anglikanischen Gottesdienstes nicht gebührend würdigen. Das Buch ist aber, so problematisch seine Erklärungsversuche da und dort auch

sein mögen, lesenswert für alle die, die das englische Volk kennen lernen wollen und sollen. Denn, wer auch dem Verfasser nicht in allem folgen will und kann, wird ihm doch für die vielseitige Anregung Dank wissen, die er aus dem Buche sich holt.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Kurt Herzbruch: Abessinien. Eine Reise zum Hofe Kaiser Meneliks II. 312 S. 8°. 2 Karten. München-Leipzig 1925, Fr. Seybold. Brosch. M. 10,—, geb. M. 15,—.

Beschreibung einer Reise nach Abessinien im Jahre 1907. Mit den Werken von Felix Rosen, W. Hentze und Coates, die in den Jahren 1905—7 in Abessinien waren, kann sich das Buch nicht im geringsten messen, weder in dem gebotenen landeskundlichen Material noch in der Darstellung. Abgesehen von gelegentlichen sachlichen Unrichtigkeiten, kann der vielfach saloppe, unangebracht witzelnde Ton des Buches gerade nicht zur Empfehlung dienen. Von Wert ist wohl die vom Verf. mitgemachte kaiserliche Pilgerfahrt nach Debra Libanos. Das Bildmaterial ist durchweg zufriedenstellend.

Bonn. Dr. W. Heffening.

Emil Landenberger: Wanderjahre in Mexiko. Mit 86 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 300 Seiten Großoktav. In Ganzleinen M. 8,50.

Der Verfasser hat vor einer Reihe von Jahren, er sagt nicht genau wann, längere Zeit im seltsamen Lande Mexiko geschäftlich gearbeitet, aber sich dort, wie auch sonst in fremden Landen, fleißig umgesehen und Zeiten der Erholung zu ausgedehnten Kreuz- und Querfahrten benutzt. Außer den Augen hat er dabei seinen Kodak fleißig in Bewegung gesetzt, um seine Reiseberichte mit Bildern schmücken zu können, die den Text wünschenswert erläutern und den Vorzug besitzen, allesamt einwandfrei zu sein.

Eins der 28 Kapitel ist Mexikanisches Potpourri überschrieben; man darf das ganze Buch vielleicht so bezeichnen, denn der Vortrag erfolgt recht zwanglos, ist dabei sehr reichhaltig und mutet manchmal fast kaleidoskopisch an. Am besten gelingen die Beschreibungen idyllischer Plätze, für die der Besucher in einem Lande, wo Paradies und Wüste merkwürdig wechseln, begreiflicherweise besonders empfänglich ist. Vom gegenwärtigen Zustand des von Natur reichen, aber vom Schicksal noch immer hart mitgenommenen Landes wird ein eingehendes Bild entworfen, auch der bewegten Vergangenheit vielfach gedacht; die bemerkenswerten Denkmäler aus früherer Zeit kommen dabei einigermaßen zu ihrem Recht. Die Gegenwartsschilderungen fesseln durchweg am meisten.

Jugendlektüre ist das Buch nicht. Manches erfordert gereifte und urteilsfähige Leser. Die auch damals schon traurigen religiösen und kirchlichen Zustände des Landes, die sich bekanntlich seitdem noch verschlimmert haben, werden mehrfach gestreift, unparteiisch und ohne Vorurteil, aber doch, wie mir scheint, nicht immer mit ganz ausreichender Sachkenntnis.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Alfred Pfarre: Probandus, Geschichte einer Wanderschaft. Hamburg 1925, Hanseatische Verlagsanstalt. 248 S. 8°, mit 41 Bildern. M. 4,50.

Es handelt sich um eine Italienreise, die der Verfasser als „Gipsschuster“ (Stukkaturer) von Hamburg aus unternahm, mit Rucksack und so wenig Geldmitteln, daß er die Mildtätigkeit in Anspruch nehmen mußte. Wenn er auch nie zum richtigen Pennbruder hinabsank, die Gefahr war oft nahe, und wir werden

in der einfachen, wahr anmutenden Darstellung zu Mitfühlenden, die sich darüber freuen, daß ein tapferer deutscher Junge bei aller Südsehnsucht und Wandersentimentalität nicht verkommt. Die Hauptanziehungskraft bilden künstlerische Eindrücke. Es ist ja ein großes Glück, daß nicht alle Italienfahrer ihre Erlebnisse in Büchern erzählen, das wäre unerträglich. Diesen Probandus kann man sich noch gefallen lassen; er hat eine gewisse Note, er entschleiert die sensationelle Welt der „Kunden". Von katholischen Bräuchen hat er wenig Ahnung; daß ein Mönch zum Kranken kommt und „aus dem Buch die Messe murmelt" (S. 88), scheint ihm selbstverständliche Sache, und vielleicht ist die auf der S. 89 erwähnte Bemühung der Mönche und Schwestern im Krankenhause in Ferrara, ihn katholisch zu machen, nur sprachliches Mißverstehen. Interessant ist besonders sein Zusammentreffen mit dem Arbeiterdichter Max Barthel, der über sein Italienerlebnis ein wirklich dichterisches Buch schrieb (Vergittertes Land).

Köln. Laurenz Kiesgen.

Volkswirtschaft

Robert Wilbrandt: Theorie der Volkswirtschaft. Stuttgart 1925, Ernst Heinrich Moritz (Wilbrandt: Einführung in die Volkswirtschaftslehre, Bd. 3) VIII, 228 S. 8°. Brosch. M. 4,25, geb. M. 5,80.

Wir erleben täglich in wirtschaftlichen Dingen vieles, was wir wohl loben oder tadeln, aber nicht verstehen, wie z. B. die Preisschwankungen. Aufgabe der Volkswirtschaftstheorie ist es nun, diese Probleme des täglichen Lebens zu klären, für sie Gesetze zu finden. Jedoch nicht im Sinne von Naturgesetzen, sondern lediglich Regelmäßigkeiten der Erscheinungen, allgemeine Erfahrungssätze, weshalb „die Theorie schließlich auch nur eine abgekürzte Form der Beschreibung" ist, nicht aber Beschreibung des historischen Geschehens, sondern „Beschreibung dessen, was wiederkehrt, des sich Gleichbleibenden". Die Beschreibung erfolgt in allgemeinen Sätzen, die dann auf den Einzelfall angewandt werden und ihn erklären. Preisbildung, Geld, Einkommen, Wirtschaftskrisen, das sind die Probleme, denen man bei allen Theoretikern begegnet, und die auch in vorliegendem Buch, als miteinander in Zusammenhang stehend, in dieser Reihenfolge behandelt werden. Die überaus große Menge sich widerstreitender Theorien über diese Fragen, die durch ihre Unzahl Verwirrung statt Klarheit bringen, werden vom Verfasser bewußt vereinheitlicht. Dadurch erspart er dem Leser „das bedrückende Gefühl eines Chaos" und gibt ihm klare, auch für das tägliche Leben brauchbare Vorstellungen. Ausführliche Literaturhinweise und ein umfangreiches, sorgfältiges Namen- und Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit dieses Buches. Es erscheint als dritter Band der für weite Kreise bestimmten „Einführung in die Volkswirtschaftslehre" (Bd. I: Entwicklung der Volkswirtschaftslehre; Bd. II: Geschichte der Volkswirtschaft). Ein vierter (Schluß-)Band wird sich mit dem Problem der Volkswirtschaftspolitik beschäftigen.

Bonn. Dr. Thekla Hessening.

Anton Lübke: Die sterbende Kohle. Das kulturelle und wirtschaftliche Schicksal Europas. 452 S. 8°. Regensburg 1925, G. J. Manz.

Unter Heranziehung einer umfangreichen Literatur aus verschiedenen Wissensgebieten hat der Verf. manches Wissenswerte über die Kohle zusammengestellt. Wenn hierbei auch manchmal Selbstverständlichkeiten in allzu großer Ausführ-

lichkeit und lehrhafter Breite geschildert werden, so würde das so viel nicht schaden, wenn das Buch sprachlich nicht so unsauber wäre. Ueber stilistische Unebenheiten sähe man hinweg. Unverständlich und unverzeihlich aber sind die zahlreichen Verstöße gegen elementare Regeln der Grammatik und Syntax. Dadurch richtet das Buch sich selbst.

Bonn. Dr. Thekla Heffening.

Kunst

H. Kunze: Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland. Mit 80 Abb. Kunstbücher deutscher Landschaften. Bonn 1925, Verlag Fr. Cohen. M. 3,—.

Die deutsche Volkskunst, die durch die Sammlung des Delphin-Verlags vorzüglich illustriert wird, ist ihrer Begrenztheit gemäß von sekundärer Bedeutung. Soll das künstlerische Vermögen des deutschen Volkes umfassend klar werden, so bedarf es einer Ergänzung: die führende zentrale Kunst der einzelnen Landschaften muß erschlossen werden. Sie in einer großen Kunst-Geographie sichtbar zu machen, wäre eine nationale und wissenschaftliche Tat. Was in dieser Beziehung bisher durch die Veröffentlichungen des Cohenschen Verlags geleistet worden ist, läßt eine gute Lösung jener hohen Aufgabe erhoffen. Wie die vorangehenden Bände, so fällt auch der zuletzt herausgegebene Band durch innere Geschlossenheit und wissenschaftliche Gediegenheit unter den heutigen Kunstbüchern auf. Kunzes Einleitung, die mehr im einzelnen feinsinnig ist, als daß sie eine Gesamtcharakteristik leistete, ist für den Forscher ergiebig und für jeden Leser pädagogisch wertvoll. Man freut sich, daß durch die deutlichen Reproduktionen nun eine ganze Reihe schöner Werke dieses Kreises bekannt werden, von denen bisher nur wenigen außer den Naumburger Figuren etwas vertraut sein dürfte.

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

Musik

Alfred Einstein: Das neue Musik-Lexikon. Nach dem Dictionary of modern music and musicians, hersg. v. A. Eaglefield-Hull, übers. u. bearb. Berlin 1926, M. Hesse.

Wer Riemanns Musiklexikon kennt und zu schätzen weiß — es ist ja längst auch für Laienkreise d a s Musiklexikon geworden —, findet in dem vorliegenden Werk eine unentbehrliche Ergänzung dazu. Einstein, dem ja auch nach Riemanns Tod dessen Lexikon anvertraut ist, hat auf der Grundlage des im Titel genannten englischen Buches ein Nachschlagewerk zustande gebracht, das gerade dem deutschen Leser treffliche Dienste leisten muß. Die Abgrenzung gegen das Riemannsche Lexikon liegt schon in der zeitlichen Begrenzung. Nur Gegenwart und letzte Vergangenheit sind hier berücksichtigt. In dieser Beschränkung konnte aber die Darstellung um so mehr in die Breite und Tiefe gehen. Sachliche und biographische Artikel lösen einander ab. Die Musik unserer Zeit wird gewürdigt in Querschnitten nach Ländern, Gattungen und Problemen. Der Deutsche lernt hier die ausländischen Verhältnisse, von denen uns Jahre hindurch nur spärlich Kunde kam, in zuverlässigster Weise kennen. Anderseits hat der deutsche Bearbeiter der englischen Ausgabe gegenüber jenen nationalen Ausgleich hergestellt, der auch dem eigenen Lande in vollem Umfange gerecht wird. Lehrreiche Artikel orientieren inmitten einer Stoffwelt von höchster Aktualität auch für das Verhältnis der Gegenwart

zu den großen Meistern der Vergangenheit. Alles in allem: ein Werk, das neben Riemanns Lexikon seinen Weg machen wird.

Köln. Dr. Willi Kahl.

Ludwig Schiedermair: Der junge Beethoven. Mit 20 Kupferdrucktafeln und 3 Faks.-Beil. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer.

Der junge Beethoven ist der Bonner, der Rheinländer Beethoven. Dies ist ein Hauptthema dieses, der Beethovenforschung neue Wege weisenden Buches, zu zeigen, daß der Künstler nicht erst in Wien wurde, was er geworden ist. Zudem galt es, sein Jugendschaffen aus den Beziehungen zur zeitgenössischen Musik heraus so verständlich zu machen, wie es der heutige Stand der Forschung erlaubt. Als Anlagen erscheinen zwei bisher unveröffentlichte Kompositionen, ein „Punschlied“ und das Fragment eines Violinkonzerts. Von überall her fällt, zumal reichlich unbenutzte Quellen erschlossen werden konnten, auf die Jugendgeschichte des Meisters neues Licht. Das Charakterbild des Vaters z. B., dessen Trunksucht erst eine Folge der häuslichen Katastrophe, nicht ein Erbübel war, der nicht unter seinem Stande heiratete (die Sache lag eher umgekehrt), hat jetzt eine entscheidende Wandlung erfahren. Mit einer Kunst der Milieuschilderung, mit der der Verfasser die Darstellung seines Mozartbuches fast noch übertrifft, wird das kurkölnische Bonn in seinen geistigen, künstlerischen und politischen Verhältnissen lebendig. Insbesondere wird fern allem Chauvinismus für den jungen Beethoven und die Gesamtheit seiner Bonner Jugendeindrücke die Frage nach dem Nationalen mit unwiderleglicher Sachlichkeit zugunsten des Deutschen entschieden. Das Buch wendet sich über die engeren Fachkreise hinaus an jeden Gebildeten.

Ludwig Schemann: Cherubini. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Cherubini gehört ganz gewiß zu den Komponisten, deren Musik von uns heute mehr gelobt als gespielt wird. Als wissenschaftliches Denkmal wird das vorliegende Buch daran erst etwas ändern können, wenn es recht vielen praktischen Musikern, namentlich Dirigenten in Oper- und Konzertsaal, die Anregungen gegeben hat, die der Verfasser wirksam werden lassen möchte. Wenn man weiß, daß in dieser stattlichen Monographie über Cherubini Schemanns eigentliches Lebenswerk vorliegt, wird man schon an seine Berufung zu diesem Unternehmen glauben. Die Fülle des beigeschafften Materials und die überlegene Stoffbeherrschung bestätigen das auf Schritt und Tritt. Schemann ist bescheiden genug, die Grenzen seiner Leistung als Nichtmusiker einzugestehen und dementsprechend Hohenemsers Cherubinibuch (1913) dankbar als immer noch unentbehrlich zu kennzeichnen. Aber auch so wird künftige stilkritische Arbeit im musikalischen, naturgemäß mehr allgemein gehaltenen Teil des Schemannschen Werkes wesentliche Ausgangspunkte finden.

Ernst Kurth: Bruckner. 2 Bde. Berlin 1925, M. Hesse.

Monumental, wie Bruckners Erscheinung in der Musikgeschichte dasteht, bietet sich uns dieses Werk dar, das auf der weiten Strecke von über 1300 Seiten zum erstenmal zeigt, welche unübersehbare Fülle von Problemen dieser Stoff bietet. In welch neuem, ungeahntem Licht erscheint uns schon der Mensch Bruckner hier! Wie werden alle seine menschlichen Aeußerungsformen bis in das scheinbar Banalste hinein, das früheren Biographen allenfalls ein mitleidiges Lächeln erzwang, gedeutet als Ausfluß einer ganz einzigartigen Persönlichkeit, deren Wesen nicht in ihrer Zeit begründet, sondern zeitlose mystische Erfülltheit ist! Wer hätte je im

Brucknerschrifttum, das traditionell mit der bäuerischen Beschränktheit seines Helden rechnen mußte, gewagt, von einer geistigen Persönlichkeit zu sprechen, wer hätte so ihr Bild anschaulich in allen Zügen entwerfen können! Von der seelischen Bewegungsgrundform des Menschen führt der Weg zu Bruckners Musik und ihren Kräften. In blühender Sprache verständnistief geprägter Begriffe wird der Gesamtumriß des ganzen Schaffens, seine innere Dynamik und die Formenwelt der Einzelwerke erschlossen. Die aus Kurths grundlegenden theoretischen Werken bekannte Methode zeigt den Weg etwa zum Prinzip der „sinfonischen Welle". Es wird leicht sein, auf das vielleicht Ueberspannte dieser Brucknerwertung, auf die vielleicht zu zahlreichen Superlative der Darstellung hinzuweisen. Alles das muß sich dem gewaltigen Umfange des Werkes entsprechend vernehmbar machen. Die vorläufig abschließende und alles Bisherige innerlich überbietende Stellung dieses Buches in der Brucknerliteratur läßt sich damit kaum erschüttern. Und darüber hinaus will es ja gerade auch der lebenden Kunst dienen. Die vielen aus neuen Erkenntnissen erwachsenen Anweisungen etwa für Brucknerdirigenten sprechen das deutlich genug aus. Tief ausholende musikgeschichtliche Ausblicke begleiten die Darstellung. Und immer und immer wieder wächst das Buch weit über das hinaus, was der schlichte Titel „Bruckner" verspricht.

Karl Eitz: Der Gesangunterricht als Grundlage der musikalischen Bildung. 2., unveränderte Auflage. (Pädagogium Bd. 2.) Leipzig 1924, J. Klinkhardt.

Markus Koch: Kurzgefaßte Einführung in das Eitzsche Tonwort und seine unterrichtliche Verwendung. Würzburg 1925, H. Stürtz.

Eine Neuauflage des grundlegenden Eitzschen Werkes — der Verfasser ist inzwischen gestorben — bedarf heute keiner Empfehlung mehr, nachdem jetzt auch für die preußischen Schulen die anderwärts längst erprobte Methode amtlich zugelassen ist. Alles Notwendige zur Einführung in das Tonwortsystem, seine historische und sachliche Begründung, lernt man in faßlicher Form aus der Kochschen Broschüre kennen. Aus praktischem Bedürfnis erwachsen, wird sie hoffentlich auch über die engeren Lehrerkreise hinaus bei allen Verbreitung finden, denen es um musikalische Volksbildung auf gesunder Grundlage zu tun ist.

Köln. Dr. Willi Kahl.

Schöne Literatur

Hans Roselieb: Die liebe Frau von den Sternen. Eine legendenhafte Erzählung aus der Gegenwart. München 1925, Kösel und Pustet. 357 Seiten.

Hieße der Verfasser dieses Buches, das weder eine legendenhafte Erzählung (Titelbenennung), noch ein Roman von unerhörter Kühnheit und Wucht (Reklame-Umschlagbinde), sondern ein mit pantheistisch-okkultistischen Ingredienzien gepfefferter Zwitter aus beiden ist, nicht R o s e l i e b, der auch in der Verirrung den wirklichen Dichter und Erzähler nicht abstreifen kann, und wäre das Buch nicht in einem k a t h o l i s c h e n Verlag erschienen, so könnte man mit einigen wenigen Sätzen die ablehnende Haltung dazu begründen. Aber die beiden Umstände bedingen in d i e s e r Zeitschrift für die Ablehnung eine eingehendere Begründung, die zunächst wiederum die knappste Wiedergabe der in einer einzigen Nacht sich abwickelnden Handlung voraussetzt.

In der Gegend des badischen Rheinknies ist die Revolution ausgebrochen. Beim Rückzug der weißen (bürgerlichen) Armee sucht eine Truppe Schutz und Deckung

vor den nachstürmenden Soldaten der roten (Arbeiter-) Armee in einem Fischerhause. Die Fischersleute, Mann und Frau, flüchten sich auf eine nahe Rheininsel, wobei ihr einziges Kind, ein Säugling, in den Fluten versinkt. Aber auf der Insel sind schon Posten der roten Armee, die den Fischer alsbald in einem Nachen abführen, um ihn wegen Begünstigung der Feinde vor einem Kriegsgericht abzuurteilen. In einem der Führer der Revolutionäre, in einem verkrüppelten jugendlichen Baron, der mitgeholfen hat, den Bruder und Herrn des väterlichen Schlosses zu verjagen, schlägt beim Anblick der Fischerin die Lohe der Leidenschaft jäh auf. Die Frau rettet sich vor seinen Zudringlichkeiten in eine halbzerfallene Muttergotteskapelle. Hier geschieht das Wunder: Die Muttergottes, die liebe Frau von den Sternen, steigt in himmlischem Glanz in die Kapelle nieder, zieht dort die schönen Kleider an, die der Baron der Fischerin in die Kapelle geschafft hat, und, während die wirkliche Fischerin in Ohnmacht vor dem Altare liegen bleibt, verwandelt Maria sich in die Fischerin, tritt aus der Kapelle als die Fischersfrau, läßt sich von dem verkrüppelten Baron als ihrem Beschützer zu ihrem Manne führen und erscheint mit ihm vorm Kriegsgericht. So gründlich ist Marias Verwandlung in die Fischersfrau, daß sie gar nicht mehr weiß, daß sie selber die Mutter Gottes ist. Sie fühlt und weiß sich nur noch als des Fischers Weib und betet in ihrer Not selber zur Mutter Gottes. Im nächtlichen Kriegsgericht, dessen Schilderung samt Vorbereitung und Ausklang ungefähr die starke Hälfte der Erzählung ausfüllt, und dessen Verlauf nach einer Erklärung Roseliebs im ‚Neuen Ufer' Nr. 6, 1926 (Beilage der Germania) den Beweis erbringen soll für „die Unmöglichkeit einer zugleich allseitigen und irdischen Gerechtigkeit" sowie für die notwendige Abhängigkeit des irdischen Rechtes von den Lebensinteressen der Volks- und Parteigruppen, übernimmt der verkrüppelte Baron die Verteidigung der Fischersleute. Das Urteil aber lautet: Alle drei, Fischer, Fischersfrau und ihr Verteidiger haben sofort die Gegend zu verlassen. Das Gericht ist kaum beendigt und die drei Verurteilten sind soeben dabei, dem Spruch nachzukommen, als die Kunde von dem siegreichen Vordringen der weißen Armee gemeldet wird. In der beginnenden Schießerei zwischen den beiden Armeen findet der Fischer den Tod, während Maria und der verkrüppelte Baron sich auf die Insel retten. Jetzt geschieht das Wunder ein zweites Mal. Maria, die Fischerin, verwandelt sich wieder in die Sternenfrau, die wirkliche Fischerin erwacht aus ihrer Ohnmacht in der Kapelle und sie und der Baron werden ein Paar, ein heiliges Paar, das aber mit seiner Erzählung von dem Wunder nirgends Glauben findet, nicht einmal bei den eigenen Kindern und auch nicht bei Pfarrer und Lehrer, denn bei diesen würde nach Ansicht des Krüppels auch Christus sowenig Glauben finden, wie er ihn bei den Pharisäern fand.

Mag nun jemand diese Fabel überraschend eigenartig und darin vielleicht die erhabene Idee versinnbildet finden, daß die Liebe, die von oben kommt, die Menschheit allein aus aller zeitlichen Wirrnis und Trübsal heraus zum Frieden der Seele und damit auch zu einem bescheidenen Glück auf Erden führen könne, und mag er sich darüber freuen, daß es wieder einmal ein Dichter versucht hat, unsere derzeitige Prosaepik aus einer gewissen Spießbürgerlichkeit heraus ins Außergewöhnliche und Seltsame zu verpflanzen, so wird er doch herzlich froh sein, sobald er das letzte Blatt des Buches umgeschlagen hat. Für den, der nicht auf alle Ausgeburten des Expressionismus blindlings sich verschworen hat, wird die Lektüre der lieben Frau von den Sternen durch weite Strecken zur Tortur. Diese Dichtung

gleicht jenen expressionistischen Bildern, auf denen Glieder und Gesichter ins Unmögliche verzerrt und verrenkt erscheinen, als hätten diese Leiber samt und sonders die Qualen der Folterbank überstanden. Man weiß ja aus der Geschichte der Revolutionen, daß Denken, Reden und Handeln aufgeregter Massen in solchen Zeiten etwas wie von Wahnsinn und Tollheit Aufgepeitschter an sich haben. Aber Roselieb steigert diesen Zustand ins völlig Abstruse.

Ferner: Eine Legende verlangt den Legenden s t i l. Im Akrobatenstil des Expressionismus erzählt, ist sie unerträglich und besitzt keinerlei künstlerische Ueberzeugungskraft. Hätte der Dichter den legendären Einschlag der Fabel im schlicht naiven Legendenton in die mit expressionistischer Technik erzählte Revolutionsgeschichte verwoben, dann würde er durch den Kontrast große Wirkungen erzielt haben. So bleibt man kalt. Es steigt einem sogar mehr als einmal die Vermutung auf, als ob der Autor selbst ohne sonderlich warme Herzensanteilnahme aus kalt rechnendem Verstande heraus mit dem Talent einer starken Phantasie das Werk geschaffen habe. Denn der Dichter redet viel, teils mit eigenem Munde, teils durch den Mund des Krüppels, um zu überreden. Das gilt vor allem da, wo er sich aufs religiöse Gebiet wagt. Wäre er ihm doch ferngeblieben! Denn die religiösen Auslassungen sind die unerquicklichsten des Buches. Das gilt ganz besonders von Roseliebs sonderbarer Mariologie. Schon die Art der communicatio idiomatum, durch die er die Attribute der Fischersfrau selbst da, wo das Sexuelle mithineinspielt, auf die in die Fischersfrau verwandelte Mutter Gottes überträgt, ist gewiß nicht nach jedermanns Geschmack. Wenn aber vollends Maria die „Vom Hl. Geiste Empfangene", „die Königin und Schützerin der Fruchtbarkeit", „Urmutter und Gebärerin des Gottessohnes", „menschgewordene Himmelskönigin", „göttlicher Herkunft" und „göttlichen Ursprungs" und „die Göttliche" genannt wird, dann sind das nicht bloß sonderbare Verstiegenheiten, sondern es sind „mystisch-okkultistische Zusammenhänge" (Waschzettel) mit der Kybele, der ‚Allmutter' und der Göttin der Fruchtbarkeit. Wie soll man des Krüppels Ausdeutung des Ave Maria exegesieren: „Du bist gebenedeit als Mittlerin zwischen Himmel und Erde, zwischen Sünde und Reinheit unter allen Weibern, die in den Schmerzen der Mutterschaft das Geheimnis der Ewigkeit umfassen. Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, gleich dem Lichte der Finsternis, gleich dem Lächeln über allem Leid, gleich dem saftigsten Kraftspender für die Welten und Völker, die den Körper bilden von Ihm: dem fleischgewordenen Wort, der gekreuzigten Liebe, der ewigen Wunde der Mütterlichkeit. Heilige Maria, K ö n i g i n d e r F r u c h t b a r k e i t, Mutter Gottes usw."? Unmittelbar davor liest man über ‚Die liebe Frau von den Sternen' die vielsagende Auslassung: „Es erschauerte der Urlichtleib der Sternenfrau. Sternenkönigin, du bist das Geheimnis der Empfängnis und der Geburt vor aller Geschlechtsbildung, du bist des Vaters geistliches Gefäß, die liebe Frau von den Sternen." Kann man es Protestanten, die bloß eine solche oder eine ähnliche Mariologie aus katholischer Feder kennen, eigentlich verübeln, wenn sie diese ‚liebe Frau von den Sternen' in die unmittelbarste Nähe der Kybele und Astarte rücken? Würde indes Roselieb sich in solche „mystisch-okkultistische Zusammenhänge" verirrt haben, wenn er zuvor ein schlichtes, aber gediegenes Buch über die katholische Glaubenslehre gründlich durchgearbeitet hätte? Außer in diese mariologischen Seltsamkeiten verliert er sich ab und zu auch in Pantheismen, womit ihm selber jedoch keineswegs Pantheismus vorgeworfen werden soll. Aber es ist ein Beweis dafür, daß die Spaziergänge ins Mystisch-Okkultistische sein

dichterisches Schaffen in jeder Hinsicht auf den Holzweg geführt haben. Um eine so starke Begabung wie Roselieb wäre es wirklich schade, wenn sie auf diesem Wege weiter schritte. Werden wir ihm bald wieder auf anderen Pfaden begegnen?

Dettlingen. Pfarrer Hermann Herz.

Nikolaus Schwarzkopf: Der schwarze Nikolaus. Roman. 340 S. 8°. Leipzig 1925, Eugen Kuner.

Vonabiszett, gemeiniglich genannt der schwarze Nikolaus, kommt als Lehrer in ein rheinisches Weindörfchen. Nachdem er einige Zeit die trunkfesten Gewohnheiten dieser Weinbauern mitgemacht hat, merkt er an seinem ganzen Menschen, wozu dieser fortgesetzte Lebenswandel schließlich führen muß; er sieht auch um sich bei Männlein und besonders bei Weiblein so vieles, daß sein Erzieherherz unmöglich ruhig dabei bleiben kann. Da beschließt er, als Apostel der Enthaltsamkeit mit allen Mitteln eine Wandlung herbeizuführen. Vor allem soll da das Beispiel des Ordens der „Totalisten" wirken, von dem eine Abordnung in dem Dörfchen erscheint, um eine Filiale einzurichten. Aber sieh da, die beiden Ordensleute „passen sich an", einer sogar so sehr, daß er entgleist. Dem schwarzen Nikolaus versucht man im Separatistentrubel handgreiflich Achtung vor den Weingeistern der fröhlichen Berge beizubringen. Doch er bleibt standhaft und holt für den verdufteten Totalisten einen Ersatzmann, der in jeder Hinsicht seinen Erwartungen entspricht. Der ist es auch, der seine übertriebene Meinung von der Wirkung des Alkohols auf ein vernünftiges Maß zurückführt; mit der Heirat einer durch Liebe gelehrigen Anhängerin seines Wasserglaubens schließt das Buch, nicht ohne den Ausblick, daß die „Trockenlegung" des Weindorfs gründlich verpfuscht ist.

Schon aus diesem dürren Gerippe des Inhalts kann man schließen, welch ergötzliche Verwicklungen und Szenerien sich ergeben; Schwarzkopf übertrifft sich da oft; die derben Ausdrücke, Anspielungen, Typen gehören soweit ganz in den Rahmen des von Weinlaub umkränzten, von Wein- und Fleischdunst umwogten Milieus. Zur Abmilderung dienen mancherlei Abweichungen in die Gebiete der Kunst, der Schulerziehung, der Tierliebe, die man auch schon aus früheren Büchern des Dichters kennt. Manchmal könnte der Leser sich von dem Gedanken beschwingt fühlen, es handle sich hier um den gewaltigen Kampf zwischen Geist und Fleisch; manches tiefe, ans Letzte rührende Wort wird dazu gesprochen. Dann aber bringt dörfliche Kleinheit und Kleinlichkeit die unzulängliche Projektion zum Bewußtsein, die zwischen den Anstrengungen eines eigenbrötlerischen Sonderlings und den bemühten Gewalten (Bischof, Papst, Regierung) besteht. Geist und Fleisch, gewiß; aber es scheint der Rahmen zu eng; die Lust am Idyll verhinderte die Entfaltung einer heroischen Epopöe; immer drängten sich die saftstrotzenden, eigenwillig protzenden Gestalten vor, und der lange hagere Schulmeister hat es sich trotz seines so reinen Wollens selbst zuzuschreiben, daß ihn der Leser nicht ganz für voll nehmen kann.

Was die Eignung des Buches für Volksbüchereien angeht, so ist diese Frage nicht leicht. Ob die geschilderten Verhältnisse zutreffen oder nicht, ob auch der Wein ein Unheilstifter seit Noes Zeit her ist, viele Leser werden an manchem Anstoß nehmen. Hätten wir g u t katholisches, literarisch geschultes Leserpublikum durchweg, so würde es in gerechter Abwägung der Charaktere sagen: Alle sind Menschen; auch der Gerechte fällt am Tage siebenmal. Leider werden auch genug Leser sein, die sagen: Seht mal an, also so sind die Patres! So sind diese Geistlichen, die anderen Vorbild geben müssen! — Und daß gerade die Abseitigen, die

Gegner der Kirche das Milieu mancherorts in diesem bedenklichen Sinne ausnützen können, das scheint das Bedenkliche, ja Tragische dieses weit und farbig ausgesponnenen Idylls, scheint auch das Tragische dieses reformatorischen Eifers, der das Beste will, aber Idee mit Tat nicht in Einklang zu bringen versteht. Damit wollen wir weder das Dichterrecht bestreiten, seine Stoffe nach Gefallen und Muß zu wählen, noch die dichterische Wertung dieses Versuchs schmälern, sondern nur die praktische Wirkung für Bibliotheksleiter hervorheben.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Friede H. Kraze: Jahr der Wandlung. Roman. 211 S. München 1925, Kösel & Pustet.

Der Held dieses Buches ist ein Künstler, der, aufgewachsen und zum Manne gereift in dem materialistischen Zeitalter vor dem Weltkrieg, in seiner Seele schon die brennende Sehnsucht nach der unsichtbar heraufdämmernden Aera des Geistes trägt. Das Erlebnis der Gotik in deutschen Städten und ein Aufenthalt in den lettischen Urwäldern bereiten den Durchbruch seiner Persönlichkeit zu dem neuen religiösen und künstlerischen Ideal vor; die Liebe zu Lil und der leidvolle Verzicht auf sie, mit der er in der Einsamkeit des Waldes eine wundervolle Siebenzahl von Tagen verlebt, vollenden ihn. — Die Stärke der Dichtung — als solche darf man das Werk bezeichnen — liegt wieder in der ungewöhnlichen Stimmungs- und Charakterisierungskunst der Kraze. Lil allerdings — das darf nicht verschwiegen werden — wirkt bedeutend blasser als etwa Elsalill in ‚Maria am Meer' und Mariebell in dem gleichnamigen Buche. Dabei hat sie mit der letzteren eine fatale Aehnlichkeit. Jedoch vergißt man das leicht in dem hinreißend heraufbeschworenen Zauber des lettischen Waldes, der sich mit der seltsamen Natur des lettischen Volkes und dem Atem der nur leise unter der Oberfläche des Christentums schlummernden alten Götter zu einem berauschenden Stimmungsdreiklang vereinigt. Aber — und hier liegt meines Erachtens die Schwäche des Romans — man sieht nicht, warum gerade die Liebe zu Lil den Künstler in der Richtung auf das Geistige auf das Erleben Gottes weitertreiben mußte, zumal diese Liebe eine ehebrecherische ist — denn Lil ist verheiratet. Wenn es auch nicht zu ausgesprochenem Ehebruch kommt, so ist doch das intime Zusammenleben der beiden während der erwähnten sieben Tage zweifellos ein Raub an dem edlen Gatten Lils, und diese Zeit wird von ihnen später nicht etwa bereut, sondern als köstlicher Besitz bewahrt. Diese Tatsache, sowie auch die Selbstverständlichkeit, mit der beide kraft ihrer Leidenschaft zueinander auf eine Lösung der Ehe Lils hinstreben, wird jedenfalls der Katholik, für den die Unauflöslichkeit der Ehe feststeht, als wenig geeignet ansehen, eine Höherentwicklung des Typus Mensch, die doch das Ziel des Buches ist, herbeizuführen.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Theodor Seidenfaden: Das Glockenspiel. Rheinische Geschichten. Mit 6 Holzschnitten von Peter Gitzinger. Saarlouis 1925, Hauser, Verlagsgesellschaft. 200 S.

Die Ausgabe dieser 42 Geschichten erscheint unter den Vorzugsdrucken der bekannten von Johannes Mumbauer geleiteten Hauser-Bücherei, in Papier, Satz und Einband sowie bildlicher Ausstattung eine musterhafte Leistung. Inhaltlich umfaßt sie 26 der Erzählungen, die in des Verfassers Bändchen „Die Teufelsschlucht" stehen, wozu dann der Rest neu hinzukam. Damit ist der Kreis der Rheinsagen und Legenden weitergezogen und innerlich dichter bedacht, so daß mehr Orte und Landschaften das Ihrige finden werden. Das Buch gehört aber nicht nur in

die rheinischen Büchereien, es gibt eine Auswahl gut erzählter Stücke, die wegen ihrer knappen, sorgsamen Fassung überall ansprechen werden. In seinem schmucken Gewand eignet es sich vorzüglich als Geschenk und Schulprämie.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Ludwig Mathar: 1. Postmeister Henot; 2. Der Schuß ins Schwarze; 3. Jan van Werth hält Hochzeit; 4. Der Pestchirurg; 5. Erlöschendes Licht; 6. Citoyen Bellegeck; 7. Der Ueberfall an der Ulrepforte. Köln, Bachem. 7 Bändchen in Ganzleinen, je M. 2,30.

Ludwig Mathars altkölnische Geschichten: „Wetter und Wirbel“ sind schon in der „Bücherwelt“ 1925, 9. Heft besprochen worden. Hier bietet der Verfasser das Werk geteilt in 7 Bändchen. Das hat den Vorteil, daß diese Bilder aus der Geschichte Kölns, die frisch und lebendig erfaßt sind, zu billigem Preise für weite Kreise zugänglich werden. Freilich wird dadurch die zeitliche Aufeinanderfolge, die in „Wetter und Wirbel“ den Charakter einer Chronik wahrt, aufgegeben, ja, in einzelnen Bändchen stehen Bilder, die durch Jahrhunderte getrennt sind, nebeneinander. Das mag derjenige, der „Wetter und Wirbel“ kennt, als Nachteil empfinden, wenngleich in allen Bildern das Schicksal der Stadt Köln gestaltet ist. — Mathars Begabung steht in diesen kleinen Bildern aus seiner zweiten rheinischen Heimat auf dem ihm gemäßen Boden. Die Bilder sind abgetönt und ausgeglichen, wenn auch hie und da ein zu starkes Licht oder Dunkel, etwa durch häufigen Gebrauch des Ausrufungszeichens, sich noch hervorwagt. — Angenehm fiel mir die sehr gefällige Type und Ausstattung der Bändchen auf.

Bonn. Josef Zimmermann.

Otto Lück: Römische Bilder. 225 S. Trier 1925, Paulinus-Druckerei. Geb. Mark 4,—.

Tiefes Verstehen der römischen Seele spricht aus dieser Reihe von Erzählungen. Es sind charakteristische Momentbilder aus Vergangenheit und Gegenwart; das Leben und Lieben der Schwachen wie der Mächtigen wird uns nähergerückt; es ist keine trennende Kluft mehr zwischen arm und reich, denn derselbe blaue italienische Himmel wölbt sich über alle. Ein Tropfen alten römischen Blutes pulsiert in dem ärmsten ragazzo und läßt ihn Worte sprechen und Taten vollbringen, die weit über ihn hinauswachsen. Dieses zarte und doch starke Empfinden für Größe und Heldentum zieht sich gleich einem goldenen Faden durch das ganze Buch.

Bonn. O. Taxis.

Else Schmücker: Elisabeth vom Berge. Bilder aus dem Leben einer Fürstäbtissin. 160 S. Paderborn 1925, Ferdinand Schöningh. Geb. M. 3,50.

Das neue Buch Else Schmückers liegt ganz in der Richtung ihres bisherigen Schaffens, das man am besten mit der Devise ‚Sursum‘ bezeichnen kann: Aufwärts aus dem Dunstkreise des Irdischen in die Klarheit Gottes. Elisabeth vom Berge, die verdiente Fürstäbtissin, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts Stadt und Stift Essen vom Calvinismus zum Katholizismus zurückführte, verkörpert hier diese Devise. Sie ist in jener blutigen Zeit eine seltene Erscheinung, da sie mehr mit Liebe als mit Strenge ihre Pläne durchsetzt, und E. Schmücker versteht es nicht nur, sie in ihrer Würde als Fürstäbtissin lebensvoll zu zeichnen, sondern sie bringt sie uns auch menschlich nahe. — Rein künstlerisch betrachtet, erreicht das Buch die letzten Werke der Dichterin wohl nicht: es fehlt in etwa die Steigerung, und das vom Leser erwartete Gegenspiel der Calvinisten kommt nicht recht zur Auswirkung. Doch diese Fehler darf man wohl mehr dem Stoff, als der Ver-

fasserin zuschreiben. „Elisabeth vom Berge“ ist trotzdem ein edles, zu jedem katholischen Herzen vernehmlich sprechendes Buch, das in keiner unserer Bibliotheken fehlen darf.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Heinz Steguweit: Lanzelot auf dem Dorfe. München, Kösel u. Pustet. Br. M. 2,—; Gzl. M. 3,50.

Steguweit liebt tragische, unheilschwangere Stoffe und weiß sie zu packenden Erzählungen zu gestalten. Das Verhängnis wuchtet von Anfang an auf der wissenden „heiligen Maria“ und erst recht auf dem unwissenden „reinen Tor“ Johannes, der in ihr mehr wie Mutter und Schwester und Freundin finden will, aber dann seelisch zusammenbricht, als er erfährt, daß sie die Geliebte seines Vaters gewesen ist. In seinem maßlosen Schmerze findet er den Tod, den er nicht beabsichtigt hat. Das Ganze hat einen versöhnenden Ausgang dadurch, daß die schuldig-unschuldige Maria in herber Entsagung sich in den Willen des Allmächtigen fügt. Es ist immer ein heikles Thema, die Liebe eines jungen Menschen zu einer älteren zu schildern; hier geschieht es mit einer Reinheit und Zartheit, wie es der tiefe Ernst des tragischen Stoffes erheischt. Nur ernstgerichtete, reife Leser kommen für diese Erzählung in Frage.

Trier. Professor Eisen.

Gabriel Scott: Die Quelle des Glücks oder der Brief vom Fischer Markus. Uebersetzung aus dem Norwegischen von A. Miethe. 224 S. 8°. Trier, Fr. Lintz. M. 6,50.

„Ein Mensch kommt auf die Welt, er wandert in einer Wolke von Staub, er lebt und strebt und kämpft eine Zeitlang; Krankheit, Unrecht, Sehnsucht suchen ihn heim. Dann stirbt er, und wird vergessen, und sein Staub mischt sich still mit dem der Mutter Erde. »Markus« steht dann wohl auf dem Grabsteine — was war das für ein Markus?“ — So beginnt das Werk, das in dem alltäglichen Leben eines norwegischen Fischers das Menschentum schildert und deutet. Seltsam, schon diese ersten Worte der Erzählung bannen uns, wenn wir auch schon ahnen, daß kein Schicksal eines großen Menschen an uns vorüberziehen wird. Doch gerade in diesem Alltagsleben tritt vielleicht eindringlicher als sonst das Allgemeinmenschliche vor uns hin: Markus ist in etwa ein jeder von uns. Das Leben des Fischers Markus ist wohl mühsam, wie immer, wenn es heißt: Ein Mensch kommt auf die Welt. Und doch erblüht ihm in diesen Felsenklippen des Lebens, in der mühsamen Arbeit des Fischers an unfruchtbarer Felsenküste, ein stilles Glück, aus dem Felsen eines entsagungsvollen Lebens der Pflicht schlägt er die Quelle seines Glücks in liebevollem Sichversenken in die Natur, der er so nahe ist, in dankbarer Freude an einem reichen Fang, in behaglicher Zufriedenheit und in schlichter Liebe zu seinem Schöpfer. Sein Glück ist tief in seinem Innern, so tief dringt keine Mühsal. Er fühlt sich glücklich als ein Glied in der Haushaltung des Landes. Sein Auge schaut oft so viel Schönes: „Längst blüht das Wasser, die Tiefe ist wie mit Silberstaub erfüllt, die Sonne durchleuchtet sie in breiten Bändern, und erlischt im blauen Dämmern“. So wird sein kleines Vollbringen groß und schön in aller Mühseligkeit. Er muß Gott lieben, er kann nicht glauben, daß Gott so hart sein soll, wie evangelische Laienprediger ihn schildern, die Gotteswelt erscheint ihm nicht in „Bethausfarbe“ (S. 186), in Umbra und Grau. Dafür ist er viel zu gläubig. In dieser Zufriedenheit und in treuem Schaffen erfaßt er sinnvoll das Leben. Mit unendlicher Mühe und viel Liebe baut er sich ein Gärtchen in Felsenklippen. Durch

eine Krankheit siecht er dahin, ist dankbar-demütig bereit, vom Tische des Lebens, das er als brüderliche Mahlzeit, als Liebesmahl, auffaßt, aufzustehen, weil der Ewige ihn ruft, und die Stunde der Trennung gekommen ist. All den Brüdern, die ihm wehetaten, kann er vergeben. Die Dichtung schließt fast mit denselben Worten, mit denen sie begann, klingt aber zugleich religiös aus. Ueber ihr liegt ein kleines, stilles Leuchten, wie über einer Quelle, die im Sonnenlichte fließt und ins unendliche Meer mündet, in dem das schuppige Kleid der Fische glitzert. — Eine reiche und schöne Gabe ist dieses Werk eines echten Dichters, ein besinnlicher Brief an alle ernsten und reifen Menschen, die die kostbare Gabe Gottes, das Leben, trotz all seiner Mühen dankbar hinnehmen. Vornehmlich eignet sich das Buch für gebildete Leser.

Bonn. Josef Zimmermann.

Robert Hugh Benson: Trotz Folter und Strick. Roman. Einsiedeln, Benziger.

Robert Hugh Benson (1871—1914), der Sohn des anglikanischen Erzbischofes Benson von Canterbury, ist seit 1906 der erste, der als Sohn eines so hohen Würdenträgers der englischen Hochkirche katholischer Priester geworden ist. Gleich zweien seiner Brüder, A. C. Benson und E. F. Benson, dem Verfasser von Dodo, wo die Frage von Weib und Künstlertum behandelt wird, führte er eine rührige Feder, und es ist dankbar zu begrüßen, daß Werke wie ‚Trotz Folter und Strick!' auch dem deutschen, des Englischen unkundigen Leser zugänglich gemacht werden. Dieser Roman aus der Zeit der Königinnen Elisabeth und Maria Stuart schildert mit einer staunenswerten Anschaulichkeit jene trübe, grausame Zeit der Katholikenverfolgung in England. Benson erweist sich hier als einen überlegenen Gestalter geschichtlicher Stoffe, der es versteht, das ganze große Geschehen um einen lebensvollen Mittelpunkt zu ordnen. Ein Buch, erschütternd und rührend, begeisternd und erhebend zugleich. Die recht lesbare Uebersetzung ist von A. und B. Ettlinger besorgt worden. Dem Roman ist ein Titelbild beigegeben, das einen der heldenhaften Blutzeugen jener leidvollen Tage, den seligen Pater Edmund Campion, darstellt.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Robert Hugh Benson: Sentimentalisten. Roman. Einsiedeln 1925, Benziger u. Co.

Dieser Roman Robert Hugh Bensons fällt aus dem Rahmen seiner Werke heraus. Es handelt sich um eine stark aufgezogene, sensationsfreudige, aber immerhin noch gesunde Satire, deren Held ein durchaus nicht ernst zu nehmender Prahlhans ist, der freilich später einmal durch eine Roßkur zu einer gewissen Vernunft kommt. Er ist nichts als ein großmauliger, verkommener Taugenichts, dem allerdings eine Menge Gutmütigkeit eignet, und der immer wieder den Glauben an sich hat, aber niemals die Kraft findet, seinen Willen zur Besserung durchzusetzen, bis er dazu gezwungen wird. Sein Gegenspieler ist sein Jugendfreund, ein in jeder Hinsicht untadeliger Priester, dessen einziger Fehler ein viel zu weiches, rührseliges Herz ist, das ihn jedesmal wieder dazu bringt, Vertrauen zu seinem Freunde aus der Kindheit Tagen zu haben. Was am äußeren Aufbau mangelt, mag andererseits ersetzt sein durch die meisterhafte Schilderung und durch die wesenhafte Zeichnung der einzelnen Gestalten, wobei festzustellen ist, daß die der Männer besser gelungen ist als die der Frauen. Die Uebersetzung, besorgt durch R. Ettlinger, weist leider vielfache Mängel auf. Literarisch gebildete Leser mögen das Werk als Muster einer Gattung lesen. Ob sie innerlich befriedigt werden, möchte ich ernstlich bezweifeln.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Ilse Franke: Der kleine Goliath. Erzählungen aus den Schweizer Bergen. 1.—4. Tauf. 8°. (VIII u. 166 S.) Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinw. M. 4,—.

Die Schweizer Berge gehören auf das Titelblatt dieses Buches, denn in allen sieben Erzählungen spielt die gewaltige Alpenwelt eine wichtige Rolle. Die aus Niederdeutschland in die Schweiz verpflanzte Dichterin schaut die Berge ihrer neuen Heimat mit den liebenden Augen der Fremden an, und mit edlem Verstehen sieht sie den wortkargen und doch oft so heißblütigen Menschen ins Herz. Frauengüte übersonnte diese Geschichten bei aller Tragik mit einem Hauche versöhnender Liebe. Der Erzählerin gelingen kernechte Frauengestalten besonders gut; die reifen in der harten Schule des Lebens langsam zu stillem Entsagen. Die Titelerzählung, eine rührende Kindertragödie, ist für die Franke nicht so bezeichnend wie etwa das dritte Stück: Das Totenwibli und die Laui. Die entscheidend eingreifende Lawine wird mit ein paar herben Linien gezeichnet. Ein packendes Frauenschicksal ist gestaltet in Mutter Monika und der Föhn. Doch hat der Zufall am Schlusse reichlich viel zu tun. Bei der Ernte im Rüeti erhebt sich doch die Frage: kann die Tochter, die der Starrsinn des Vaters ins Kloster treibt, die Familie jahrelang über ihr Schicksal im ungewissen lassen? Frankes Darstellungskunst — es sei besonders auf manche plastische Vergleiche hingewiesen — befriedigt auch anspruchsvollere Leser, nicht bloß Leserinnen. Charakteristische Dialektausdrücke der alemannischen und italienischen Schweiz versetzen uns rasch in die gefährliche Bergwelt. Doch stören den künstlerischen Genuß die dem Text in eckigen Klammern eingefügten Worterklärungen, so nötig sie für den Durchschnittsleser auch sein mögen.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Hermann Anders Krüger: Sohn und Vater. Eine Jugendrechenschaft. 8°. (409 S.) Braunschweig, Westermann.

Der Entwicklungsgang Krügers, der vom Pietismus der Herrnhuter bei einem von Glaubenssehnsucht verklärten Unglauben gelandet ist, kann einen Katholiken nicht befriedigen. Und doch hat uns der Dichter, dessen herrnhutischer Bubenroman Gottfried Kämpfer seit 20 Jahren Erzieher und Schüler lebhaft fesselt, viel zu sagen. Wohl gibt es tote Stellen in diesem nach schlichter Wahrheit ringenden Bekenntnis. Bei manchen Begegnungen und Namen hat Krüger seinem ausgeprägten Darstellungsdrang allzu sehr gefrönt. Aber das innere Wachsen dieses stolzen Mannes zwingt strebende Leser in seinen Bann. Von dem Wegspruche seines Konfirmationstages: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens" ist der Glaube verkümmert, aber ein trotziger Kämpfer ist Krüger geworden oder vielmehr geblieben, ein Kämpfer gegen heiße Leidenschaft, aber auch ein Ringer um seine Eigenart gegen den starren Willen des Vaters. Doch führt der Titel Sohn und Vater irre; denn der Vater bleibt neben dem Sohne mit seinen großen und kleinen Erlebnissen doch stark im Hintergrunde. Der „redlich ringenden Jugend des neuen Deutschlands", der das Buch gewidmet ist, können diese Lebenserinnerungen trotz ihrer hohen sittlichen Auffassung den Weg nicht weisen. Aber Lehrer und Jugendbildner, besonders auch Väter erwachsender Söhne werden reiche Anregung schöpfen aus den ehrlichen Bekenntnissen und männlichen Gedanken dieser starken Erzieherpersönlichkeit.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Hermann Anders Krüger: Verjagtes Volk. Eine Thüringer Waldtragödie. 136 S. 8°. Braunschweig, Georg Westermann.

Eine alte Waldsiedlung im Gothaischen fällt der Jagdleidenschaft Ernst II. zum Opfer. An der Spitze des „verjagten Volkes", der kecken Wilderer der Lütsche, steht der kluge Natterfeld. Auch der Oberforstmeister von Zangenheim ist nicht ohne ritterliche Züge, aber unsere ganze Teilnahme gehört dem wackern Schulzen mit dem eigenartig tiefen Seelenleben. Er steht überall groß da, mag er die Führung der Masker übernehmen oder dem feudalen Baron im Jagdschloß stolz gegenübertreten oder in der Gefängniszelle über seinen Gegner triumphieren. — Die Tragikomik des Gerichts im Eisenhart erscheint mir nicht durchsichtig genug. Auch der Zufall spielt mehrmals zu stark in die Geschichte herein, besonders bei der überraschenden Erschießung Natterfelds. Die Waldleute sprechen bisweilen reichlich gelehrt. — Den fesselnden Kampf, in dem beide Seiten um ihr Recht zu ringen glauben, wird nur der gebildete Leser voll würdigen.

Die angehängte kurze Geschichte aus dem Moor erzählt auf 18 Seiten das Schicksal der „beiden Rottinger", zweier ungleicher Brüder. Der hübsche Flori bringt die Braut seines stillen Bruders in übermütigem Leichtsinn in Schande und Tod, und verfällt so der unheimlichen Rache des Betrogenen. Die kleine Familientragödie ist geschickt exponiert und flott erzählt.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide.

Ludwig Lautenbacher: In Freud und Einfalt. Volkserzählungen. Regensburg 1925, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

J. B. Wolfgruber: Das Wunder beim Antonifackerl und andere Geschichten. 345 Seiten. 8° Halbwd. M. 4,50.

Franz Kugler: Das Zauberhaus. Künstlergeschichten. (Hausschatzbuch Bd. 47). München 1925, Kösel und Pustet. Geb. M. 1,40.

Lauterbacher bietet Geschichten, wie man sie dem katholischen Volk in seinen Kalendern und Zeitungsbeilagen vorsetzt. Das soll nun keine Herabsetzung des Buches bedeuten; der Verfasser ist in seinem Vorwort u. E. gar zu bescheiden, wenn er schreibt: „Es ist ein sehr bescheidenes Büchlein . . ., ich bitte um milde Beurteilung seines Inhalts." Er braucht sich seines Buches gar nicht zu schämen, denn das schlichte Volk in seiner Mehrheit liebt solche Erzählungen, und wenn deren Tendenz so unaufdringlich sich gibt wie hier, dann werden mit ihnen manche gute Samenkörnlein in die Volksseele getragen. Nur eins wäre doch zu überlegen, ob nicht Verf. und Verlag sich dazu entschließen könnten, aus diesem dickbauchigen Buche — ca. 40 Erzählungen!! — zwei oder sogar drei Bändchen zu machen und dabei diese unter bestimmten Gesichtspunkten gesammelt herauszugeben; für die weitere Verbreitung dieser gesunden Lesekost wäre damit besser gesorgt, als mit dem vorliegenden dicken Bande.

Ganz anderer Art sind Wolfgrubers Volksgeschichten: Der kennt sein Volk, wie es denkt, handelt, betet und flucht; das letzere verstehen seine bayerischen Bauern besonders gut, überhaupt weht aus ihnen die rauh-derbe Luft echten Volkstums und Bauernart. Dabei ist der Erzähler voll gesunden derben Humors, so daß man öfters an die Bauerngeschichten eines L. Thoma erinnert wird. Daß dabei sehr viel im bayerischen Dialekt gegeben ist, ist eine Selbstverständlichkeit, wie sie eben solchen Bauerngeschichten eignet. Nicht als ob er nur Heiteres zu erzählen wüßte, die tiefe Tragik der Armut, wie sie sich in der Geschichte vom „Hansl und sein

Gansl" offenbart, ist gerade deshalb so ergreifend, weil sie in der Kindesseele geschaut ist.

Franz Kugler läßt uns in der ersten der vier feinen, spannenden und zugleich künstlerisch wertvollen Erzählungen die Schrecken eines englischen Malers auf seiner Flucht vor verbrecherischen Anschlägen seiner türkischen Feinde miterleben; in der zweiten behandelt er mit gleicher Fertigkeit den Stoff, den Ilse von Stach in ihrer Tragödie ‚Genesius' dramatisch gestaltet hat; die beiden letzteren führen den Leser nach Neapel und Florenz, um ihm das Liebesglück eines sangeslustigen Meisters und in ganz eigenartiger Weise die tragischen Geschicke Thusneldas, der Gattin Arnims, zu schildern. Das neue Bändchen ist eine gute Nummer, zu der auch Leser aus gebildeten Kreisen gern greifen werden.

Trier. Prof. Eisen.

Franz Alfred Muth: Gotteswelt und Menschenherz. Ausgewählte Erzählungen. Hrg. v. H. Hörle. 264 S. Wiesbaden 1925, Herm. Rauch. Geb. M. 5,—.

Auf die früher hier angezeigte Liederauswahl des schon stark in Vergessenheit geratenen Dichterpfarrers Muth folgt nun ein Band Prosa. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß ein solcher Band seine Liebhaber findet; denn die feine, wie Lavendelduft emporsteigende romantische Stimmung, die über all diesen Geschichtlein liegt, die auch der Humor meist gut gesegnet hat, teilt sich dem Leser mit und umspinnt ihn wohlig. Insbesondere kann auch ein an der so schwer gewordenen neuen Literatur Erkrankter bei dem Waldpfarrer mit seiner echten Einfalt gesunden; findet er doch hier einen Vogel, der natürlich dahersingt oder schilpt, während uns oft die neuen Vögel wie künstlich verkleidete Theatervögel vorkommen, die mehr einen Vogel haben, als daß sie selbst einer sind. — Merkwürdig ist, wie dem Naturkinde Muth der -- Wein mundet. Ja, damals war er billiger.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Michel Becker: Die neue Stadt. Roman. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 189 S. 8°. Geb. M. 4,50.

Wenn Roman auch etwas viel gesagt ist für diese neuartige Schilderung des Wesens des neuen Köln, so wollen wir doch dem jungen frischen Mut ein frohes Willkommen zurufen, daß er sich an eine schwere Aufgabe wagte und es ehrlich meint. Michel Becker scheint noch zu schwanken zwischen Drama und Prosaerzählung; zu entscheiden, wo sein Feld liegt, mag Entwicklung bestimmen. Jedenfalls ist in diesen zum Teil mit dem verhaltenen Humor des echten Kölners geladenen Schilderungen soviel dichterische Explosivität, daß nur ein gänzlich mürrischer oder stirnrunzlerisch-kritischer Mensch sich darüber nicht froh berührt fühlen könnte. Man lese doch mal die Schilderung der Fronleichnamsprozession in dem Vorgebirgsdorf, wobei jeder Kölner weiß, daß diese biederen Vorgebirgler für ihn „die Bure" bedeuten, denen er sich a se überlegen fühlt, oder auch die Fahrt mit dem „Müllemer Bötche". Aber Handlung? Nun ja, es ist etwas arg dünn damit; ein paar prächtige Gestalten, ein Baukünstler, ein Pfarrer, aber ohne vorwärts- und fortdrängende Fabel; es ist ja auch eigentlich das alte, liebe, so mächtig sich streckende und ganz unförmlich werdende Köln, das hier der Held sein soll, und das zu fassen schon Gigantenhände nötig wären, und nicht die lyrisch beschwingte heiße Liebe eines Jungen. Doch so viele Anzeichen sagen: Er wird schon werden. Auch die zuweilen gewollte Stilneuheit wird sich schon angleichen. Oder ausgleichen. Und im ernsten überall spürbaren Willen zu ehrlich volksbildender Arbeit, getragen

von den festen Grundlagen einer katholischen Ueberlieferung, wird Michel Becker hoffentlich, wenn nicht das Muß der Vielarbeit am gedruckten Wort ihn aus der Bahn drängt, uns wohl noch Besseres zu bieten haben.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Franz Josef Kosler: Die Leiden der Forelle Zinga. Märchenroman. Bilder und Einbandentwurf von Adelheid Schimz. 8° (VIII und 124 S.) Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Halbleinwand M. 3.40.

Die Forelle lockt unter den stummen Fischen mit Farbenpracht und seltsamen Lebensschicksalen. Sie ist allgemein bekannt. Der Märchenroman könnte in erster Linie für die Jugend gedacht sein, doch kosten die schwermütig schönen Motive voll und ganz wohl nur Erwachsene aus. Wasser ist Blut der Erde; wer ihm verfällt, wird in Tod und Nacht verstrickt. So ist auch hier ein Ertrunkener, ein Selbstmörder in die Geschehnisse verflochten. Meist bemüht sich jedoch der Verfasser, dessen Gestaltungskraft bemerkenswert erscheint, das heitere Element in den Vordergrund zu schieben. An diesem eigenartigen und schönen Fischmärchen werden sicher viele Leser Freude haben, namentlich auch ländliche Leser, die, wie der kleine Junge des Buches, mit der Natur noch in ganz innigem Verhältnis stehen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

August Blanche: Erzählungen eines Droschkenkutschers. Aus dem Schwedischen übertragen von Lotte Mittendorf-Wolff. München 1925, Kösel u. Pustet. (Hausschatzbücher, Bd. 48.) M. 1,50.

Was da ein Stockholmer Droschkenkutscher erzählt, ist wirkliches Leben aus dem bunten Getriebe einer Großstadt, dabei werden alle Register gezogen; neben der Tragik und dem bitteren Lebensernste steht heiterer Scherz und Humor, alles aber durchsetzt mit echt mitfühlender Menschlichkeit. Schon aus diesen Gründen werden nur reife Leser die Schönheiten dieser Erzählungen würdigen können.

Trier. Professor Eisen.

Hermann Siegfried Rehm: Das tausenjährige Reich. Historischer Roman. 355 S. Bad Rothenfelde 1925, L. Holzwarth. Brosch. M. 3,80, Pappbd. M. 4,80, Leinen M. 6,—.

War es nötig, Spindlers bald 100 Jahre alten Roman wieder auszugraben? Wir sind verwöhnt und stellen heute hohe Ansprüche an den geschichtlichen Roman. Er muß nicht nur gut erzählt und treffend in der Zeitfarbe sein; er soll sich auch durch Kraft der Menschenzeichnung und durch ernste Behandlung tiefer Menschheitsfragen auszeichnen.

‚Das tausendjährige Reich‘ — aus Spindlers dreibändigem ‚König von Zion‘ in einen Band zusammengezogen — ist flott erzählt und packend und farbenbunt; aber auch in der verkürzenden Bearbeitung ist der Aufbau der Geschichte noch immer recht locker, die Sprache ohne Eigenart (von dem Glanze der Schilderung eines Hamerling gar nicht zu reden), die Handlung oft recht bedenklich „romanhaft“, die Menschen mit leichtem Pinsel hingemalt, die Gestalt des Wiedertäuferkönigs ohne vertiefende Tragik. So bleibt eine geschichtliche Volkserzählung, so gut und so schlecht wie zahllose andere, der man wenigstens nachrühmen darf, daß sie von ungesunder Spannung oder Schwüle, wozu der Stoff hätte verleiten können, frei ist.

Wo des Stoffes wegen die Einstellung des Romanes erwogen werden sollte, möge man berücksichtigen, daß naturgemäß manch ungünstiges Licht auf die kirch-

lichen Verhältnisse um 1500 fällt, namentlich auf den Bischof Franz von Waldeck, der ja allerdings kein vorbildlicher Gottesmann war.

Münster am Stein. Prof. F. Wippermann.

Margarete Boie: Der Sylter Hahn. Stuttgart 1925, J. F. Steinkopf.

Margarete Boie gelingt es, das Leben und Treiben des Sylter Inselvolkes um 1700 herum lebhaft und farbenglühend zu schildern und die Teilnahme des Lesers für Menschen und Begebenheiten zu wecken. Heute wie ehedem braust und tobt das Meer um Sylt. Und wenn die Lebensbedingungen im Anfang des 17. Jahrhunderts natürlich andere waren als heute, so sind auch die Sylter von damals anders zu nehmen in ihrem Tun und Lassen, im Guten, wie im Bösen, heraus aus der geschichtlich gut geschauten Umwelt. Kulturgeschichtliche Ausblicke (Strandrecht, Aberglauben usw.) ergeben reichen Ertrag. Der Roman ist unterhaltend und belehrend zugleich und kann schon der reiferen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Gottfried Kölwel: Bertolzhausen. Trier 1925, Friedr. Lintz.

Ein oft recht loser Humor und ein häufig viel zu bitterer und böser Spott über harmlosen Brauch und gute Sitte macht sich in diesem Büchlein manchmal reichlich breit. Seine sieben Geschichten sollen denkwürdige Ereignisse schildern, wie sie sich im Volksleben des bayerischen Nordgaus, etwa in dem Orte Bertolzhausen, meist komisch zugetragen haben. Manche Schwächen im Wesen des katholischen bayerischen Volkes reizen ja vielleicht den Satiriker zu scharfem Urteil, aber Kölwel tut in seiner urwüchsigen Kritik oft des Guten viel zu viel.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Albert Trentini: Die Geburt des Lebens. Reichenberg, Gebr. Stiepel.

„Der Block des Gewöhnten verrammelt die Schwelle." Gott sei Dank, daß dies so ist. Hinter der Schwelle dieses Romans sind Menschen, wie sie nicht sind, und wie sie nicht sein können, noch dürfen. Dieser Roman der pessimistischen Weltflucht oder des lebensverneinenden Pessimismus in der höchst denkbaren Uebersteigerung ist ein Unding an sich, und eine Geburt des Lebens, wie sie hier erdacht ist, ist nichts anderes als der düsterste Tod allen Lebens, und darum ganz abzulehnen.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Joseph Wulf: Der Waldjörg. Novelle. 80 S. Düsseldorf o. J. Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag. 2.— Mk.

Warum muß denn auch alles, was sich in Schreibtischladen herumtreibt, gleich als Buch erscheinen? Dieser gutgemeinte Versuch ist in der Erfindung reichlich unwahrscheinlich und in der Ausarbeitung doch zu mager, als daß er irgendwelche Daseinsberechtigung hätte. Reden wir nicht weiter darüber.

Emden. Georg Schäfer.

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Svend Fleuron

Keiner unserer Zeitgenossen steht als Dichter der Natur näher als dieser Däne, dem nur noch Hermann Löns wesensverwandter Gefährte war. Auf der kleinen Insel Möen wurde er am 4. Januar 1874 geboren. Wald, Schilf, Feld und Seegestade umbrausten tausendstimmig seine Jugend und gaben der tastenden Knabenseele die ersten Einblicke in ihr wildes, wimmelndes Leben. Ihrem Zauber konnte sich auch der spätere Offizier nicht entziehen und als Siebenundvierzigjähriger nahm er seinen Abschied, um der geliebten Natur ganz zu gehören. Wie eine Offenbarung strömte die Mystik der Wälder und Wasser in seine bereite Seele und erfaßte und erfüllte sie so, daß sie überbrandete in eine Reihe von Werken, die wie die Natur selber zu uns sprechen.

In einer der ersten Skizzen, mit denen er zu uns kam und die, in ‚Ein Winter im Jägerhof' mit anderen gesammelt, von Wald, Wild und Jagd so viel Ungehörtes und Neues erzählen, wird das geheimnisvolle Weben des Tanns, seine von tausend Stimmen der Kreatur widerhallende Stille so erlebt: „Kein Knacken, kein Fall von Aesten, kein Rascheln von Blättern, kein Fußtritt, kein Krachen eines Absatzes, kein Knarren einer Sohle — alles saugen die Nadeln in sich hinein. Und doch — gleichsam Schritte überall! Man schaudert ... dreht sich rasch herum, wieder und wieder — glaubt es bald hier, bald dort. Man fährt dann erschreckt zusammen, wie bei einem plötzlichen Durchbruch eines Raubtiers. Es siedet in den Zweigen, es kocht in den Aesten, die Wipfel verschlingen sich miteinander; die Tannenzapfen läuten, die Stämme schwanken, das Holz zittert, daß die Borke schwitzt und das Harz heraussickert ... Das ganze Dickicht braust wie ein großer Vogel, der sich in die Luft erheben will, während ein Hagel von Tannenzapfen und ein Regen von Nadeln auf einen niedergeht. Pan! — Oh, der alte Unsinn! Gewiß, tief, tief hier drinnen wohnt er. Er ist wie alle Götter, das eigene Gewissen — das einen mit übernatürlicher Kraft überwältigen kann, das einen trotz aller Kaltblütigkeit sich selbst entfremden kann, mehr als entfremden, ängstigen! Nicht das armselige Gewissen, das uns zu Zöllnern und Sündern macht, nicht d a s ... gute und böse Taten — ja, pfui. Schlechte Gedanken und wirkliches Hinträumen, oh, geht zum Teufel ... nein, aber die Stimme, die im innersten Herzen wohnt, die uns an unsere Stellung zu der N a t u r erinnert. Horch — die Nadeln flüstern, die Tannen reden, der ganze große Wald erschallt: die alten, halberstickten Eichen, die zusammengepackten Buchen, das dicht bepflanzte Land, die beschnittene Hecke, der Fuchs im Eisen, der Marder in der Falle, der angeschossene Bock, der an den Flügeln gestutzte Habicht — a l l e s , d e s s e n H e r r m a n s i c h n e n n t u n d d e s s e n L e b e n m a n n i m m t —

ruft: Weh und wehre dich! Weh und wehre dich, du selbstverdammte ewige Seele!"

Diesen erschütternden Ruf der Kreatur in die Welt zu künden, erkannte Fleuron als seine ureigenste Berufung. Die Scharfäugigkeit und der Spürsinn des Jägers, das Wissen und die Erkenntnisse des Naturforschers, die Erlebnisfähigkeit und Phantasie des Dichters prädestinieren ihn zum Gestalter dieser dem Alltag so entrückten Welt. Es entstehen Biographien und Chroniken ihrer Bewohner, die durch ihre Wahrheit und Ungeschminktheit entzücken. Gerade die wildesten Räuber in Wald, See, Sumpf und Feld, die dem Menschen gegenüber trotzig ihre Ungebundenheit verteidigen, liebt er am meisten. Wie einer der ihrigen pirscht er sich an sie heran, beobachtet sie in ihrem Tun und Treiben und erdichtet sich die vorausgehenden Regungen ihrer Seele, ihre Gedankengänge und Willensimpulse. Er weiß um ihre erste dumpfe Hilflosigkeit nach ihrem Eintritt in diese Welt, die nichts kennt als das Ankuscheln an den wärmenden und nahrungspendenden Mutterleib. Er fühlt ihr zögerndes Vorwärtstasten mit Hangen und Bangen und das langsame Vertrautwerden mit der großen Fremdnis. Er jubelt mit ihnen, wenn sie der ersten Gefahr entronnen und den ersten rettenden Unterschlupf fanden. So baut er vor uns ohne vermenschlichendes Falschsehen die Welt des Fuchses, des Uhus, des Hasen, des Hechts, des Dackels und der Katze, indem er ihre abenteuerlichen Schicksale sich erfüllen läßt. Oft sind es erschütternde Tragödien, die sie im Kampfe mit ihren Widersachern erleiden. Aber unbeirrbar gehen sie ihren Weg, den sie der dunkle Drang ihres Instinkts zu gehen treibt: „Andere zu verschlingen, selbst aber diesem Schicksal zu entgehen." Es ist der Weg, den Vorfahren und Ahnen wanderten, und den ihnen, in ihre Fußstapfen tretend, ihre Erzeuger vorausgehen. „Kein Tier soll euch heilig sein, vom Rehbock bis zum Maikäfer", sagt mit ihrem Beispiel die Fuchsmutter. Alle Leiden und Wunden in den täglichen Kämpfen und Verfolgungen, aber auch die wilden, herrlichen Siege erwachsen aus der dumpfen Befolgung dieser zwingenden Sprache des Blutes. „Weh und wehre dich!" klagt und droht es aus den hinter jedem Dickicht funkelnden Lichtern des verfolgten und verfolgenden Wilds.

In Fleurons ausdrucksreicher Sprache, der eine glänzende Uebersetzung die urtümliche Kraft erhalten hat, wird diese wildschöne Welt in all ihrer Farbigkeit und Fülle herrlich offenbar. Unter seinem bändigenden Formwillen, den ein warmes Empfinden lockt und reizt, wird auch das stillste Landschaftsbild zur lebendigen Szene. Etwa das morgendliche Uferidyll am See: „In dem kurzen saftigen Grase blühten Ragwurz und Sumpfdotterblume einträchtig beieinander, und die Kuckucksblume entfaltete auf einem steifen, dunkelbraunen Stengel, an dessen Halse immer Zikadenspeichel hing, ihre rotvioletten Sammetblüten. Die schönsten Schmetterlinge tanzten hier

ihren Hochzeitswalzer: einige nankinggelb und florumrändert, andere mit der Glut des Sonnenuntergangs auf ihren Schwingen! In Geschwadern von zwei Dutzend auf einmal segelten Wasserjungfern und Libellen durch die wärmenden Sonnenstrahlen und boten, wenn sie knisternd ihre Wendung machten, alle Prachtfarben des Sonnenspektrums zur Schau. Schwarze Taumelkäfer schliefen in Haufen beieinander, und auf den gummistreifen Wasserrosenblättern krochen Fliegen und Hornissen trockenen Fußes umher, sich im Wasser erquickend. In dem stillen, frühen Morgen seufzt und bebt das Schilf ..." Zu dramatischer Wucht und Größe türmen sich die Kämpfe, deren gesteigerte Leidenschaft immer Blut und Wunden fordert und selten sich anders stillt als im Fleische des niedergestreckten Gegners. So ringt der Uhu, der unheimliche nächtliche Räuber des Waldes, mit seinem blutdürstigen Rivalen, dem Marder, mit der giftigen Natter und dem majestätischen Beherrscher der Lüfte, dem Adler. Aber sein gefährlichster Widersacher bleibt der allem Wild und Raubzeug tückisch nachstellende Todfeind: der Mensch. Seine Schläue und List, sowie seine höllischen Waffen bedrohen zermürbend das Leben des Achtzigjährigen bis es in bitterster Einsamkeit zerbricht. Und ist auch das Dasein der mißtrauischen und verschlagenen „roten Koppel" der Füchse ein einziger Siegeszug, den Mördern werden die Martern nicht erspart und an ihrem Wegende steht als unüberwindliches Ungeheuer: der Mensch. Vor dem vierzehnjährigen Knaben, dessen kleine Schwester sie „gestellt" haben, ergreifen sie schließlich die Flucht: „Die Koppel hat nie ein Gesicht gesehen, hat ihm nie so nahe gestanden, daß sie das Mienenspiel darin sehen konnte. Sie hat bloß flüchtig einen Schimmer des weißen Vollmonds aufgefangen, der stets ganz oben von dem schwarzen Balg des Menschenwesens her leuchtet. Jetzt macht der Anblick selbst den Alten (Fuchs) bedenklich; es geht ja eine wahnwitzige Kraft von dem Fleck da aus; es ist eine Glut darin, ein Fluidum strahlt ihm entgegen; es sieht aus wie eine ganze kleine Sonne. Der Alte kann es nicht ertragen, hineinzustarren; er steht unter der Einwirkung eines ihm unbekannten Etwas. — — — Die Gesichter! Die Gesichter! Wenn der Alte sich richtig damit abgab, den vielzungigen Stimmen der Natur zu lauschen, hörte er immer unaufhörlich die Worte wiederkehren: Die Gesichter! Die Gesichter! In alten Zeiten hatte man viel Geschrei vom Wolf, Bären, von der großen Katze und auch vom Fuchs gemacht, jetzt redete die ganze Natur nur von Gesichtern. Sie traten überallhin, griffen überall ein, wollten überall herrschen; Kräuter und Pflanzen rings in den Gräben, die Bäume, die sich auf den Wällen Platz zum Wachsen erbetteln mußten, die zahmen und wilden Tiere, sie alle waren mit den Gesichtern beschäftigt. Es verlautete, die Gesichter seien die ärgsten Schädlinge, die rücksichtslos alles andere opferten, um sich selbst zu nützen. So ungefähr redete die Natur von den Gesichtern, wenn der Alte es dann selber aussprechen sollte." Dieses

Mißtrauen dem Menschen gegenüber, das von allen Tieren keins so stark empfindet wie der Fuchs, hat ihn — so sagt Fleuron — trotz aller Verfolgung vor der Ausrottung bewahrt. Wieviel dunkler ist dagegen des H a s e n Los: Seine Behausung ist das offene, freie Feld, das das Auge des Menschen und die tödliche Kugel so leicht bestreichen können. Für ihn sind die Läufe alles. Heil und Rettung gewährt nur die Flucht. Die Füchsin, die einen angeschossenen Hasen belauert und überfällt, stellt die folgende philosophische Betrachtung über ihn an: „Die Lepidusse (Hasen) waren doch feige Gesellen, die sich niemals wie eine Ratte oder Katze zur Wehr zu setzen wagten. Sie liefen nur; sie brauchten ihre Läufe, um Frau Reinecke an der Nase herumzuführen. Sie verachtete die Langohren, aber im Grunde ihrer Seele nährte sie doch eine heimliche Bewunderung für sie ... denn sollte sie sich selber gegenüber ganz ehrlich sein: die Hasen waren ihr an Schnelligkeit über!“ Und wie stolz ist einer von den Langohren, der dem großen Morden einer Treibjagd entgeht, auf diese Kunst: „Einen ‚Schneider‘ nennen ihn die Menschen; ein Hase, der läuft, wenn er nur ein Gebell von weitem hört, so spotten die Hunde! Sie sollten wissen, wie er sich selbst beurteilt: Er fühlt sich im Bewußtsein seiner überlegenen Schnelligkeit und Wendigkeit als ihrer aller Herrscher, erhaben über all das bellende Kroppzeug! Man hält ihn für einfältig, ohne Schläue und Urteilskraft — ja — deshalb vielleicht lebt er immer noch, obwohl alle ihn in Jagdtasche und in Kochtopf haben wollen! Er hoppelt auf einen unbepflanzten, grasbewachsenen Knick hinauf, erhebt sich auf die Hinterläufe, so hoch er kann, und hält weithin Ausschau wie so oft: Alles, was seinen Sehern herrlich erscheint und seinen Läufen wohl einen Spaziergang wert, gibt es in seinem Reiche! Aecker und Wiesen, Moore und Tümpel, kleine blinkende Seen und hohe, gewölbte Hügel, Hecken und Knicks und dort drüben große, weithin sich dehnende Wälder. Dunkel und schwer kann die Luft über dieser seiner Väter Erde hängen; aber sie kann auch ein einziges Spiel warmer, glitzernder Strahlen sein, die helle Lebenswonne verbreiten.“ Noch selbstherrlicher fühlt sich das riesige Hechtweibchen, ‚die Wildkatze des Wassers‘ in ihrem Element. Nichts, was da schwimmt und kriecht im See, ist vor ihrem gefräßigen Schlund sicher. Selbst der Angelhaken des Fischers verschwindet in ihrem Raubrachen samt der Angelschnur: „Schnock (der Hecht) hat angebissen und dreht sich nun mit dem Köderfisch um ihre eigene Achse! Au, es scheint ein Stachelfisch, wie sie wohl merkt ... einer dieser verfluchten Leckerbissen, die nur fürs Auge sind, die aber weder Zähne noch Schlund geschenkt haben wollen — und sie rülpst und gähnt und spuckt. O ja, den Fisch, den sie verschlang, wird sie wieder los; sie sieht ihn halbtot, mit langen Rissen an den Seiten von ihrem Biß, auf der Seite dahertreiben, das eine rotgelbe Auge durch das Wasser ihr zugewandt. Aber der Stachel, den sie gleichzeitig verschlang, sitzt fest im Kiefer. Sie saust hierhin und dorthin, kullert und poltert umher.

Bald ist sie unten in der Tiefe und scheuert ihren hakenwunden Mund am Boden, bald schießt sie, sprudelndes Kielwasser zurücklassend, nach oben um einen Büschel Wasserlilien ... Wie ein zum Sprung gekrümmter Katzenrücken biegt die Stange sich unter ihrer lebendigen, zappelnden Last. Unaufhörlich muß der Alte (Fischer) lockern und anziehen; es gilt, den Fisch, der seine Stange von der einen Seite zur anderen zerrt, matt zu machen ..." Aber schließlich reißt Schnock mit solch gewaltigem Ruck, daß der Fischer ins Wasser fällt. Der Hecht aber zieht die Schnur nach und zerreißt sie an den Steinen der Tiefe. Doch je mehr er zu einem märchenhaften Ungeheuer wird, das Schrecken und Grauen verbreitet, um so eifriger stellt ihm der Mensch nach und eines Tages, als er wieder den ‚großen Schwimmvogel' geschluckt hat, verendet er daran und wird gefangen.

Trotzdem Fleuron in jedem seiner Romane gerade immer das im Mittelpunkt stehende Tier in seinem ganzen Seelenleben und Verlauf seines Schicksals schildert, wird durch weitestes Einbeziehen der Mit- und Umwelt immer ein abgeschlossenes, lebendiges Stück der Natur erlebt. Darum lag es nahe, daß der Dichter auch einmal die Natur als Ganzes einer anderen Macht gegenüberstellte. Er tut es in seinem letzten Werk, dem Roman ‚Der Graf von Egerup', in dem er zeigt, wie Fortschritt und Zivilisationstaumel nicht nur die Wälder von Egerup, sondern alles, was drinnen lebt und webt, verschlingt. Die Brutalität der um sich fressenden Großstadt ist beispiellos, alle Räubereien des freien Wilds sind ihr gegenüber kindliches Spiel. Denn dies geschieht im Sinne der Natur, die Entwicklung unserer räderrasenden Zeit aber ist wider sie.

So wird Fleuron zum großen Fürsprecher für die Schöpfung, von der er sich selbst in seiner tiefen Naturverbundenheit ein winziger Teil weiß. Aber man vermißt mit um so größerem Bedauern — wo immer nur von Instinkt, Trieb und Schicksal die Rede ist — die Erwähnung des Einen, dessen Werk doch die ganze Schöpfung ist und ohne dessen waltenden Willen kein Sperling vom Dache fällt. Peter Bauer.

Anmerkung: Von Svend Fleuron sind erschienen: Ein Winter im Jägerhof. Skizzen aus dem Jagdleben. Wie Kalb erzogen wurde. Geschichte eines Hirschkalbs. Strix. Die Geschichte eines Uhus. Die rote Koppel. Geschichte einer Fuchsfamilie. Schnipp Fidelius Adelzahn. Ein Dackelroman. Meister Lampe. Ein Hasenroman. Katzenvolk. Eine Familienchronik. Schnock. Die Geschichte eines Hechtes. Die Schwäne vom Wildsee. Roman. Der Graf von Egerup. Roman. Sämtlich bei Eugen Diederichs, Jena, erschienen.

Jubiläumsschriften über Jean Paul

Der am 14. November 1925 begangene hundertste Jahresgedenktag des Todes Jean Pauls hat eine Reihe von Schriften veranlaßt, die eine bedeutsame Bereicherung der deutschen Literaturgeschichte sind. Der Gedenktag des Dichters fiel nämlich in eine Zeit, die einer Erneuerung seiner Dichtungen nicht günstiger sein konnte. Die seit Jahren im Gang befindliche Rückkehr zum großen Humoristen der deutschen Nationalliteratur hatte gerade in der Periode nach dem Krieg einen gewissen Höhepunkt erreicht, der eine Zusammenfassung der verschiedenen Bestrebungen nahelegte. Um die Jahrhundertwende hatte ein treuer Bewunderer des Dichters, der katholische Priester Josef Müller, eine Reihe von Werken über ihn veröffentlicht, die aber damals nur geringe Aufmerksamkeit fanden, weil den Zeitgenossen der Sinn nicht nach Jean Paul stand. Die Wendung ist im Laufe der letzten fünfzehn Jahre ganz allmählich eingetreten. Die Not der Zeit, das Vordrängen des Materialismus in Wissenschaft und Leben, die Sehnsucht nach echter Poesie, die Freude an dem reinen Idealismus Jean Pauls, die reiche Welt quellender und seelenhafter Innerlichkeit, die in seinen Werken umschlossen ist, haben ihn bei vielen der edelsten unseres Volkes wieder in ein näheres Gesichtsfeld gerückt. Eine kleine Gemeinde war ihm ja immer verblieben, eine jener kleinen Gemeinden, wie sie abseits vom Lärm der lauten Straßen des Gewohnheitslebens manche Dichter noch besitzen; aber jetzt wurde für Jean Paul auch ein Teil der Jugend wieder gewonnen, man sah in ihm einen Künder innerer Werte, wie sie in der Weltliteratur sehr selten sind, und zu denen man gerade in den bitteren Zeiten der Not und der Verlassenheit wieder seine Zuflucht nimmt. So ist es also gekommen, daß man zum Gedächtnistage Jean Pauls wieder einmal *bereit* war, ihn mit der entsprechenden Seelenhaltung zu begrüßen. Wenn eine beträchtliche Anzahl von Deutschen dafür kein Verständnis aufbrachte, so darf dies die Verehrer des großen Dichters wenig anfechten.

Nun hat es sich auch noch ereignet, daß die verschiedenartigsten Vertreter neuerer Literaturmethoden sich zusammengefunden haben, um dem Jubeldichter ein Denkmal zu errichten, so daß die von mannigfachen Gesichtspunkten aus erfolgte Beleuchtung ein reizvolles Bild ergeben hat, wie es anregender kaum gedacht werden kann. Man möchte vorschlagen, an der Hand dieser Arbeiten einen ganzen literaturhistorischen Kursus über Methoden und Richtungen zu veranstalten, denn da die erschienenen Werke alle beträchtlich über die Mittelmäßigkeit hinausragen, ergibt sich ein wirklicher Fortschritt in der literarischen Betrachtungsweise. Man erkennt bei dieser Gelegenheit, daß die Mannigfaltigkeit der literarhistorischen Methoden, die in der Gegenwart sich um die Herrschaft streiten, ein Gewinn sein kann,

wenn nicht starrköpfige Einseitigkeit die ausschließliche Bevorzugung einer bestimmten Methode beansprucht.

Die alte Richtung der biographisch-historischen Darstellung hat ein Werk hervorgebracht, das von den Bewunderern Jean Pauls sicher sehr gern gelesen wird, nämlich Walter Harichs Jean Paul (Leipzig, Haessel). Das umfangreiche Buch (860 Seiten) möchte in eindringlicher biographischer Untersuchung ein Lebensbild des Dichters geben, das ihn in seiner Entwicklung und seiner Umwelt in anschaulicher Deutlichkeit vorführt. Der Verfasser hat sorgsam die erreichbaren Quellen dafür ausgenützt und in ansprechender Mosaikarbeit, unter besonders fleißiger Verwendung der von warmem Leben zuckenden Briefe des Dichters, ein Zeitgemälde aus der klassischen Literaturperiode hingeworfen, das sich mit starker Anteilnahme liest. Jean Paul hat besonders in seinem ersten Lebensabschnitte, bis zur Bayreuther Zurückgezogenheit, mit den bedeutsamsten Persönlichkeiten der Zeit im Verkehre gestanden und namentlich durch seine Beziehungen zur geistig angeregten Frauenwelt sich in mannigfache Fäden verwickelt gesehen. Es ist also nicht eine Aufzählung der Werke Jean Pauls und ihre Kommentierung, die uns hier geboten wird, sondern die Schriften des Dichters werden uns in ihrer Entstehung aus den äußeren Lebensbedingungen aufs anschaulichste gezeigt. Für den Freund der klassischen Dichtungszeit besitzt die Arbeit Harichs eine innere Spannung ausnehmender Art. Man liest das Werk mit wachsender Neugierde, eine Fülle von Einzelheiten erhellen einigermaßen rätselhafte Abschnitte der Literaturgeschichte, insbesondere die Lagerungen der Meinungen und Ansichten hinsichtlich der Weimarer Geistesherrscher. Wir sehen hier die Dinge von einem anderen historischen Gesichtswinkel aus als dem in den üblichen Literaturgeschichten gewohnten. Harich hat mit besonderer Liebe die Stellungnahme Jean Pauls und seiner Freunde zu den zwei maßgebenden Dichtern Weimars ausgeführt, indem er die Gruppe derer um Herder von der Guppe derer um Goethe sich abheben läßt. Da in jüngster Zeit das Ansehen Herders wieder zu wachsen beginnt, wobei auch Nadlers Einfluß sich bemerkbar macht, dürfte der Nachdruck, mit dem Harich diese Beziehungen untersucht, viele Teilnahme finden. Die Welt des deutschen Literaturlebens wird zweifellos weit reicher, wenn man den verschiedenen Gruppen und Dichtern ihre Eigenrechte gewährt, als indem man nach der alten im Laufe der nachklassischen Jahrzehnte geschaffenen Schablone alles über den gleichen Leisten schlägt.

Darum ist auch Harichs Werk eine nützliche Einführung in das so anziehende Studium der Briefe Jean Pauls, die soeben von Eduard Berend in einer neuen vierbändigen Ausgabe veröffentlicht wurden (München, Georg Müller). Wer sich diese Ausgabe nicht so leicht beschaffen kann, der findet in dem hübschen Büchlein: Jean Paul, Ein

Lebensroman in Briefen (Bücher der Rose, Langewiesche, Ebenhausen, München) einen außerordentlich geschickten Auszug, der durch eingestreute biographische Verbindungen und durch Mitteilungen von Zeitgenossen eine erfreuliche Abrundung erhält. Diese von E. Hartung besorgte Arbeit ist wohl die für weitere Leserkreise willkommenste Gabe des Jean Paul-Jubiläums. Es wirkt geradezu überraschend, wie der fleißige Herausgeber auf den 478 Seiten des Werkes eine Unmenge von Material in lesbarer Form zusammendrängte.

Mit Friedrich Burschell: Jean Paul. Die Entwicklung eines Dichters (Stuttgart, Dtsche. V. A.) gleiten wir langsam von der biographischen Methode zur geisteswissenschaftlichen hinüber. Nicht um eine Biographie des ganzen Lebens des Dichters handelt es sich hier, sondern nur um die Geschichte der ersten Entwicklung, um die Grundlegung des poetischen Charakters Jean Pauls, der aus der Not und dem Drange der Jugendjahre erklärt werden soll. Die Enge der kleinen Orte im Frankenwald und im Vogtlande, das Leben in Joditz, Schwarzenbach und Hof, das die Regungen des jungen Menschen zusammenpreßte und sein Gemütsleben in eine fast bis zum Wahnsinn gehende innere Spannung versetzte, die nach Entladungen verlangte, geben nach Burschell den Schlüssel zum Geheimnisse des ungewöhnlichen Geistes, der uns in den großen Dichtungen entgegentritt. Es mag sein, daß hier und da der Ton zu stark auf die einzelnen Begebenheiten gelegt wird, es mag sein, daß Burschell sich bis zum überschwänglichen Romantone versteigt, aber man wird doch zugeben können, daß hier eine Leistung vorliegt, die Wege zum Verständnisse unseres Dichters weist. Die aus dieser ersten jugendlichen Spannung geborene Dichtung ist die Geschichte des Schulmeisterleins Wuz von Auental, die daher eines der bezeichnendsten Werke Jean Pauls ist und am deutlichsten die Zeichen der innersten Seelenverfassung des Dichters trägt. Biographie ist also hier ein Weg zur Erfassung des geistigen Wesens, ein Beweis dafür, wie innig die biographische Methode mit der geisteswissenschaftlichen Hand in Hand gehen kann, wenn beide richtig verstanden werden.

Rein auf die Erkenntnis des geistigen Wesens des Dichters eingestellt ist das Buch von Johannes Alt: Jean Paul (München, Beck, M. 13). Der jugendliche Verfasser hat mit einer frisch und unmittelbar anmutenden Begeisterung, die den Leser sofort für ihn einnimmt, ein Seelenbild gezeichnet, in dem die Wesenszüge in starken Linien so vorherrschen, daß des Dichters Charakterbild geradezu auf Formeln gebracht werden kann. Jean Paul ist der ewige Jüngling, der begnadete Künder der reinen und der hohen Menschen, er ist der Sprecher für die deutsche Sehnsucht, für die Sehnsucht des reinen Menschen, des tumben Toren im Parzivalepos, er ist der unentwegte Anwalt für die idealen Mächte, für Herzensgüte, Kampf gegen das Gemeine, für die Ueberlegenheit des echten Dichters über die Hemmungen

der erdennahen Zeitlichkeit, für das Ausblicken nach den jenseitigen Welten, für den felsenfesten Glauben an Unsterblichkeit. Ferner findet sich bei Alt ein Niederschlag der neueren Entdeckungen auf den Gebieten der stilistischen Untersuchungen in den Werken Jean Pauls, die Hinweise auf einzigartige Schönheiten des Stiles, auf malerische und musikalische Feinheiten, auf eine Beherrschung der deutschen Sprache, wie man sie auch bei unseren besten Stilisten selten findet, überhaupt auf eine sprachliche Meisterschaft, die allein schon hinreichen würde, um den Dichter der Einsamkeit, in der seine Werke so lange Jahrzehnte hindurch gedämmert hatten, zu entreißen. Schon Josef Müller hatte sich vor 25 Jahren bemüht, diese Verdienste Jean Pauls zu begründen, aber damals fand er nur ein schwaches Echo. Hoffentlich gelingt dies Richard von Schaukal, der in neuester Zeit für das gleiche Ziel kämpft, besser.

Ergänzt werden die erwähnten Jubiläumsschriften durch die Bücher des nun schon mehrfach hier erwähnten Dr. Josef Müller, der während eines langen Lebens sich unablässig bemühte, dem Dichter Freunde zu werben, und dessen Buch Jean Paul und seine Bedeutung in der Gegenwart (Leipzig, Meiner) 1923 in einer neuen Auflage erscheinen konnte. Für eine sichere Einführung in die Werke des Dichters eignet sich ausgezeichnet sein Büchlein Jean Paul, Biographie und Spruchauswahl (Leipzig, Xenienverlag).

Darum war es eine schöne Belohnung für so viele anhaltende Arbeit, daß es Müller vergönnt wurde, eine neue Ausgabe der Werke Jean Pauls zum Jubiläum zu veranstalten, die im Verlage Langen in München erschienen ist. Die Ausgabe umfaßt 4 umfangreiche Bände, die durch Verwendung von Dünndruckpapier eine Menge von Text bringen konnte und deshalb die umfassendste Auswahlausgabe der Werke des Dichters ist. Aber die Hauptsache, die diese Ausgabe zu einer wertvollen literarischen Erscheinung gestaltet, sind die Grundsätze, nach denen sie erfolgte. Müller wollte nämlich ein möglichst vollständiges Bild des Schaffens Jean Pauls geben, er hat die Werke aus seiner Entwicklung so ausgewählt, daß die verschiedenen Epochen der schriftstellerischen Wirksamkeit vertreten sind, neben den Werken der Jahre der Meisterschaft auch die in anderen Ausgaben oft übergangenen Schöpfungen der Jugend und des späteren Alters. Nirgends sonst lernt man in neueren Ausgaben den ganzen Jean Paul kennen wir hier. Im ersten Bande stehen Die Unsichtbare Loge und der wichtige Hesperus, ohne den Jean Paul gar nicht verstanden werden kann. Ebenso wird im letzten Bande der bedeutsame Roman ‚Der Komet' gebracht. Verschiedene kleinere Dichtungen, die man sonst nur in den Gesamtausgaben findet, sind ebenfalls untergebracht. Kurze und gediegene Einleitungen verschaffen dem Leser einen fortlaufenden Einblick in den Aufstieg der dichterischen Entwicklung. Die prächtig ausgestattete Ausgabe dürfte einen Schmuck der städtischen Bibliotheken bilden, und wir wünschen ihr eine entsprechende Verbreitung.

Wie sich aus dieser Zusammenstellung ergibt, hat Jean Paul sich dem Herzen seiner Nation bei Gelegenheit seines Gedenktages wieder tief eingegraben. Die aufgezählten Werke werden ihren Eindruck nicht verfehlen. Wenn auch der trotz seiner Vorzüge zuweilen verschroben erscheinende Dichter niemals zum Gemeingute der Massen werden dürfte, so ist es immerhin zu begrüßen, daß die literarisch gebildeten Deutschen wieder so stark auf ihn hingelenkt wurden. Es ist zu erwarten, daß namentlich auf die Jugend bewegende Impulse von ihm ausgehen werden. Er ist so reich an poetischen Motiven und Antrieben wie nur wenige Meister unserer Literatur, und niemand wird die Zeit, während der er sich ihm widmete, bedauern. So möge er also aufs neue seinen Weg durch die geistigen Fernen des deutschen Volkes antreten, das Schaffen befruchtend und die seelischen Nöten und Bedrängnisse mildernd, über dem irdischen Staube die ewigen Sterne zeigend und mitten im Lärme des Lebens und des modernen Verkehrs mit seiner wachsenden Unruhe die stillen Oasen weisend, wo die gequälte Seele Innerlichkeit und Ruhe finden mag.

Dr. Josef Froberger.

Buch und Buchdruck im Lichte neuester Forschung

Mit der rheinischen Jahrtausendfeier konnte die Stadt Mainz im vorigen Jahre auch die Feier des 25jährigen Bestehens des ihrem größten Sohne, Johannes Gutenberg, gewidmeten Museums verbinden. Und während ein Teil der Schätze dieser einzigartigen Sammlung von Dokumenten, Bildern usw., die sich auf Gutenberg, seine Erfindung und ihre Verwertung in alter und neuer Zeit beziehen, einen eigenen Raum in der Abteilung alter Buchkunst der großen Jahrtausendausstellung in Köln zu Belehrung und Bewunderung füllte, wurde in den wesentlich erweiterten und ausstellungstechnisch gut und stimmungsvoll eingerichteten Räumen des Mainzer Gutenberg-Museums, das mit der Stadtbibliothek verbunden ist, eine ganz einzigartige Schau „Deutsche Buchkunst der letzten 25 Jahre" über ein Vierteljahr lang der dortigen Bevölkerung und vielen Fremden gezeigt. Wer immer als Freund des Buches und seiner kunstvollen äußeren und inneren Ausstattung damals die Entwicklung der in ihrer Art der älteren durchaus ebenbürtig sich zeigenden, wenn auch in anderem Stil und zum Teil mit anderen Mitteln arbeitenden neueren deutschen Buchkunst vor den reich und übersichtlich gefüllten Vitrinen und Rahmen mit dem frohen Bewußtsein deutschen Könnens an seinem staunenden Auge hat vorüberziehen lassen, der wird diese Eindrücke nicht vergessen und manche Anregung mitgenommen haben. Aber wie die in ihrer Fülle und in der Kostbarkeit der Schaustücke nur einmal mögliche Jahrtausendausstellung nach zu kurzer Dauer wieder in alle Winde zerstreut werden mußte, so konnte auch diese Jubiläumsausstellung nicht dauernd zusammenbleiben. So kann man es nur mit Freude begrüßen, daß die Gutenberg-Gesellschaft, die schon durch zahlreiche wertvolle Veröffentlichungen zur Aufhellung früher Druckgeschichte wesentlich beigetragen hat, durch eine umfangreiche Festschrift ihr erstes Jubiläum dauernd in der Erinnerung wach erhalten hat. (Gutenberg-Festschrift. Hrsg. von Aloys Ruppel. Verlag der Gutenberg-Gesellschaft in Mainz. 1925. 4° XVI, 448 S. Viele Textabbildungen, 50 Tafeln, 12 Sonderbeilagen. In Ganzleinen M. 60,—, für Mitglieder M. 40,—.)

Als im Jahre 1900 bei der Fünfhundertjahrfeier von Gutenbergs Geburt die Gutenberg-Gesellschaft gegründet wurde, hatte die Stadt Mainz durch Otto Hartwig, den Organisator bibliothekarischer Arbeit, eine Festschrift herausgeben lassen, die überaus wertvolles Material zur Kenntnis Gutenbergs und der Vorgeschichte und Weiterentwicklung der Kunst des Druckens mit beweglichen Lettern enthielt. Ihr tritt der neue stattliche Band mit seinem reichen Inhalte würdig an die Seite, ja er übertrifft sie durch die Fülle der behandelten Probleme um vieles. Und eins vor allem ist dabei ein besonderes Merkmal und eine beachtenswerte Erscheinung: Deutschland hatte mit seiner Erfindung ein hohes Kulturgut der allgemeinen Menschheit geschenkt, und wie die Gutenberg-Gesellschaft in ihrem Kreise Vertreter aller Kulturvölker vereint, so hat sich in der großen Festschrift von 1925 die internationale Wissenschaft im Dienste eines Deutschen, Gutenbergs, treulich zusammengefunden. Hatten an dem Sammelbande von 1900 ein Franzose und ein Italiener sich beteiligt, so konnte Aloys Ruppel, der Direktor der Stadtbibliothek und des Gutenberg-Museums von Mainz, unter seiner gewandten Führung die Stimmen vieler Völker vereinen zu einer gewaltigen Symphonie über verschiedene Themen, die mit dem Buche, Buchdruck und Buchschmuck zusammenhängen, wahrhaft zu einem „Werk der

menschlichen Kulturgemeinschaft", wie es im Nachworte mit Recht genannt wird. Vertreten sind außer 40 deutschen Verfassern (einschließlich solcher aus Oesterreich und der Schweiz) 36 — also fast die Hälfte — Arbeiten von außerdeutschen Freunden Gutenbergs und seiner Kunst, und zwar aus folgenden Ländern: England (8 Beiträge), Nord- und Südamerika (6), Italien (4), Skandinavien (3), Ungarn (3), Dänemark (2), Holland (2), Spanien (2), Frankreich, Tschechoslowakei, Monako und Rußland (je 1).

Bei der großen Zahl und dem internationalen Kreise der Mitarbeiter und der sich hieraus schon ergebenden Fülle von Problemen war es gewiß kein Leichtes, einigermaßen Ordnung in die Fülle zu bringen. Im Bande selbst sind die Beiträge bunt aneinandergereiht, vermutlich so, wie es ihr Eingang und die Korrekturerledigung für den Druck zuließ. Daraus ergibt sich zunächst für den Ueberblick bei der Benutzung einige Mühe, aber diese wird ausgeglichen durch ausführliche Register. Es hätten sich verschiedene Gesichtspunkte nehmen lassen, für die Einordnung hätte das aber, da die inhaltlichen Grenzen naturgemäß nicht immer scharf umrissen sind, manche Schwierigkeit gemacht. So sind in dem nach sachlicher Ordnung zusammengestellten Inhaltsverzeichnis nur drei große chronologische Einschnitte gemacht: Aus der Frühdruckzeit, Aus den vier Jahrhunderten 1500—1900, Heutige Buch- und Druckkunst, denen sich noch die beiden Abschnitte: Verschiedene Forschungen und Organisationen anschließen. Als Untergruppen ließen sich leicht zusammenstellen etwa: Zur Geschichte Gutenbergs und der Erfindung des Buchdrucks (7 Aufsätze), Drucktechnisches im allgemeinen, Einzelne Drucke, Buchschmuck (10), Einbandkunst (3) usw. Ehe weiteres über die in dem Bande niedergelegten Ergebnisse der Forschung mitgeteilt wird, sei sodann hier wenigstens einmal eine Gruppe zusammengestellt, die ohne Rücksicht auf die chronologische Folge den internationalen Charakter dieser Forschungen noch einmal unterstreicht und etwa heißen würde: Zur Buchdruckgeschichte einzelner Länder und Städte. So finden sich Arbeiten über Nordamerika (3), Brasilien, Mexiko, China, England (4, darunter 2 über Cambridge), Frankreich, Holland, Italien (6, darunter Ferrara, Rom usw.), Schweiz, Spanien und Portugal (4), Dänemark, Schweden, Rußland, Ungarn (2). Weitaus die meisten Aufsätze befassen sich natürlich mit der deutschen Erfindung im allgemeinen und ihrer Entwicklung auf deutschem Boden, und auch ein Teil der ausländischen Verfasser behandelt deutsches Material im Auslande.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick und den systematischen und statistischen Querschnitten sei nunmehr, soweit es der Raum in dieser Zeitschrift erlaubt, ein Einblick in den reichen Inhalt der Gutenberg-Festschrift geboten, ohne daß dabei alle Aufsätze herangezogen werden können. Die Forschung um den Mann, dessen Namen sie trägt, ist immer in ziemliches Dunkel gehüllt gewesen und wird es wohl auch bleiben. Immerhin erweitert der ehemalige Straßburger Universitätsbibliothekar Karl Schorbach die Kenntnis des von ihm 1900 mitgeteilten Urkundenmaterials durch neue Funde; Otto Hupp, der das vor die Festschrift gesetzte farbige Wappen Gutenbergs gezeichnet hat, behandelt die darin enthaltene Figur eines Bettlers auch textlich; P. T. Keßler bringt eine illustrierte Darstellung der Wappen im Hause Molsberg zu Mainz, unter denen sich auch ein noch nicht veröffentlichtes Wappen der Gensfleisch (mit dem Bettler) befindet. Zur Geschichte des Mainzer Gutenberg-Denkmals bringt Museumsdirektor E. Neeb einen wertvollen Beitrag, indem er unter Beifügung von mehreren Abbildungen den bedeutenden Anteil des Mainzer Malers Ludwig Lindenschmit d. Ae. an dem Ent-

wurfe für das Denkmal zeigt. Thorwaldsen oder vielmehr der das Standbild selbst ausführende Künstler, sein Schüler Bissen, haben sich, wie die Skizzen vermuten lassen, sehr eng an die von Lindenschmit gelieferte „Zeichnung von Trachten" angeschlossen.

Was nun den mit Gutenberg zusammenhängenden Gegenstand, die Erfindung des Buchdrucks, angeht, so waren bereits in der Festschrift von 1900 auch deren „Vorstufen" behandelt. Der um die Geschichte der Einbandkunst verdiente Max Jos. Husung bringt „Neues Material zur Frage des Stempeldrucks vor Gutenberg" durch eingehende Beschreibung von Einbänden aus dem Zisterzienserkloster Marienfeld i. Westf., die Textumschriften aus einzelnen Typenstempeln tragen. Dadurch wird die Reihe derartiger Stücke, die mit den süddeutschen Einbänden des Konrad Forster, Johannes Wirsing, Joh. Richenbach usw. schon von F. Falk in der Festschrift von 1900 behandelt waren, um fünf neue erweitert. Im demnächst erscheinenden Gutenberg-Jahrbuche, das die vorjährige Festschrift periodisch fortsetzen soll, macht der Schreiber dieser Zeilen auf einige entsprechende Bände aus dem Kölner Kreuzbrüderkloster aufmerksam und erweitert so den Kreis der in dieser Technik hergestellten Bände nach Westdeutschland hin. Wenn auch Endgültiges darüber nicht gesagt werden kann, so ist doch wohl — und dafür spricht gerade die Verwendung dieser Technik am Rhein — die Vermutung nicht unbegründet, daß Gutenberg durch eine derartige Verwendung von Einzeltypen angeregt wurde, dem Problem ihrer Herstellung in Massen nachzugehen. War der Ruhm, dieses Problem gelöst zu haben, auch lange Zeit für Gutenberg umstritten, so hatte die Forschung doch die diese Ehre schmälernde Costerlegende mit guten Gründen erledigt, die einem Laurenz Janszoon Coster (Küster) in Haarlem die Erfindung der gegossenen Druckletter vor 1440 zusprach. Das vor einigen Jahren erschienene Buch des Wiesbadener Bibliothekars Gottfried Zedler „Von Coster zu Gutenberg" hat die Gemüter aufs neue in Wallung gebracht. Seine Theorie, Coster habe im Sandgußverfahren die Metalletter hergestellt, und Gutenberg habe die Metallmatrize und das eine massenweise Herstellung von Lettern ermöglichende Handgießinstrument erfunden, hat mehrfache Zurückweisung erfahren. In unserer Festschrift nimmt noch einmal ein Landsmann Costers, der um die Buchkunde verdiente Franziskanerpater Bonaventura Kruitwagen, das Wort. In seinen bei aller kritischen Sachlichkeit, oft ob der Ungereimtheiten der Costerlegende mit einem leisen Tone von Ironie durchsetzten Ausführungen weist er trefflich die Aussage des in der Geschichte Hollands „Batavia" des Hadrianus Junius als Zeuge herangezogenen Cornelius in das Reich der Fabel. Das wesentlichste Moment der in hohem Alter, wo Cornelius anscheinend eine kindische Freude an Uebertreibungen und sentimentaler Rührung hatte, gemachten Aussage: den Diebstahl der Druckgeräte und Typen in der Christnacht 1440 durch einen Johannes (auch Faustus genannt) und deren weitere Verwendung in Mainz, glaubt Kruitwagen auf das Verschwinden von eigenartigen Holzschnitten des Haarlemer Druckers Bellaert zurückführen zu können, die in einer von diesem hergestellten niederländischen Uebersetzung von des Bartholomäus Anglicus De proprietatibus rerum (Van den propieteyten der dinghen) zum ersten und letzten Male 1485 am Weihnachtsabend zu Haarlem erschienen. Auf all die an sich höchst interessanten Nebenfragen kann hier nicht eingegangen werden. Im Februarheft 1926 des Zentralblatts für Bibliothekswesen hat unabhängig von Kruitwagen Alois Bömer noch einmal die Frage gestellt: Coster und Gutenberg oder nur Gutenberg? In erfreu-

lich leidenschaftsloser, behutsam Schritt für Schritt gehender Untersuchung kommt er zu dem Ergebnis: „Nicht Coster oder Gutenberg, sondern nur Gutenberg, in der festen Ueberzeugung, daß Zedlers angebliche Costerdrucke auf Gutenbergs Manier mit holländischem Einschlag gedruckt worden sind.“ Zu dem von Zedler herangezogenen technischen Verfahren „getté en molle“, in welchem laut dem Tagebuche des Abtes Jean le Robert von Saint Aubert in Cambrey mehrere von diesem gekaufte Donate hergestellt waren, glaubt neuerdings Konrad Haebler, ein Meister der Typenforschung, einen Schlüssel gefunden zu haben, indem er die von ihm in der Festschrift für J. Collijn (1925) veröffentlichten beiden Conformen mit negativem Schriftsatz als Zwischenglieder zwischen der Herstellung eines Holztafelschnitts und einer zum Drucken verwendbaren Metallplatte ansieht. Auch trotz ihres späteren Datums (1489) bieten diese Nürnberger Conformen „einen wichtigen Hinweis dafür, wie möglicherweise die livres gettés en molle hergestellt sein könnten“. In der ganzen Streitfrage spielt bekanntlich auch eine Stelle in Johann Koelhoffs Kölner Chronik von 1499 eine wichtige Rolle, worin der erste Kölner Drucker Ulrich Zell berichtet, daß die erste „vurbyldung“ des in der jetzt gebräuchlichen Form zu Mainz erfundenen Buchdrucks in Holland aus den dort früher gedruckten Donaten gefunden sei. Wie schon Kruitwagen betont, daß das Zeugnis Ulrich Zells nicht einwandfrei sei, so weist Bömer an Hand von Schlußversen eines deutschen, in Lyon tätigen Wanderdruckers Johann Trechsel nach, daß nur Blockbücher gemeint sein können. Die Meinungsverschiedenheit wegen der Bedeutung des Wortes „vurbyldung“ zieht auch der Herausgeber der Gutenberg-Festschrift, Aloys Ruppel, noch einmal heran zur Beantwortung der Frage: „Wann soll das erste Halbjahrtausend der Buchdruckerkunst gefeiert werden?“ Er macht vor allem auf die Unterscheidung Ulrich Zells in der Kölner Chronik aufmerksam, daß die Technik Gutenbergs 1499 allgemein in Brauch war, während die holländische „Vurbyldung“ nach Gutenbergs Erfindung nicht mehr angewandt wurde. Da aber die ersten Holztafeldrucke schon vor der Typographie entstanden, kann Ulrich Zell unter der „Vorbildung“ sehr wohl den Holztafeldruck gemeint haben, der gerade in den Niederlanden seine höchste Blüte erreichte. Die weitere Darstellung führt Ruppel, im Gegensatz zu Zedler, der 1436 annimmt, zum Jahre 1445 als Datum der Erfindung; wegen der Tradition und der Uebereinstimmung mit den früheren Jahrhundertfeiern schlägt er aber das Jahr 1940 als das der Halbjahrtausendfeier vor.

Der Kardinalfrage des Buchdrucks, nämlich nach Urheber und Zeit, mußte naturgemäß auch in diesem Ueberblick über die entsprechenden Aufsätze der Festschrift ein breiterer Raum gewidmet werden. Bei der Menge der weiteren Beiträge kann jeweils nur in Auswahl das Wichtigste kurz angedeutet werden. Zunächst aus der Frühdruckzeit: Heinrich Heidenheimer behandelt mit philologischen und buchkundlichen Mitteln das Begleitgedicht zum Justiniani-Institutiones-Drucke (1468) von Peter Schöffer, in dem auf dessen Bedeutung als Mitschöpfer der Druckkunst hingewiesen wird. Albano Sorbello führt unter Beifügung einer Liste von Handschriften des Archiginnasio in Bologna eine besondere Art von Reklamanten (Custoden), nämlich senkrecht zum unteren Textrande stehende, vor. Das Registrum der Wiegendrucke, in den deutschen meist mit der Bedeutung eines Inhaltsverzeichnisses, in den außerdeutschen als Uebersicht über die Lagen und Bogen, macht Konrad Haebler zum Gegenstande seiner Untersuchung. Ernst Crous, der langjährige Geschäftsführer des Gesamtkatalogs der

Wiegendrucke, behandelt die Abkürzungszeichen in den Wiegendrucken, indem er gerade solche des Kölner Erstdruckers Ulrich Zell heranzieht und die Notwendigkeit eingehender Untersuchungen dieser Frage darlegt. Stephan Gaselee berichtet unter Würdigung der einzelnen Arbeiten über die Inkunabelforschung in England seit dem Tode Robert Proctors, des Schöpfers mustergültiger Inkunabelkataloge, in denen die deutschen Druckorte eingehend behandelt sind.

Eine größere Zahl von Aufsätzen könnte man unter dem Titel „Typenkundliches" zusammenfassen. Stanley Morison behandelt die Type des prächtigsten Aldusdruckes, der Hypnerotomachia Poliphili von 1499. Charles Mortet untersucht die Einflüsse, unter denen sich die Typenformen der Inkunabeldrucker gewandelt haben, er gibt unter Heranziehung ausführlicher Beispiele und Belege drei Arten dieser Einflüsse an: Schriftcharakter der verschiedenen territorialen Schreibschulen für Handschriften, Inhalt des jeweils zu druckenden Werkes und Einführung neuer Schriften durch auswärtige Drucker. Hans Loubier, der Kenner alter und Förderer neuer Buchkunst, weist hin auf den vorbildlichen Wert der Inkunabeltypen für die Schaffung von neuen Typen, indem er mehrere Beispiele verständnisvoller Nachahmung anführt, so William Morris „Golden Type" für die Kelmkott Preß, die Doves-Type Cobden Sandersons, die Typen der Bremer Presse u. a. Im Gegensatze dazu fordert Paul Renner eine Revolution der Buchschrift, indem er die europäische Buchschrift als seit nahezu 500 Jahren in einem Zustande der Erstarrung befindlich bezeichnet, der gegenüber unsere Zeit eine ihr entsprechende Schrift brauche. Die Fraktur stamme nur aus einer verschnörkelten, spitzigen Kanzleischrift, die Antiqua werde an deutschen Texten zum schlecht sitzenden, geliehenen Gewande. Friedrich Bauer legt die Beziehungen zwischen Kunst und Technik in der Schriftgießerei dar, und die Wandlungen, die sich daraus in den einschlägigen Berufen ergeben haben. Oskar Jolles unterbreitet zwei „Wünsche der Schriftgießereien", daß die Typenforschung nicht beim 15. Jahrhundert stehen bleibe, sondern die Wandlungen der Schrifterzeugung bis in den Eingang des 20. Jahrhunderts verfolgen solle, und diese Wandlungen in einer dem Praktiker verständlichen Weise vorführen und sachlich erläutern müsse. Karl Ernst Poeschel setzt als Vorbedingung für jede typographische Tätigkeit, die sich der Verantwortung bewußt ist, das gedruckte Wort in der angenehmsten und dem Auge wohlgefälligsten Form zu übermitteln, die rhythmische Begabung. Hans Leitmeier gibt einen Ueberblick über die zahlreichen deutschen Pressen, die es seit Anfang unseres Jahrhunderts den sich mit immer größerer Liebe und Mühe betätigenden Buchkünstlern ermöglichten, unserer Zeit gemäße Druckschriften zu schaffen, und Bücher zu schaffen, die ausschließlich Eigentum ihrer Kunst sind. In Loubiers Neuer deutscher Buchkunst (1922) und Julius Rodenbergs eingehender Darstellung der deutschen Pressen (1925) ist der auch durch die eingangs erwähnte Ausstellung in Mainz dokumentierte Aufschwung der deutschen Buchkunst ausführlicher geschildert.

Aus den Beiträgen zur Druckgeschichte einzelner Länder und Städte seien nur einige hervorgehoben. In seinem aufschlußreichen Bericht über die Anfänge des Buchdrucks in Basel bringt Gustav Binz unter anderem neue wichtige Gründe dafür vor, daß das Missale speciale in Basel entstanden ist, besonders auf Grund der Einbände und der in ihnen verarbeiteten Urkunden. Eine weitere wichtige Vermutung von ihm ist, daß der bisher als Kölner angesehene Drucker des Dares in Basel tätig war und identisch ist mit dem dort nachweisbaren Johannes

Schilling. Zu der Frage des Aufenthaltes des englischen Erstdruckers William Caxton in Köln nimmt im Anschluß an die Biographie Caxtons von W. Blades Alfred W. Pollard Stellung. Er erwähnt dabei die angebliche Entdeckung des Oberst J. G. Birch, der urkundliche Nachweise aus den im Kölner Stadtarchiv befindlichen Geleitsregistern in The Library veröffentlicht hatte. Nicht erwähnt wird jedoch, daß Oberst Birch erst von Prof. Dr. Zaretzky auf das Vorhandensein dieser von ihm früher gefundenen Belege aufmerksam gemacht worden war. M. Sondheim stellt unter kritischer Prüfung ihrer Leistungen alle für den frühen Buchdruck in Frankfurt tätigen Männer namentlich zusammen und gibt eine Liste der Drucke von Beatus Murner, dem Bruder Thomas Murners. C. P. Burger jr. berichtet über die frühesten Erzeugnisse des Buchdrucks in Amsterdam, der dort erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts einsetzt, aber gleich durch den Buchschmuck bemerkenswerte Leistungen hervorbringt. Gyula von Sebestyén (Budapest) erzählt von der ersten Buchdruckerei in Ungarn, die ein Sekretär des großen bibliophilen Königs Matthias Corvinus, der Ofener Propst L. Karai, 1471 durch den deutschen Buchdrucker Andreas Heß einrichten ließ, und aus der 1473 als erstes Werk die Nationalchronik der Ungarn hervorging. In dem Aufsatz von Ed. Erkes über den Buchdruck in China interessiert besonders die Mitteilung, daß die Form des jetzigen chinesischen Buches mit den einseitig bedruckten Blättern und den durch Striche voneinander getrennten, von oben nach unten laufenden und von rechts nach links aneinandergereihten Kolumnen eine Anlehnung an das alte Holzstäbchenbündel darstellt. Alexis A. Sidorow, unter dessen Leitung zurzeit im Moskauer Staatsverlag eine dreibändige Geschichte der russischen Buchkunst erscheint, gibt über diese einen kurzen Abriß, indem er vor allem auf die Einflüsse der westlichen, besonders der deutschen, Vorbilder auf die ersten russischen Drucke hinweist. Rußland war das letzte europäische Land, das für die Buchdruckerkunst erobert wurde, 1708 erschien das erste Buch in der neuen heute üblichen Schriftform, besonders das 18. Jahrhundert zeigt einen Aufschwung der Buchdruckerkunst, und auch die Gegenwart verspricht mit guten Ansätzen noch manches Erfreuliche.

Auch einzelnen Druckwerken sind einige Aufsätze gewidmet. Der im vorigen Jahre selbst mit einer umfangreichen Festschrift geehrte schwedische Reichsbibliothekar I. Collijn berichtet über ein Exemplar des Breviarium Moguntinense vom Jahre 1509 aus dem Besitze des Mainzer Domdechanten Lorenz Truchseß von Pommersfelden, für dessen Leben aus Eintragungen des Bandes weitere Einzelheiten erschlossen werden. Einer der besten Kenner alter deutscher Graphik, W. L. Schreiber, zeigt an einem Beispiel von Günther Zainer in Augsburg das erste Zusammenwirken von Bild- und Typendruck, das so vor sich ging, daß zuerst die Bilder und dann, wegen der verschiedenen Kegelhöhe, erst die Typen gedruckt wurden. Mit dem Hinweis hierauf sind wir schon zu einer Gruppe gekommen, die neben dem eigentlichen Buchdruck mit Recht eingehende Berücksichtigung findet, dem Buchschmuck, der Buchillustration. Georg Fritz gibt in großen Zügen einen Ueberblick über ihre Entwicklung, d. h. die dabei im Laufe der Jahrhunderte zur Verwendung gekommenen technischen Verfahren, vom Holzschnitt bis zum Kupfertiefdruck. Seinen früheren Studien über den Hausbuchmeister schließt Leo Baer einen neuen Beleg für dessen Tätigkeit an, indem er den zweiten Teil der Holzschnitte in dem nur in einem Exemplar nachweisbaren Heidelberger Totentanz diesem Meister zuschreibt, der in der mittelrheinischen Buchillustration des

15. Jahrh. auch mit anderen Werken eine bedeutende Rolle gespielt hat. In großen Zügen, aber mit reichlichen Nachweisen wird diese mittelrheinische Buchillustration auf Grund bester Kenntnis umrissen. Ueber eine neue Art der Buchillustration, die Verbindung des Kupferstiches mit dem Holzschnitt, bei den Kaiserbildnissen des Hubert Goltz (Antwerpen 1557) macht Paul Krasnopolski (Prag) Mitteilung. Ueber Goethes Lehrer Adam Friedrich Oeser als Buchillustrator handelt Richard Oehler, indem er anschließend an die lobenden Worte Winckelmanns und Goethes nach einer das bisher bekannte graphische Werk Oesers mehrfach ergänzenden Darstellung zu dem Ergebnisse kommt: Oeser war eine bedeutende Persönlichkeit, eine polyphone Natur, einer der wirkungsvollsten Anreger auf dem Gebiete der Kunst. Auf die Buchillustration Leipzigs und Deutschlands überhaupt hat er eine reinigende und verbessernde Einwirkung ausgeübt. Emil Preetorius, selbst ein Meister der Graphik, untersucht die Aufgabe, die der „Zeichnung als Illustration“ von Dichtwerken zukommt.

Nur noch wenige aus den Aufsätzen verschiedener Gebiete seien herausgegriffen. Julius v. Végh behandelt an Hand einiger charakteristischer Beispiele ungarische Einbände der Barockzeit, die im Gegensatz zu denen der früheren Zeit allein einen nationalen Stil zeigen. Die deutsche Kunstbuchbinderei der Gegenwart wird von Ernst Collin in ihren Hauptvertretern gewürdigt und als der früher allein führenden französischen in ihrer Art völlig ebenbürtig dargestellt als einer der schönsten Zweige des deutschen Kunsthandwerks. Fedor v. Zobeltitz zeigt durch Anführung zahlreicher bekannter Namen, welche Förderung die Bibliophilie der Wissenschaft vom Buch und seinem Inhalt zuteil werden läßt und wie sie so selbst zur Wissenschaft wird. Ueber den terminus a quo bei Bestimmung von Buchfragmenten bringt Hans Bohatta eine ganze Reihe wichtiger Beispiele bei, wie die erste Verwendung von Lagensignaturen in Deutschland durch Joh. Koelhoff d. A. in Köln 1472, der Blattzählung durch Arnold Therhoernen in Köln 1471, die ersten Drucke in griechischer Sprache, die Erfindung der Aetzung, der Schabkunst, des Stahlstichs usw. Der in der ganzen Gutenberg-Festschrift zum Ausdruck gekommene Gedanke internationaler Zusammenarbeit auf geistigem Gebiete, und so auch auf dem des Buches im weitesten Sinne, wird auf Grund logisch-systematischer Untersuchungen in praktischen Hinweisen besonders unterstrichen von Paul Otlet (Brüssel).

Soviel an Proben und kurzen Hinweisen. Alle Aufsätze konnten hier nicht herangezogen werden. Das aber sei noch gesagt: fast durchweg befleißigen sie sich einer erfreulichen Kürze und einer leichten Lesbarkeit, so daß man sich schnell über das jeweils behandelte Gebiet unterrichten kann. Daß trotzdem eine Nachprüfung der niedergelegten Ergebnisse und ein weiteres Vertiefen in den Stoff möglich ist, dafür sorgen die reichlichen und genauen Anmerkungen, die in ihrer Gesamtheit einen beträchtlichen Teil einer Bibliographie der neueren Buchkunde darstellen. Wer immer als Freund des Buches sich eingehender mit seinem Wesen, seiner Technik und seiner Geschichte befassen will, kann an der Gutenbergfestschrift nicht vorübergehen, und er wird sich dem Dank anschließen, den die Kulturwelt der Gutenberg-Gesellschaft, und besonders dem gewandten Herausgeber ihrer Jubiläumsschrift, schuldet.

Dr. Joseph Theele (Köln).

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Lorenz Dürr: Wollen und Wirken der alttestamentlichen Propheten. VI und 176 S. Düsseldorf 1926, L. Schwann; brosch. 7 M.; geb. 8,50 M.

Die von uns in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1925, April, S. 177/78 angezeigte Schrift von A. Eberharter: „Die soziale und politische Wirksamkeit des alttestamentlichen Prophetentums" (1924) hat in der vorliegenden Untersuchung ein wertvolles Gegenstück gefunden. Hatte jene mehr vom sozial-politischen Gesichtspunkt ausgehend zum religiösen Untergrund des Prophetentums hinabgeführt, so bringt diese die religiöse Grundlage in ihren Ausstrahlungen von innen nach außen. Man könnte die klar durchgeführte Arbeit überschreiben mit dem klassischen Satze katholischer Soziologie: „Große Dogmen schaffen große Völker". Ohne daß der Verfasser diesen Erfahrungssatz eigens ausspricht, wird seine Schrift zu einer glänzenden Rechtfertigung desselben. Der geschichtliche Hintergrund, der stellenweise zu einer kurzen Geschichte des syrisch-mesopotamischen Raumes sich weitet, gibt hierzu den scharf gezeichneten Rahmen. Die neuesten sonstigen Arbeiten des Verfassers über die israelitisch-jüdische Heilandserwartung und die jüdische Apokalyptik gewährleisten zugleich die wissenschaftlichen Unterlagen. Besonders Religionslehrern sei die Schrift — in einer Neuauflage sollte die Bedeutung des Propheten Daniel zu einer den anderen Propheten gleichgestellten Würdigung gelangen — empfohlen, die an der gründlichen Aufrollung der einzelnen Probleme und den reichen wertvollen Anmerkungen sich ebenso belehren wie an der Frische der Darstellung erfreuen werden.

Horb a. Neckar. Studienrat Dr. St. Lösch.

Hermann Hefele: Des hl. Augustinus Bekenntnisse. Uebertragen und eingeleitet. (XIX u. 315 S.) Jena, Diederichs. 7 M. geb. in Leinwand.

Die Uebersetzung der Bekenntnisse des großen Kirchenvaters, die ja keine Bekenntnisse im Sinne Rousseaus und der Neuzeit, also keine Erinnerungen an die vergangenen Taten, Worte und Werke einer mehr oder weniger schönen Seele sind, sondern Danksagungen für die Größe, Schönheit, Kraft und Güte Gottes, die Uebersetzung dieser Bekenntnisse durch Hermann Hefele ist bereits weit verbreitet. 1922 lag bereits das 3.—5. Tausend vor. Eine solche Verbreitung verdient diese Uebertragung durchaus. Der Verlag hat diesem Werk ein sehr passendes Gewand gegeben. Die Einleitung Hefeles versucht über den Geist des Kirchenvaters zu orientieren, über Gehalt und Form dieses Werkes. Man kann wohl sagen, daß sie das nicht in stets glücklicher Weise tut. Der Hauptmangel dieser Vorbemerkungen ist wohl der, daß Hefele glaubt, von der Heiligkeit des Kirchenvaters absehen zu können. Er faßt ihn also nicht primär als einen Menschen, der in besonderem Maße der Gnadengaben Gottes teilhaftig wurde, der also insofern weniger durch seine Werke, als durch sein übernatürliches Sein sich auszeichnete. Hefele sieht das Leben des hl. Augustinus vielmehr fast ausschließlich unter natürlichem Aspekt als Symbol humaner Qualitäten und Kräfte. Die Bekehrung des hl. Augustinus ist für Hefele ein Ausdruck des ethischen Strebens und des Willens zur Vergeistigung. Die natürliche Seite dieses Heiligenlebens ist denn auch sehr

hinlänglich charakterisiert, wenn man auch die Grenzüberschreitungen Hefeles, sobald er theologische und übernatürliche Dinge und Ereignisse darstellen will, kritisieren muß. Sonst findet sich hier manche treffende Bemerkung. Das Leben dieses Heiligen aber aus seinem Streben nach Vergeistigung zu erklären, diese flache Humanisierung muß notwendig fehlgehen. Für Augustinus handelte es sich nicht um „Moral", sondern um Sünde, es ging ihm nicht um die Idee des Geistes, sondern um die religiöse Ordnung, die Oikonomia, wie die griechischen Kirchenväter sagen würden. In dieser theologischen Sphäre versagen denn auch die philosophischen Begriffe H. Hefeles. Dabei vermag die Betonung der Unfaßbarkeit, Fremdheit und ähnlicher modischer Charakterisierungsausdrücke, frei nach Nietzsche oder Thomas Mann, ferner die Ablehnung allzu feuilletonistischer, theologisch unbelasteter Uebersetzer, die Hefele im Vorwort vollzieht, nicht über diesen dargelegten Tatbestand hinwegzutäuschen. Zum Lobe des Werkes selbst etwas zu sagen, dürfte ein überflüssiges Beginnen sein. Die Uebersetzung, die in erfreulichem Gegensatze zur Hertlingschen, sämtliche 13 Bücher der Bekenntnisse bringt, verdient vielfältiges Lob. Sie schmiegt sich dem Gedankengang, dem drängenden und ruhevollen Rhythmus des Originals und der eigentümlich gesteigerten Sprache gut an. Am besten gelungen dürften wohl die ästhetisch glanzvollen Partien sein. Um die Schönheit der Uebertragung Hefeles zu charakterisieren, genüge hier eine Probe aus dem 10. Buche, Kapitel 6: „Was aber liebe ich, da ich dich liebe? Nicht Körperschönheit und nicht Glanz der Welt, nicht strahlend helles Licht des Tages, was dem Auge so lieb ist; nicht süße Melodien formenreicher Lieder, nicht Wohlgeruch der Blumen, Salben und der Spezereien; nicht Manna und nicht Honig; nicht Leibesanmut, die zu umarmen unser Fleisch sich sehnt. Das alles ist's nicht, was ich liebe, wenn ich dich liebe, mein Gott. Und doch liebe ich dich, als wärst du Licht und Melodie und Wohlgeruch und Speise und Umarmung, wenn ich dich liebe, du mein Gott, du Licht und Melodie und Wohlgeruch und Speise und Umarmung meines inneren Menschen! Dort drin in meiner Seele strahlt ein Licht, das keine Welt faßt, dort klingen Melodien, die keine Zeit verschlingt, dort duften Wohlgerüche, die kein Wind verweht, dort schmecken Speisen, deren keine Sattheit satt wird, dort lacht ein Glück vereinter Liebe, dem ein Ueberdruß nicht folgt. Das ist es, was ich liebe, lieb' ich meinen Gott." Manchmal hat man allerdings den Eindruck, daß eine gründlichere und sorgfältigere Uebertragung dem Werke des hl. Augustinus sehr zu statten gekommen wäre, z. B. XIII, 38 der Schluß. Im ganzen jedoch darf man sich getrost des Erreichten freuen und, abgesehen von der Einleitung, das Werk empfehlen.

Bonn. Dr. Paul Adams.

August Poulain S. J.: Handbuch der Mystik. Freiburg i. Br., Herder. M. 6,50.

In den dunklen mystischen Fragen, mit denen man sich ja jetzt in weiteren Kreisen befaßt, verlangt man immer wieder nach einem praktischen Führer. Einer der besten ist das bekannte Buch des französischen Jesuiten, der zwar selbst Mathematiker und kein Mystiker war, aber wie kaum einer klar und sicher die Stufen und das Wesen der Mystik erkannt und vom Glauben und der Askese geschieden. Die ersten wissenschaftlichen und kirchlichen Autoritäten bis zum Papste hinauf stehen ihm empfehlend zur Seite. Das Werk, das im Französischen Les grâces d'oraison heißt und bereits in 10. Auflage vorliegt, erscheint hier in deutscher Uebertragung, leider gekürzt; doch ist in allen wesentlichen Fragen der volle Text erhalten. In den Neben- und Ergänzungsfragen ist der Text aber erheblich gekürzt, und in den

Belegen manches bloß zitiert. Dadurch hat das Buch für die praktische Einführung manches gewonnen; Forscher und Polemiker werden das Original natürlich nicht entbehren können. Das Werk Pater Poulains stellt sich die Aufgabe, suchende Seelen in die mystischen Erscheinungen einzuführen und aus den sichersten Quellen erschöpfende Anleitungen zu bieten. Besonders beachtet und benutzt werden die Werke der hl. Theresia von Jesu. Nach der Klärung der Vorfragen nach dem Wesen der Mystik und den Vorstufen der Mystik werden im Hauptteile die Kennzeichen der mystischen Vereinigung dargelegt. Ein Kapitel über die sekundären Phänomene der Mystik: Visionen und Offenbarungen schließt sich an. Abschnitte über die Prüfung beschaulicher Seelen; vom Verlangen nach der mystischen Vereinigung und dem Seelenführer in der Mystik haben sehr starke praktische Bedeutung.

Bonn. Dr. Paul Adams.

J. H. Kardinal Newman: Betrachtungen und Gebete. Uebertragen von Maria Knöpfler, herausgegeben von P. Erich Przywara S. J. [John Henry Kardinal Newman: Gesammelte Werke, herausgegeben von P. Daniel Feuling O. S. B., P. Erich Przywara S. J., Prof. Paul Simon, Band II] München 1924, Theatiner-Verlag. Geb. 8 M.

Mit Newman betrachtend beten heißt vom Unendlichen berührt das Maß für den Raum und den Blick für die Zeit, soweit solches Sterblichen beschieden, verlieren. Es ist, als sähe man einen Elias, das Angesicht in den Staub gebeugt, die Seele der Welt entrückt, im Gebete mit Gott ringen, als müßte dem Glaubensstärksten der Mut entsinken! Etwas vom herben stärkenden Hauch des Berges Karmel fährt in die Seele, das Schweigen der Wüste umfängt uns und die Askese der Heiligen erschüttert uns, deren Leben und Beten, Entsagen und Hoffen der große Einsame in jenen zaubervollen Bildern der „Kirche der Väter" nachgedacht, nachgebetet und nachgezeichnet hat. Alles: das Glauben und Anbeten, Bereuen und Sühnen, die Verehrung Mariens und die Andacht zu den Heiligen Gottes ist theozentrisch gegründet, gottinnig und glaubensvoll durchdrungen, Geist und Gemüt immer neu und eigenartig erhebend. Hier ist der Wegweiser, um das Kirchenjahr zu einem „Jahr der Andacht" zu machen und fern von aller Einseitigkeit in der zwischen Betrachtung und Gebet von selbst sich schließenden Verbindung stark zu werden wie ein Mann und froh zu bleiben wie ein Kind vor Gott!

Nach Uebersichtlichkeit der Anordnung und Meisterschaft der Uebertragung erfüllt das Buch alle Wünsche, die Ausstattung ist hervorragend schön: ein würdiges Geschenkbuch!

Horb a. Neckar. Studienrat Dr. St. Lösch.

Romano Guardini: Heilige Zeit. Liturgische Texte aus Missale und Brevier. 300 S. und „ein Vorwort nebenher (!!)", 8°. Burg Rothenfels 1925, Verlag Deutsches Quickbornhaus. 6 M., in Pappe gebunden.

Diese 2. Auflage von ‚Heilige Zeit' in der edlen Fleischmann-Antiqua, in einem erfreulich guten Einband ist sehr bekannt geworden. Sie verdient das durchaus. Die Uebersetzerfähigkeit Guardinis ist recht groß. Es bleibt zwar so, daß es ihm nicht immer gelingt, die ganze Größe, Kraft und Wucht des lateinischen Originals in deutscher Sprache darzustellen. Vielleicht liest sich aber doch mancher an Hand dieser Auswahl in den lateinischen Text ein, erkennt durch diese Uebertragung vielleicht zum ersten Male etwas besser die Schönheit der liturgischen Texte und wird nun von der Schönheit zum Gebet geführt, denn daß dieses das Wesentliche

an der Liturgie ist, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Die Uebertragung und Auswahl folgt dem Kirchenjahr vom Advent bis Pfingsten. Dann kommt noch eine Auswahl aus den Horen des Tages. Manchmal folgt Guardini dem Stimmungshaften zu sehr; er hat überhaupt eine Tendenz zu einer etwas gekünstelten Einfachheit und Kindlichkeit, die der Feierlichkeit der Gotteskindschaft im Ausdruck der Liturgie öfter nicht gerecht wird. Im ganzen liegt hier eine sehr beachtenswerte Leistung vor, die das Verständnis und die Liebe zur Liturgie wohl fördern wird.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Franz Keller: Caritaswissenschaft. 12⁰ XVI u. 252 S. (Herders Theologische Grundrisse.) Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 3,60; geb. in Hlbl. M. 4,50.

Ein theologisches Lehrbuch der Caritaswissenschaft war bisher nicht vorhanden. Vorliegendes Handbuch bezweckt „klare Begriffe und Grundsätze herauszuarbeiten, eine übersichtliche Systematisierung der Caritaswissenschaft auf der Grundlage der christlichen Sozialethik durchzuführen, den gewaltigen Stoff in möglichster Kürze darzubieten.“ Der erste Teil des kleinen, sehr praktischen Werkes gibt eine geschichtliche Uebersicht über die Entwicklung der Caritaswissenschaft und die Entfaltung der Caritasbestrebungen, der zweite Teil bietet eine Prinzipienlehre der Caritaswissenschaft, der dritte Teil geht ein auf die Einzelgebiete der Caritashilfe. Bei aller Knappheit in der Darstellung ist vorliegendes Handbuch klar und übersichtlich, es ist ferner nicht nur eine gute Einführung in die Caritaswissenschaft und eine Orientierung auf diesem Gebiete, sondern es vermag auch das Interesse des Lesers für die christliche Caritas zu wecken. Das kleine Werk ist ausgezeichnet durch reiche Angaben der einschlägigen, auch neuesten Literatur.

Bonn. Dr. Maria Birnich.

Wilhelm Wiesen O.S.C. und **Dr. Else Peerenboom: Die Entwicklung der Caritas im Rheinlande.** Im Auftrage des Deutschen Caritasverbandes bearbeitet. 74 S. Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag.

Der erste Teil des vorliegenden Buches gibt in übersichtlicher und ansprechender Form ein Bild der Entwicklung der katholischen Caritas im Rheinlande. Da durch den Wiener Kongreß wesentlich neue kirchliche und staatliche Verhältnisse geschaffen wurden, war ein anders geartetes caritatives Wirken wie bisher notwendig geworden. Wir folgen im vorliegenden Werke den caritativen Bestrebungen und Arbeiten der letzten hundert Jahre im Rheinland. Es wird jener Männer und Frauen gedacht, die mittelbar und unmittelbar für das caritative Leben von Bedeutung waren. Es werden jene religiösen Genossenschaften und Vereine gewürdigt, die im Dienste der christlichen Nächstenliebe tätig sind. Nicht nach Art einer trockenen Aneinanderreihung wird uns dieser Einblick in das caritative Leben gegeben, sondern wir erhalten eine gute, zusammenhängende Uebersicht. Dem ersten Abschnitt des Buches ist ein ausführliches Verzeichnis der einschlägigen Literatur beigefügt. Der zweite Teil des Werkes bringt eine vortreffliche statistische Darstellung der Caritas im Rheinlande. In diesem Abschnitt wird vor allem die Bedeutung der katholischen, religiösen Genossenschaften für die Werke der Caritas zum Bewußtsein gebracht. Diesem zweiten Teile sind verschiedene graphische Darstellungen (9 Tafeln) angeschlossen, die über Verbreitung und Wachstum der caritativen Werke unterrichten. Allen, die sich für die reiche und mannigfache christliche Liebestätigkeit im Rheinlande interessieren, kann vorliegendes Buch warm empfohlen werden.

Bonn. Dr. Maria Birnich.

Maura Philippi: Die katholische Gemeindehelferin. 132 S. Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag. (Schriften für Seelsorgehilfe. Herausgeg. von der Freien Vereinigung für Seelsorgehilfe im deutschen Caritasverband. Freiburg i. Br.)

Die kleine Schrift über einen wichtigen sozialen Frauenberuf der neueren Zeit schildert die Gemeindehelferin in ihrer verschiedenartigen Tätigkeit nach außen hin als Helferin in der Seelsorge. Bei ihren mannigfaltigen Arbeiten in oft schwierigen Verhältnissen braucht die Gemeindehelferin eine planmäßige theoretische und praktische Schulung, wie sie die Caritasschule des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg vermittelt. Hierüber orientiert das Kapitel „Vom Rüsten zum Gotteswerk". Der Abschnitt „Ancilla Domini" gibt ein Bild, wie das persönliche Leben der Gemeindehelferin sein soll, spricht von ihrem innern Streben, ihrem äußern Sein und den Quellen, wo sie Mut und Kraft zu ihren Aufgaben schöpft. In dem Anhange des Werkchens befindet sich unter anderm der Entwurf eines Vertrages zwischen der Pfarrgemeinde und der Gemeindehelferin. Das Buch wird dem dreifachen Zwecke gerecht, dem es nach seinem Geleitwort von P. W. Wiesen O. S. C. dienen soll: es bietet jungen, strebenden Menschen Anregungen in ihrer Berufswahl, gibt den Seelsorgern praktische Winke zum systematischen Ausbau der Seelsorgehilfe; die Gemeindehelferin selbst aber findet darin Ermutigung und Rat.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Konstantin Kempf, S. J.: **Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu.** 2. Band: **In den Missionen.** 299 S. Einsiedeln 1925, Benziger.

‚In den Missionen' „ist eine herzerquickende Wanderfahrt durch die weiten Missionsfelder der Gesellschaft Jesu". Jugendliche Herzen zu entflammen zur Nacheiferung, Begeisterung zu wecken für das große Missionswerk ist wohl der Zweck des Buches. Da es diesen Zweck sehr gut erfüllt, kann man das Werk nur empfehlen. Die Biographien sind in missionsgeographischer Ordnung gegeben. Die Quellen für die einzelnen Lebensbilder werden genannt.

Franziskus Hennemann: Werden und Wirken eines Afrika-Missionars. 180 S. Limburg 1922, Pallotiner-Verlag.

In schlichter Sprache schildert hier der bekannte Missionsbischof seine Missionsarbeit in Kamerun. Wir bekommen einen guten Einblick in das Wirken der Pallotinermissionare in Schule und Kirche. Kärtchen und Bilder erhöhen den Wert des Buches. Für Schul- und Volksbibliotheken ist das Büchlein sehr zu empfehlen.

Münster i. W. P. Ignatius Frisse, O. F. M.

Hartmann Grisar S. J.: Martin Luthers Leben und Werk, zusammenfassend dargestellt. Mit 13 Tafeln. Freiburg i. B. 1926, Herder. XXXVI und 560 S. in klein 4°.

Hier darf man mit Fug und Recht behaupten: „Dies Buch füllt eine Lücke aus", und zwar glücklich und gründlich.

Es ist jetzt bereits ein halbes Jahrundert her, seitdem Johannes Janssen den Anstoß dazu gab, daß die Lutherfrage für die Geschichtsforschung so lebhaft in Fluß geriet, wie es noch nie der Fall gewesen, und weiteste Kreise mit gespannter Aufmerksamkeit erfüllte. Das Ergebnis für die Lutherlegende ist bekannt. Während nun seitdem eine ganze Reihe neuer Lebensbilder Luthers aus der Feder nichtkatholischer Verfasser erschienen sind, fehlte bisher ein solches von katholischer

Seite. Und doch war es so notwendig. Auf der Gegenseite bleibt der Urheber der abendländischen Kirchentrennung immer noch zu leicht der erwählte Gottesmann ohnegleichen oder doch der Held, der der Welt die Befreiung gebracht hat von schier unerträglichem Druck und Zwang. Es mag auch für den Katholiken schwer sein, dem jedenfalls gewaltigen und ungewöhnlichen Manne gerecht zu werden, der der Kirche so unheilvolle Wunden geschlagen hat, aber gerade der Verfasser unseres Buches kann es. Professor Grisar hat es für Freund und Gegner längst bewiesen, daß er über Luther so freimütig und gründlich, wie leidenschaftslos und gerecht zu schreiben vermag. Daß es gerade ihm vorbehalten blieb, die bezeichnete Lücke zu ergänzen, darf daher mit ganz besonderer Freude begrüßt werden und sichert dem neuen Buche Beachtung und Verbreitung weit über den Kreis der Glaubensgenossen hinaus. Dem hochbetagten Verfasser wird es wie zu berechtigter Genugtuung so zu hoher Ehre gereichen, daß er seine langjährigen verdienten Forschungen über Luther durch eine zusammenfassende übersichtliche Biographie so wirkungsvoll hat abrunden können und uns damit ein Buch geschenkt hat, wie es lange von vielen gewünscht und schmerzlich vermißt worden ist. Seine Gelehrsamkeit und sein literarischer Takt bewähren sich dabei glänzend.

Aeußerlich ist das Buch gehalten wie die Bände des dreiteiligen kritischen Lutherbuches, das den Namen Grisars berühmt gemacht hat. Besser wäre es wohl, wenn das Format des neuen Werkes etwas handlicher sein könnte, da es doch dazu bestimmt ist, von vielen gelesen zu werden, und erst damit seinen Zweck richtig erfüllt. Vielleicht empfiehlt sich bei der gewiß bald erforderlichen Neuauflage die Teilung in zwei Bände, die keine Schwierigkeit bereiten wird. Durch Abstriche zu helfen, wäre zu schade und würde auch nicht leicht möglich sein.

Die vorliegende umfassende Lutherbiographie im Gewande der Gelehrsamkeit, freilich auch dem gebildeten Nichtfachmann verständlich, legt den Wunsch nahe, daß auf den soliden Grundlagen, die in langjähriger Arbeit geschaffen worden sind, eine volkstümliche und zum Massenvertrieb geeignete, entsprechend kurz gefaßte Darstellung über Luthers Leben und Werk erscheint für katholische Kreise und alle, die hören wollen, wie wir über Luther denken und urteilen zu dürfen glauben.

Noch ein Wunsch gegenüber P. Grisars neuem hochverdienstlichen Werk! Die sprachliche Fassung kommt wohl nicht überall dem wertvollen Inhalt gleich und dürfte eine Nachprüfung vertragen. Die Beschäftigung mit fremdsprachlichen und älteren deutschen Texten hat auf des gelehrten Verfassers Schreibart abgefärbt.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Georg Merz: Martin Luther. Eine Auswahl aus seinen Schriften. München und Berlin 1925, R. Oldenbourg (Dreiturmbücherei, Band 16). 82 S. in Groß 8°. Geb. 1,60 M.

Ein kleines, gefälliges und gut ausgestattetes Bändchen! Die Auswahl beschränkt sich auf eine kleine Reihe unverkürzter Abschnitte, die Luthers Bedeutung für das deutsche Schrifttum veranschaulichen sollen und zugleich zeigen, „wie Luther aus der Verantwortung des Seelsorgers zum Uebersetzer wird und wie es dann die Bibel ist, die ihm die reiche Fülle zuströmen läßt, aus der heraus er predigen, trösten und dichten kann“. Wenn Merz aber außerdem in seinem Vorwort ohne alle Einschränkung schreibt, „daß Luther dem deutschen Volke die deutsche Bibel schenkte, das evangelische Kirchenlied schuf und in Predigten und Erbauungsschriften das Werk zur Vollendung brachte, das die deutschen Mystiker

begannen", so muß man sich verwundern; auch ohne solche Uebertreibungen bleibt dem sprachgewaltigen Neuerer noch Verdienst und Ehre genug für das, was er für deutsche Sprache und Literatur wirklich auf immer zu bedeuten hat.

Der Text der Originalfassung ist zugrunde gelegt, abgesehen von den Abschnitten aus den Tischreden. Die für Luthers Sprech- und Schreibweise so überaus bezeichnenden Derbheiten treten wohl zu sehr bei dieser Auswahl zurück, freilich nicht die harten Reden gegen Papisten und andere Gegner und das beharrliche Verfechten besonderer Lehrmeinungen.

In den Anmerkungen weist Merz den Weg zu eindringender Beschäftigung mit Luther; er nennt dabei auch Denifle und Grisar. Des letzteren neuestes, überaus wichtiges Buch 'Martin Luthers Leben und sein Werk' ist leider nicht früh genug erschienen, um noch angemerkt zu werden.

Die sprachlichen und sachlichen Erläuterungen im Anhang sind dankenswert, mußten aber aus Raummangel viel stärker beschränkt werden, als es den meisten Lesern recht sein wird.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Philosophie

Franz Sawicki: Das Ideal der Persönlichkeit. 3. Aufl., Paderborn, Ferd. Schöningh. Geb. 3,60 M.

Bei allen Büchern Sawickis hat man den Eindruck des Gründlichen und Ausgereiften. Auch hier fühlt man sofort, daß es sich um die ausgereifte Frucht gründlichen Studiums handelt. Mit der ihm eigenen Sicherheit und Klarheit setzt er sich im vorliegenden Buche, das schon in seiner zweiten Auflage eine verkürzte Ausgabe seines Buches „Das Problem der Persönlichkeit und des Uebermenschen" darstellt, mit dem in der Gegenwart so wichtigen Problem der Persönlichkeit auseinander und beleuchtet es von allen Seiten, um schließlich das Ideal der christlichen Persönlichkeit aufzustellen und es wissenschaftlich zu begründen. Dabei findet der Kenner der modernen Weltanschauung immer wieder Gelegenheit, sich mit dem Gegner und seinem Persönlichkeitsideal, namentlich mit den Vorkämpfern für die Idee des Uebermenschen auseinanderzusetzen und ihre Unzulänglichkeit darzutun. So gewinnt er den Boden für den Nachweis, daß alle Persönlichkeit ihre letzte Vertiefung in der Religion finden müsse. Diese christliche Persönlichkeitsphilosophie wird ganz von selbst zu einer Apologie der christlichen Ethik wie der christlichen Weltanschauung überhaupt. In diesem Sinne wird man die überaus interessante Schrift gern gebildeten Menschen, auch Nichtkatholiken empfehlen.

Trier. Prof. Eisen.

Rudolf Eisler: Einführung in die Erkenntnistheorie. 2. Auflage. Leipzig. Johann Ambrosius Barth.

Der Name „Einführung" könnte irre führen. Er ist nicht subjektiv zu verstehen, als Einführung des Nichtfachmannes in die Materie der Erkenntnistheorie, sondern objektiv, als Einführung in den heutigen Stand der Forschung und Einführung in die Probleme. Für den Neuling wird es sehr schwer halten, sich durch das Buch hindurch zu arbeiten. Denn einmal werden ohne jede Erklärung die üblichen Fachausdrücke verwendet, deren Bedeutung sich nicht von selbst offenbart. Dann ist auch weiterhin der ganze Umriß des Forschungsgebietes in so knappen Linien gegeben, daß ein Erarbeiten und Verstehen nur dem möglich ist, der die Details schon einigermaßen kennt und nun die Herausarbeitung in ein einheitliches

Gebäude zu würdigen versteht. Und noch ein Weiteres fehlt, was dem Novizen nötig ist: die Illustrierung durch praktische Beispiele, die den Sinn der Problemstellung plastisch herausarbeiten. Eisler bleibt in seiner Darstellung abstrakt. Das alles erschwert das Eindringen in das Studium des Buches. Der Neuling greife deshalb nicht zu demselben. Für ihn ist das Buch nicht geschrieben. Ihm wäre vielleicht August Messers wundervoll klare, pädagogisch wertvolle Einführung in die Erkenntnistheorie zu empfehlen. Eislers Buch dagegen hat hohen Wert für den Fachmann. In umfassender Weise orientiert es über die Strömungen auf diesem Gebiete. Es grenzt die einzelnen Richtungen scharf gegeneinander ab, stellt sie in scharfer Formulierung, markant das Wesentliche herausarbeitend, einander gegenüber. Es scheidet das Berechtigte vom Unberechtigten in klarer Kritik und verliert sich nie ins Nebensächliche. Gern folgt man dem Verfasser in seinen Ausführungen, läßt sich belehren, auch dann, wenn man anderer Meinung ist. Eisler nimmt einen vermittelnden Standpunkt ein zwischen empirischem Realismus und transzendentalem Idealismus. In vielem steht er der Marburger Philosophen-Schule sehr nahe, und die Einwürfe, welche man gegen dieselbe machen kann, gelten zum Teil auch gegen Eislers Einstellung. Vom Standpunkte eines kritischen Realismus kann man gegen manche Formulierung Stellung nehmen, wobei nicht verkannt werden soll, daß eine logische Widerlegung von Eislers Auffassung wohl nicht möglich ist. Jede Erkenntnistheorie beruht letzten Endes ja auf einer Auffassung letzter Daten und Gegebenheiten, also auf einem Deuten und Meinen. Aber in der Einstellung selbst liegt auch nicht der Wert von Eislers Buch, sondern in der klaren Herausarbeitung der einzelnen Probleme. Der Verfasser gruppiert alles um die drei Kardinalfragen der Erkenntnis: Das Wahrheitsproblem, den Ursprung der Erkenntnis und die Realität der Außenwelt. Es ist erstaunlich, wie hier aus dem wilden Chaos der widerstreitenden Meinungen die große Linie herausgearbeitet wurde. Eine außergewöhnliche Kenntnis der Materie steht dem Verfasser zur Verfügung, und die Urteile, welche er kritisch abgibt, sind stets tiefgründig und wohl erwogen. Im ersten Teile kommt er zur Anerkennung einer objektiven, allgemeingültigen Wahrheit, die er scharf gegen pragmatische Auffassung abgrenzt. Im zweiten Teile legt er die Einseitigkeiten von Rationalismus und Empirismus klar, um ihnen gegenüber den Kritizismus zu vertreten. Im dritten Teile endlich sucht er die Außenwelt von objektiv phänomalistischem Standpunkte zu erfassen und zu erklären.

Es würde zu weit führen, zu all diesen Problemen Stellung zu nehmen. Das würde selbst wieder ein Buch füllen. Aber keiner, der sich mit Erkenntnistheorie eingehend beschäftigen will, kann an dem Buche ohne Beachtung vorbeigehen, da es einer der trefflichsten Führer durch jene Wissenschaft darstellt.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Kaplan Fahsel: Meine Vorträge. 35 S. Freiburg i. Br., Herder. M. —,80.

In einer knappen Broschüre gibt der bekannte Berliner Volksredner einen Leitfaden seiner bisherigen Vorträge heraus. Der nächste Zweck ist der, zwischen den Vorträgen des vergangenen Jahres und denen des Winters 1925/26 die Verbindung herzustellen, und die Geisteslinie, auf der alle aufgebaut sind, bloßzulegen. Aber damit ist die Bedeutung der Broschüre noch nicht erschöpft. Sie ist eine gute Einführung in die Geisteswelt des Verfassers, der die Gebiete der Wissenschaft und des Glaubens nach ihrer trennenden, aber auch ihrer verbindenden Seite hin

scharf herausarbeitet, und damit dem wissenschaftlich eingestellten Gegenwartsmenschen einen neuen Zugang zum Glauben zu öffnen sucht.

Fahsel ist nicht nur Theologe, sondern aus jeder Zeile spricht bei ihm eine festumrissene Kenntnis der modernen Philosophie. Er hat sie aber nicht nur als oppositioneller Kritiker, sondern als Erlebender in sich aufgenommen. Er bringt ihr weitgehendes Verstehen entgegen. Er kennt die moderne Mentalität, und gerade das macht seine Vorträge zu einem Ereignis der Reichshauptstadt. Wird doch gerade von Fahsel widerlegt, daß moderner Mensch und gläubiger Christ unüberbrückbare Gegensätze seien. Fahsel versteht es ausgezeichnet, die Harmonie zwischen beiden klarzulegen und die Kulturbedeutung des Christentums, seinen großen Reichtum an aufgespeichertem Wissen und ethischen Werten vor seinen Lesern darzulegen. Für jeden Gebildeten ist die Broschüre von Interesse, selbst dann, wenn er bei dem einen oder anderen Problem nicht mit dem Verfasser übereinstimmen sollte.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Erziehung und Unterricht

Georg Grunwald: Pädagogische Psychologie. Eine genetische Psychologie der Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit und Religion bis zur vollen Reife des Menschen auf Grund einer differentiellen Psychologie des Zöglings und des Erziehers. 2. verbess. Aufl. (3.—4. Tsd.) VII u. 436 S. Berlin 1925, Ferd. Dümmler. Brosch. M. 7,50 geb. M. 9,75.

Vorliegendes Werk behandelt in seinem ersten Hauptteil, ‚Allgemeine pädagogische Psychologie', die Grundbegriffe und Grundsätze der seelischen Entwicklung und die Unterschiede im Seelenleben der Menschen. Eine eingehendere Würdigung findet hier auch die Psychologie des Erziehers, die der Verfasser mit Recht als einen notwendigen Bestandteil in der pädagogischen Psychologie bezeichnet. Der zweite Hauptteil des Buches, ‚Besondere pädagogische Psychologie', bringt eine genetische Psychologie der Wissenschaft, der Kunst, der Sittlichkeit und der Religion. Das Werk, das auch als praktisches Lehrbuch in Betracht kommt, vertritt den katholischen Standpunkt. Es ist klar und anschaulich geschrieben, bietet manche Anregungen und ist mit reichen Angaben der einschlägigen Literatur versehen. Ein Personen- und ein Sachregister ist ihm beigegeben.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Joh. Schaal: Lehrer-Brevier. 2. Aufl., 120 S. 8°. Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft.

Wertvoll durch das starke und freudige Berufsethos, das aus diesen 80 Augenblicksbildern atmet. So unbekümmert die einzelnen Stücke hingeschrieben scheinen, so auffrischend und aufweckend wirken sie, weil sie von den Pulsschlägen echter und darum aushältiger und opfermutiger Lehrerarbeit belebt sind. Es ist der Geist von Lorenz Kellner, Rektor Heinen und Egidius Post, der aus diesem bescheidenen Büchlein spricht. Heil jeder Gemeinde, wo im Schulhaus dieses Lehrerbrevier gelesen und — gelebt wird!

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Handbücher

Der kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. Zweiter Halbband L bis Z. Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Was an Vorzügen bei der Besprechung des ersten Bandes des ‚Kleinen Herder' hervorgehoben wurde, gilt auch für den zweiten. Das handliche Nachschlagebuch bringt auf beschränktem Raum eine erstaunliche Fülle des Wissenswerten „über alles für alle". Wissenschaft, Kunst, Technik und das öffentliche Leben sind berücksichtigt, aber auch, und nicht zuletzt, gibt es sachgemäße Antwort auf die zahlreichen Fragen aus der Praxis des Alltags. Für den Katholiken ist der ‚Kleine Herder' vor allem deshalb schätzenswert, weil er hier zuverlässige Auskunft über das katholische, kirchliche Leben erhält. Als ein besonderes Charakteristikum des Werkes seien nochmals die vielen ausgezeichneten Abbildungen zu den verschiedenen Artikeln hervorgehoben.

Bonn. Dr. Maria Birnich.

Geschichte

Konrad Sturmhoefel: Geschichte des deutschen Volkes. (Kröners Taschenausgabe, Band 19 und 20). Leipzig 1926, 2 Bände, je 2,50 M.

Diese Geschichte des deutschen Volkes ist der Typ eines Geschichtswerkes, wie es nicht sein soll. Dutzende aller möglichen historischen Kuriositäten werden dem Leser vorgesetzt. Schier alle Schlachten und Gefechte der neueren Zeit sind mit genauem Datum verzeichnet. Neben den Feldherren marschieren auch die Unterfeldherren der Koalitionskriege namentlich auf. Prinzliche Geburtstage, fürstliche Mätressen und andere wichtige Dinge sind zu erwähnen nicht vergessen worden. Jeder Blick für das Entscheidende fehlt. Die Charakteristik malt nur mit weißen und schwarzen Farben, weil konfessioneller Haß taktlos den Stift führt. Grobe stilistische Unbeholfenheiten machen die Lektüre doppelt ungenießbar.

Wittlich (Mosel). Studienrat Dr. A. Schmitt.

Albrecht Wirth: Deutsche Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart. Mit 4 Bildnissen. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 50). Leipzig 1926. In Ganzleinen gebunden 3,25 M.

Die Fortsetzung von Sturmhoefels mißglückter deutscher Geschichte hat Albrecht Wirth geschrieben. Das ist ganz etwas anderes. Ein Bild unserer jüngsten Vergangenheit, von hoher Warte gesehen. Von einem Manne gezeichnet, der auf Weltreisen seinen Blick für große Zusammenhänge schulte und durch fesselnde Darstellung den Leser von Anfang bis Ende in seinen Bann zwingt. Die Angst vor „ultramontanen" Gespenstern ist freilich — man lese etwa seine Darstellung des Kulturkampfes — auch er nicht los geworden. Der angehängte Ueberblick über die Entwicklung der deutschen Kultur ist zu gedrängt und wäre besser weggeblieben.

Wittlich (Mosel). Studienrat Dr. August Schmitt.

Alexander von Gleichen-Rußwurm: Die Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs des Großen Lieblingsschwester. Mit 18 Bildnissen. Stuttgart 1925, Julius Hoffmann. In Leinen 8,50 M., in Halbleder 15 M.

Die ersten Jugendjahre Wilhelminens fallen noch in die Regierungszeit ihres verschwenderischen, prunkliebenden Großvaters. Sie sind für das Leben des zierlichen Prinzeßchens bestimmend gewesen, das sich später, als es durch die nüchterne Heiratspolitik des hausbackenen Vaters nach Bayreuth verschlagen wurde, in der neuen fränkischen Heimat ein idyllisches, geistvolles Rokokoparadies schuf. Aus dem es doch auch in inniger Teilnahme an den Gedanken und Taten des großen Bruders in die politische Welt hinüberlugte, ohne freilich zu den bedeutenden Ereignissen entscheidende Stellung nehmen zu können. Das Leben und

Treiben an einem kleinen Fürstenhof des 18. Jahrhunderts mit seinen Quadrillen, Gavotten und Menuetts, seinen römischen Göttern, seiner Rokoko-Eleganz, seinen Liebesabenteuern, Rangstreitigkeiten und Klatschereien gibt dem Bilde der „letzten Prinzessin alten Stils", wie der ihr vielleicht etwas allzu gewogene Porträtist sie nennt, den plastischen Hintergrund.

Wittlich (Mosel). Studienrat Dr. A. Schmitt.

Kulturgeschichte

Franz Zach: Modernes oder katholisches Kulturideal? Ein Wegweiser zum Verständnis der Gegenwart. 3., neubearbeitete und vermehrte Auflage. Groß 8° XIV und 404 S. Freiburg 1925, Herder. 7,50 M., geb. in Leinwand 10 M.

Der im Jahrgang 1925, Heft 5, S. 213 f. besprochenen 1. Auflage ist jetzt schon die 3. gefolgt. Gleichzeitig ist das Buch in den Herderschen Verlag übergegangen, was für seine Verbreitung unter den gebildeten deutschen Katholiken von großer Bedeutung ist. Und das Buch muß seines hochbedeutsamen Themas und der interessanten, fesselnden Entfaltung seiner immer aktuellen Gedanken willen seinen Weg zu allen gebildeten deutschen Katholiken finden, weil es ein Programmbuch für die katholische Aktion ist. Es bietet einen Längsschnitt durch die Kulturentwicklung der Menschheit, weist den Kulturbruch der Renaissance und Reformation als die Wurzel unserer Zeitnot nach und fordert den Neubau auf der Grundlage des katholischen Kulturideals. Hat mich beim Durchlesen der 1. Auflage die ausgesprochen österreichische Einstellung mit stark glorifizierender Tendenz etwas gestoßen, so bin ich bei dem wiederholten und diesmal noch stärker anziehenden Durcharbeiten leicht darüber hinweggekommen, weil der Wert der Gesamtdarstellung mir noch viel einleuchtender wurde. Das Buch ersetzt das Studium vieler anderen Bücher, gibt klare, sichere Erkenntnisse und begeistert für das katholische Kulturideal und seine Trägerin, die Kirche. Ganz von selbst führt es, was heute so eminent notwendig ist, zum sentire cum ecclesia. Freilich, es will Kapitel für Kapitel langsam studiert und durchkostet werden, soll es seinen ganzen Reichtum in des Lesers Seele gießen. Neben der Entwicklung des Hauptgedankens, die schnurgerade verläuft, werden eine Menge von Einzelerkenntnissen teils aufgefrischt, teils neu gewonnen. Ich habe gefunden, daß die Ausführungen über den Barock als katholische Kunstform der Gegenreformation selbst Kunsthistorikern ziemlich neu waren, aber bei einigem Ueberlegen freudig anerkannt wurden. Es klingt oft phrasenhaft, wenn gesagt wird: Das Buch muß in alle Hände. Wenn wir die Lektüre oder, besser gesagt, das Studium dieses Buches als dringliche Notwendigkeit für jeden gebildeten Katholiken bezeichnen, dann ist das ehrliche Ueberzeugung.

Mainz. G. Lenhart.

Jakob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Illustrierte Ausgabe. Leipzig 1926, Alfred Kröner. 567 S. Geh. 20 M., in Ganzleinen 26 M.

Burckhardts großzügiges Werk über „die Renaissance in Italien" ist immer noch für den modernen Menschen das Eingangstor zum Verständnis des Quattrocento und Cinquecento. Gewiß, der kritische Denker wird sich manchen Gedankengängen gegenüber heute ablehnend verhalten müssen. Er wird vielleicht schon die Grundthese Burckhardts bestreiten, daß jede Zeitperiode ihren Sinn in sich trägt,

Auch die strenge Scheidung zwischen mittelalterlicher Gotik und moderner Renaissance, wie sie Burckhardt durchführt, wird derjenige, welcher durch Worringers Anschauungen hindurchgegangen ist, nicht annehmen. Burckhardt tut dort zu schroff Gegensätze auf, wo wir heute vielleicht mehr ein genetisches Wachsen und Heranreifen konstatieren. Ja, die ganze Konstellation, die Burckhardt gegenüber der Renaissance einnimmt, mag hier und da zu sehr aus der Idee herausgeboren sein und deshalb den nackten Tatsachen nicht immer gerecht werden.

Allen diesen Mängeln gegenüber wird man heute sicherlich nicht die Augen verschließen. Und doch gehört Burckhardts Renaissance zu jenen Werken, die auf jeden wie eine Offenbarung wirken. Burckhardt ist ein ebenso tiefgründiger Gelehrter wie gestaltender Künstler. Nur ein Genius seines Ausmaßes kann mit dem Zeitgeiste einer Genieperiode einen derartigen Kontakt gewinnen, und ihre Manifestationen auch für uns lebendig werden lassen. Seine „Renaissance" gleicht einem heiteren Tempel, von Licht umstrahlt, freilich auch mit satten Schlagschatten, die aber nur dazu dienen, das ganze Gebäude umso plastischer hervortreten zu lassen.

Nicht w a s Burckhardt schaut, sondern w i e er es schaut, ist das Unvergleichliche und das Unübertreffliche an seinem Buche. Keiner vor, noch nach ihm hat in dieser Weise den Geist einer Zeitperiode als Einheit zu fassen vermocht. Keiner hat so plastisch die Menschen als Träger des Zeitgedankens dargestellt, dem Werden der Zeit einen Rhythmus unterlegt und in ebenso formvollendeter, wie gedankentiefer Sprache den Zauber einer interessanten Zeit in uns lebendig gemacht.

Burckhardts Renaissance ist eines der großen klassischen Bücher der Weltliteratur geworden. Erst wenn man einmal mit seinen Augen jene Welt als leuchtenden Prachtbau gesehen und bewundert hat, wenn man durch ihn einen seelischen Kontakt mit der Renaissance gewonnen hat, dann mag man zur kritischen Forschung weiter vorgehen, hier und da Details berichtigen und Anschauungen revidieren. Es wird dann leicht, auf Burckhardts Anschauungen weiter zu bauen und seine genial-dichterische Schau mit den Resultaten neuester Forschung in Einklang zu bringen.

Soeben ist in Kröners Verlag die 15. Auflage der Renaissance herausgekommen. Glücklicherweise hat man sie von allen Zusätzen Geigers befreit und in der Urausgabe erscheinen lassen. Aber man hat doch zu einer schwerwiegenden Aenderung insofern gegriffen, als man die neue Ausgabe illustriert hat. Das mag manchen befremden, welcher weiß, daß Burckhardt wahrlich nicht erst der Illustrierung bedurfte, um seinen Siegeszug durch die Welt anzutreten. Sicherlich birgt das Werk Qualitäten genug in sich, um als solches allein zu wirken.

Und doch scheint mir die Illustrierung ein Fortschritt, der zu begrüßen ist. Zunächst sind die Abbildungen von dem Leipziger Kunsthistoriker Zahn mit großer Sorgfalt ausgewählt und technisch meisterhaft aus dem Geiste des Werkes heraus gestaltet. Da finden wir viele Porträts der führenden Männer jener Zeit, meist Kopien wertvoller Renaissancegemälde, Stadtpläne, Wiedergaben von Handschriften und bedeutenden Drucken, Aufnahmen bedeutender Baudenkmäler. Gerade derjenige, der die Originale noch nicht gesehen hat, wird an ihrer Hand den Text des Buches stärker erfassen können und die Illustrierung als ein Hilfsmittel zum Studium begrüßen. Der vornehme Prachtband ist eine Zierde jeder Bibliothek.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Thomas Münzer. Nach alten Drucken neu eingerichtet von Alfred Ehrenreich. (Aus alten Bücherschränken. Herausgegeben von Wilh. Stapel.) 139 S. Hamburg 1925, Hanseatische Verlagsanstalt.

Das Büchlein beschäftigt sich mit einer der markantesten Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts, dem Anführer in den Bauernkriegen und Wiedertäufer Thomas Münzer. Nach einem in schwärmerischer Verehrung für Thomas Münzer abgefaßten Vorwort des Herausgebers folgt eine Auswahl charakteristischer Schriften Münzers, eine „Kurtze Lebens-Beschreibung Thomas Müntzers . . . Auff viel Verlangen gedruckt im Jahr 1720“ und die stimmungsvolle Ballade „Die Bauernführer“ von Lulu von Strauß und Torney. Eine Quellenangabe der dargebotenen Schriften Münzers findet sich im Vorwort. Der Herausgeber ist dem Ziele, das er sich für die Ausgabe setzte, „möglichste Unberührtheit des alten Wortlautes und Allgemeinverständlichkeit“ gerecht geworden. Das geschmackvoll ausgestattete Büchlein ist mit alten Bildnissen Münzers geziert. Wie nur der Gebildete das kleine Werk zu würdigen weiß, so ist es auch selbstverständlich, daß es nur Personen mit genügender historischer Vorbildung und selbständigem Urteil geboten werden kann.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Kunst

Konrad Escher: Kunst der Renaissance. (Die sechs Bücher der Kunst. Viertes Buch.) 140 Abb. 112 S. Wildpark Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion.

Ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes; denn es führt den Laien in das Verständnis der Kultur des 14., 15. und 16. Jahrhunderts ein und hebt aus der Fülle der Erscheinungen das Markante heraus. Geschickt sind in der großen Entwicklungslinie die inneren Zusammenhänge nach ihren kulturellen, historischen und wirtschaftsgeschichtlichen Bedingungen herausgearbeitet und der Anteil der einzelnen Nationen an der Gestaltung der künstlerischen Formen streng sachlich klargelegt. Der Verfasser vermeidet jegliche spekulative Idee, stellt sich auf keinen besonderen ‚Standpunkt‘, sondern gibt lediglich Tatsachen. Zu dem Texte tritt ebenbürtig das Anschauungsmaterial der Bilder hinzu. Vornehme Farbendrucke und eine überreiche Fülle guter Wiedergaben von Gemälden, Skulpturen und Bauten, alle charakteristisch ausgewählt, stehen der wissenschaftlichen Darlegung ebenbürtig zur Seite. Deshalb wird nicht nur das kunstliebende Volk, sondern auch der Studierende das Buch willkommen heißen, verbindet es doch klare, leichtfaßliche Darstellung mit wissenschaftlicher Gediegenheit.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Deutsche Volkskunst: Bd. IV: **Bayern** (Hans Karlinger); Bd. V: **Schwaben** (Karl Gröber). München, Delphin-Verlag.

Es ist ein besonderer Vorzug Deutschlands, eine reiche stammliche Gliederung zu besitzen; in immer neuen Wandlungen stellt sich die Fülle seiner kulturellen Kraft dar und offenbart sich die außerordentliche Spannweite seiner Art. Man hat nach dem Krieg in aufmerksamer Weise auf den eigentümlichen Geist der einzelnen Landschaften achten gelernt, und nach den vielfachen Unterdrückungen eines zu zentralistischen Regiments ehrt man ihn jetzt freier im Bewußtsein der Wichtigkeit und Unersetzlichkeit jedes Gebietszusammenhanges. Auf die reichen Ausgestaltungen deutschen Wesens weist vom Gesichtspunkt der Volkskunst aus

die oben genannte Sammlung des Delphin-Verlages hin, deren Charakter sich nach den beiden letzten Veröffentlichungen schon recht gut übersehen läßt. Die Schwaben und Bayern gewidmeten Bände behandeln zwei in sich stark unterschiedene Gebiete, die beide reich sind an schöpferischer Kraft. Mit großem Geschick hat man ein aufschlußreiches Bildermaterial (in jedem Bande sind rund 220 Bilder) zusammengestellt, in dessen Verständnis eine durch genaue Einzelforschung ausgezeichnete Einleitung einführt. Freilich vermißt man in den Vorreden fast immer ein ausreichendes volkspsychologisches Kapitel, das die Fragen zu beantworten hätte, inwiefern das behandelte Gebiet eine Einheit bildet, und was seine Einheit fundiert. Eine überraschende Ausnahme bildet Gröbers feine Bemerkung über die verschiedene Farbbehandlung in Schwaben, Franken und Bayern; schade, daß sie vereinzelt bleibt!

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

Augustin Kolb: Holzschnitte religiösen und vaterländischen Inhaltes. Mit Einführung und Ausdeutung der Bilder von Dr. Aug. Beringer und einer Selbstbiographie des Künstlers. 80 S. in Quart mit 23 Bildtafeln. Eleg. gbd. M. 5.40. M.-Gladbach, B. Kühlen.

Ueber das vorliegende Buch läßt sich nichts Treffenderes sagen, als in der Einführung der Bilder von Dr. Aug. Beringer bereits gesagt worden ist. Auch die Deutung der Holzschnitte bringt in schöner und gehaltvoller Weise die Absichten des Künstlers zum Ausdruck. So stimmen Bilder und Text harmonisch zusammen und erhöhen dadurch den Genuß des Werkes.

Es ist echt deutsche Kunst, die Augustin Kolb uns vorlegt. Die Bilder sind aus tiefer religiöser Ueberzeugung heraus geschaffen, stehen in den Schilderungen der Passion auf streng kirchlichem Boden und weben dann weiter in den Heiligendarstellungen poetisch Wahrheit und Legende zusammen, bis sie endlich in visionärem Schauen Ideale und übersinnliche Begriffe zu verkörpern suchen. Immer aber ist es das Licht, das von oben kommt, die Dunkelheit durchdringend, mildernd, verklärend. Jeder wird in der Reihe dieser 23 Bildtafeln Gestalten finden, die ihm besonders zusagen. Kräftig und ausdrucksvoll sind die Köpfe von St. Paulus und St. Augustinus, ergreifend das Leiden Christi und endlich ungemein ansprechend und lieblich St. Elisabeth, die in mütterlicher Liebe und Teilnahme einen Kuß auf die Stirne des armen Bettelkindes drückt. Wahrlich, es ist dies das Wunder des gütigen Herzens, wie der Text dazu erzählt.

Die kurze Selbstbiographie steigert nur das Interesse an dem Künstler und seiner Arbeit und erweckt den Wunsch, einen Blick in seine Werkstatt werfen zu dürfen. Er hat in Technik und Durchseelung von Linie und Fläche viel Neues zu sagen, wenn er sich auch sonst an Dürer und Holbein anschließt. Jedenfalls legen wir das Buch nicht fort, ohne dankbar des Künstlers zu gedenken, der aus seiner Waldeinsamkeit heraus durch seine Bilder das deutsche Volk wieder in warmes Glaubensleben einführen will.

Bonn. O. Taxis.

Naturkunde — Technik

E. Wasmann und S. Killermann: Der Mensch und die organische Natur. (Das Buch der Natur 3. Band.) Mit 1698 Illustrationen und 22 Kunstbeilagen und Farbenbildern. Gr. 8°, 1011 Seiten. München-Regensburg 1925, Vorm. G. J. Manz. Gbd. M. 45.—.

Das Buch der Natur! Außerordentlich vieles ist in diesem Buche zu lesen, aber nur wenige sind es, die seine Zeichen recht verstehen und in ihren sinnvollen Inhalt eindringen können. Dieses Buch erzählt uns so viele Wunder der Natur, es erzählt uns aber auch von dem Schöpfer derselben, und das letztere ist für uns als Christen die Hauptsache. Das vorliegende Werk will ein Führer sein durch die Natur zu Gott dem Urheber der Natur.

Schon die leblose Schöpfung, die in den beiden vorausgehenden Bänden geschrieben wurde, ruft dem vorurteilslosen Betrachter laut und vernehmlich die Wahrheit zu: Gott hat mich geschaffen: „Die Himmel rühmen Gottes Größe und das Firmament verkündet seiner Hände Werk". Noch deutlicher aber ist die Sprache der belebten Natur, die in diesem dritten Bande zur Darstellung kommt. Die Lehre von den Pflanzen, die Lehre von den Tieren von Killermann; aus dem vergleichenden Seelenleben von Mensch und Tier von Wasmann; dazu ein Abriß der allgemeinen Biologie von Killermann. Vorausgeschickte allgemeine Gedanken philosophischer Art schaffen die Grundlage für die ganze Betrachtungsweise: Gründliche Kenntnis und Beobachtung der Natur und Auffassung derselben als erhabenes Kunstwerk und eine Offenbarung ihres Schöpfers, seines Daseins seiner Weisheit, seiner Macht, so wie es der Apostel Paulus im Römerbrief verkündet.

Die Ausstattung des Buches ist gut. Die Abbildungen sind sehr zahlreich, aber nicht immer deutlich; einige von ihnen könnten wohl ganz ohne Schaden für das Buch weggelassen werden, da sie dem Leser doch nichts sagen. Dagegen sind die Tafeln durchweg gut gelungen. Besonders gut und schön sind die Abbildungen in dem Teile, der von Wasmann bearbeitet ist.

Ob seit dem Beginn des Tertiärs wirklich schon viele Hunderttausende von Jahren verflossen sind? S. 839. Man sagt es, alle sagen es; und vielleicht erleben wir hier doch auch einmal eine Ernüchterung. Boule gibt in seinem vor einigen Jahren erschienen Werke Les hommes fossiles eine Zusammenstellung der Schätzungen für die Dauer der Zeit vom Erscheinen des Menschen bis heute. Da wird neben den unsinnig hohen Zahlen auch die Zahl 10 000 angegeben. Er macht dann die Bemerkung, daß eine wissenschaftliche Entscheidung darüber, wer recht habe, schwer zu treffen sei. Von der kleinen Zahl sagt er freilich, sie sei wohl durch Rücksicht auf die Bibel beeinflußt, aber daß die unsinnig großen Zahlen auch von etwas beeinflußt sind, das nicht reine Wissenschaft ist, sagt er nicht. In einem für die Allgemeinheit berechneten Werke sollte man solche Schätzungen doch nicht so einfach als ausgemachte Wahrheiten hinstellen.

Wir wünschen dem schönen Buche weiteste Verbreitung. Es kann in unserer oberflächlichen Zeit sehr viel dazu beitragen, daß die Menschen wieder lernen, mit Freude und religiöser Vertiefung in das Buch der Natur hineinzuschauen, in welches der Finger Gottes so ausdrucksvoll seine Gedanken eingeschrieben hat.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Meisterschilderungen der Natur in Wort und Bild. Ein naturkundliches Lesebuch. Herausgegeben von Christian Keller. München 1926, Kösel-Pustet. Gr. 8°, 357 S.

Was das Buch bietet, sind meist keine Naturschilderungen, sondern Betrachtungen über Natur und Naturgefühl, auch oft solche Betrachtungen, wo es dem einfachen Leser nicht leicht sein wird, nachzufühlen, was der betreffende Verfasser meint. Dazwischen finden sich auch wirklich hervorragende Naturschilderungen, in

denen ein Stück Natur so anschaulich vor den Geist des Lesers tritt, daß die entsprechenden Gefühle ganz von selbst in ihm entstehen müssen. Ganz gut sind die zahlreichen Abbildungen, wie überhaupt die Ausstattung des Buches sehr schön ist. Was für einen Standpunkt nimmt das Buch ein hinsichtlich religiöser und philosophischer Fragen? Wohl gar keinen, sondern läßt eben die einzelnen Schriftsteller ihre Ansichten äußern. So setzt also das Buch urteilsfähige Leser voraus. Da wird z. B. die Zweckmäßigkeit in der Welt geleugnet, auf die wir doch im Religionsunterricht so großes Gewicht legen (S. 37). Der Mensch wird ein Splitter und Teil der Gottheit genannt (S. 39). Da wird behauptet, daß der Mensch zur Familie der Affen gehöre (S. 165). Zwar wird das nur einem Affen in den Mund gelegt, der über den Menschen spricht, aber es geschieht doch in einer Weise, daß der Leser den Eindruck gewinnen muß, es soll diese Anschauung als sicher gelehrt werden, besonders wenn man noch andere derartige Stellen des Buches dazu nimmt. So ließe sich noch manches anführen, was dem sonst recht schönen Buche nicht zur Empfehlung gereicht.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Hans Schulz: Das Glas. Mit 37 Abbildungen und 6 Tafeln. 108 S. München, Kösel-Pustet.

Die deutsche Glasindustrie stellt mit ihren Qualitätsgläsern in der Weltwirtschaft einen beachtenswerten Faktor dar. Die umfangreichen Versuche, die in der Kriegszeit in England und Amerika zur Herstellung von Qualitätsgläsern gemacht wurden, haben dort zu einem bedeutenden Erfolg geführt und die deutsche Glasindustrie in scharfen Wettbewerb gebracht. Die neuen ausländischen Arbeiten aus der Technologie des Glases hat Verfasser in diesem Büchlein über die Eigenschaften des Glases besonders zu Grunde gelegt und alles Wissenswerte über Schmelzpunkt, chemische Zusammensetzung und physikalische Eigenschaften der verschiedenen Glassorten dargestellt. Ueber Herstellung, Verarbeitung des Glases, Rohmaterialien, Einschmelzen, Kühlprozesse, Schleifen und Polieren handelt das letzte Kapitel. Das Buch setzt ein ziemliches Maß von chemischen und physikalischen Kenntnissen beim Leser voraus.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim.

Franz Seiler: Der Wein, sein Werdegang von der Traube bis zur Flasche. 225 S. München, Kösel-Pustet.

Das vorliegende Büchlein will in gemeinverständlicher Form uns mit dem Wissenswertesten über den Wein, seine Bereitung und Behandlung vertraut machen. Es werden die verschiedensten Weinsorten behandelt und eingehende Anleitungen zur chemischen Analyse der Weine gegeben. Auch die Zuckerungen und Entsäuerungen der Weine und die gesetzlichen Bestimmungen hierüber sind hinreichend berücksichtigt, so daß das Buch mit seinen vielen Tabellen am Schluß zu einem ausgezeichneten Taschenbuch für Weinbau und Weinhandel wird.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim.

Länder- und Völkerkunde

Wilhelm Schmidt und **Wilhelm Koppers: Völker und Kulturen.** 1. Teil: **Gesellschaft und Wirtschaft der Völker.** Mit einer Karte, 30 teils farbigen Tafeln und 551 Textabbildungen. Regensburg 1924, Habbel. Groß 8°. 793 S. (Der Mensch aller Zeiten, 3. Band).

In der Vorrede zu seiner Illustrierten Völkerkunde schreibt Buschan, daß man von einer vergleichenden Religionswissenschaft sprechen könne, „besonders

seitdem man sich in der Erforschung der Religionen von den theologischen Einflüssen freigemacht hat". Diese Freiheit von theologischen Einflüssen hat aber die Völkerkunde erkauft mit der Knechtschaft unter die Vorurteile des Darwinismus, ein Vorurteil, das die Forschung sicherlich viel schlimmer beinflußt hat, als etwa theologische Meinungen in früherer Zeit es taten. Uns will scheinen, daß dieses Vorurteil oder die Freiheit von ihm auf die Forschungsergebnisse einen viel größeren Einfluß ausübe als die angewandte Forschungsmethode, auf deren Darlegung Schmidt im Anschluß an Gräbner so großen Wert legt. Es ist klar, daß die kulturhistorische Methode für geschichtliche Verhältnisse zunächst die einzig richtige ist. Wo aber die geschichtlichen Quellen fehlen, da treten doch auch wieder naturwissenschaftliche oder philosophische Gedanken in ihr Recht. Das ist aber gerade in der Völkerkunde sehr häufig der Fall; und ganz so gesetzlos ist trotz der menschlichen Freiheit die Kulturentwicklung eben doch nicht, daß nicht gewisse Konstruktionen möglich wären. Es ließen sich auch im vorliegenden Werke Beispiele anführen, daß man ohne sie nicht auskommen kann und daß man sie mit Vorsicht sehr wohl gebrauchen darf.

Inhaltlich ist das Werk von Schmidt und Koppers für uns besonders dadurch wertvoll, daß sie gerade für das Wichtigste im Menschenleben, die Religion, ein offenes Auge haben und nicht von vornherein „wissen", daß die niederen Völker entweder keine oder doch nur eine recht grobsinnliche Religion haben dürfen. Der Theologe und Missionar wird eben ceteris paribus, wie auch Gräbner schreibt (Methode der Ethnologie, 43), über Religion am besten unterrichten können. Tatsächlich mehren sich ja auch die Zeugnisse dafür, das gerade niedere Kulturvölker hohe religiöse Vorstellungen haben und daß diese Vorstellungen bei ihnen altererbtes Gut sind. Diese Dinge sprechen natürlich deutlicher im Sinne eines ursprünglichen Monotheismus als im Sinne eines ursprünglichen Zauberwesens, Fetischismus, Animismus oder was man sonst als Ausgangspunkt der Religion bezeichnen möchte. Wie kräftig die neueren Forschungen, an denen Pater Schmidt und seine Ordensgenossen ganz besondern Anteil haben, wirken, kann man vielleicht auch aus der folgenden Tatsache erkennen: In der ersten Auflage von Buschans Illustrierter Völkerkunde, die 1909 erschienen ist, war den Kubu als einem angeblich religionslosen Volk eine sehr eingehende Beschreibung gewidmet, in der neuen Auflage ist sie weggefallen. Auch hier hat sich nämlich wieder herausgestellt, daß die Behauptungen über die ganz außerordentlich niederen religiösen Vorstellungen und sogar den völligen Mangel derselben bei diesem Stamme unbegründet waren. (Vgl. ‚Unsere Welt' 3 (1911) Nr. 1.) So hat also das Buch von Schmidt und Koppers, das streng wissenschaftlich vorgeht, auch apologetisch eine große Bedeutung.

Der vorliegende erste Teil schildert die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, der zweite Teil, der bald als 4. Band des Gesamtwerkes erscheinen soll, wird die geistige Kultur zum Gegenstand haben. Aber auch der jetzt schon vorliegende Teil gibt viele Einblicke in dieses Gebiet. Wie verschieden sich die gleichen äußeren Verhältnisse im Geiste verschiedener Beobachter darstellen, davon bekommt man einen Begriff, wenn man das Werk von Schmidt-Koppers und die Völkerkunde von Buschan nebeneinanderlegt. Man vergleiche z. B. die Schilderung der Initiationsfeierlichkeiten bei den Kurnai in Südostaustralien in den beiden Werken oder die Anschauungen über die Pygmäen. Man wird daraus aber auch, selbst wenn man nicht immer sich auf Seiten Schmidt und seiner Mit-

arbeiter stellen wollte, die Notwendigkeit ersehen, daß wir ein solches Werk über Völkerkunde, von katholischen Forschern verfaßt, besitzen müssen. Wir möchten daher das Werk ganz eindringlich der Unterstützung empfehlen, damit Verlag und Verfasser auch die Anerkennung der geleisteten Arbeit und der gebrachten Opfer erhalten und auf diesem so wichtigen Gebiete weiterarbeiten können.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

H. A. Berger: Badenerland. Ein Heimatbuch. Mit Federzeichnungen von W. Müller und 1 Kunstbeilage nach einem Gemälde von Hans Thoma. 407 S. Leipzig 1924, Fr. Brandstetter. Geb. M. 5,50.

Man könnte die Besprechung dieses Heimatbuches in das Sätzlein zusammenfassen: „Ablehnen, weil es den Takt gegenüber den Gefühlen der Katholiken vermissen läßt," und es so kurzerhand erledigen. Aber es soll dieser Ablehnung doch eine kurze literarische Würdigung mit auf den Weg gegeben werden. Dem Verfasser scheint es bei seiner Arbeit selbst nicht recht geheuer zumute gewesen zu sein. Im Vorwort liest man nämlich die Sätze: „Es fiel dem Herausgeber dieses Heimatbuches nicht leicht, aus dem reichen Schatze landschaftlicher Schönheit und kultureller Eigenart des Badener Landes die wesentlichen Stücke in einem knappen Bande festzuhalten. Er durfte ja seine eigene Vorliebe für diesen und jenen Landschaftsstrich nicht eigenmächtig, wenn auch unauffällig dem Leser unterschieben." . . „So steht es niemand klarer vor Augen als dem Herausgeber, daß dieses Heimatbuch nur ein bunt aneinander gereihtes Mosaik, kein lückenloses Ganzes ist."

Frage: Ist an diesem kunterbunten Durcheinander (auch das richtige Mosaikbild ist ein lückenloses Ganzes) nur das dem Verfasser vorgeschriebene, vom Verlage fertiggestellte Schema schuld, oder auch die Unzulänglichkeit des Herausgebers? Das von Tony Kellen besorgte württembergische Heimatbuch „Das Schwabenland", an sich zwar auch keine Musterleistung, hat doch einen ganz anderen, viel systematischeren Aufbau. Dort ist der Aufriß so: I. Land und Leute, II. Aus Württembergs Vergangenheit, III. Wanderungen durch Württemberg (nach den einzelnen, geschichtlich und geographisch umrissenen Landesteilen geordnet), IV. Das Hohenzollernland, V. Die Schwaben, VI. Aus dem württembergischen Wirtschaftsleben. Der Verfasser des Badener Landes aber ordnet: I. Am Neckar und am Rheine, II. Schwarzwaldrauschen, III. Wo der Bodensee erglänzt. Auch findet man in dem württembergischen Heimatbuche alles vermieden, was die Gefühle der einen oder anderen Konfession oder politischen Partei verletzen könnte. Für Baden erschien diese Rücksichtnahme, soweit es sich wenigstens um Katholiken und Zentrumsleute handelt, nicht nötig; denn sonst wäre die Aufnahme des ganz oberflächlichen Feuilletonbeitrags von F. Droop „Mein Abschied von Hansjakob" weggeblieben, ebenso die Verherrlichung Hussens durch das Gedicht von K. F. Meyer und erst recht das „Heckerlied" mit seinen hochpoetischen Strophen:

An den Darm des Pfaffen
Hänget den Hofmann,
Laßt ihn dran erschlaffen,
Hängt ihn drauf und dran.

Schmiert die Guillotine
Mit Tyrannenfett,
Reißt die Konkubine
Aus des Pfaffen Bett.

Der nackte, badende H. Suso in Diels gleichnamigem, widerwärtigem Roman mag ja für ein gewisses Publikum ein apartes Lesefutter sein, in ein Heimatbuch

gehört er nicht herein. Suso hätte gewiß auf andere Weise gewürdigt werden können.

Es sei indes ausdrücklich anerkannt, daß sich in dem Buche schöne und wertvolle Beiträge in Vers und Prosa finden, in Prosa z. B. die ergötzliche Hotzenwaldfahrt von Scheffel, Neckarsteinach von N. Schwarzkopf, Schwarzwälder Maler von H. E. Busse, Alt Wimpfen von G. Heybach, Beiträge aus Hansjakob, A. Stolz (der aber viel reicher und mit noch charakteristischeren Beiträgen hätte vertreten sein dürfen), W. Scholz, E. Berberich, Wingenroth, Schmitthenner u. a. m. Aber warum ist über die Heidelberger Romantik statt des Beitrages von H. Brandenburg nicht Eichendorffs prachtvolle Schilderung aufgenommen worden? Warum sind Peter Hebel und die Zimmernsche Chronik mit ihren köstlichen Anekdoten nicht reichlicher ausgeschöpft worden? Daß in solchen ad hoc gemachten Heimatbüchern auch feuilletonistische Lückenbüßer nicht entbehrt werden können, ist selbstverständlich. Allein, wenn Max Bittrich die Berühmtheiten der Freiburger Universität aufzählt, dann hätten auch Männer wie Rotteck, F. J. Buß und J. B. Hirscher genannt werden sollen. Es könnte noch manches an dem Buche gelobt, manches auch noch getadelt werden. Das Gesagte wird aber die ablehnende Stellung zu ihm bereits hinlänglich begründen.

Dettlingen (Hohenzollern). Pfarrer H. Herz.

Die deutschen Alpen. Ein Bilderbuch mit 100 Bildern. Geleitwort von Hans Karlinger. Einhorn-Verlag in Dachau bei München, o. J. 96 S. Klein 4°. Kartoniert 3,50 M., geb. 4,80 M.

Das deutsche Meer. Alles wie vor, nur ist die Einleitung und der Bildertext von Hans Much.

Diese schönen und tüchtigen Bücher bilden den 2. und 3. Teil einer auf 30 Bände berechneten Sammlung ‚Das Vaterland'. Diese verfolgt den löblichen Zweck, die Schönheiten unserer deutschen Heimat in volkstümlichen Bilderbüchern gediegener Art vor Augen zu stellen, und will zu verständigem, allseitig nutzreichem Wandern anregen. Wenn die Absicht weiterhin so glücklich ausgeführt wird, wie in den vorliegenden Beiträgen über Alpen und Meer, so darf sich Jung-Deutschland und die Alten mit ihm recht herzlich freuen und mag herzhaft zugreifen. Solche Hilfsmittel sind tauglich für den Gebrauch zu Hause und trefflich für frohe Fahrten.

Die Bilder sind mannigfaltig, sinnig ausgewählt und gut ausgeführt. Auch wer schon in den behandelten Strichen aufmerksam gereist hat, wird viel finden, was seinem Auge entgangen ist, und wer die Ferne erst aus Bildern und Büchern kennt, braucht nicht zu fürchten, hier oft auf solches zu stoßen, was er schon anderweit gesehen und vernommen hat.

Die Begleittexte verdienen ebenfalls alles Lob. Sie sind gut geschrieben und inhaltreich, von Männern verfaßt, die ihre engere Heimat, der eine das Gebirge, der andere die Meeresküste, gründlich kennen und herzhaft lieben; sie übertreiben nicht, aber für das, was gesagt werden darf und muß, haben sie den rechten begeisterten und begeisternden Ton gefunden.

Der Borromäusverein darf diese beiden Hefte in sein Gabenverzeichnis einreihen, und allen Lesern dieser Blätter sei die Anschaffung als Zierde für den Familienbüchertisch empfohlen. Jedes einzelne Heft bildet ein Ganzes für sich, auch äußerlich, unabhängig von den übrigen Teilen der eingangs erwähnten Sammlung. Das erste Heft der letzteren hat sich mit dem Rhein beschäftigt aus Anlaß der

vorigjährigen Jahrtausendfeier. Es ist zu vermuten, daß es den weiteren Lieferungen entspricht, aber ich kann aus eigener Kenntnis darüber nichts versichern.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Rudolf Sieck: Bilder aus Italien. Mit Schilderungen von Alfred M. Balte. Mit 26 farbigen Offsetdrucken. 100 S. 4°. Heilbronn 1925, Eugen Salzer. Kart. M. 7,40, geb. M. 8,40.

R. Siecks italienische Landschaftsbilder, wovon etwa ein volles Drittel auf Sizilien entfällt, sind dem Auge ein Genuß und der Seele starker Anreiz, sich wohlig in entzückende italienische Landschaften hineinzuträumen. Diese Offsetdrucke erbringen zugleich den Beweis, wie vorzüglich sich dieses Druckverfahren zur Wiedergabe farbiger Bilder eignet. Baltes Textschilderungen in Vers und Prosa laufen ziemlich unbekümmert um das mit dem Stifte Festgehaltene neben den Bildern her. Einzelne Stücke sind vorzüglich gelungen, z. B. die Schilderung der Carabinieri, der Sizilianischen Weinlese, des Jonischen Meeres, der Agave des Oelbaumes. Manchmal vergreift sich der Dichter aber auch bei seinen expressionistischen Rhythmen und Prosagedichten im Ausdruck und wird banal. Wenn auch die Sizilianische Muttergottesverehrung ihre eigenen, uns Nordländern wenig zusagenden Formen annehmen mag, so ist sie im Grunde doch etwas anders als das, was Balte sie bezeichnet, als Tibet.

Dettlingen. H. Herz.

Georg Wegener: Ein neuer Flug des Zaubermantels. Erinnerungen eines Weltreisenden. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 364 S. in klein 4°. 11 M., geb. 13 und 18 M.

Vor 6 Jahren veröffentlichte der durch seine Reiseberichte bestens bekannte Verfasser einen Sammelband mit abgerundeten Abschnitten aus seinen schönen und inhaltreichen Schriften, betitelt ‚Der Zaubermantel'. Das Buch ist auch in unserer Zeitschrift seinerzeit beifällig angezeigt worden und hat zauberhaften Erfolg gehabt: bisher schon 5 Auflagen! Das dürfte zum „neuen Flug" ermutigen, und dieser wird ebenfalls gelingen, denn es birgt der Mantel wiederum köstliche Gaben. Wegeners Schreibart ist überaus glücklich und ansprechend, der Gehalt dessen, was er schreibt, als ein Mann von gediegener Bildung, von gutem Geschmack und Urteil, nicht minder wertvoll und anziehend.

Die 25 Abschnitte des neuen Buches sind überaus mannigfaltig. Auch Lourdes kommt ausführlich zur Sprache, und es zeugt dieser Abschnitt vom feinen Takt des Verfassers, der auch, obschon „ein märkischer Ketzer", wie er sich selber nennt, „mit evangelischen Kirchlichkeitsbegriffen", die Großartigkeit einer theophorischen Prozession in Brüssel mit Würde und Ruhe ansieht und beschreibt. Meist führen die Schilderungen des Buches in die weite Ferne und bringen die großartige Schönheit unserer Welt und ihrer Wunder ergreifend zum Ausdruck. Es ist nicht zu verwundern, daß einen Mann, der so ungewöhnlich viel hienieden gesehen und verständig genossen hat, das höchste Maß von Weltfreudigkeit erfüllt. Wenn hier und da ausnahmsweise der Reflex sinnlichen Reizes etwas stärker zum Ausdruck kommt, als es jedermann leiden oder vertragen mag, so bewährt sich dabei doch auch die edle Art, die über das ganze Buch sich wohltätig verbreitet.

Die Absicht dieses zweiten Bandes ist die nämliche wie beim ersten. Die Zeiten sind anders geworden; mit den schönen Weltreisen ist es vorbei. Da will denn ein freundlicher Mann, dem sich vordem „die Weite der schönen Erde so wundervoll

aufgetan", durch freundliche Erinnerungen seine Leser wie sich selbst „aus unserer Weltgefangenschaft" beruhigend und tröstend herauszuheben suchen.

Der letzte Abschnitt bringt autobiographische Mitteilungen, die vielen angenehm und für manchen lehrreich sein werden. Der vorletzte und der drittletzte (‚Dido, eine Tiergeschichte' und ‚So ist das Leben') fallen einigermaßen aus dem Rahmen des Buches, erfreuen aber durch ihren feinen Humor und Sarkasmus.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Theater

Klabund: Der Kreidekreis. Spiel in 5 Akten, nach dem Chinesischen.

Unter den wenigen deutschen Dramen, die im letzten Winter einen durchschlagenden Bühnenerfolg hatten, ist an erster Stelle ‚Der Kreidekreis' zu nennen. Es ist zwar nicht einmal eine original-deutsche Dichtung, sondern eine Uebersetzung aus dem Chinesischen, doch auf unsere Zeit- und Kulturverhältnisse zugeschnitten. Schwer ist es wohl zu sagen, was hier auf Konto des chinesischen Autors, und was auf das des deutschen Uebersetzers oder Nachdichters Klabund zu setzen ist.

Der Stoff des Dramas ist uralt, ist Weltgut. Seine Motive finden sich z. B. im Alten Testament in der Errettung der unschuldig angeklagten Susanna durch Daniel und weiterhin in Salomons weisem Urteilsspruche betreff der echten und der falschen Mutter. Auch im ‚Kreidekreis' siegt die Unschuld über List und Verrat und gelangt hinauf zu den höchsten Ehren. Der Rechtsgedanke, der im Chinesischen durch die Figur des Kreidekreises symbolisiert wird, realisiert sich in der Handlung, aber nicht durch die Aktivität des Menschen, der selbst seine Geschicke lenkt, sondern durch das scheinbare Spiel des Zufalls, hinter welchem sich aber das Wirken der Gottheit verbirgt.

Obwohl das Drama keine realen Charaktere zeichnet, obwohl seine Handlung mehr als unwahrscheinlich ist, ja, obwohl das ganze Gefüge der Szenen so lose zusammenhängt, daß beispielsweise der 4. Akt ganz gestrichen werden kann, ohne daß das Verständnis eine Einbuße erleidet, so übt es auf uns dennoch eine unverkennbare Wirkung aus. Das hat verschiedene Gründe.

Da fesselt uns vor allem die poetische Sprache des Orients, die aber nicht indisch-phantastisch ist, sondern aus uralter Lebensweisheit, nach Art der Bauernregeln herauswächst. Die naive Weltanschauung eines Bauernvolkes, dem jede metaphysische Spekulation fernliegt, das mit kindlicher Freude an der Erscheinungswelt hängt, erregt unser Interesse. Die einfache, kindliche Schilderung des Schmerzes, der Hingebung, des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung fesselt uns. Ja, man vergißt bei der schlichten Sprache, daß manches, in unsere Zeit umgesetzt, anstößig erscheinen müßte.

Die Natürlichkeit, mit der hier, ähnlich wie im Aten Testament, das Natürliche natürlich gesagt wird, ist die beste Waffe gegen Mißdeutungen.

Ob allerdings der moderne Schauspieler dafür den rechten Ton findet, ob er nicht, dem Zuge einer unheiligen Zeit folgend, hier eine Fundgrube für Possen zu finden glaubt, wage ich nicht zu entscheiden. Oft allerdings klingt die Sprache des Dramas ganz modern, dort namentlich, wo der Gegensatz zwischen besitzender und nichtbesitzender Klasse, zwischen Rechtsstaat und Gewaltstaat herausgearbeitet wird.

Das Drama ist bühnenwirksam, vor allem durch das Milieu, in welchem es spielt. Denn dieses gibt dem Regisseur unbegrenzte Möglichkeiten, sein technisches Können zu zeigen. Gewiß war dies wohl für Reinhardt der Hauptgrund, weshalb

er sich des Dramas so liebevoll annahm und der Wegbereiter für dessen Erfolg wurde.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Paul Zech: Das trunkene Schiff. Eine szenische Ballade. Leipzig, Schauspiel-Verlag.

Der Expressionismus mit seiner oft verstiegenen Problematik, seiner formzerbrechenden Dynamik ist über Nacht ebenso plötzlich verschwunden, wie er kam. Er fegte wie ein Gewitter daher, das sich nun ausgetobt hat, um einer matten Ruhe Platz zu machen.

Dieser Wandel zeigt sich am deutlichsten auf dem Gebiete des modernen Dramas. Die modernen Dichter weichen vor den Problemen ebenso scheu heute zurück, wie sie vor kurzem noch dieselben suchten. Die neue Mode bringt den Historizismus. Persönlichkeiten, die irgend eine interessante Episode in ihrem Lebenswandel haben, werden auf die Bühne gestellt, zunächst natürlich die Könige und Feldherren. Aber auch neben ihnen mehr und mehr die Genies. So hat vor kurzem Kasack den ‚Vincent van Gogh‘ über die Bühne gehen lassen, und nun folgt ihm Paul Zech mit einer Darstellung des französischen Dichters Rimbaud. Von der Knabenzeit an begleitet er ihn in 16 wechselnden Bildern, ‚Stationen‘ genannt, bis zum Tode im Hospital von Marseille. Zech nennt sein Werk nicht Drama, sondern ‚szenische Ballade‘, weil er in loser dramatischer Form, im Kinostil, Bild an Bild klebt, dabei jegliche Idee streng ausschaltet, einzig und allein nur darauf bedacht, Rimbaud als Persönlichkeit darzustellen.

Zechs Sprache ist ungemein lebendig, oft klingende Wortmusik. Besonders gut sind die Uebersetzungen Rimbaudscher Gedichte. Allein, ein Dramatiker ist Zech nicht. Die Handlung ist höchst schwach. Rimbaud unterhält uns durch 16 Bilder hindurch mit denselben Frechheiten und Gemeinheiten, die zwar — scharf pointiert und mit einem gewissen Dünkel serviert — zunächst nicht ohne Eindruck bleiben, aber auf die Dauer unausstehlich langweilig werden. Neues fällt dem Dichter nicht ein. Nur die Staffage ändert er, nicht den Inhalt.

Rimbaud, der Dichter, ist höchste Stufe der Dekadenz; er ist, wie Berthold Brechts ‚Baal‘, das menschliche Tier, der brutal ekelhafte Triebmensch. Es scheint Mode zu werden, den Dichter so zu degradieren. Sah Dante in ihm den großen Seher, Goethe den mit den Problemen des Lebens ringenden Menschen, ja, sogar Ibsen noch in ‚Peer Gynt‘ den Märchenerzähler, den „anmutigen Lügner“, wie Nietzsche es nennt, so stellen heute Berthold Brecht und Paul Zech in ihm den Schänder des Geistes dar, der den Verstand nur gebraucht, „um tierischer als jedes Tier zu sein“. Sein Sehnen „geht nach den Tierweibern“.

Einen Charakter hat Zech nicht herausgearbeitet. Rimbaud markiert durch blasphemische Sprache eine gewisse Stärke, aber die entsprechenden Taten fehlen. Rimbaud als den großen Heiden darzustellen, der jenseits von Gut und Bös steht, ist Zech völlig mißlungen. Mit 35 Jahren ist Rimbaud nicht anders als mit 15 Jahren. Immer noch rast er nicht „von Stern zu Stern“, sondern von Morast zu Morast. Nur „die Stimme ist männlicher geworden“. Seine Weltanschauungsbetrachtungen stehen aber dauernd auf der geistigen Höhe eines frühreifen Sekundaners.

Rimbauds Freund, Paul Verlaine, ist ein winselnder Trottel, dessen Hörigkeit gegenüber Rimbaud geradezu ekelerregend ist, und die Priester sind die salbadernden „Theaterpfaffen“. Man kann nicht sagen, daß mit dieser Dichtung Paul Zech

seinem Dichterruhme ein neues Lorbeerblatt hinzugefügt hat. Nur die geistige Armut des augenblicklichen Theaters, auf welchem der absterbende Subjektivismus seine Walpurgisnacht feiert, kann ein solches Stück herausbringen. Der Zug zum Objekt, der heute in der Philosophie den Weg in die Zukunft zeigt, hat sich in der dramatischen Welt der Gegenwart noch nicht ausgewirkt, und Publikum wie Theaterleiter sind gleich ignorant in bezug auf das, was auf neuen Wegen zu neuen Zielen führt.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Schöne Literatur

Alfred Mombert: Atair. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 224 S. 8°. In Pappe geb. 5 M.

Einer der repräsentativen Dichter unserer Tage neben George, Däubler, Rilke, Hasenkamp ist Alfred Mombert. Sein Werk ist recht umfangreich. Er selbst gehört der vorigen Generation an. Die Dichtung hat einen tragischen Zug und man kann diese Verse nicht ohne Erschütterung lesen. Sie stellen den Versuch eines Menschen dar, im Geiste zu leben und die Natur ungeteilt, ganz und gar dabei bestehen zu lassen. Darum hat sein Leben und sein Werk keine Form. Der Geist tritt nur in Momenten phantasie- und traumhaft in dieses Werk; er ist nicht der Herrscher. Es gibt keine Hierarchie der Werte. Alles ist gleich und gleich gut: das weiße Glanzlicht der Sterne, wie die Glühlampen der Städte. Darum ist nur ein Wille zum Geist da, keine dauernde und stete Linie, immer ein Zurückfallen in die Impressionen und Träume. Das Werk Momberts verdiente einmal eine eingehende Untersuchung. Das letzte Werk Atair enthält in 3 Teilen: Fahrten mit der Materie. Die Urjahre und Sfaira keinen neuen Zug seines Dichters. Das Werk Momberts ist fertig. Es fordert uns nun auf zum Verständnis und Urteil.

Es naht für Einen,
der dröhnend aufstand
in Geistes Licht Glorie,
die tausendjahrelang erharrte,
posaunen-umworbene,
gestirn-umkreiste,
die erhabene, letzte Schlacht-Freude.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Reinhold Johannes Sorge: Der Jüngling. Die frühen Dichtungen. 174 S. 8°. Kempten 1925, Kösel und Pustet. In Ganzleinen 4,50 M.

— **Preis der Unbefleckten.** 32 S. 8°. Leipzig 1924, Vier-Quellen-Verlag. Broschiert 1,50 M.

— **Nachgelassene Gedichte.** 86 S. 8°. Leipzig 1925, Vier-Quellen-Verlag. Gebunden 4 M.

Das Werk des jungen, im Weltkriege gefallenen Dichters liegt nun fast ganz vor und läßt sich heute schon sagen, daß Sorge, ein anderer Theodor Körner, weniger durch seine Werke fortleben wird, als durch sein Geschick und seine Person. Der erste Band enthält die Frühdichtungen: dramatische Entwürfe und Gedichte. Spätere Dichtungen klingen bereits an. Jüngling, Odysseus, Guntwar, Zarathustra, Prometheus, Antichrist sind die Titel der Entwürfe. Verse aus Frühling, Sommer, Herbst 1911 folgen. Den Schluß bildet die ursprüngliche Fassung des 4. Aufzuges des Erstlingsdramas: Der Bettler. Diese hier veröffentlichten Dinge sind wohl vorwiegend für den Literaturforscher interessant. Auch bei dem

2. Werk, dem Sang über die Begegnisse zu Lourdes: Preis der Unbefleckten, kann man als Sinn der Veröffentlichung dieses nur konzipierten Werkes nur den finden, daß den Freunden Sorges alles heilig und teuer ist, was von ihm stammt! Dieser Versuch in Terzinen ist formal sehr interessant. Leider hat der Tod Sorge an der Vollendung gehindert. So steht alles noch im Rohbau. Am besten sind die Nachgelassenen Gedichte. Der Band ist in 3 Teilen erschienen: Brautgesänge, Lieder des Unmündigen Lob und Dank und zum Schluß Christuslieder. Man sieht, wie der Dichter aus seinem tosenden Aufbruch langsam zu einer mehr gebändigteren und distanzierteren Art heranwächst und sich an Däubler, George und Goethe schult. In diesem Bande stehen einige recht gute Gedichte, die auch wohl einen dauernderen Charakter tragen, denn den eines Gedächtnisses an einen liebenswerten Menschen. Die Freunde Sorges aber werden alle 3 Bände lebhaft interessieren.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Lulu von Strauß und Torney: Luzifer. Roman. 242 S. Jena 1924, Eugen Diederichs Verlag. 3.—5. Tausend.

In meiner im November-Dezember-Heft 1924 der ‚Bücherwelt‘ erschienenen Würdigung L. v. Strauß und Torneys mußten leider einige damals vergriffene, ältere Bücher der Dichterin außer Betracht bleiben. Von diesen Werken legt nun Diederichs den 1907 zuerst erschienenen ‚Luzifer‘ in neuem, künstlerisch schönem Gewande vor. Der Held dieses im Mittelalter spielenden Romans, ein edel, aber grüblerisch veranlagter Mensch, zerschellt an dem Unverstand, der Habgier und der unmenschlichen Grausamkeit katholischer Kleriker. Gezwungenermaßen Mönch geworden, wird er durch sie schließlich zum Ketzer und erleidet das Ketzerschicksal. Unglaublicherweise wird auf dem Richtplatz das hl. Meßopfer dargebracht, und als das Glöcklein zur Wandlung ertönt, entzündet der Henker den Holzstoß! Infolge des Zerrbildes, das die Dichterin von der damaligen katholischen Kirche entwirft, kommt das Werk für unsere Büchereien nicht in Frage. Schade, denn ihre in großen, kühnen und deutlichen Zügen malende Kunst hat dem Gebildeten wie dem Mann aus dem Volke etwas zu sagen, und der vorliegende Roman zeigt ihre realistische Gestaltungskraft kaum weniger auf der Höhe als etwa der ‚Judas‘. Uebrigens hat das vor reichlich 20 Jahren geschriebene Werk heute ein aktuelles Interesse. Der Unterschied und der Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen wird in effektvoller Weise beleuchtet.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Marga Thomé: Der Sendling. M.-Gladbach, Führer-Verlag.

Die Erzählung baut sich in einzelnen Episoden und Stationen auf und gibt uns die Geschichte einer großen Seele, die den Kampf zwischen Gott und Teufel kämpft, wie wir alle. Langsam erwacht in dem Knaben Magnus Lenz das Bewußtsein, ein Gesandter Gottes zu sein. Er erkennt, daß Gott die Liebe ist und seine Güte in der Natur uns zeigt. Darum predigt er die Menschenliebe. Wunderbar ist der Erfolg seiner Worte; einen wilden Räuber weckt er zur Reue. Ein ganzes Dorf belebt er nach den ausgestandenen Kriegesschrecken. Doch auch ihm naht die Versuchung. Er kann die Geheimnisse der Natur nur verstehen und nur dann die Stimme Gottes zu den Menschen sein, wenn er einsam bleibt. Eine Frau aber erweckt die Liebe in ihm, doch sie selbst weiß, daß sie sich trennen müssen. Der Sendling Gottes und Bote seiner Liebe muß einsam sein. Magnus Lenz fügt sich. Doch bei einer Wanderung findet er Lorenza ermordet am Wege. Wenzel Rott,

ein wilder Kriegsknecht, dem Magnus Lenz zudem noch das Leben gerettet hatte, hat sie getötet. Ein Kaiserlicher (die Erzählung spielt im 30jährigen Krieg) ist aufgeknüpft an einem Baume. Magnus Lenz hält ihn für Wenzel Rott und duldet es, daß er erdrosselt wird. Nun, nachdem er seiner Sendung untreu geworden durch die Liebe zu Lorenza und die geduldete Ermordung des Kriegers, kann er die Liebe nicht mehr predigen. In einem Dorfe Markhausen tut er nichts anderes, als in einer zerfallenen Klosterkirche die Glocke läuten, und die Lilien, die schon seit Jahren nicht mehr blühten, pflegen. Bei der Lilienwacht wird er erschlagen. Als man ihn am Morgen findet, sind die Lilien zum erstenmal wieder erblüht, und nach Jahren blühen in jedem Dorfgarten Lilien. Eine ungemein kräftige und erschütternde Erzählung! Zeugnis eines tiefen Blickes und ernster Kunst.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Margarete Windthorst: Die Verkündigung. M.-Gladbach, Führer-Verlag.

Margarete Windthorst zeigte sich in dieser kurzen Erzählung wieder von ihrer besten Seite. Die schöne Eindringlichkeit ihrer Naturschilderungen bezaubert auch hier wieder Ohr und Auge. Schauplatz der Erzählung ist eine Blumenzüchterei. Und die Dichterin weiß uns diese edlen Pflanzen gut darzustellen: „Hier blühen die Grasnelken zurzeit in lichterlohen, kleinen Feuern. Hier liegt ein Stück Himmel in den Aubretien. Man sieht nicht mal auf den ersten Blick, ob die Iberis Steine sind oder Blütenkissen. Zwischen den Blumen die hellen Lenzkerzen der Zwergfichten, die Flächen der bunten Moose, das Stachelgezweige einer Schwarzfichte und die mädchenhaft schlanke Gestalt eines Edelwacholders. Unter Blumen und Bäumen und Moosen die Steine. Graue, rötliche und weiße Findlinge, von denen Hannchen sagt, daß sie draußen hinterm Garten in der Erde wachsen und nichts wert sind. Da liegt einer am Ende, dessen Rundung obenauf ein wenig abgeflacht ist. Das ist Trudes Platz in mancher stillen Abendstunde.“ Auf diesem Hintergrunde vollzieht sich das geistige Geschehen. Trude Stöcker wandelt sich in der Zeit dieser Erzählung von einer selbstsüchtigen Frau zu einer opferfrohen, die gar nicht mehr an sich denkt. „Wie sie dann groß aufgerichtet dasteht und hochaufatmend die Schultern hebt, ist ihr, als werfe sie alle Müdigkeit von sich ab. Menschen sind unsere Pflicht. Wir gewinnen sie nicht, indem wir sie erwarten, sondern indem wir zu ihnen hingehen.“ Eine gut vorgetragene und besinnliche Erzählung.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Margarete Windthorst: Die Seele des Jahres. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 4.—6. Tausend. 3 M.

Dieses Werk der bekannten Dichterin ist aus Versen und Prosa gemischt. Es begleitet das ganze Jahr mit seinen Meditationen und Aussprüchen und Erzählungen. In den 12 Monaten des Jahres wird die Seele des Jahres lebendig und anschaulich. Doch es ist ja eigentlich nicht die Natur, welche die Dichterin schildert, sondern das geistige Element, das in der Natur sichtbar wird. Es finden sich auch Anklänge an das Kirchenjahr. Das Menschenleben in seinem naturverbundenen Jubel, seinem Leid und seiner Freude, zieht auch an uns vorüber in einer seltsamen Verwobenheit. Wie durch einen Schleier erkennt die Dichterin alle Dinge von Gott beseelt, alle Geschöpfe wie in einer Heimkehr begriffen. Ihre Kraft der Naturbeseelung zeigt die Dichterin auch in einer Reihe guter und liebenswürdiger Gedichte und manchen fast epigrammatischen Sinnsprüchen. Die letzteren besonders im Dezember: Die heiligen zwölf Nächte. Die Dichterin schreibt: „In den heiligen zwölf Nächten, von Weihnachten bis Dreikönigstag,

steht vom Abend- bis zum Morgenrot der Himmel offen. Dann pflegen die Himmlischen einen besonderen Verkehr mit der Erde. — Ich legte in dieser Zeit vor dem Schlafengehen ein kleines Album auf meine Fensterbank und einen Stift dazu. Während ich schlief, kamen die Himmlischen und schrieben mir ein freundliches Gedenkblatt. Die hl. Margareta, Franziskus, St. Johannes, St. Elisabeth, der hl. Antonius, die hl. Scholastika, St. Augustinus, St. Monika, St. Joseph, die Gottesmutter, ein Madonnenenglein und die hl. drei Könige tragen in das Album ihre Verse ein.

„Die im Flug sich regen, deine Schwingen,
Seele, hörst du nicht ihr Flügelsingen?
Jeder Schlag wie sanftes Wellengleiten
An die Ufer der Unendlichkeiten.“

Ein echtes, frauenhaftes Buch, das viele Freunde gefunden hat und finden wird.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Lilly Schmitz-Cardauns: Der kleine König. Novelle. Sarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft.

Die Verfasserin liebt keine langen Einleitungen; kaum hat man das Buch aufgeschlagen, fühlt man sich schon in den Rahmen des Geschehnisses hineingezogen. Die ergreifende Geschichte des kleinen Königs erzählt uns nicht mehr L. Schmitz-Cardauns; nein, wir lauschen selbst dem Bericht des Bruders Girolamo, und unser Blick wandert immer wieder zu dem Bilde hinauf, dessen Entstehung die Klosterchronik so ausführlich beschreibt.

Auch die 2. Novelle: Schatten und Rauch nimmt uns ganz gefangen, doch ist der Leser hier mehr Zuschauer, der mit großer Spannung den Verlauf der Dinge verfolgt.

Bonn. O. Taxis.

Lilly Schmitz-Cardauns: Gottes Mühle — Der Schatten. Zwei Novellen. Wiesbaden, Hermann Rauch.

Die beiden Novellen fesseln von Anfang bis Ende. Sie sind naturwahr aufgefaßt, in frischen kräftigen Zügen gezeichnet, aber sie wirken trotzdem nicht alltäglich. Denn ein großes Verständnis für die neuere Tragik bei allem äußeren Glück vertieft jeden einzelnen Zug. Es sind keine Helden und Uebermenschen, die da geschildert werden, sondern Gestalten, mit denen wir jeden Tag zusammen treffen und in deren Schicksalen wir uns selbst erleben.

Bonn. O. Taxis.

Eduard Reinacher: Runold. 8° (98 S.). Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt. Gebunden 2,50 M.

„Als Runold zur Welt kommen sollte, gedachte der unendliche Gott, durch ihn in der Endlichkeit einige Worte zu tun, deren Redung die Zeit verlangte.“ Nach diesem Eingang erwartet man mehr, als die 6 Bilder aus dem Leben Runolds bieten. Ein reiner Tor voll edler Güte, schreitet Runold hin durch das Leid und die Schuld des Weltkrieges. In kraftloser Gotthingabe des Erlösers harrend, steht er voll schlichter Größe neben dem Barfüßer, der auf feste Form in Glauben und Leben hält, neben der Gier des Geizes, die sich an verendetem Getier sättigt, neben der sinnlosen Wut des Nationalismus. Er selber ist glücklich in Gott und Gottes Schickungen, aber die Verblendung seiner Brüder quält ihn: „Gib mir Liebe, mein Gott, soviel genug ist, um die Welt zu erlösen. Oder gib die Liebe zur Erlösung einem Menschen, der würdig ist“ (16). Aber „der hemdige Heiland“, in

dessen Pflege sich Runold seine Todeskrankheit holt, ist ein windiger Selbstbetrüger, der schließlich an der Seite eines ichsüchtigen Weibes eine kleine Schenke auftun will (94). Und Runold selbst? Bei all seiner Güte, die sich freut, einem armen Hündchen vor dem Verenden noch ein wenig Erleichterung gebracht zu haben, darf er nicht neben den heiligen Franz von Assisi gestellt werden: ihm fehlt der Halt einer klaren Weltanschauung. Dieser kraftlose, dogmenlose Prophet kann für seine frohe Botschaft, daß die Güte in allen Menschen steckt und eines Tages überall auskommen wird, kein Verständnis werben. Ein Retter für unsere zerrissene Zeit muß auf festerm Boden stehen. So legt man das Buch enttäuscht aus der Hand, mag auch Runolds rührender Seelenadel und eine an der erhabenen Schlichtheit der Bibel geschulte Sprache und bisweilen ein orakelhafter Weisheitsspruch fesseln. Den jugendlichen Leser vollends könnte dies verschwommene Buch auf falsche Fährte führen.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide O. F. M.

Alfred Frankhauser: Die Brüder der Flamme. Roman. 354 S. Zürich und Leipzig 1925, Grethlein u. Co.

Frankhauser schreitet von der mehr lyrischen Darstellungsform seines hier bereits gewürdigten Romans ‚Vorfrühling' in diesem Buche weiter zu echt epischer Gestaltung, zu schlichtester Gegenständlichkeit. Auf dem Hintergrunde einer religiösen Volksbewegung der Napoleonischen Zeit, die unter schlechtem Einfluß bald in die Irre geht, zeichnet der Dichter einen schweizerischen Bauern, der sich aus anfänglicher Gedankenwirrnis zu immer reinerer Gottesschau, zu immer tieferer Nächstenliebe durchringt. Ein Hauptpunkt seiner Lehre besagt: Der Mensch mache sich die Natur dienstbar, vergesse aber den Schöpfer nicht darüber, sonst werden sich die gebändigten Gewalten einst furchtbar gegen ihren Meister erheben. Damit zielt er auf die technischen Wunder des kommenden 19. Jahrhunderts und den Weltkrieg. Der in höchster Gottesekstase begangene Selbstmord des Helden erhält für den Leser in der Grabrede des Pfarrers sein sittliches Korrektiv. So wäre vom ethischen Standpunkt aus gegen den Verfasser nur zu bemerken, daß die Eheirrung Glanzmanns kräftiger als Schuld gekennzeichnet werden mußte. Das Buch hat entschieden dichterisches Niveau, kommt aber nur für reife Menschen in Frage.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Meinrad Inglin: Ueber den Wassern. Erzählung und Aufzeichnungen. Seldwyla-Bücherei, Bd. 16. Kl. 8° (112 S.). Leipzig und Zürich 1925, Grethlein u. Co. Halbleinen 3 M., Geschenkausgabe 4 M.

Diese tagebuchartigen Aufzeichnungen, in einen viel versprechenden Rahmen gespannt, wollen mehr als den erhabenen Zauber der Alpenwelt in Worte kleiden, sie wollen das Geheimnis der Naturverbundenheit des Menschen deuten. So werden die empfindungswarm berichteten, in lyrischen Duft getauchten Hochgebirgserlebnisse ein Bekenntnis zum Pantheismus (s. S. 52). Diese Weltanschauung wie eine naturhafte Freude am Reiz der Nacktheit verbietet uns, das Büchlein allgemein zu empfehlen. Auch werden nur gereifte Leser die dichterischen Feinheiten in der Darstellung der Berge und ihrer Menschen auszukosten verstehen.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide, O. F. M.

Johannes Emonts: Der Zauberer der Bahiri. Eine Erzählung aus Kamerun. 216 S. Aachen 1925, Xaverius-Buchhandlung. Geb. M. 4,—.

Heinrich Heimanns: Im Lande der Leoparden. Detektiv-Erzählung aus dem Urwald Zentral-Afrikas. 106 S. Ebenda. Geb. M. 2,50.

Was den Detektiv- und Abenteuerromanen ihre prinzipielle Berechtigung und ihre ungemeine Beliebtheit beim Leserpublikum gibt, ist sehr gut dargelegt in den grundsätzlichen Ausführungen Dr. Ignaz Gentges' in Heft 1 dieses Jahrganges der Bücherwelt: „Etwas über Abenteuer-, Zukunfts-, Detektiv- und okkulte Romane". In den beiden hier genannten Erzählungen ist der Versuch gewagt, diesem Genre Stoffe aus den Erlebnissen der Missionare abzugewinnen, ihm damit die Giftzähne auszubrechen und es so den Zwecken der Mission und der Versorgung breitester Volksschichten, vor allem der Jugend, mit gern gelesenem gutem Lesestoff dienstbar zu machen. Was der künstlerischen Bewältigung des Stoffes fehlt, wird gutgemacht durch die volkskundlich höchst interessanten Mitteilungen. Sowohl in dieser Hinsicht, wie auch literarisch betrachtet, steht das zweite Büchlein bedeutend höher als das erste.

Dettlingen. Pfr. Hermann Herz.

Karl Malzacher: Talgänger und Höhenwandler. Ein Kulturroman aus unseren Tagen. Regensburg 1926, Verlagsanstalt vormals G. J. Manz. Brosch. M. 7,50, geb. M. 10,—.

Das Buch ist gut gemeint, wie alle Tendenzromane solcher Art. Es will dartun, wie aus dem Tal der Verelendung die Nachkriegsmenschen und besonders das Vaterland nur gerettet werden können durch den Aufstieg zu den Höhen wahren Christentums. Das zeigt uns der Verfasser an seinem Roland, einem Frontkämpfer, in dessen Seele sich dieses Ringen mit den bösen Mächten spiegelt, bis er schließlich nach langem Kämpfen zu seinen Idealen, Gott und Vaterland, gelangt. Aber hier hat mehr die Phantasie des Dichters als die reale Wirklichkeit Pate gestanden. Gewiß, er schildert Zustände, wie wir sie alle in der Nachkriegszeit erlebt haben, und man darf ihm zugestehen, daß er oft gute Proben seiner Darstellungsgabe bietet, aber das Ganze ist doch zu doktrinär in den Rahmen seiner Tendenz hineingezwängt. Dabei werden Dinge, wie sie ja vorkommen mögen, verzerrt gegeben, wir denken da z. B. an die Szene der schlemmenden Volksbeglücker in einem Großstadt-Weinrestaurant, zu denen sich später ganz nackte (!) Dirnen gesellen. Das Fortschreiten der Handlung wird immer wieder durch langatmige Betrachtungen oder Apostrophen gehemmt, so daß zu befürchten steht, daß viele Leser solche Ausführungen überschlagen, wie wir das als Kinder mit den Erzählungen des seligen Chr. von Schmid getan haben. Schade, daß das sonst gute Buch dadurch an Wirkung verliert.

Dr. Justus: Um den Kurhut. Historische Erzählung aus der Zeit des Kölner Krieges. Paderborn, Ferd. Schöningh. Geb. M. 4,50.

Ein überaus reiches Bild aus den aufregenden Zeiten der Kölner ‚Reformation', der Kampf um die Erhaltung des katholischen Glaubens der rheinischen Metropole, der Abfall des Kurfürsten Gebhard aus leidenschaftlicher Liebe zu einem schönen Weib, die mit ihm nach dem Beispiel des letzten Hochmeisters von Preußen das Land protestantisch machen will. Dagegen erhebt sich das katholische Köln und rettet das katholische Land vor den ‚Segnungen' der Reformation. Das historische Material ist mit großem Geschick gesammelt und verarbeitet, aber auf Schritt und Tritt verrät sich der Historiker mit Anmerkungen, Quellenangaben u. a. Und das stört den reinen Genuß an der Erzählung, in die die zarte Liebesgeschichte der Tochter eines Kölner Patriziers zu dem kalvinistischen Grafen von Nassau eingewoben ist. Für die künstlerische Gestaltung eines solchen Stoffes reicht das Erzählertalent des Verf. nicht aus; dennoch wünschen wir dem Buche auch unter der ge-

reiften Jugend viele Leser, weil es in mustergültiger Weise die Behandlung reformatorischer Stoffe zeigt, die sich auch in der Zeichnung des Gegners einer edlen Sachlichkeit befleißt.

Fr. Wilh. Vernekohl: Ton der Träumer und andere Erzählungen.
Fr. Michel Willam: Die Maske. Erzählungen.
Paul Tschurtschenthaler: Berg- und Waldwege. Fahrten im deutschen Süden. Saarlouis, Hausen.

Diese drei Bändchen der „Hausens Bücherei“ geben sich in einem neuen schmucken Gewande, das Geschmack verrät. Vielleicht wird es manchem etwas zu prunkvoll sein, besonders wenn man den schlichten Inhalt der Büchlein vor Augen hat. Diese Schlichtheit ist kein Tadel, sondern gerade ihr Bestes. Schlicht zu sein versteht Willam von den dreien am besten und seine fast nüchterne Sprache wirkt wohl am tiefsten. Ganz anders Vernekohl in seinen Geschichten, Märchen und Legenden. Das dritte Büchlein sticht in seiner Eigenart, die Dinge zu sehen und wiederzugeben, vorteilhaft von vielen anderen „Reise- und Wanderberichten“ ab. Unter der Hand seines Verfassers wird Gegenwart und Vergangenheit lebendig und zeigt uns deutsches Leben und Vergangenheit in einem Gebiete, das augenblicklich seinen schwersten Kampf um sein Deutschtum kämpft. Ohne es zu wollen und ohne jede Aufdringlichkeit werben diese geistreichen Plaudereien für den deutschen Gedanken in dem bedrohten Grenzland.

Trier. Professor Eisen.

Der Falke. Bücherei zeitgenössischer Novellen. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

29. Band: Alfons Paquet: Lusikas Stimme. Novelle.
30. „ : Eduard Steinacher Flock: Erzählung.

Alfons Paquet erzählt eine belanglose Geschichte. Ein Mann beobachtet von seinem Schreibtisch einen gegenüberliegenden Balkon, auf dem eine Sängerin erscheint; es fällt einem gleich der unbeschäftigte König David ein, und die Frau des Urias, also ein uraltes Motiv. Aber Sängerinnen brauchen nicht durch Uriasbriefe errungen zu werden, Lusika kennt sich in Männern aus, sie hat den Erzähler schon in — Irkutsk gesehen; nun, das Ende (und auch das Ende des Endes) kann man sich denken. Was geht uns diese Geschichte an? Vielleicht nur ein Satz daraus, S. 32: „Ich bin von dem schlimmen Gericht des Krieges verschont geblieben, von einer leichten Verwundung habe ich mich erholt; wenn andere von ihren Enttäuschungen sprachen, erschien auf meinem Gesicht ein Lächeln. Ich bin gut genährt, ein fleißiger, fleischiger Mann, meine Triebe sind ruhig, ihre Erfahrungen sind mir kostbar. Noch habe ich auf keine Möglichkeiten verzichtet, sie zu vervollkommnen.“ Na also! —

Flock ist eine Hundegeschichte, glücklicherweise eine kurze. Keine Geschichte, die, wie man sagt, Hand und Fuß hat, sondern eine gemütvolle und bisweilen auch dichterisch aufleuchtende Plauderei um ein merkwürdiges Hunde-Exemplar, zugleich persönliche Einblicke in des elsässischen Dichters Steinacher Wesen aufzeigend.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Hebe-Klassiker: Goethe — Schiller — Auswahl aus Arndt, Kleist, Körner und Eichendorff. Hamburg 1923, Otto Meißners Verlag.

Warum bei der Fülle guter Klassiker-Ausgaben, die es gibt, diese Neuausgabe? Der einzige ausreichende Grund wäre eine besondere buchtechnische Gediegenheit.

Die aber vermißt man hier. Die schweren, großen Bände sind unhandlich, die gewählte Schrift weder für die Augen bequem noch schön, das Papier so, daß die folgende Druckseite durchscheint. Manchmal freut man sich über die Auswahl des Herausgebers Dr. Ernst Bliedner, dem man vor allem für die Aufnahme von Arndts Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn K. F. vom Stein dankt.

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

Jugendschriften

Erbgut deutschen Schrifttums. Klassenlektüre als Ergänzung des Lesebuchs. Herausgeber: W. Schinhofen-Merzig. Verlag: Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis. Heft 25/26: Gedichte von Fr. Wilhelm Weber, 32 S. Heft 27: Im Jahre des Herrn 1705, von Peter Dörfler, 16 S. Heft 28: Die Spitzin, Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach, 16 S. Heft 29/30: Elsi, die seltsame Magd, von Jeremias Gotthelf, 32 S.

H. 25/26 kerntüchtige, das soziale Fühlen vertiefende Auslese aus dem Versgut des Dreizehnlindendichters. Für alle Oberklassen. — H. 27 ein packendes Bild (aus Dörflers „Erwachten Steinen"), das die heutigen Notzeiten in Beziehung setzt zu den Drangsalen des bayerischen Unheiljahres 1705 (Sendlinger Bauernschlacht!). Vorwiegend für Knabenoberklassen. — H. 28, Die Spitzin (aus: Ein Buch für die Jugend), ist ein seltenes Meisterstück, das ich nur in gut vorgeschulten Oberklassen und auch da nur zur Ausdeutung bestimmter sozialer Anschauungen gelesen wissen möchte. Zu gewöhnlichem Lesefutter ist diese in all ihrer Furchtbarkeit erhaben schöne Tier- und Menschengeschichte viel zu gut. — H. 29/30 gehört zum Besten, was man reifende Mädchen lesen lassen kann. Alle 4 Hefte sind auch ein Gewinn für Volksbüchereien jeder Art.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Nikolaus Bolt: Svizzero! Die Geschichte einer Jugend. Mit 24 Naturstudien von Rud. Münger. 248 S. 8°. 9. Aufl. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Volksausgabe in Leinen M. 3,—

Gehört zu den Wertstücken des Jugendschriftentums. In dem Lebensgang des armen Buben, der, von der Herzenskälte des elterlichen Hauses fortgescheucht, sich beim Bau der Jungfraubahn den Weg nach oben in doppeltem Sinne erkämpft und dabei sein Herz mählich von den Verkrustungen einer kümmerlich verbrachten Jugend löst, ist so viel äußere und innere Gediegenheit, so viel Lebenswahrheit und Lebensernst, daß jeder Junge daran wachsen kann. Das tätige Christentum, von dem das ganze Bild überhaucht wird, ist in den Formen der protestantischen Kirche gespiegelt; doch sollte das um so weniger ein Grund sein, das grundehrliche Buch in die zweite Linie zu stellen, als der Verfasser bei mehreren Gelegenheiten (vgl. die ergreifende Darstellung der Mission des Bischofs Bonomelli, S. 129 ff.) unserm Bekenntnis in edler Weise gerecht wird. — Vor allem für Knaben des mittleren Lesealters; auch für Volksbibliotheken mit werktätigem Leserkreis. (Lehrreiche Leseversuche mit diesem Werk teilt Talhofer in seinem Buch „Jugendlektüre" 1925², S. 59 ff., mit).

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Ein schweizerischer Robinson auf Spitzbergen. Die Erlebnisse vier Schiffbrüchiger in der Polarnacht. Einem Tagebuch nacherzählt von Hermann Hiltbrunner (Schweizer Jugendbücher, Bd. 11). Mit Bildern von J. Divéky. 111 S. 8⁰. Zürich-Leipzig, Orell Füßli. Pappband M. 2,40.

Die arktischen Abenteuer eines heute in Bern lebenden Schweizers namens Walter Lüthy. Er war Koch auf einem Walfischfänger, der im Winter 1902/03 vor Spitzbergen scheiterte. Die vier Ueberlebenden verbrachten einen schauervollen Winter, bis ihnen im Frühjahr die Rettung gelang. Hiltbrunner hat das Tagebuch des von literarischem Ehrgeiz unberührten Schweizers bearbeitet und damit das Schrifttum für die Knabenwelt um ein gutes Stück bereichert. Der Bericht wirkt durch schlichte Wahrhaftigkeit wie durch die bewußte Ablehnung literarischen Kunstschliffs. Bei einem Neudruck möchte ich Fremdwörter wie engagiert, delikat, couragiert, inspiziert, plaziert, grilliert, kapitale Idee u. a. getilgt wissen. Der Widerspruch in den Jahrzahlen S. 5 ist zu berichtigen. Man könnte auch die Frage aufwerfen, ob die am Schluß ausbrechende Liebe der geretteten Alice zu dem kühlen Schweizer durchaus zu dem Bilde gehört. Die Jungens wissen mit dieser ergebnislosen Episode um so weniger etwas anzufangen, als von den Schicksalen Alices weiter überhaupt nicht mehr die Rede ist.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Beate Jacobi: Friedels erste Reise. Eine Geschichte für Knaben und Mädchen. 160 S. 8⁰. Mit 6 Duplexbildern von Willy Planck. Stuttgart, Löwe. — **Friedels großer Bruder.** Erzählung für Kinder. Mit 6 Duplexbildern von Willy Planck. 152 S. 8⁰. Ebenda.

So willig man die Plauderkunst und das mütterlich Zutuliche der Verfasserin anerkennen mag, so sind doch beide Bände als ein heftiger Rückfall in die Unterschicht der spezifischen Jugendliteratur abzulehnen. Ist schon der erste Band — den Ferienaufenthalt einer Berliner Doktorsfamilie in Oberstdorf schildernd — viel zu gedehnt, so sieht sich die Verfasserin durch die Nachzucht eines zweiten Bandes zu groben Unmöglichkeiten veranlaßt, wie z. B. zu der unirdischen Werner-Sepp-Geschichte, S. 20 ff., u. v. a. Zumal die Buben sind in einer Weise vertugendhaftet, daß, wenn der Berliner Asphalt seine Ergiebigkeit in dieser Hinsicht fortsetzt, der „Himmel auf Erden“ nur mehr die Frage einer kleinen Zeitspanne sein kann. Doch Scherz beiseite: auf ein schmales Bändchen zusammengedrängt hätte der Stoff ein hübsches Idyll ergeben, und die Verfasserin wäre dabei viel weniger in Versuchung geraten, ihre Figuren in den siebten Himmel hineinzuprojizieren. Wir hoffen, der vorläufig noch sehr zu Unrecht als „zweiter Spyri“ angesprochenen Verfasserin künftig auf gangbareren Pfaden zu begegnen, zumal sie einen Verleger gefunden hat, der seine Bücher auszustatten weiß.

Rottweil. Prof. J. K. Brechenmacher.

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Hans Friedrich Blunck

Dem Schrifttume Hamburgs eignete von jeher der hohe Vorzug gesunder Bodenständigkeit und frischer Urwüchsigkeit im Verein mit dem weltweiten Blick des Hanseaten und dem tiefen Ernste der Weltanschauung des Niedersachsen — gutdeutscher Geist in echt niederdeutscher Prägung. In den Schöpfungen eines Stavenhagen und Boßdorf, eines Gustav Falke und Liliencron, eines Gorch Fock und Rudolf Kinau, eines P. Schurek und H. Fr. Blunck, die alle Söhne von Hamburg, Stadt oder Landschaft, sind oder ihm zuinnerst angehören, ist nichts zu spüren von dem blassen, kühlen Aesthetentume, von der nervösen geistigen oder sinnlichen Ueberreiztheit, von dem Untergehen in nüchternem Materialismus, von dem formlosen Wortgestammel, von der internationalen Blasiertheit Berliner Literatentums. Der Kampf mit Wind und Wellen, die frischherbe Seeluft und der belebende Zustrom starken Bauernblutes aus der nahen Marsch, sie halten den Geist, der das Sein, das Schaffen und Dichten der alten Kaufmanns- und Schifferstadt durchpulst, ewig jung und gesund und rein und aufrecht, erdenfest und himmelwärts gerichtet, stetig und blutwarm zugleich.

Hans Friedrich Blunck darf vielleicht als der treueste und edelste Träger dieses niederdeutschen Geistes betrachtet werden. Dithmarscher Bauernblut rinnt von den Eltern her in seinen Adern; vor den Toren des alten Mittelpunktes, der großen Herzstadt des nordniedersächsischen Stammes, in Altona, an dem „großen Strome der Niedersassen", geboren, hat der Siebenunddreißigjährige all sein reiches Wirken und Dichten Hamburg zugewandt, wo er jetzt in hoher Regierungsstelle tätig ist, dieser altruhmreichen Stadt, seiner Blut- und Wahlheimat, mit seinem ganzen Wesen eng und dauerhaft verwachsen.

Schon in dem Roman ‚Totentanz' (1916) — dem das Novellenbuch ‚Feuer im Nebel' und der Roman ‚Nittgen Morgen' vorausgingen — gab Blunck die erste Probe jener Entwicklungsgeschichten, in denen er das Werden, Sein und Leben, das Kämpfen und Träumen des niederdeutschen Menschen mit wuchtigen, holzschnittartigen Strichen, in markiger, ausdrucksstarker Sprache gestaltet hat. Noch ist es ein Versuch, wenn auch einer voll schwerer Eigenkraft, ein schönes Versprechen. Noch sind manche Unebenheiten und Unklarheiten da, ist manches verworren und verwirrend in den Worten des Helden; manchmal möchte man dem Verfasser zurufen „Bilde Künstler, rede nicht!" oder auf seinen Helden Kord Gehrken das Wort zurückwenden, das er (in ‚Stelling Rotkinnsohn') den altgrauen Tatmenschen Hagge zu seinem Neffen, dem großen Träumer, sagen läßt: „Du bist ein Schwätzer". Nicht klar ist oft genug die Beziehung zwischen dem Tun und Reden der Menschen

und ihrem Gotterlebnis, obgleich oder gerade weil davon soviel gesprochen wird. Noch ist die drängende Fülle der Bilder nicht immer innerlich in den Handlungs- und Entwicklungsgang verwoben worden. Aber schon ist der tiefe Ernst der Lebensauffassung des Dichters achtunggeheischend und seine Wortgewalt und seine Kunst der Stimmungsweckung und der gedrängt runden Menschenzeichnung bemerkenswert.

Was im ‚Totentanz' vielfach noch unausgeglichen, unwahrscheinlich oder unbehauen erscheint, das ist zu teilweise meisterhaft großer Kunst erblüht in den drei Romanen aus Hamburgs und des nordniedersächsischen Volkes bewegter Vergangenheit. ‚Hein Hoyer' (1922), ‚Berend Fock' (1923) und ‚Stelling Rotkinnsohn' (1924). Ihr Wesen läßt sich schwer umschreiben, so eigenwillig sind sie: geschichtliche Romane und doch auch wieder durch und durch neuzeitliche Bücher. Ihre geschichtlich gebundenen Gestalten werden von denselben Kräften mit glühender Leidenschaft und rastloser Bewegung getrieben, wie sie uns, mehr als je nach dem furchtbaren Erlebnis des Weltkrieges, bedrängen. Moderne Gottsucher werden mit staunenswerter Sicherheit und Selbstverständlichkeit von dem Erzähler in eine nähere oder fernere Vergangenheit hineinverpflanzt, eine Vergangenheit, die mit großartiger Kunst, mit wahrhaft dichterischer Schau zu glutvollem Leben von unerhörter, keinen Zweifel aufkommenlassender Treue aufgeweckt wird. Blunck hat etwas von den Brüdern van Eyck an sich: Scharfe Realistik im einzelnen und Kleinen und über dem Ganzen der große Zug der Gottversunkenheit, genau beobachtende Heimatkunst und tiefe Gedankendichtung; ein schwerblütiger Sinner und ein Dichter von Gottes Gnaden zugleich ist dieser Sohn des nebelschweren Landes der verträumten Tatmenschen. Blunck ist ein großer Meister aller Töne: wuchtende Tragik ersteht schwer und erschütternd unter seinen Händen, und beseligend wiederum löst er unsere Spannung in lieblich sänftigender Idyllik. Ernst ist das Gesicht dieses Dichters und Sehers, aber schelmisches Lächeln oder leises Lachen übersonnt von Zeit zu Zeit seinen grübelnden Blick. Es gibt kaum einen anderen deutschen Erzähler, der uns so eindringlich, so zwingend und unentrinnbar in den Bann seiner schwerblütigen Stimmungskunst hineinreißt. Aber das Machtvollste, das Große an seinen Werken ist doch der furchtbare Ernst der Aufgabe, die er sich stellt: immer wieder ist es das heiße Gottessehnen, das Suchen nach den Dingen jenseits dieser Dinge, nach dem letzten Sinn und Ziel des Lebens, was seine Menschen uns so nahe bringt, mag er sie in die Vorzeit (in dem ‚Streit mit den Göttern'), in das 9., in das 15., in das 17. oder (im ‚Totentanz') in das 20. Jahrhundert hineinstellen.

Am nächsten der Gattung des geschichtlichen Romans kommt von der Dreierreihe ‚Hein Hoyer'. Ein Roman von Herren, Hansen und

Hagestolzen. Doch auch in ihm überwiegt nicht die geschichtliche, sondern die rein menschliche Teilnahme, das Mitleben, Mitleiden, das Mitringen und Mitharren mit Hein Hoyer, dem großen Hamburger Kriegsmanne, einer heldischen Gestalt, deren Antlitz doch von den bangen Fragen nach den letzten Gründen alles Seins so tief durchfurcht ist, dessen kantigwildes Reckenleben so wehmutsüß und endlich glückbeseligt von „lütt Avelkes“ märchenhaft holder Liebe umrankt wird. Wie gewaltige Heldenlieder rauschen die Kämpfe der Dithmarschen oder der Holsteiner gegen fremde Herrenübermacht dahin, und zum Sturmklang der Ballade erhebt sich dieses mächtige Prosaepos, wenn es davon singt und sagt, wie Herr Hein Hoyer über die holsteinische Heide dahinbraust, hinter sich die rasende Meute der Feinde, vor sich im Sattel lütt Avelkes vertrauend angeschmiegte Gestalt. Ob solcher Fülle poetischer Köstlichkeit übersieht man glückhaft, daß auch dieses Buch nicht frei ist von Unwahrscheinlichkeiten, die in einem anderen Buche stören würden. Ich liebe den ‚Hein Hoyer‘ am meisten von allem, was Blunck schrieb; hier legte sich der Dichter mehr als sonst Maß auf in den Worten, die von der Gottsehnsucht voll sind und die in den übrigen Bänden oft in trunkenes Stammeln entarten; hier blieb er am festesten auf der Erde, d. h. wie immer bei ihm, der Heimaterde; hier löste er am befriedigendsten das deutsche Erbleid, den Zwiespalt zwischen Träumen und Handeln: Hein Hoyer, lange schwankend in peinlicher Unentschiedenheit, überwindet zuletzt des Gedankens Blässe. „Und Hein Hoyer ward der Sturm der Hanse und schlug viel Schlachten zur See und festen Erde, dem niederdeutschen Lande zum Trutz und Schirm.“

Blunck liebt es, seine Geschichten in wichtige Zeitwenden, in die Uebergangszeiten zwischen zwei Welten zu legen. Spüren wir in ‚Hein Hoyer‘ nur sachte die Auseinandersetzung zwischen Mittelalter und Neuzeit, so steht ‚Stelling Rotkinnsohn. Die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes‘ in jenen Jahrzehnten nach des großen Karls Tode, da das Sachsenvolk zerspalten darniederlag in ohnmächtigem Groll gegen das Christentum, das ihm durch fränkische Gewalt und Grausamkeit mit Schwert und Beil aufgezwungen worden war, und in zweifelschwachem Hoffen und Harren auf die schweigenden alten Götter. Ungleich schwerer und zäher als Elmar in ‚Dreizehnlinden‘ kämpft Stelling Rotkinnsohn mit sich, mit den Göttern und mit Gott, und opfert sich schließlich in ergreifendem Mitleiden für sein erschöpftes Volk. Aber wenn Hein Hoyer, gleichfalls ein Träumer und Grübler, ein Suchender und Sehnender, ein überlegener Tatenmensch bleibt, der sein und seiner Stadt Geschick in kraftvollen Händen behält, so ist oder vielmehr wird dieser Stelling „de Witte“ immer mehr ein „erdfremder“ Schwarmgeist, der sich nicht zurechtfindet und so auch seinem heliandsüchtigen Volke nicht den Weg

weisen kann. Die leise Andeutung im Untertitel (‚Verkünder‘) genügt uns nicht, da ihr in der Erzählung selber kein deckender Inhalt entspricht. So entläßt uns, ungeachtet aller wundersamen Schönheit von Einzelheiten und -gestalten, die sich wiederum zu einem großzügig entworfenen Zeit- und Stammesgemälde zusammenschließen, dieses Buch mit einem unbefriedigenden Gefühl. Stelling Rotkinnsohns mystische Versonnenheit bleibt zu nebelhaft verworren, man sieht kein Ziel hinausführen und auch kein rechtes Ziel erreicht. Den Abschluß möchte man anders: des „Witten“ freier Opfertod erweckt in uns keine Aussicht auf eine entsprechende Wirkung — im Gegenteil, nach Andeutungen des Dichters bedrückt uns das Gefühl, als ob sein Opfer nicht einmal den äußeren Untergang von den Seinen abgewehrt habe. Und doch wissen wir, daß schon nach einigen Jahrzehnten die Ludolfinger der Welt zeigten, daß des Sachsenvolkes leibliche und innere, wirtschaftliche und politische Kraft ungebrochen, ja, zu gewaltiger Machtentfaltung fähig war. Ueberhaupt ist Bluncks Darstellung der Lage des „Nordleutelandes“ äußerst düster, zumal wenn verglichen mit der Schilderung in Webers Epos, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß der westfälische Dichter idealisiert hat und andererseits der Krieg in Südsachsen bedeutend früher beendet und wohl auch nie mit solch schonungsloser Härte geführt worden war.

Ein Werk ganz für sich, nicht nur in der Blunckschen Dreireihe, überhaupt in unserem Schrifttum ist ‚B e r e n d J o c k. Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer‘, wenn man will, wiederum ein geschichtlicher oder ein halbgeschichtlicher Roman, insofern als abermals ein bestimmter Zeitraum aus Hamburgs, doch auch aus anderer Städte und Länder, Geschichte (so die Belagerung Wiens durch die Türken 1683) mit verblüffender Anschaulichkeit und Lebensfülle vor uns aufsteht; aber hier tritt das Zeitgeschichtliche, so treu es auch getroffen und an sich fesselnd, ja, oft spannend ist, noch viel mehr zurück vor der seelischen, der menschlichen Aufgabe, die der Dichter auf sich genommen hat. Berend Jock ist der hamburgische Ewige Jude, der das Leben durchstürmt, der Uebermensch, der in wildem Trotz sich aufbäumt gegen Gott, der Demütige, der in wehvollem Wimmern zu ihm aufschreit, in rastlosem Ringen und Sinnen nach dem Ungekannten, dem bald Nahen und bald Fernen, bald sich Zeigenden, bald sich Entziehenden, sich aufzehrt, bis er, der „Ohnerust“, endlich, durch die liebende Aufopferung eines reinen Weibes erlöst, Ruhe und Frieden findet. Niemals vielleicht ist ein Ahasverus-, ein Prometheus-, ein Faustgeist und -schicksal kühner, gewaltiger, riesenhafter, packender gestaltet worden als in diesem seltsamen Prosabuche, das einen nicht läßt, mag man auch mit seinem Gottesbegriffe nicht übereinstimmen, mögen auch wieder reichlich Unverständlichkeiten und Ueberspanntheiten mitlaufen und mag auch manches Lesers Geschmack in der bunten, endlosen

Fülle seiner Geister, seiner unter- und oberirdischen, seiner Wasser- und Berggeister wie der wiederkehrenden Toten, der „Gonger“ u. ä., sich nicht zurecht- und wohlfinden.

Als zeitgeschichtlichen Hintergrund seines Romans wählte Blunck diesmal die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts. Ueber die Zufälligkeit dieses Stofflichen wächst der Gegenstand der Geschichte hinaus in ewige Gültigkeit: das ist der Seelenkampf des gottabtrünnigen Menschen bis zur stillergebenen Heimkehr, eines Peer Gynt-Wanderers ohne dessen Selbstsucht und Genußgier. Mehr noch als in ‚Stelling Rotkinnsohn‘ und in ‚Hein Hoyer‘ hat der Dichter sicher in Berend Focks Leben und Streben, Hadern und Irren, Erkennen und Bekennen, Sichbescheiden und Ergeben seinem eigenen Sein und Werden, Ringen und Wandern Ausdruck und Deutung, Gestalt und Leben gegeben. Daher der unentrinnbare Eindruck dieses Buches vom irrenden Menschen, das ausklingt solchermaßen: „Da er (Berend Fock) aber ihm (Gott) dienen wollte, war sein Leib des Lebens reif geworden. Aus seinem Samen stieg eine neue Jugend, den ewigen Kampf der Menschheit zu führen, trotzend als Mann, ergeben im Alter, auf den Wegen des Unendlichen wandernd — wohin, wohin?“

In ‚Berend Fock‘, im ‚Streit mit den Göttern‘ und in den Märchenbänden Bluncks spielen ganz besonders die geheimnisvollen Mächte der Unirdischen, der holden und unholden Ueber- und Unterirdischen eine bald gute, bald böse Rolle; machtvoll, bedeutungsschwer greifen sie in das Leben der Menschen ein. So in ‚Berend Fock‘, dessen Handlung von den drei großen Romanen aus der Geschichte des niedersächsischen Volkes unserer Zeit am nächsten liegt, weit mehr als im ‚Faust‘, dessen Dichter allerdings auch in der Zeit unmittelbar nach der Aufklärung lebte, während in dem Wesen des Hamburger Dichters, des Sprößlings eines alten Bauerngeschlechtes, jene geheimnisvollen übermenschlichen Mächte tief verankert zu sein scheinen — sie wurzeln wohl über die Jahrhunderte hinaus im nordniedersächsischen Bauernvolk in uraltem, unbewußt fortlebendem Frankentrotz und Frankenhaß. Haben doch auch die Sachsen zu Beginn der neuen Zeit als erste und in überwältigender Mehrheit sich von der römischen Kirche abgelöst, die sie „als Gefährtin des Schwertes“ kennengelernt hatten (Josef Nadler).

‚Streit mit den Göttern. Die Geschichte Welands des Fliegers‘ (1926) ist Bluncks letzte größere Erzählung. Weland, ein anderer Berend Fock, lebt, kämpft und leidet, strebt und harrt in Hader mit den Göttern, bis er schließlich, ein zweiter Alkide, von diesen entächtet und, mit einer Himmlischen vermählt, in ihren Saal ewiger Jugend erhoben wird. Man sieht die Aehnlichkeit mit dem Heraklesstoff. Auf mich hat das Buch nicht den Eindruck gemacht, den Bluncks übrige Dichtungen in mir hinter-

ließen. Vielleicht ist es anders bei einem Leser, der frisch, nicht befangen durch die drei Bände der niederdeutschen „Trilogie", an dieses Wieland-Epos herantritt. Es ist meines Erachtens dem Dichter nicht gelungen, dieses Menschen- und Halbgottschicksal uns menschlich nahezubringen. Nicht so sehr die ermüdende Menge der Nebenhandlungen und -geschehnisse entrückt den Helden unserer Teilnahme, zu sehr umwuchert diesmal wildüppige, wirre Phantastik alles Handeln und Geschehen, zu unklar ist die Bedeutung der über- und unterirdischen Geister-, Riesen- und Zwergwelt für die innere Entwicklung des Gottstreiters Weland. Bei aller Schönheit wiederum der Einzelbilder, holdbestrickender wie grauendurchschüttelnder, erlahmt schließlich Teilnahme und Spannung. Ich glaube nicht, daß von den vielen Bearbeitungen der Wielandsage, die uns gerade unsere Zeit beschert hat, diese Formung oder „Ballung", wie man einmal mit Recht sagen darf, die alte Märe dem deutschen Volke wieder zu eigen machen wird.

Aus Bluncks urtiefem Verwachsensein mit den Wundern von Wald und Wolken, Wasser und Wind, Mond und Sternen, Tieren und Bäumen, die dem Dichter alle zu traumhaft-wirklichem Leben erwachen, ist auch seine Märchenkunst ersprossen: Wiederum jenes mystische Glaubensverhältnis zu der Natur, grübelnder Tiefsinn und kindliche Einfalt, die mit der überwindenden Kraft uralten Kinderglaubens unbekümmert auch die modernsten Dinge, gar die neuesten Schöpfungen der Technik umfaßt und in das Reich des Uebersinnlichen rückt; und auch hier wieder ein poetischer Gehalt von herrlicher Schöne: herbe Schwermut und schelmische Ausgelassenheit, holdgütiges Lächeln und grotesk grinsendes Lachen, tiefste, unerlöste Seelennot und zermalmende Verzweiflung, sehnendes Leid und endliche Erlösung, knorrig knappe Erzählungen und zartester Zauber der Lyrik — das macht den Reichtum dieser Märchen aus, die übrigens keine Jugendlesung sind, wenigstens in ihrer Gesamtheit jugendlichen Lesern nach ihrer Sinnbildlichkeit nicht verständlich, nach ihrem Stoffinhalte vielfach nicht packend genug, teilweise auch nur skizzenhaft sind. Und auch das muß gesagt werden: wie in Bluncks Romanen stehen wir auch in seinen Märchen oft vor gottestrunkenem Gerede voll dämmerschwerer Verworrenheit und Verstiegenheit, aus dem den Kern herauszuschälen uns schwer oder unmöglich wird. Da ist es bezeichnend, daß in den wenigen (verhältnismäßig wenigen) Märchen in plattdeutscher Sprache, die Blunck in der Diederichsschen Sammlung ‚Deutsche Volkheit' veröffentlicht hat, ‚Vun wilde Keerls in 'n Brook', seine Sprache viel natürlicher, klarer geblieben ist. Ueberzeugend beweist das ein Vergleich jener Geschichtchen, die sich zugleich hochdeutsch in den beiden großen Märchenbänden ‚Märchen von der Niederelbe' (Titel der neuen Auflage: ‚Von Klabau-

tern und Rullerpuckern') und 'Von klugen Frauen und Füchsen, Märchen von der Niederelbe, Neue Folge' finden. Da gibt es keinen „gläsernen" Mondschein und kein „schwefelgelbes" Gewissen — Bilder, die für den Plattdeutschen gestaltlos bleiben, da heißt es schlicht und kurz: „Maanschin" und anschaulich: „'n pikswartes Geweten" (in 'Hein Oi un de Düwel'). Es ist, als ob die plattdeutsche Sprache, die ja keine Schrift-, keine 'Bildungssprache' mehr ist, sich nicht hergäbe zu gestaltlosem Ausdrucke, hinter dem nicht unzweideutig der Sinn hervorträte. Sollte das nicht eine Mahnung an den Dichter sein, durch häufigeren Gebrauch der Volkssprache einen schlichteren, deutlicheren, rätselfreieren Ausdruck zu gewinnen!

Kürzer darf ich mich über Bluncks übriges dichterisches Schaffen, seine Dramen und seine Gedichte, fassen. Von ersteren steht 'Die Frau im Tal. Von Träumern ein altes Widerspiel' am höchsten. Die Handlung fällt wieder in Hamburgs alte Hansezeit, in seinen Kampf mit den „Gliekendeelern". Annke Ossenbrüggen schreitet zwischen zwei Bergen, zwischen ihrem Pflegebruder, dem Hamburger Ratsherrn Hinrich Jenefeld, und dem wilden Seeräuber Wicholt, dem das Schicksal sie in die Hände geworfen hat. Im Kampf entscheidet sich das Weib nicht für den ruhigen Ernst des Jugendfreundes, der sie selbstlos liebt, sondern für die leidenschaftdurchbrauste, naturhafte Manneskraft und den unbändigen Freiheitsdrang Wicholts. Und als sie von dessen Verrat an ihr erfährt, tötet sie, eine zweite Brunhilde, den, den sie liebt. Eine mächtige Tragödie von großem Zug, bei welcher die Teilnahme des Zuschauers allerdings geteilt wird, da neben Annke auch Jenefeld, der edeldenkende Liebende, der Mann des Gesetzes, der ernste Rechenmeister, der doch in der beherrschten Brust ein liebeglühendes Herz birgt, eine tragische Persönlichkeit ist. Auch würde die Gestalt Wicholts ein größeres Schwergewicht edleren Menschentums vertragen, um uns Annkes bleibende, zuletzt alle Scheu abstreifende Neigung zu rechtfertigen.

Auch in diesem Drama fällt auf die gewaltig packende Handlung ein Hauch metaphysischen Ernstes, mystischen Dunkels; aber peinlicher als sonst empfindet man hier hart neben einer Sprache von balladenhaft hinreißender Wucht Worte, die eine Kluft auflassen zwischen sich und ihrer Tatentsprechung, so, wenn Wicholt, der sich seiner Gewalttaten rühmt, den Namen Gottes im Munde führt oder Annke schreit: „. . . ich hatt' seinen Leib lieb, hörst du? Das macht heilig!"[1]

---

[1] Ein seltsamer Zeitschnitzer ist dem Dichter unterlaufen, wenn er den Wirt von Greenwich wiederholt von dem Zimmer sprechen läßt, in dem König Karl gewohnt habe, bevor sie ihn köpften — wobei die Handlung des Stückes in der Hansazeit des Mittelalters liegt.

Außerdem schrieb Blunck zwei plattdeutsche Stücke: ‚De hillige Hannes' und ‚Köst bi Wessels'. Sie haben nicht den poetischen Reiz des hochdeutschen Schauspiels. Den ‚Hilligen Hannes' bezeichnet der Verfasser als eine „Komedi"; ebenso gut hätte er eine Tragödie daraus machen können; ja, im Grunde ist es eine solche geblieben. Der äußerlich glückliche Ausgang bringt in uns die bange Frage nicht zum Schweigen: Wird der „heilige" Hannes einer neuen Prüfung standhalten, hat er nicht unter dem Drucke seiner Freunde nur einen schwächlichen Vergleich — mit sich — geschlossen? Ein Priesterdrama, ein Zusammenstoß zwischen idealer Weltauffassung und der Heuchelei des Herkommens. Aber dieser holsteinische Hilfsprediger und Kandidat ist kein Ibsenscher „Brand"; ohne die rücksichtslose Kraft des Fanatikers des Gedankens, der Lebenslüge entschieden abzusagen, aber auch ohne die Geschmeidigkeit, sich ihr dauernd zu fügen, ist er eher eine tragikomische Gestalt.

Eine wirkliche Tragödie ist ‚Köst bi Wessels', die tragische Geschichte einer Mutter, die alte, lange Schuld sühnend, in rührender Liebe sich opfert, um den Weg für das Glück ihrer Kinder freizumachen. Leider verebbt die dramatische Lebendigkeit des Stückes stellenweise, sonst dürfte man dieses holsteinische Bauernstück kühnlich in die Nähe von Stavenhagens und Wagenfelds Schiffer- und Bauerndramen stellen.

Von Bluncks Gedichten kenne ich leider nur einzelne Balladen und Lieder aus Sammlungen und Zeitschriften sowie das Kriegsversbuch ‚Sturm überm Land', das neben gefühlsschwerer Lyrik, Liedern, in denen die heiße Liebe zum deutschen Land und das furchtbare Erlebnis des Krieges bebend zusammenklingen, einige wuchtige Balladen aus der kampfdurchtobten Vorzeit seiner meerumbrandeten Heimat enthält.

Ein Zug ins Große geht durch Hans Friedrich Bluncks Dichten. Eine tiefe Liebe zu seinem Stamm und seinem Volk, an die er glaubt, eine geradezu pantheistische Versunkenheit in Welt und Natur, ein unermüdliches Suchen nach Gott durchziehen seine Werke und heben sie hoch empor aus dem Dunst der Alltagsschöpfungen. Blunck steht nicht auf dem Boden unseres Glaubens, nicht auf dem Boden unseres Christentums. Pantheistisch ist im Grunde seine Weltanschauung, sein Glauben und Ahnen, sein Sinnen und Sehnen — aber was ihn mit uns eint, das ist in Wirklichkeit die Sittenlehre des Christentums, der tiefe Ernst, die hohe Lebensauffassung, die ergreifende Liebe zu allem Geschaffenen, zu Mensch und Tier, das gütevolle, brüderliche Mitleid, das enge Verbundensein mit seinem Volk und seinem Lande.

Hans Friedrich Blunck ist einer unserer edelsten Dichter, einer unserer ernstesten und ehrlichsten Wahrheitssucher; er ist noch nicht fertig und wird auch nie fertig sein. Er ist nicht der Dichter für die vielen, die nur schnell

oder zum Zeitvertreib müßiger Stunden zu lesen imstande oder geneigt sind, die seinen schweren Grübelgängen geduldig nachzugehen nicht Zeit und Willen haben — für sie verbietet er sich von selber durch die versonnene Schwerblütigkeit des Gegenstandes, durch den sichtbaren Mangel an Gedrängtheit und Geschlossenheit der Darstellung, deren Schwerfälligkeit bei den drei Bänden aus der niedersächsischen Geschichte schon äußerlich in dem Format der Bücher hervortritt; auf sie, die Ungerüsteten, wird auch sein Dunkelsinn verwirrend wirken. Wir begrüßen den Dichter als einen hochgemuten Streiter für die Ueberwindung des Stofflichen, des trostlosen Materialismus, als einen aufrichtigen Gott- und Wahrheitsucher. Manches trennt uns von ihm, vieles eint uns, die wir alle Kämpfer und Sucher sind, mit ihm, und vieles vermag er dem von uns zu schenken, der sich ihm mit froher Aufnahmebereitheit und ernstem Unterscheidungswillen freundehrlich naht.

F. Wippermann.

H. Fr. Bluncks Werke sind in verschiedenen Verlagen herausgekommen: bei Georg Westermann, Braunschweig: „Totentanz" (ferner „Feuer im Nebel", „Der Ritt gen Morgen", „Jan Günt"); bei Georg Müller, München: „Hein Hoyer", „Berend Fock", „Stelling Rotkinnsohn", „Streit mit den Göttern" (ferner „Peter Ohles Schatten", „Der Wanderer", Gedichte); bei Eugen Diederichs, Jena: „Sturm überm Land", „Von Klabautern und Rullerpuckern", „Von klugen Frauen und Füchsen", „Vun wilde Keerls in'n Brook"; bei K. Hanf, Hamburg: „Die Frau im Tal", „De hillige Hannes", „Köst bi Wessels", eine kleine Auslese aus Bluncks frühen plattdeutschen Gedichten und Geschichten enthält das Büchlein „Ut Krieg un Heimat" (Lühr und Dircks in Garding. 11. Heft der „Plattdütschen Volksböker").

Calderon,

der letzte mittelalterliche Dichter und sein Drama „Das große Weltentheater"

Mit dem Begriffe des Mittelalters drängt sich dem modernen Menschen unwillkürlich das Gefühl einer Gegensätzlichkeit auf. Man übersieht, daß die mittelalterliche Kultur die Wurzel unserer modernen Kultur ist, und daß letztere aus ihr geboren wurde. Man verbindet mit dem Begriffe der mittelalterlichen Kultur die Vorstellung eines Gegenpols zu unserer heutigen Kultur, zwischen denen keine Brücke verbindend herüberzuführen scheint.

Derjenige nun, welchem die Lichtseiten der modernen Kultur entgegenstrahlen, wird leicht geneigt sein, vom finsteren Mittelalter zu sprechen, während derjenige wiederum, welcher mit dem Zwiespalt, dem Zweifel und den Qualen unserer Zeit geladen ist, zum Mittelalter wie zu einem goldenen Zeitalter hinaufblickt. Und mit der Zersetzung der modernen Kultur nimmt letztere Richtung immer mehr überhand. Daraus erklärt sich auch das Interesse, das gerade unsere Zeit im Gegensatze zum Naturalismus des vergangenen Jahrhunderts wieder der mittelalterlichen Kunst und Literatur entgegenbringt.

Aus einem ganz anderen Geiste heraus ist die mittelalterliche Kultur geboren. Sie will nicht, wie unsere Kultur, sich in den Dienst des Menschen stellen, sondern in den Dienst der Gottheit. Sie entspringt aus dem religiösen Glauben, dient der Verherrlichung des himmlischen Vaters und reicht dem Menschen die Hand zum Aufstiege, zu geistiger Höhe. Mittelalterliche Kunst und Literatur wenden den Blick zum Himmel, sind Gottverherrlichung, ja Gottesdienst. Des Schöpfers Lob und Preis künden die wuchtigen Quaderbauten der romanischen Dome, singen die Türme der gotischen Kathedralen, sprechen aus den kraftvollen Skulpturen der romanischen Heiligenfiguren und aus der gezierten, minniglichen Schönheit der gotischen Madonnenbilder. Die mittelalterlichen Heiligenlegenden schildern genau so wie seine Ritterromane den Preis der Tugend, den Kampf für den Gauben und den glorreichen Sieg des Rechtes. Seine Dramen, die man Mysterien nennt, sind die anschaulichen Darstellungen der Heilsgeschichte oder Behandlung tiefgründiger philosophischer Probleme aus der Einstellung der christlichen Lehre heraus, wie sie von allen für wahr gehalten wurde.

Kein Wunder, daß das, was alle glaubten, auch alle packte. Der mittelalterliche Dichter hatte nicht, wie der moderne Dichter, mit Zweifelsucht, der Skepsis und der Kritiklust zu kämpfen, jenen Würmern, welche die Kunstwerke unserer Zeit zernagen. Vielleicht hat ein moderner Philosoph (Herbart) recht, wenn er meint, der Zweifel sei der Vater des Fortschrittes und der Entwicklung; denn es ist Tatsache, daß der Zweifel

den Menschen rastlos vorwärts treibt, ihn von Einsicht zu Einsicht jagt, von Erkenntnis zu Erkenntnis drängt, zu immer höherem Gestalten und Können, freilich um den Preis der inneren Ruhe. Denn der Zweifel drückt den modernen Menschen und belastet seine Kultur mit dem Kainszeichen der Rastlosigkeit und des unstäten Umherschweifens.

Von Italien ging dieser neue Geist aus, breitete sich allmählich wellenartig über die Alpen nach Deutschland, Frankreich und England, paßte sich dem Geiste dieser Völker an, durchdrang ihren Charakter und formte ihn um. Nicht gleichmäßig pflanzte sich die Welle neuer Denkungsart fort. Sie ergriff Spanien später als jedes andere Land des westlichen Europa. Dort gab es noch Kreuzzüge gegen die Mauren, also mittelalterliches Leben, zu einer Zeit, als das übrige Abendland bereits nach Florenz, der Heimat der modernen Kultur, hinüberblickte. Das hatte in wirtschaftlicher Beziehung für Spanien gewiß seine Nachteile, da es den Aufgaben der modernen Kolonisation nicht gewachsen war. Aber in künstlericher Hinsicht hatte dieses auch seinen Vorzug. Denn in Spanien besaßen die Künstler noch im 17. Jahrhundert jenen reichen Schatz mittelalterlicher Geisteshöhe, welchen sie nun mit der modernen Formensprache umgaben und so eine nationale Kunst grandiosen Ausmaßes schufen, welche vom Mittelalter die Weihe empfing und dabei doch die moderne Formsprache und Formschönheit besaß.

Die spanische Kunst ist die höchste und letzte Blüte mittelalterlicher Kultur, weil sie zu allen Vorzügen dieser Kultur doch schon den Weitblick der modernen Kultur gesellt hat, weil in ihr Mittelalter und Neuzeit eine eigenartige Verknüpfung eingegangen sind, die mit ihren magischen Reizen uns noch heute bezaubert.

Mittelalterlicher Geist in modernem Gewand ist das Charakteristikum der großen Kunstschöpfungen eines Velasquez, eines Grecco, eines Ribera. Er weht in dem Don Quixote des Cervantes, jenem großen Menschheitsbuche von der Tragikomödie des Lebens. Mittelalterlicher Geist in modernem Gewande tritt uns auch in den Dramen Calderons entgegen, des größten spanischen Dichters.

Er war ein jüngerer Zeitgenosse Shakespeares, und seine Werke verraten dieselbe tiefgründige Menschenkenntnis, dieselbe wissenschaftliche Belesenheit und dieselbe dichterische Genialität. Aber doch wie verschieden sind beide! Shakespeare stellt den Menschen dar als den souveränen Träger seines Geschickes. Seine Helden stehen im Kampfe mit ihren Leidenschaften, siegen oder fallen durch eigene Kraft oder Schuld.

Ganz anders Calderon! Er behandelt den Menschen in seinem Verhältnisse zur Gottheit. Der Mensch ist für ihn der treue oder rebellische

Knecht des himmlischen Herrn. Shakespeare will erschüttern, indem er das allgemein Menschliche an einem einzelnen konkreten Falle demonstriert. Calderon dagegen will erheben, aufmuntern zum Dienste der Gottheit, zum Lobe des Schöpfers.

Bei Shakespeare ist die Welt ein Theater, wo zu allen Zeiten das gleiche in anderer Form wiederkehrt. Mensch ist und bleibt Mensch, nur das Kostüm ändert sich. Das Geschehen wiederholt sich immer wieder in besonderen Fällen. Für Calderon ist die Welt ein Ausschnitt aus der Ewigkeit, der endliche Spiegel des Unendlichen. Seine Dramen sind leicht hingeworfene Spiegelbilder. Sie gleichen flüchtigen Skizzen. In kurzen, markanten Zügen erfaßt er das Wesentliche und baut aus den wesenhaften Zügen eine schmucklose, klare Handlung auf, welche aus der Fülle des Geschehens den Kern herausnimmt.

Shakespeare dagegen gibt in seinen Dramen eine weit ausgebaute Handlung mit zahlreichen Verbindungsfäden zu Nebenhandlungen, mit einer Fülle von Details. Bei Shakespeare spielt deshalb die Natur eine große Rolle. Sie ist der Boden, aus dem der Mensch hervorwächst, sie ist das Milieu, das ihn bedingt und das ihn oft zwingt. Ganz anders steht Calderon der Natur gegenüber. Sie ist für ihn die heitere Kulisse, welche der Weltenbaumeister dem großen Weltentheater gegeben hat, und zu der er mit Bewunderung für den großen Bauherrn emporblickt. Sie erfreut ihn, aber sie bleibt für ihn stets Beiwerk.

Shakespeare gestaltet in seinen Dramen Bilder aus dem Leben, wie sie dem aufmerksamen unparteiischen Beobachter sich bieten. Aus der Fülle der Erscheinungen, die er darstellt, steigt er zum Gesetzmäßigen auf, das er aus den Erscheinungstatsachen ableitet. Seine Kunst hat also induktiven Charakter. Calderon dagegen stellt das Leben so dar, wie es sich einem hellsichtigen Deuter offenbart. Er geht vom Sinne des Lebens aus, den er im Geiste des mittelalterlichen Kirchenglaubens erfaßt hat. Und diesen Sinn umkleidet er mit einer losen Handlung. Seine Kunst geht von der Idee des Lebens hinab zur Erscheinung im Einzelfalle. Sie ist also deduktiv.

Vielleicht am ausgeprägtesten tritt Calderons Geistesart in seinem großen Weltentheater hervor, das vielleicht sein bedeutendstes, jedenfalls aber sein bekanntestes Werk ist.

Nicht ein Einzelschicksal führt uns der Dichter hier vor, sondern das der Menschheit. Die unendliche Fülle des Geschehens von Freud und Leid sucht er zu erfassen. Das Tiefste und Höchste des Erdenlebens sucht er zu ergründen und so schlicht und einfach darzustellen, daß es dem Einfältigsten verständlich wird und ihn packt. Fürwahr, eine Aufgabe, an die sich kein Shakespeare herangewagt hätte, und die der Engländer höchstens gelegentlich in Sentenzen streift.

Aber Calderons gläubiger Sinn hat die Aufgabe meisterhaft gelöst. Für

ihn ist alles Geschehen eine Unterhaltung der Gottheit. „Gestaltung, Umgestaltung, Des ewigen Geistes ewige Unterhaltung", meint einmal Goethe im ‚Faust', und er kommt damit dem Spanier bei aller Verschiedenheit der Weltanschauung in etwa nahe. Diesen Gedanken bringt Calderon in eine dramatische Handlung, die im Vergleiche mit den Shakespeare-Dramen recht kurz ist. Das Weltentheater ist ja gedacht als wirkungsvoller Abschluß der feierlichen Fronleichnamsprozession, in Form einer Aufführung auf dem Marktplatze. Die Szenerie, falls man überhaupt von einer solchen sprechen kann, ist höchst einfach, ein mehrteiliges Gerüst ohne Kulissen. Ebenso einfach sind auch die Kostüme, welche nur in den typischen Attributen der Stände, also in Krone, Geldbeutel, Spaten, Spiegel und Bettelstab bestehen.

Die Handlung ist durchgehend, hat keine Akte. Aber dem Sinne nach zerfällt sie doch in mehrere Teile, die in den verschiedenen Stockwerken des Bühnengerüstes sich abspielen.

Im ersten Teile des Dramas offenbart der göttliche Weltenbaumeister seinen Ratschluß, sich ein Fest zu bereiten, in dem er sich das Spiel vom Leben vorspielen läßt. Schauspieler ist die Menschheit als Ganzes. Zu den einzelnen Lebensrollen beruft der Meister die einzelnen Menschen scheinbar willkürlich, denn ohne Grund macht er den einen zum König, den andern zum Bettler, den dritten zum Landmann, den vierten zum Reichen. Er verleiht Schönheit und Weisheit, wie Armut und Leiden, unbekümmert darum, ob der Rollenträger seine Rolle mag oder nicht.

„Wollte ich die unruhvollen
Menschen um die Wahl befragen,
Auch nicht e i n e m wohl behagen
Möchte dann des Leidens Rollen.
Alle würden herrschen wollen
Ueber alle frank und frei,
Und es fiele keinem bei,
Daß doch diese Bühnenwelt,
Die er für das Leben hält,
Eben nur ein Schauspiel sei.
Doch ich, Autor dieser Märe,
Weiß, was jeder leisten kann,
Und so nehm' denn jedermann,
Welche Roll' ich ihm beschere."

Die Welt, des Meisters getreue Dienerin, hat die Aufgabe, alles für das Schauspiel zu rüsten.

„Berge zieh' ich, wo Gebirge,
Täler tief, wo Niederungen
Zu dem Bilde passend scheinen,
Abgefangene Meeresarme
Werden im Land als Ströme funkeln."
Doch daß jeglicher imstande,
Auf der Bühne
Folgend auf und ab zu treten,
Habe ich zwei Türen hurtig
Eingerichtet: Hier die Wiege,
Dort das Grab im Hintergrunde.
Und nicht minder auch gedacht' ich
Des Kostüms und nötigen Putzes,
Wie die Rollen ihn erheischen,
Denn bereit halt' ich zur Stunde
Für den, der den König gibt,
Lobeerkränze und den Purpur,
Für den tapferen Feldhauptmann
Waffen, Ansehen und Triumphe,
Dem, der den Minister spielt,
Geh' ich Bildung, Bücher Schulung,
Dem Verbrecher manchen Unglimpf,

Privilegien den Kommunen,
Nur den Bettler laß ich laufen,
Weil das seine Roll' verlangt.
Keiner soll sich da beklagen,
Daß er nicht bereit gefunden,
Was er für sein Rollenfach
Irgend nur an Schmuck bedurfte.
Macht er dennoch seine Sache
Schlecht dann,
So ist's seine eigne Schuld.

— — — — — — — —

Auf dem großen Welttheater
Zeige jeder seine Kunst nun."

Es folgt nun die Verleihung der Rollen an die einzelnen Menschen durch den Meister, dem sich diese in Ehrfurcht nahen. Jubel löst die Rolle bei dem aus, der das Glückslos gezogen hat, und der im Spiel des Lebens herrschen und glänzen soll, während sich der Bettler bitter beklagt.

„Weshalb ward der Armut Pflicht
Mir zuteil
In der Komödie?
Die wird nun für mich Tragödie.
Weshalb, da für meinen Part
Mir dieselbe Seele ward
Wie dem Könige beschieden,
Unsere Rollen nun hienieden
Von so ganz verschiedener Art,
Daß er, der nicht besser ward,
Bessere Rolle soll erhalten?"

Doch ihm antwortet der Meister:

„Wisse, diese Bühne ziert
Minder nicht, wer ohne Fehle,
Schlicht und recht aus voller Seele
Mit dem Bettelstab agiert,
Als wer Kron' und Zepter führt,
Und wenn einst der Vorhang fällt,
Werden beide gleichgestellt."

Nun beginnt das Spiel auf der Weltbühne, zu dem der Meister beobachtend herabsieht.

„Da ich für des Himmels Höhen
Dieses Schauspiel mir ersonnen,
Will ich von dem Thron der Wonnen,
Um den ewige Sonnen gehen,
Nach den Meinen prüfend sehen."
„Die ihr wandelt auf und ab
Von der Wiege nach dem Grab,
Menschen, innerlich erwacht,
Nehmt nun euer Tun in acht,
Denn der Meister schaut herab."

Das Spiel ist eigenartig. Es wird ohne Probe gespielt, sofort aus dem Stegreif, ja der Mensch spielt seine Rolle frei, aber der Meister läßt während des Spiels jedem ab und zu durch das Gesetz die Mahnung zurufen:

„Tuet Recht, Gott über euch!"

Und dieses ist auch der Titel des Schauspiels.

„Ruhm wird sich das Spiel erwerben,
Nehmt ihr immerdar in acht,
Daß der Himmel richtend wacht,
Daß ihr wurdet, um zu sterben."

Dunkel ist alles an der Rolle, selbst Eingang und Abgang von der Bühne bleiben unbekannt.

Mannigfache Stände schreiten nun über die Bühne. Natürlich kann der Dichter nicht, wie in einer realistischen Handlung, uns Einzelfälle vorführen. Jeder Rollenträger tritt auf mit den seinem Stande eigentümlichen Wünschen und Begierden, welche die Triebfeder alles Tuns sind. Jeder ist seinem Milieu verhaftet, wird durch die Eigentümlichkeit seiner Rolle bedingt; das weiß auch Calderon. Aber die Willensfreiheit ist doch gewahrt, denn jeder hat Einsicht und Kraft genug, um der Mahnung des Gesetzes: „Tuet Recht, Gott über euch“ Folge leisten zu können. Freilich befolgen dies die handelnden Personen nicht immer. Der König denkt zuviel an Ruhm, an Erweiterung des Reiches, der Landmann an seinen Acker, die Schönheit an Putz und der Reiche an Genuß. Ja, selbst der Bettler hängt an des Lebens Notdurft, und nur der Weise erfaßt den Sinn des Spiels und widmet sich dem Gebet und den guten Werken. Aber ehe sich die Schauspieler dessen versehen, ruft die Stimme der Welt zum Abgang von der Bühne. Mit Bedauern scheiden alle, und Zagen beschleicht sie nun, wenn sie bedenken, daß sie ihre Rolle hätten besser spielen können.

Einzig und allein der Bettler ist froh, daß das Leben ein Ende hat. Die Welt zieht nun alle aus, und nackt gehen die Schauspieler hinab, um zagend vor den Meister zu treten. Der hält nun Kritik ab. Er verkündet, am besten hätten der Weise und der Bettler die Rolle gespielt. Beide lädt der Meister nun als Gäste an die Himmelstafel.

„Ich Glückseliger,“ so ruft der Bettler jetzt, als er mit dem Lorbeerkranze des Erfolges gekrönt wird. Aber auch die anderen Mitspielenden gehen nicht verloren. Sie hatten sich wohl zeitweise überhoben, aber doch vor ihrem Abgange von der Lebensbühne ihre Fehler bereut.

„Seid gewärtig künftigen Lohnes,“

spricht der Meister,

„Da ihr, eure Schuld bereuend,
Um Barmherzigkeit geworben.
Im Fegfeuer büßet nun,
Bis gekommen eure Zeit.“

Schon will sich der Meister mit seinen Getreuen entfernen, um zum Gastmahl zu gehen, da bittet der Weise für den König, der ihm so oft im Leben gnädig war, und auf diese Bitten hin wird dem Könige die Läuterung gekürzt. Fromme Gebete, so meint der Dichter, helfen unseren Mitmenschen, so daß der Weltenbaumeister Gnade für Recht ergehen läßt und uns früher an seine Tafel zieht.

Nur einer hat seine Sache schlecht gemacht: Der Reiche. Er hing an dem Tand und Flitter seiner Rolle, konnte sich selbst im Tode nicht davon trennen und starb ohne Reue. Er allein wird nicht zum Gastmahl geladen.

„Aus der Zahl der Meinen
Bist du fortan ausgestoßen",

spricht der Meister zu ihm, während er mit den anderen in den Himmelssaal einzieht.

Das Spiel des Lebens ist zu Ende. Calderon hat ihm eine, dem gläubigen Sinne seiner Zeit recht verständliche Erklärung des Erdgeschehens gegeben. Und noch mehr, sein Drama packt auch die Seele. Es befriedigt nicht nur die Neugierde, sondern es erschüttert durch seine Mahnung, sich nicht an die Erdengüter zu klammern, sondern sie weise zu benutzen. Und die Unglücklichen, welche das Schauspiel sahen, schöpften aus ihm den Trost, daß alles Leiden nur vorübergehend sei und zur Rolle gehöre. Ihnen ruft der Dichter, wie später Schiller, zu:

„Duldet mutig Millionen,
Duldet für die bessere Welt,
Droben überm Sternenzelt
Wird ein guter Gott belohnen."

Hier berührt sich Calderon mit Schiller, und Mittelalter und Neuzeit reichen sich in der Auffassung des Weltengeschehens die Hand.

Dr. Karl Möhlig.

Das Heimaterlebnis in der Volksbildung

Dem Volksbildner sind Fragen geläufig, wie diese: was Volksbildungsarbeit zur Pflege der Heimatverbundenheit und Heimatliebe beitragen könne und welche Rolle die Heimatliebe in der Volksbildungsarbeit spiele. Auch ganz bestimmte Antworten gibt es auf diese Fragen: daß jede Bildungsarbeit auf dem Boden der Heimat beruhen müsse und daß sie dadurch wiederum der Heimatverbundenheit diene, nicht weniger auch Forderungen, die sich unmittelbar aus diesen Erkenntnissen ergeben: daß wir wieder Heimat schaffen müßten, denn jede Bildungsarbeit werde dann sichersten Erfolg haben, wenn sie auf dem Boden der Heimat beruhe.

In diesen immer wieder gestellten Fragen, in diesen Antworten und Forderungen drückt sich eines bestimmt aus, daß nämlich die Heimat eine nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung für die Bildungsarbeit habe. Weniger scheint mir allgemein erkannt zu sein, worin es letzten Endes beruht, daß die Heimat in der Volksbildungsarbeit diese große Bedeutung hat. Das erkennen, hieße gleichzeitig diesen Fragen, Antworten und Forderungen eine viel größere Dringlichkeit verleihen, als sie die einfache Erfahrung geben kann. Antwort auf diese Frage kann nur die Psychologie geben.

Ich mache diesen Versuch im Anschluß an die von Erdberg und Picht herausgegebene Schrift ‚Heimat‘,[1] in dem eine Reihe von Autoren den ganzen Fragekomplex, der sich zum Thema Heimat und Volksbildung aufrollt, nach den verschiedensten Seiten wenden. Mir will scheinen, daß sich die Volksbildner mit dieser Schrift eingehend auseinandersetzen sollten. Es ist darin nicht das Letzte gesagt, aber was gesagt wird, sind keine leeren Redensarten. Ich knüpfe daran an und suche das dort Gesagte weiterzuführen, indem ich den dort gestellten Fragen, Antworten und Forderungen den psychologischen Unterbau gebe.

Am allgemeinsten von den fünf Referaten ist das Einführungsreferat von Rob. v. Erdberg gehalten. Es klingt dort so ziemlich alles an, was sich zu dem Thema sagen läßt, und Erdberg, der in der Theorie der Volksbildung immer schon ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte, gibt in seinem Referat offenbar den Ton an für das ganze Heft. Aber auch in den anderen Referaten wird das eine oder andere Neue gesagt.

Erdberg wendet sich in seinen begrifflichen Bestimmungen etwas zu scharf gegen die Auffassung, als ob Heimat einen geographisch enger oder weiter umgrenzten Raum bedeute. Das ist nicht ganz wörtlich zu nehmen, es muß ergänzt werden durch das, was er weiter dazu sagt: „Dieser Raum wird zur Heimat vielmehr erst durch die Beziehung der einzelnen Menschen zu ihm, eine Beziehung freilich, die sich auf das Räumliche nicht beschränkt, sondern sich als eine erlebte und erlebbare Totalverbundenheit nicht nur mit dem Boden, sondern mit dem Leben in seiner ganzen unerschöpflichen Fülle darstellt. Diese erlebte Verbundenheit kann alles in ihren Kreis ziehen, was irgendwie von der Außenwelt an den einzelnen Menschen herantritt, der gesamte Bereich der Natur mit ihrer unerschöpflichen Fülle organischen und anorganischen Lebens, vom Stein im schlechtesten Straßenpflaster der

---

[1] Heimat. Beiträge von der zweiten Hohenrodter Tagung. Von Rob. v. Erdberg, Anton Heinen, Walther Koch, Peter Bultmann, Wolfgang Pfleiderer. Verlag der Arbeitsgemeinschaft, Berlin 1925. 80 S. M. 2,40 (8. Heft der Sammlung ‚Volk und Geist‘. Hrsg. von Dr. Rob. v. Erdberg und Dr. Werner Picht).

Kleinstadt, an dem ich mir als Junge den Schädel zerschlug, bis zum Gelehrten, der in der befreundeten väterlichen Stube vor den unreifen Ohren des Knaben erhabene Weisheit verschwendete, wie die gesamte Welt menschlicher Schöpfung auf materiellem und geistigem Gebiete" (S. 11). Erdberg kommt es damit nur darauf an, das Seelische im Heimatgedanken scharf herauszustellen.

Es sind also im Heimatgedanken gegeben ein Raum, eine Landschaft, und seelische Beziehungen einzelner Menschen zu diesem Raume. Landschaft ist an sich noch keine Heimat, aber jede Landschaft kann zur Heimat werden, und sie wird es durch gewisse seelische Beziehungen einzelner Menschen zu ihr. Beides ist im Auge zu behalten: Heimat als Raum oder Landschaft, und Heimat als etwas Seelisches, Geistiges in Verbundenheit mit dieser Landschaft. Worin diese Verbindung besteht, ist hier zu zeigen.

Das Seelische am Heimatgedanken möchte ich mit dem Ausdruck Erlebnis bezeichnen, so wenig auch dieser geistige Vorgang bis jetzt begrifflich gefaßt wurde. Am besten läßt sich das Erlebnis noch mit dem ästhetischen Verhalten vergleichen. Auch das ist eine umstrittene Größe. Soviel kann aber als allgemein zugegeben angenommen werden, daß das ästhetische Verhalten nicht nach dem Nutzen für das praktische Leben fragt; es ist ohne die Absicht, Gewinnste für das Leben zu ziehen, worauf die Begriffe, das Schöne sei Zweckmäßigkeit ohne Zweck, und das ästhetische Verhalten sei interesseloses Wohlgefallen, hindeuten. Auch das scheinbar zwecklose Spiel des Kindes ließe sich zum Vergleich heranziehen. Etwas Aehnliches muß es mit dem Erlebnis überhaupt sein, es ist scheinbar zwecklos, und gerade in dieser scheinbaren Zwecklosigkeit erfaßt es den Menschen in seinen tiefsten Tiefen. Was Wolfgang Pfleiderer sagt (S. 74), harmoniert mit dieser Auffassung: „Wo wir uns warm und sicher, umfangen, umhegt, geborgen fühlen; wo wir ... lieben aus einem dunklen Drange heraus, der nichts von Gründen weiß; wo wir uns als Kinder fühlen; wo wir in frommem Schauer verehren, ohne daß es uns jemand gelehrt, ohne daß es uns jemand geboten hätte: da ist Heimat." Unendlich mannigfaltige Dinge können Materialien für dieses Erlebnis liefern: die Eltern, Kameraden, Freundschaften, Jugendliebe, die Familie, die Nachbarschaft, die Gemeinschaft mit ihren Sitten und Gebräuchen, Volksliedern und Volksfesten, die gesamte organische und anorganische Natur und nicht zuletzt Gott. All das kann sich mit dem Heimaterlebnis verbinden. Für Heinen steht im Mittelpunkte seines Heimaterlebnisses die Mutter (S. 38). Walther Koch drückt sich allgemeiner aus: „So kann uns Heimat werden als Verbundenheit der Menschen unter sich, mit der Natur und schließlich mit dem Lebensgrund" (S. 58). Wo sich Erlebnisse dieser Art mit einem bestimmten Raume verbinden, reden wir von Heimat.

Es ist einleuchtend, daß ein so scheinbar zweckloses Erleben eines Raumes niemals mehr so intensiv ist wie in der Kindheit. Jene Geborgenheit, Sicherheit und Sorglosigkeit am Mutterherzen, in der Familie, in der Gemeinschaft, ist niemals mehr so unberührt zu finden, wie in der Kindheit und Jugend. Das schafft jenes Verhalten zur Umwelt, das dem kindlichen Spiele zu vergleichen ist. Das meinen wir, wenn wir von der Heimat im eigentlichen Sinne reden, von der erworbenen Heimat, die sich der Mensch vom ersten Tage seiner Geburt an erwirbt. Der Erwachsene, der sich zu sehr den Zufälligkeiten des Lebens ausgesetzt sieht, ist eines solch unberührten Verhaltens nur schwer fähig; am schwersten empfindet es vielleicht der Großstadt-Industriearbeiter. Ihm fehlt neben der Bodenständigkeit, dem ruhigen Besitze, jene Sicherheit des Lebens, die bis zu einem gewissen Grade Voraussetzung für ein solches Verhalten zur Umwelt ist. Daß aber auch der Erwachsene

zu einem Raum ein Heimatverhältnis gewinnen kann, ist nicht von vornherein zu verneinen. Auch der Städter, auch der Industriearbeiter hat bis zu einem gewissen Grade Heimat, ja sogar das Asyl für Obdachlose kann Heimat werden (Walther Koch, S. 50). Nur wird sich dieses Heimaterleben des Erwachsenen unterscheiden vom Heimaterleben des Kindes, ähnlich wie das ästhetische Verhalten des Erwachsenen ein anderes ist als das Verhalten des Kindes im Spiel, trotz der scheinbaren Gleichheit des Verhaltens.

Eines ist nun besonders herauszuheben: dieses Heimaterlebnis ist stark gefühlsbetont. Darum der Ausdruck Heimatgefühl. Erdberg (S. 21/22) sagt: „Es besteht für mich kein Zweifel, daß das, was wir Heimatgefühl nennen, zum Teil auch eine Erinnerung an das versunkene Leben ist, das Glücksgefühle auslöste, deren wir Erwachsene nicht mehr teilhaft werden." Gerade diese Gefühlsbetontheit des Heimaterlebnisses führt uns zu der Erkentnis, warum denn das Heimaterlebnis eine solch überragende Bedeutung für die Volksbildungsarbeit hat. Wir kommen damit auf den Raum im Heimatgedanken.

Die psychologische Forschung[1] kennt den Vorgang der Uebertragung der Gefühle. „Wenn ich an einem bestimmten Orte, dessen Wahrnehmung ursprünglich nicht von ausgesprochenen Lustgefühlen begleitet war, häufig einen Freund getroffen habe, mit dem ich interessante Unterredungen hatte, so kann später der Anblick dieses Ortes in mir ein angenehmes Gefühl wachrufen..." (Störring, S. 27). Hier hat sich das angenehme Gefühl auf den Ort übertragen. Der Vergleich mit Erlebnissen in der Heimat liegt auf der Hand. Was der Mensch gefühlsbetont an einem bestimmten Ort, in der Heimat, erlebt hat, überträgt sich auf den Ort, auf die Heimat selbst.

Eine besondere Art der Gefühlsübertragung ist die Entwicklung der sogenannten Summationszentren der Gefühle. Solche Summationszentren können sein die Eltern, der Freund, die Lebensgefährtin, Gott. Es haben sich daran im Laufe des Lebens eine große Anzahl von Gefühlszuständen angeschlossen, so daß mit dem Wiederauftreten dieser Vorstellungen Erlebnisse aus den verschiedensten Zeitabschnitten des Lebens zum Nachklingen kommen (Störring, S. 27). „Wenn durch solche intellektuelle Vorgänge Gefühlszustände aus den verschiedensten Perioden des Lebens zum Nachklingen kommen, so beruht das darauf, daß diese in Beziehung auf die Eltern, einen Freund, die Lebensgefährtin u. dgl. erlebten Gefühlszustände eine Uebertragung auf die Vorstellung der Eltern, des Freundes usw. gefunden haben." Also eine bestimmte Art der Gefühlsübertragung.

Wir vereinigen beides und sagen: Für jeden normalen Menschen entwickeln sich Summationszentren der Gefühle in der Weise, daß Gefühle sich auf gewisse Beziehungspunkte dieser Gefühle im Laufe des Lebens stark summieren, z. B. auf Eltern, Freunde u. dgl., und da sich derartige Gefühle z. B. in der Kindheit und Jugendzeit immer mit einem bestimmten Raume, der Heimat, verknüpften, sich dort gewissermaßen anhäuften, werden diese Gefühle auf die Heimat selbst übertragen, und so wird die Heimat selbst zu einem starken Summationszentrum der Gefühle, der Heimatgefühle.

Nun fehlt nur noch eines, das Entscheidende, was die Heimatgefühle in ihrer Bedeutung für Erziehung und Bildung ins rechte Licht setzen kann. Mit den Ge-

[1] Ich halte mich in diesen psychologischen Begriffen an Gustav Störring, Die Hebel der sittlichen Entwicklung der Jugend, 2. Aufl. Leipzig 1919. Wilhelm Engelmann, S. 24 f.

fühlen hat es nämlich (Störring a. a. O. 24) seine eigene Bewandtnis. Von den Gefühlen gilt, daß sie nur wieder in der Regel als wirkliche Gefühle reproduziert oder wiedererweckt werden können. Wenn die reproduzierten Gefühle auch etwas schwächer sind als die ursprünglichen Gefühle, so sind sie doch wirkliche Gefühle, und nicht bloß Vorstellungen von solchen. Und das ist der Grund, warum die Gefühle bzw. die Heimatgefühle eine so überragende Bedeutung für Bildung und Erziehung haben. Das wird klar durch einen Vergleich dieser reproduzierten Gefühle mit den Vorstellungen. Vorstellungen sind Nachwirkungen von Empfindungen. Sehe ich einen Baum, so habe ich eine Gesichtsempfindung. Schließe ich die Augen und suche ich mir diesen gehabten Eindruck wieder zu erwecken, so habe ich es mit der Vorstellung von Baum zu tun. Diese Vorstellung ist in ihrer Intensität verschwindend gering gegenüber der Empfindung. Anders verhält es sich mit den Gefühlen. Die reproduzierten Gefühle sind in ihrer Intensität zwar etwas geringer als die entsprechenden ursprünglichen Gefühle, aber die Differenz zwischen ursprünglichen Gefühlen und reproduzierten Gefühlen ist bei weitem nicht so groß wie zwischen Empfindung und Vorstellung. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß in den reproduzierten Gefühlen Organempfindungen stecken, was sich aus der Veränderung des Pulses, der Atmung usw. feststellen läßt. „Das ist ein Tatbestand von eminenter Bedeutung für die ganze menschliche Betätigung. Hätten unsere reproduzierten Gefühle die (schwache) Intensität der Vorstellungen, so wären unsere Ideale wirkungslos gegenüber den Impulsen des Lebens" (Störring, S. 25).

Auf die Heimat als Summationszentrum bestimmter Gefühle angewandt, will das heißen: drängt sich z. B. durch ein Dialektwort, ein Heimatlied, ein Buch, ein Bild usw. eine Erinnerung an die erlebte Heimat auf, so handelt es sich dabei nicht bloß um eine Vorstellung früher in der Heimat erlebter Gefühle, die ja nur eine schwache Intensität hat, sondern um wirkliche Gefühle, die eine starke Wirkung haben. Und da sich auf die Heimat als Raum im Laufe des Lebens eine große Anzahl von Gefühlen übertragen haben, so daß durch die Erinnerung an die Heimat große Gefühlskomplexe wiedererweckt werden, und zwar in fast ursprünglicher Stärke, so hat die Heimat als Summationszentrum erhabener Gefühle, für das spätere Leben eine so überragende Bedeutung. Es ist also keine Redensart, wenn man von der Bedeutung der Heimat für die Volksbildung redet. „Heimat ist Kraft. Wer Heimat hat, hat in ihr eine Lebenskraft, die sein ganzes Wesen durchdringt. Wer Heimat hat, hat Wurzeln, und wer Wurzeln hat, der hat Gesundheit, der hat festen Halt in der Erde ... Der Mensch, der Heimat hat, hat mehr Tiefgang als der Heimatlose. So ist seine Fahrt ruhiger und stetiger: er läßt sich nicht von den Wellen umherwerfen. Und weil der Heimatmensch gesund ist und sicheren Stand hat, so kommt er leichter als andere zur Bildung, d. h. zur reinen, einheitlichen Gestaltung seines inneren Wesens" (Wolfgang Pfleiderer, S. 75). Wir kennen nach dem Gesagten den Grund, warum Heimat eine Kraft bedeutet: Die Heimat mit den mit ihr verknüpften gefühlsbetonten Erlebnissen kann immer wieder im Menschen als Gefühl von fast ursprünglicher Intensität auferstehen und als Gefühl den überlegenen Kampf mit den Augenblicksimpulsen aufnehmen.

Durch diese Ueberlegungen gewinnt die Forderung, daß wir wieder Heimat schaffen müßten, einen viel tieferen Sinn und eine viel größere Dringlichkeit. Die Heimat als Raum wieder zu schaffen, kann nicht Spezialaufgabe der Volksbildungsarbeit sein. Aber unsere Aufgabe wird sein müssen, die Bedingungen zu schaffen, daß jeder seine Heimat erleben kann. Namentlich gilt das für den Menschen in der

Kindheit und Jugendzeit. Denn niemals wird der Mensch im späteren Leben einen Raum, eine Landschaft so unberührt von allen Zufälligkeiten des Lebens gefühlsbetont erleben können, wie das Kind z. B. die Kinderstube und das Elternhaus erlebt. Die Pflege des Heimat- und Volksliedes, der Volksfeste und -gebräuche und namentlich der religiösen Feste, soweit sie gleichzeitig Gemeinde- und Volksfeste sind, darf nicht als etwas Nebensächliches angesehen werden, all diese Veranstaltungen können Gelegenheiten zum gefühlsbetonten Erleben der Heimat werden, das im späteren Leben fast mit ursprünglicher Kraft wiedererweckt werden kann. Schon formal hat dieses Heimaterleben eine Bedeutung für die Volksbildung. Denn das Erlebnis, das wir beim Bildungsvorgang fordern müssen, wenn überhaupt Bildung zustandekommen soll, unterscheidet sich m. E. nicht wesentlich vom Heimaterlebnis. Wer in der Jugend die Heimat nicht erlebt hat, wird später nur schwer zum Erleben einer Dichtung kommen. Nicht weniger hoch ist das Heimaterlebnis in materialer Hinsicht für die Volksbildung anzuschlagen. Der Bildungsvorgang ist für uns noch ein recht dunkles Geschehen. Für mich ist es aber kein Zweifel, daß Heimatgefühlskomplexe dabei das ganze Leben hindurch eine ganz hervorragende Rolle spielen. Wie wir z. B. ein Buch, eine Dichtung erleben, ist durch die Heimat und durch die mit ihr verbundenen gefühlsbetonten Vorstellungen bedingt.

Das dürfte genügen, um den Ueberlegungen und Forderungen in Erdbergs Schrift „Heimat" einen größeren Nachdruck zu verleihen. Was dort von verschiedenen Autoren von den verschiedensten Gesichtspunkten aus über die Heimat gesagt wird, ist zu beachtenswert, als daß es hier auch nur angedeutet werden könnte. Der Volksbildner muß die Schrift selbst lesen. Was schief darin ausgedrückt ist, berichtet sich durch die vorstehenden Ueberlegungen von selbst.

Dr. Albert Rumpf.

Gedanken zur Vertiefung unserer Lektüre

Wer nachdenklich liest, was Hermann Herz über ‚Macht und Ohnmacht des Wortes' (im ‚Heiligen Feuer' März 1926) schreibt, wird dem Verfasser beistimmen. Das Meiste, was an gedruckten und gesprochenen Worten Tag für Tag auf uns einstürmt, hinterläßt keinen tiefen seelenformenden Eindruck, will es vielleicht auch gar nicht, will nur interessant erscheinen und hinterläßt Leere und Müdigkeit. Daß Deutschland mit der Zahl seiner literarischen Neuerscheinungen an erster Stelle unter den Völkern steht (im Jahre 1925 waren es über 37 000, sogar noch mehr als vor dem Weltkriege), ist doch ein recht zweifelhafter Ruhm. Die Sichtung der vorliegenden Manuskripte bei den Verlagen dürfte vielfach noch kritischer sein. Herz sagt: „Es wird viel zu viel geschrieben und zuviel geredet", unser Geschlecht ist „in eine wahre Ueberschwemmung von Druckerschwärze und Wortschwall hineingeraten ... Man besehe sich beispielsweise die Unmasse von Zeitungspapier, die Tag für Tag ins Haus getragen wird, vorab am Samstag mit allen möglichen Sonntagsbeilagen. Dazu die Fachzeitschriften, die heutzutage jeder Bauer, Dorfschuhmacher und Dorfbarbier hält! Dann die Fülle der Kalender, frommer und unfrommer Zeitschriften (wann wird die erste Zeitschrift für die Besucher der Kleinkinderbewahranstalten erscheinen?) und zuletzt das Buch, das Buch der Eigenbücherei und der mit tausenden von Bänden gesegneten Volksbiliotheken!" Solche Worte machen nachdenklich, man weiß nicht recht, ob man vom Segen oder Fluch des Buchdrucks sprechen soll. Und doch wird man sich gleich wieder bewußt, daß nur die Ueberfülle des gedruckten Wortes uns dieses Segens nicht froh werden läßt. Totalabstinenz vom Lesen und Anhören von Vorträgen für Vielleser, in jedem Jahr für bestimmte Zeit, ähnlich den Predigtvakanzen in der Diözese Trier, hält H. Herz für sehr heilsam.

Auch für unsere Volksbüchereien ist hier manches zu beachten. Aus der Zahl der ausgeliehenen Bände läßt sich nicht die Größe der geleisteten Volksbildungsarbeit berechnen. Ein einsichtiger Bibliothekar wird sich angesichts eines Viellesers, der nie genug zum Lesen bekommen kann, ernstlich fragen, ob diese Lektüre wirklich noch Bildungswert hat. Wie sollen Gedanken, die sich in einem guten Buche dem Leser darbieten, seelisches Eigentum des Lesers werden, wenn sich überschnell etwas Neues darbietet? Auch die dichterische Schönheit eines Werkes kann bei solcher Hast der Lektüre kaum erfaßt werden. Was ein wirklicher Dichter in langen Monaten, ja Jahren, schuf, das ist in wenigen Stunden vom Leser abgetan. Da bleibt die Lektüre nicht nur zum großen Teil ohne lebendigen Eindruck, die Empfänglichkeit für tiefe Gedanken in klarer, dichterisch gefeilter, schöner Form wird immer geringer. Der Durchschnittsleser bedarf der Führung, nicht nur bei der Auswahl, sondern auch beim Lesen. Da liegt aber die ganze Schwierigkeit der Bildungsarbeit: das Geheimnis der seelischen Wirkung eines Buches auf den Leser enthüllt sich nicht offen dem Volksbildner, hier und da freilich spürt er etwas davon, vor allem: er hat nur wenig Einfluß darauf, immer nur mittelbaren. Nur Ratschläge kann er geben, auf wertvollere Werke aufmerksam machen, ernstlicher überlegen, ob eine Neuerscheinung wirklich die Aufnahme in seine Bücherei verdient, an Vorleseabenden durch eigenes Vorlesen zeigen, wie man liest, vielleicht in den Gruppen der Vereine ein Drama eines Klassikers mit verteilten Rollen lesen lassen, damit der Buchstabe lebendiges, seelisch durchblutetes Wort wird, aber, wieweit er Erfolg haben wird, das ist und bleibt eine Frage. Selten packt uns eine

Dichtung so stark wie in den Jugendtagen, da wir sie mit heißen Wangen lasen und uns die Welt der Schönheit aufging wie eine sich entfaltende Blüte. Einfache Männer und Frauen des Volkes, die, schaffend im Leben, kaum zum Lesen kommen, erleben oft viel tiefer eine Dichtung als der Belesene. Das lebendige Leben, das der Hintergrund jeder echten Dichtung ist, ist ihnen näher, so kommt ihnen auch die Dichtung näher, wenn sie auch keine rechten Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Dichtungen haben. Da mag wohl ihr Urteil übertrieben sein, der Kritik nicht ganz standhalten, was den künstlerischen Wert des Werkes betrifft. Doch schließlich ziemt uns vor allem bei der Dichtung Hingabe an sie, nicht zuerst Kritik. Sie stellt sich schon ein, erst recht, wenn wir zeitlichen Abstand gewonnen haben. Der Blick ins Buch ist dann erst wertvoll, wenn wir vorher lang und tief, nachdenklich ins Leben schauen. So wird ein Maßhalten in der Lektüre und eine stärkere Hingabe an das Leben mit seinen Pflichten unsere Lektüre vertiefen, ihre Erlebnisnähe oder ihre Oberflächlichkeit aufdecken.

Sicherlich erzeugt nur das Bildung, was irgendwie formend, gestaltend, bildend wirkt. Bei der Dichtung ist aber nur das bildend, was plastisch als Bild vor unser seelisches Auge tritt. Wir sollen keine Buchstaben sehen, sondern ein blutvolles Bild, Wirklichkeit. Schwache Künstler vermögen das aber kaum zu vermitteln, rhetorische Mittel, die einer Darstellung durch Ausrufungszeichen usw. eine stärkere Betonung geben möchten, erzeugen noch lange kein plastisches Bild. Wenn sich die Empfindungen zum körperlich-seelischen Erlebnis in einer Dichtung verdichten sollen, so daß sie in einem ihm gemäßen Sprachleib vor uns treten, so gehört dazu beim Dichter das instinktive Gefühl für den Stimmungs- und Klangwert eines Vokals oder Konsonanten. Hier muß der Dichter oft wie ein Geiger oder Klavierstimmer die Reinheit eines Tones abhorchen. Gewiß soll damit nicht der rein künstlerisch-ästhetischen Wertung einer Dichtung das Wort geredet sein, allein, das Wort ist doch eben das Ausdrucksmittel der tiefsten Gedanken der Seele und es darf doch nicht in Redensarten verschandelt werden. Wir erfassen erst den Sinn der Gedanken, wenn die Worte so gewählt sind, daß wir das Dargestellte, dem Ursprung des Wortes Aesthetik entsprechend, wirklich wahrnehmen. Das gilt natürlich in erster Linie von der Dichtung, denn sie soll Gestalten bilden, bloße Ideen verdichten, erschaffen. So schöne und tiefe Gedanken auch das Werk eines ausländischen Dichters an Gehalt uns in seiner Uebersetzung bieten mag, die Gestalt, die Sprache, tritt meist matt, ein Abbild, vor uns hin. Nur ganz selten haben wir dasselbe seelische Erlebnis der dichterischen Schönheit wie bei einem gleichwertigen Werk unserer Muttersprache.

Seit wir lesen gelernt haben, sind wir an Wissen reicher geworden, an Sinneskräften (Auge, Hand) sind wir aber verarmt, wenn wir nicht zugleich immer wieder ins Leben schauen, ihm werktätig dienen und bei der Lektüre uns zur Sammlung des Geistes und der Sinne zwingen, damit das Auge plastisch, bildhaft schaut. Ein so gesammeltes Lesen, wodurch das dichterische Bild mit seiner ganzen Fülle in die letzte seelische Stille des Lesers eindringt und dort lebt, fordert natürlich ein tiefes Verantwortungsgefühl des Bibliothekars und auch des Lesers bei der Auswahl der Lektüre, damit nichts Schlechtes seine Seele verdirbt. Manchmal freilich möchte man von Glück sagen, daß mancher Vielleser oberflächlich liest und die Bilder einer Dichtung auf der Oberfläche seiner Seele bleiben und nicht tiefer dringen. Doch, schließlich ist Oberflächlichkeit auch kein Gewinn. Abgesehen von innerer Sammlung und weisem Maßhalten in der Lektüre, wie auch Abwechseln mit schöngeistiger und belehrender Lektüre ist ein Weg zu tieferem literarischen Verständnis das häufige

Lesen von Novellen und besonders von Gedichten. Freilich, auch die Lektüre von Briefen unserer Dichter und Geistesmänner, die von ursprünglicher Frische des Gedankens, nicht von kaufmännischer Gewandheit wie vielfach heute, diktiert sind (man denke etwa an Goethes, Bismarcks, Liliencrons Briefe), können die Sprache in ihrer bildkräftigen Lebendigkeit zeigen. Die Novelle und das Gedicht bietet sich in einer gedrängten, abgewogenen Sprachform. Da darf kein toter Punkt, keine überflüssige Redensart sich zeigen, selbst da nicht, wo weniger Bilder vorgestellt werden, als Stimmung wiedergegeben und erzeugt wird. Sicherlich ist das Gedicht viel zu sehr vom Roman mit seinem Ideengehalt verdrängt worden. Heute ist es für einen Verlag nahezu ein Wagnis, ein Gedichtwerk herauszugeben, wäre es auch eine so reife, gestaltete Gabe wie Hans Leifhelms „Hahnenschrei"". Wer ein wirkliches Gedicht halblaut oder auch still gesammelt liest oder einen Zuhörerkreis erleben läßt, der leistet Bildungsarbeit an sich selbst und am Volke. Natürlich ist hier erst recht weises Maßhalten und klares Erfassen der jeweiligen Aufnahmefähigkeit notwendig. Ein Gedicht voll Abendstimmung liest man natürlich nicht wirkungsvoll in der Lichtfülle des Tages. Da ist kürzlich ein wertvolles Buch Friedrich Schnaß, Wortkünstler über Gedichtsbehandlung (Osterwieck a. Harz, Zickfeldt) erschienen. Sehr viele Gelehrte, Dichter und Vortragskünstler haben hier wertvolle Gedanken über Gedichtsbehandlung geäußert. Es ist natürlich in einem kurzen Aufsatz nicht möglich, zu den Bemerkungen und Gedanken einzeln Stellung zu nehmen. Für uns ist es wertvoll, daß die Schaffenden, nicht nur die Pädagogen, einmal ihre Ansicht äußern. Sie stehen der Dichtung, dem Gedicht, ganz nahe, denn von ihnen wird es geformt oder, so beim Vortragskünstler, zum Leben der Sprache erweckt. Gewiß ist es wahr, daß dabei meist der Dichter, eben weil er der Dichtung so nahe steht, die Wirkung, die ein Werk wegen seines sitlichen oder weltanschaulichen Gehaltes auf andere ausübt, nicht überschaut, weil er sich selbst ganz der Dichtung an sich hingibt und andere nicht sieht. Doch, für den Volkserzieher, der alle seelischen Kräfte des Volkstums, insbesondere die sittlichen und religiösen, pflegen soll, ist das Erkennen des künstlerischen Gehaltes eines Gedichtes, der in Aeußerungen der Wortkünstler klarer hervortritt, eine wichtige und notwendige Ergänzung. Die Wortkünstler selbst sagen es oft, wie wertvoll es ist, wenn Erzieher und Künstler in einer Person vereinigt sind. Sie selbst vermögen dem Erzieher Anregungen aus der Fülle ihres eigenen künstlerischen Erlebens für die Gedichtsbehandlung zu geben. Vor allem wenden sie sich mit Recht gegen jedes Zergliedern, Zerpflücken einer Dichtung. Das zerstört die Freude an der Dichtung. Der Dichtung soll man sich hingeben. So erst wird die Grundstimmung der Dichtung in uns geweckt, wir überschauen gleichsam visionär die Dichtung in einem Gesamtaspekt wie ein Bild. Das Bild, das vor der Seele des Dichters stand, wird nachgeschaffen im klaren Bilderfassen durch den Leser. Bezüglich der Stoffe betonen viele Wortkünstler die Auswahl konkreter Stoffe für das Kind wie auch für den einfachen Leser, z. B. Balladen. Dort, wo die Stimmung überwiegt vor der Handlung, wird der Belesenere tiefer eindringen als der naive Leser. Bezüglich der Hingabe an die Dichtung wird der Pädagoge dem Wortkünstler zustimmen, da hierdurch das Verständnis der Dichtung erleichtert wird, anderseits die Auswahl der Dichtungen der sittlichen und weltanschaulichen Reife der Leser entsprechend treffen, damit nicht durch die Hingabe an die Dichtung, die unbedingt erstrebenswert ist, wertvolle Menschheitsgüter gefährdet werden. Je tiefer freilich sittliche und weltanschauliche Werte in einem Menschen wurzeln, desto instinktiver und selbständiger wird der Leser gegen Gifte reagieren und durch ein „Gegengift"

sich von den schädlichen, aus der Dichtung in seine Seele eindringenden Stoffen befreien. Hier zeigt sich klar, daß Wortkünstler und Pädagogen sich auf halbem Wege begegnen müssen. Neben diesem Grundgedanken des Erlebens der Dichtung tritt noch ein anderer besonders hervor, der Gedanke der Sprecherziehung. Das Instrument der Sprache muß gemeistert werden, der Rhythmus eines Gedichtes, seine Klangfülle in den Vokalen und Konsonanten, mit ihrer Stimmungsfärbung in dunklen, hellen, scharfen oder weichen Tönen wird erst recht erlebt, wenn nicht gelesen, sondern gesprochen wird. Hier ist besonders das zu beachten, was Sprachtechniker, Vortragskünstler betonen in der Ausbildung der Sprachtechnik. So wie Hans Thoma einmal den Wert des Handwerklichen für die Malerei halb scherzhaft in dem Worte: ‚Gut angestrichen ist halb gemalt!' ausdrückt, so kann eine Sprachschulung nicht entbehrt werden. Ich glaube, unsere Volksbildner können hier durch Selbstschulung und gemeinsames Lesen in Zirkeln viel tun. Die pathetische Deklamation, wie sie früher, vielleicht auch heute noch teilweise, geduldet wurde, hat fast immer den Ton etwas zu hoch gegriffen. Interessant ist übrigens, daß viele Wortkünstler abraten, für Feierstunden, Vortragsabende, Schauspieler zum Vortrag zu bitten, da der Schauspieler unter ganz anderen Bedingungen zu sprechen gewohnt ist, als der Vortragssaal und auch das Gedicht selbst bietet. Da sind Vortragskünstler, etwa eine Vilma Mönckeberg oder Lisa Tetzner u. a. am Platze oder der Ratschlag von Erich Drach: „Helft euch selbst!“ (S. 61). Das Buch bietet eine reiche Fülle von Anregungen für den Volksbildner.

In diesem Zusammenhang wäre auch die Gedichtesammlung des rheinischen Dichters Jakob Kneip: Der Gefährte. Deutsche Dichtung aus 200 Jahren (2. Auflage, 456 S. Frankfurt a. M., Diesterweg, M. 5.—) zu nennen. Es ist nicht das Werk eines bloßen Pädagogen, sondern eines Dichters, der im Lehrberuf tätig ist. Das Werk dient als Ergänzung der Lesebücher ‚Lebensgut' (ebda) und will dem Unterricht auf der Oberstufe der höheren Schulen dienen. Das wird der Volksbildner beachten, wenn er das Werk für Vorleseabende verwendet. Es ist keine der früheren Gedichtssammlungen, die Fremdartiges nebeneinander stellten, sondern geschaffen unter dem Gesichtspunkte der gruppierenden Gedichtsvermittlung, der übrigens in dem Werke von Schnaß betont wurde. Das bietet dem Vereinsleiter den Vorteil, Gedichte, die er unter einem bestimmten Gesichtspunkt zusammenstellen will, schnell zu finden. Als Gesamtgesichtspunkt für die Auswahl Kneips scheint mir Lebensnähe und dichterische Kraft betont zu sein. Interessant sind die Gedanken, die Jakob Kneip in seinem Beitrag zu dem Werke von Schnaß äußert. Er betont besonders die persönliche Ergriffenheit des Vortragenden, die sicherlich in der Lebensnähe und der dichterischen Kraft der Dichtung ihre Wurzeln hat. Freilich, die Betonung des Dehmel'schen Gedankens: „Könnt' ich zauberhaft mit Blicken / Licht in jede Seele schicken, / Klarheit möcht' ich keiner geben, / Nur Verklärung braucht das Leben“ bedarf doch einer gewissen Einschränkung. Sicherlich darf man, wie Kneip sagt, in der Dichtung nicht vornehmlich einen Gegenstand von Belehrungen und Gedankenübungen sehen wollen. Doch, auf Klarheit möchten wir, auch zugunsten der Verklärung, nicht verzichten. Verklärung ist Ziel der Dichtung, Klarheit Ziel der geistigen Verarbeitung von Gedanken, die aus dem Leben, der Wissenschaft und auch der Dichtung uns zuströmen. Eigenwillig ist immer die Gedichtesammlung eines Dichters. Das ist berechtigt, denn er steht der Dichtung besonders nahe. So hat Kneip besonders gern Gedichte voll Naturstimmung gewählt (ein Zug seines eigenen Schaffens, wie besonders der Vorliebe seiner Jugend für die Droste und Eichendorff) und

auch Dichter, die ihm besonders nahestanden wie Gerrit Engelke und andere. Balladen sind zwar vorhanden, treten aber etwas zurück, jedoch ist jeder bedeutende Dichter berücksichtigt. Manche Gedichte verlangen eine gewisse weltanschauliche Reife (vgl. den ursprünglichen Zweck der Auswahl), wie z. B. Hebbels Gedicht ‚An die Jünglinge'. Der Volksbildner sollte die Gedichtesammlung von Jakob Kneip häufig bei Vereinsabenden und Vorlesestunden verwenden.

Sicherlich sind für den Volksbildner die Gedanken beachtenswert, die Goethe „über den Plan eines lyrischen Volksbuches" (Goethes Werke, herausgegeben von Ed. von der Hellen. 15. Band, Stuttgart, Cotta. S. 178) u. a. äußert: „Denkt man sich bei einer solchen Sammlung eine äußere Bedingung, wie hier der Fall ist, den Volksbedarf, die Volksbildung, so verändert sich sogleich jene Ansicht (nämlich: eine solche Sammlung frei und ohne Rücksicht zu veranstalten, etwa historisch-genetisch oder in Auswahl des Fertigen, Abgeschlossenen, Vollbrachten) und macht die Unternehmung schwankend und schwierig. Unter Volk verstehen wir gewöhnlich eine ungebildete, bildungsfähige Menge . . . Für eine solche Menge müßte also das Buch geeignet sein. (Heute verstehen wir unter Volk, besonders aber unter Volksbildung, mehr als bloß die Erfassung der unteren Schicht unseres Volkstums, wenn auch Goethes Gedanken gewisse Voraussetzungen der Volksbildungsarbeit darlegen.) Und was bedarf diese wohl? Ein Höheres, aber ihrem Zustande Analoges. Was wirkt auf sie? Der tüchtige Gehalt mehr als die Form. Was ist an ihr zu bilden wünschenswert? Der Charakter, nicht der Geschmack: der letzte muß sich aus dem ersten entwickeln . . . . Das Vortreffliche aller Art, das zugleich populär wäre, ist das Seltenste. Dies müßte man zu allererst aufsuchen und zum Grunde der Sammlung legen. Außer diesem ist aber noch das Gute, Nützliche und Vorbereitende aufzunehmen. In einer solchen Sammlung gäbe es ein Oberstes, das vielleicht die Fassungskraft der Menge überstiege. Sie soll daran ihr Ideenvermögen, ihre Ahnungsfähigkeit üben. Sie soll verehren und achten lernen, etwas Unerreichbares über sich sehen; wodurch wenigstens eine Anzahl Individuen auf die höheren Stufen der Kultur herangelockt würden. Ein Mittleres fände sich alsdann, und dies wäre dasjenige, wozu man sie bilden wollte, was man wünschte, nach und nach von ihr aufgenommen zu sehen. Das Untere ist das zu nennen, was ihr sogleich gemäß ist, was sie befriedigt und anlockt. Eine solche Sammlung würde vielleicht nach Rubriken aufgestellt." Vieles ist seit Goethe um dieses lyrische Volksbuch geschehen, allein, auch heute noch wird der Volksbildner sich Gedichte, auch aus Sammlungen, herauswählen müssen, schon deshalb, weil er immer mit einem besonderen Lebenskreis im Volkstum rechnen muß. Es bleibt uns bei aller Vorarbeit der Sammler die eigene Arbeit und Freude des Findens. —

Rudolf Borchardt hat eine ganz eigenartige Gedichtesammlung besorgt: Ewiger Vorrat deutscher Poesie (Verlag der Bremer Presse. München. M. 12.—) in vorzüglichem Gewande. Die Auswahl ist, entsprechend dem sehr anspruchsvollen Titel des Werkes, sehr sorgsam und in jahrelanger Beschäftigung mit der Dichtung bereitet. Es ist nicht leicht, zu diesem Werke Stellung zu nehmen, da der Verfasser als „Nachlaßverwalter des Ahnen- und Seelenerbes der deutschen Dichtung" das poetische Vermögen der Volksgesamtheit sichtete und die deutsche Poesie als „Botschafterin des Allen gemeinsamen Erlebnisses, der von Allen her wehenden Sehnsucht" ernsthaft durchforschte. Viele Gedichte, die dem einzelnen lieb und teuer sein dürften, fehlen, besonders solche aus der Zeit nach 1840 (aus ihr ist außer ganz wenigen Dichtungen von heute eigentlich

nichts aufgenommen, soweit nicht Dichter, noch im 18. Jahrhundert geboren, in diese Zeit reichen), da dem Verfasser diese Zeit eine abgestandene, fortvegetierende Sprache hat, weil diese Zeit ihm brüchig erscheint: „ohne Anschluß an eine Welt heiliger und geschützter oder schutzflehender Werte, ohne das Heiligenbild eines Gottes, eines Mannes, eines Weibes, einer Heimat, eines Volkes, in sich, — ohne welche Elemente alle sich der Körper eines Poetischen nicht ausbildet, — sondern vielmehr damit beschäftigt, all dies zu lockern, zu stürzen und fürs erste nicht zu ersetzen: so ist es ein Irrtum, anzunehmen, als sei schon darum, weil weiter gereimt und gedruckt wurde, auch weiter gedichtet worden, habe auch nur weiter gedichtet werden können.“ (S. 447/448). Solcher kritischer Bemerkungen bietet das Nachwort eine Fülle, Borchardt will seine Auswahl innerlich begründen und er tut es mit wohlabgewogenen Worten. Was er aufgenommen hat, was ihm der Ewigkeit wert erschien, das ist wirklich Edelgut. Oft genug hat er das glückselige Findergefühl dessen erlebt, der einen Edelstein aus schlechtem Gestein, ein Kunstwerk aus Gerümpel heraushebt. Er fand poetische Werte nicht nur dort, wo sie jeder sucht. So darf man nicht leichthin urteilen, wenn man einer Meinung des Verfassers über einen sonst hochgeschätzten Dichter widersprechen möchte. Borchardt fühlte klar, was mancher empfindet, selbst wenn ihn die Sprache berauschend umtönt, daß Nietzsches Verse, „Dionysosrhythmen, klingendes Chaos sind“ (S. 455), daß Heines echteste Verse „nur Anfänge sind, die nicht weitergehen, ein Juwel des Einfalls“ (S. 459), daß Chamissos Gedichte durchweg „Effektstücke“ (S. 457) sind, Chamisso und Lenau uns Volksfremde bleiben. Gewiß, man scheut sich, so zu sprechen, weil wir oft nach uns noch verborgenen Werten suchen, doch muß einer kommen, der mutig die Zweifelsfrage oder gar die Ablehnung hinwirft. Daß von Rückert, Platen und Mörike mit dem „reinen Ringen ihrer menschlichen Seele“ (S. 459) so manches aufgenommen wurde, ist wohltuend. Das Buch zeigt keine sklavisch-historische Anordnung, so ist z. B. Gretchens Gebet an die Schmerzenreiche (Goethe) den Gedichten der mittelalterlichen Welt zugeteilt. Stark ist die Hingabe des deutschen Geistes an Gott, an das Ewige, betont und wertvollste Gedichte sind ausgewählt worden. Merkwürdig ist hier das Urteil über Annette von Droste-Hülshoff, so sehr man auch spürt, daß der Verfasser nicht von der Betrachtung des Werkes der Dichterin loskommt. Er sieht in ihr eine chaotische Seele, „lautlose Höllen aller Gottesfremdheit und Weltverlassenheit“, „eine greise wilde Heidin ringt um das Paradies“. Wenig hat er von ihr aufgenommen, wie Lots Weib erscheint sie ihm, wie es auch ihr vorkam, zumal er sie „urteilslos, zerrissen, ohne alle solideren Werkzeuge und Ueberlieferungen der Kulturarbeit“ (S. 472) tätig glaubt, „ohne andere Bildungsquellen als engste landschaftliche“ (S. 471). Vieles muß zugegeben werden, über die Reichweite dieser Ansicht werden sich genauere Kenner der Droste mit Borchardt auseinandersetzen müssen, doch wird es sicherlich immer auch ringende Seelen geben, die wie die Droste nur selten Trost und Frieden finden, und ihnen ist die Droste Weggenossin. So bietet Borchardt in seinem Werk, das den deutschen Volksgeist zeigt, wie er im Gewande echter Poesie durch die Jahrhunderte und Zeitepochen schreitet, das Bild eines ehrlichen Suchers nach dichterischem Gut, klar sich bewußt, daß nur „die Zeit eine Vollkommenheit und Vollständigkeit schaffen kann“. (S. 480). Damit aber bietet er jedem von uns eine Anregung zu vertiefter Betrachtung dichterischer Kunstwerke. Josef Zimmermann.

Rundfunk und Volksbildung

Das „Radio“ (der Unterhaltungs-Rundfunk) ist nicht nur eine neue, sehr zielbewußt vordrängende Unterhaltungstechnik, die noch vor unabsehbaren Entwicklungsmöglichkeiten steht, sondern es möchte sich jetzt schon als Kulturfaktor schlechthin aufwerfen — damit ist das allgemeine Interesse an einer gründlichen Prüfung gegeben. Für uns Katholiken tritt dann noch eine Fülle anderer Motive hinzu, die in den letzten 2 Jahren manche Bildungsgruppen und -tagungen beschäftigten. Den entscheidenden Anstoß zu einer umfassenden Auseinandersetzung mit dem ganzen Fragenkreis aber gaben die Sorgen der kirchlichen Behörden, angesichts mancher Zeichen, die einen Einbruch des neuen „Kulturinstruments“ in die seelsorgerische Arbeit befürchten ließen.

So hatte denn die Frühjahrstagung des „Zentralbildungsausschusses der kath. Verbände Deutschlands“, am 31. Mai 1926 im Borromäushaus zu Bonn, die besondere Aufgabe, sich zu einigen auf eine klare und bestimmte Stellungnahme.

Vor dem verantwortungsbewußten Gremium, das die 29 großen Volksbildungs-, Jugendbildungs-, Standesbildungs- und Schulerziehungsvereine vertrat, legte zuerst Studienrat Dr. Brüls, Köln, in einem einführenden Vortrage die physikalisch-technische Entwicklung des drahtlosen Verkehrs und dann die gegenwärtige (deutsche) Organisation des Rundfunks dar. Das Schwergewicht der Verhandlungen lag in der mehrstündigen Aussprache am Nachmittag über die kulturelle Wirkung des Rundfunks und über geeignete Mittel, die katholischen Kulturinteressen wahrzunehmen; unter der zielbewußten Leitung durch Religionslehrer B. Marschall, Köln, kam es zu brauchbaren Ergebnissen. Der Ertrag dieser Aussprache wird im Z.B.A. zu einer Entschließung verarbeitet und der Presse zugeleitet werden. Wir deuten hier zwecks vorläufiger Orientierung die führende Linie an, in der sich der lebhafte Gedankenaustausch bewegte.

Wenn man einige Auslassungen in jüngster Zeit, z. B. von Dir. Neumair, in Nr. 32 des „Neuen Reich“ über Filmkultur, und von Dr. Stephan, in Nr. 3 der ‚Volkskunst‘ über Rundfunk, vergleicht, könnte man vermuten, daß sich eine optimistisch-zustimmende und eine pessimistisch-ablehnende Haltung gegenüber dem zivilisatorischen Novum unvermittelt nebeneinander behaupten würden. Aber im Grunde sind doch beide Kritiker im wesentlichen einig und zielen auf die gleiche mittlere Linie: den Standpunkt gesunder Skepsis, der sicher vorläufig noch nicht allzuviel echte Kulturwerte von der technischen Neuerung erwartet und im übrigen darauf bedacht ist, alle innerseelischen Sicherungen gegen einen kulturverflachenden oder gar -verheerenden Einfluß bereitzustellen.

Dieselbe Grundhaltung setzte sich auch in der Aussprache im Z.B.A. durch. Eine Gruppe sprach dem Rundfunk jeden Wert als „Kulturfaktor“ ab; andere schienen sich mit größeren Zukunftserwartungen zu tragen. Jedenfalls aber hielt man sich nicht zu lange auf mit der Frage, ob Kulturfaktor oder nicht, sondern wurde schlüssig darüber, daß im Rundfunk kein Bildungsmittel im eigentlichen Sinn anzuerkennen sei (auch wenn man ihn höher bewerten will als den Film); wir müssen vielmehr darauf dringen, daß die anderen, besseren, dem Volk erhalten bleiben.

Im Grunde ist nun freilich bei allen Massendarbietungen kultureller Art, wie Theater, Musik, Literatur usw., ebensogut ein gedeihlicher Gebrauch wie ein Mißbrauch möglich — es kommt eben immer auf die Menschen an! Und zur

Persönlichkeitsfrage wird auch die Frage der Radiowirkung! In doppeltem Sinne: Der katholische Mensch, der aus dem Katholizismus wirklich lebt, wird alle Sicherungen in seinem Katholischsein finden; damit ist die Erziehungsfrage aller Zeiten, nach dem lebendigen katholischen Menschen, unter neuem Gesichtswinkel neu gestellt. Und das Zweite: Gewinnen wir einen Einfluß, so, daß bei Radioaufführungen jeder Art der geistig-sittliche Bildungsstand unseres Volkes nicht beeinträchtigt wird! Der direkte Weg dazu ist die dauernde Einflußnahme auf die Programmgestaltung, durch wachsame Abwehr volksvergiftender Stoffe, durch die Stellung von katholischen Sprechern am Sender, durch die Entsendung von Katholiken in die Kulturbeiräte der Sendegesellschaften usw. Als indirekte Wege sind eine Reihe von Maßnahmen und Vorschlägen anzusehen, über die auch Uebereinstimmung erzielt wurde. So lehnen wir den „religiösen Rundfunk", die Uebermittlung gottesdienstlicher Darbietungen, ab, Radio ist kein Gottesdienst; im übrigen bleibt es Sache der kirchlichen Behörden, über evtl. seelsorgerische Verwendung des RF zu entscheiden. Aber auch die sogenannte „katholische Stunde", die also zu bestimmten Zeiten katholischen Sprechern die Sender zur Rundgabe von katholischen Kulturprogrammen freigibt, sollte allmählich entbehrlich werden; unsere Kulturtragenden, die etwas zu geben haben, sollen zum katholischen und nichtkatholischen Volke sprechen im Kreise der anderen Geistigen und Schöpferischen unseres Volkes und in aufbauender Arbeitsgemeinschaft mit ihnen. Sodann darf das Radio jetzt nicht für unsere Vereine ein bequemes Unterhaltungsmittel werden. Schließlich müssen alle verfügbaren kritischen Hilfskräfte mobilgemacht werden, die in der Lage sind, beginnendem Unwesen und Kulturverderb zu steuern durch frühzeitige Abwehr oder durch vorbeugende Erziehungsarbeit. Es ist also Aufgabe der Presse, der Tageszeitungen wie der Zeitschriften und nicht zuletzt der Radiofachblätter, aufs gründlichste sich mit der psychologischen und ethischen Seite der Radiowirkung zu befassen und zu zeigen, wie man Radio falsch und wie man es richtig benutzen kann. Diese Kritik darf aber nicht bloß eine geschriebene bleiben, sondern muß ins Volk hinaus, in Unterricht, Verein, Kanzel usw. Platz greifen. Es kommt also sehr darauf an, daß katholische Wissenschaftler und Künstler, Volkspädagogen und Jugendbildner, Klerus und Presseleute auch in den Radiofachblättern die Feder führen, zur Abwehr von Geschäftsgeist, Schund und Schmutz, und für die Erhaltung einer achtenswerten Höhenlage unserer Kulturprogramme im deutschen Rundfunkwesen; die englischen Verhältnisse können uns hierin Lehren geben. . . .

Im Sinne dieser letzten Anregung der Diskussion nennen wir darum als die wichtigsten Radiofachblätter die folgenden:

„Funk", hrsg. von L. Kapeller, bei Weidmann, Berlin. — „Der deutsche Rundfunk", hrsg. von H. v. Heister, bei Rothgießer & Diesing A.-G., Berlin. „Radioumschau", hrsg. von Prof. Dr. J. H. Bechhold und Dr. P. Lertes, bei Bechhold, Frankfurt a. M. — „Westdeutsche Funkstunde", hrsg. von W. Wittig und W. J. Schüßler, bei Bendel, Münster i. W. — „Rheinische Radio-Rundschau", hrsg. von K. Droz, bei demselben, Elberfeld. — „Süddeutscher Rundfunk", hrsg. von Dr. H. Micheler, Verlag: Bayrische Radiozeitung G. m. b. H., München. — „Der Radio-Amateur", hrsg. von Dr. E. Nesper und Dr. P. Gehne, bei Springer & Krayn, Berlin. — „Radio-Woche", hrsg. von E. Winkler, Wien I, In der Burg. — „Radio-Export", hrsg. von Prof. Dr. K. Fredenhagen, Greifswald, bei Hachmeister & Thal, Leipzig.

H. Ruster, Bonn.

Generalversammlung und Diözesanpräsides-Konferenz im Borromäushaus

Es ist zur Gewohnheit geworden, daß das Generalsekretariat des Borromäusvereins anläßlich der Mitglieder- oder Generalversammlung die Diözesanpräsides auf den Vortag zu einer eigenen Besprechung zusammenruft. Die Notwendigkeit ergab sich aus der Neuheit des Amtes. Erst 1920 in das Statut des Borromäusvereins eingefügt, konnte es nun allmählich in den einzelnen Diözesen durchgeführt werden, so daß heute mit Ausnahme von Ermland und Meißen im Norden und der rechtsrheinischen bayrischen Diözesen im Süden alle deutschen Diözesen einen Diözesanpräses der Borromäusvereine haben. Die Neuheit des Amtes bedingt es, daß sich der Pflichtenkreis des Diözesanpräses, im Statut nur im großen umrissen, erst herausbilden muß, was nur in der praktischen Arbeit geschehen kann. Darum sind, abgesehen von dem jährlichen Bericht, den diese Stellen zu erstatten haben, persönliche Fühlungnahme und Aussprachen zwischen Zentrale und Diözesanpräsides notwendig. Die günstigste Gelegenheit hierzu ist die Tagung der Mitglieder- oder Generalversammlung im Borromäushaus in Bonn, zu der die Diözesanpräsides als geborene Mitglieder ohne weiteres erscheinen.

Fast vollzählig waren sie dieses Jahr am 19. Mai im Borromäushause zusammengekommen, mit Ausnahme der Vertreter von Freiburg, Fulda, Paderborn-West, der durch die Diözesanbibliothekarin vertreten war, und Trier. Es waren folgende Diözesanpräsides selbst anwesend: Becker-Mainz, Borek-Oberschlesien, Dr. Bydoleck-Hildesheim, Fiala-Salzburg, Haas-Speyer, Jansen-Osnabrück, Menzel-Berlin, Oberdörfer-Köln, Pabst-Limburg, Roosen-Münster, Schulte-Paderborn-Ost, Sieber-Rottenburg und Mahlich-Breslau.

Zur Debatte stand in der Hauptsache die nähere Umgrenzung des Aufgabenkreises der Diözesanpräsides, wie er sich nach den praktischen Erfahrungen herausgebildet hat. Diesen zu umschreiben, ist nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Vor allem dürfen diese Zwischenstellen in den einzelnen Diözesen nicht den lebendigen Verkehr zwischen Zentrale und Einzelvereinen stören, der durch die besondere Arbeitsweise des Borromäusvereins bedingt ist und einen durchaus erfreulichen Zustand darstellt. Die vielfachen Vereinsarbeiten, Einsendung der jährlichen Mitgliedsbeiträge, Entgegennahme der Mitgliedsgabenverzeichnisse, Uebersendung der Bestellungen, Entgegennahme der bestellten Mitgliedsgaben und schließlich die Zuweisung der Dividende machen einen ständigen schriftlichen Verkehr zwischen Zentrale und Einzelvereinen notwendig, der zugleich den persönlichen Kontakt der Zentrale mit den einzelnen Geschäftsführern in ganz Deutschland herstellt. Dadurch sind in der Arbeitsweise des Borromäusvereins die Bedingungen einer straffen Organisation und eines ununterbrochenen Wechselstromes zwischen Zentrale und den einzelnen Ortsgruppen gegeben, an denen nicht durch eingeschobene Zwischenstellen gerührt werden dürfte. Aus diesem Grunde ließ man auch allmählich die sogenannten Haupthilfsvereine eingehen, die den geschäftlichen Verkehr zwischen Einzelvereinen und Zentrale vermittelten, wobei der Einzelverein nur diesen Haupthilfsverein als übergeordnete Stelle kannte.

Aber wie das Generalsekretariat an der Zentrale ins Leben gerufen wurde, das, ohne mit geschäftlichen Aufgaben belastet zu sein, lediglich das Leben im Gesamtverein fördern sollte durch literarische, organisatorische und propagandistische

Arbeiten, so konnten auch in den einzelnen Diözesen und Landesteilen Stellen mit einem ähnlichen Pflichtenkreis errichtet werden. Sie sind sogar die logische Folge der Einrichtung des Generalsekretariats. Kurse und Konferenzen in den einzelnen Diözesen können nicht den großen Vorteil ersetzen, den die persönliche, ständige Anwesenheit und die genaue Kenntnis der örtlichen Verhältnisse eines ortsansässigen Diözesanpräses bedingen. Darum wurden die Diözesanpräsides von immer dringlicherer Notwendigkeit. Durch die Ernennung von solchen Stellen in fast allen Diözesen ist nun das Organisationsgerüst erstellt. Diese Organisation nun so zu gestalten, daß sie eine Förderung und Vertiefung der Bestrebungen des Generalsekretariats sein kann, ist die nächstliegende Aufgabe. Das war auch der Sinn der diesjährigen Diözesanpräsides-Versammlung.

Der Vorsitzende, Direktor Braun, gab zunächst einen umfassenden Ueberblick über „Die allgemeine Lage" der Zentrale und der gesamten Organisation. Dabei konnte er mit Genugtuung darauf hinweisen, wie sich bereits das Amt des Diözesanpräses in günstigem Sinn auszuwirken beginne. Diözesanpräses Roosen-Münster umriß sodann „Die Arbeit des Diözesanpräses in der Diözese", wie sie sich nach seinen Erfahrungen zu gestalten hätte. An erster Stelle steht dabei die Gliederung der Diözese in nicht allzu kleine Bezirke und die Gewinnung von tüchtigen Bezirkspräsides, die auf Grund der örtlichen Nähe und der genauen Kenntnis der besonderen Verhältnisse in ihrem Bezirke das Leben in den Ortsvereinen zu erhalten und zu steigern haben. Die Voraussetzung für die Arbeit ist der lückenlose Einzug der Jahresberichte im Bezirke, deren Hauptdaten in ein für Jahrzehnte vorgesehenes statistisches Formular eingetragen werden. Nachdem sich auch der Diözesanpräses dieser Zahlen versichert hat, ist die Grundlage für eine gedeihliche Wirksamkeit des Bezirks- und Diözesanpräses gegeben, die sich nach außen in der Kontrolle der Einzelvereine, in den jährlich ein- oder zweimal stattfindenden Bezirksversammlungen und in der jährlichen Diözesanversammlung manifestiert. Dem Diözesanpräses obliegt weiterhin die ständige Fühlungnahme mit geistlichen und weltlichen Behörden. Damit ist ein klarer Aufbau gegeben: die Einzelvereine sind in Bezirke, die Bezirke in Diözesen zusammengefaßt, und der Diözesanpräses hinwiederum unterhält die lebendige Verbindung mit der Zentrale, in der überdies sein Einfluß durch seine Zugehörigkeit zur Mitgliederversammlung, der gesetzgebenden Körperschaft im Gesamtverein, gesichert ist.

Es ist leicht einzusehen, daß diese nebenamtliche Arbeit für den Diözesanpräses eine nicht geringe Belastung bedeutet. Darum der Beschluß der letztjährigen Mitgliederversammlung, darauf zu sehen, daß allmählich in allen Diözesen hauptamtliche Diözesanbibliothekar-Stellen zur Unterstützung des Diözesanpräses errichtet werden. In Oberschlesien und in Paderborn hat man diesen Weg bereits beschritten. Borek-Oberschlesien referierte auf Grund seiner Erfahrungen über „Die Stellung des hauptamtlichen Diözesan-Bibliothekars". Diese Erfahrungen sind durchaus erfreulich. Mit Herren oder Damen besetzt, die die Bonner Bibliothekarschule durchlaufen haben und genug geistige Regsamkeit und Anpassungsfähigkeit besitzen, würden diese Stellen zugleich die Frage einer Lösung näherbringen, worüber noch Jansen-Osnabrück zu berichten hatte, wie wir uns zu den staatlichen Beratungsstellen zu verhalten haben. Die Stelle des Diözesanbibliothekars müßte sich zur Beratungsstelle für die Borromäusvereine in der Diözese auswachsen, wodurch ein viel reibungsloseres Nebeneinander erzielt würde.

Die an diese vier Referate sich anschließende Aussprache knüpfte immer wieder

an die beiden Hauptpunkte der Tagung an, Stellung des Diözesanpräses und des Diözesanbibliothekars, ihr Aufgabenkreis, ihr Verhalten in bestimmten Fällen und ihre Finanzierung. Das alles kann hier nicht ausführlich wiedergegeben werden. Nur soviel sei noch gesagt, daß mit dieser Organisation, wenn sie erst einmal durchgeführt ist, eine gewisse Dezentralisation geschaffen wird, die der notwendigen Zentralisation nicht nur keinen Eintrag tut, sondern nur größere Festigkeit verleihen kann.

In der am nächsten Tage stattgefundenen General- oder Mitgliederversammlung klangen die Hauptpunkte der Diözesanpräsides-Versammlung immer wieder an. Zahlenmäßig war diese Tagung stärker beschickt als in früheren Jahren. Nicht weniger als rund 50 Vertreter aus den verschiedensten Teilen Deutschlands hatten sich hier zusammengefunden, um sich über das verflossene Geschäftsjahr Bericht erstatten zu lassen und Entlastung zu erteilen. In der Art und Weise, die Versammlung abzuhalten, war eine Aenderung eingetreten; statt die Berichte der Geschäftsführung, der Finanzkommission, des Generalsekretariats und der Buchgemeinde mündlich entgegenzunehmen, hatte ein schriftlicher Bericht die Mitglieder der Versammlung schon vorher über die verschiedenen Ereignisse und Zahlen in Kenntnis gesetzt, so daß sie nur mehr in der Diskussion zur Sprache zu kommen brauchten. Damit war Zeit und Raum für ein eigenes Referat geschaffen, das durch die Zeitverhältnisse bedingt war, und die Diskussion von vornherein der Gefahr entzogen, sich ins Uferlose zu verlaufen. Tatsächlich bewegte sich die Aussprache auch um Gedanken des angesetzten Referates. Mit Absicht wurde in Erinnerung an den vor nunmehr 80 Jahren ausgesprochenen Büchereigedanken das Thema gewählt: „Die Entwicklung der deutschen Büchereibewegung und ihre Forderungen an uns“. Darin konnte Direktor Braun zugleich den geschichtlich und zeitgeschichtlich notwendigen Unterbau für die am Vortag ausgesprochenen Organisationsforderungen schaffen. Für die Finanzierung der Diözesanpräsides wurde eine größere Summe erstmalig in den Etat eingesetzt. Die Notwendigkeit, hauptamtliche Diözesanbibliothekare anzustellen, wurde aufs neue unterstrichen. Berichte der Vertreter aus dem Norden und Süden ließen diesen Punkt als besonders dringlich erscheinen, wenn der Borromäusverein den verschiedenen Bestrebungen, denen die Diözesanpräsides ihre angestrengte Aufmerksamkeit widmen müssen, gerecht werden soll. Von den übrigen Aussprachepunkten ist noch die Einsetzung einer Kommission zur Regelung der Beziehungen zu den österreichischen Vereinen und Büchereien hervorzuheben, sowie der Beschluß, der Gründung einer Ergänzungsbücherei oder auch Fern-Leihbücherei näherzutreten. Neu in die Versammlung wurden gewählt Oberstudiendirektor Schümmer-Bonn und Pfarrer Homscheid-Koblenz.

Der Bericht des Vorstandes und die gedruckten Berichte der verschiedenen Stellen an der Zentrale lauten nicht ungünstig, wenn auch die Rechnungsprüfer glaubten, eine behutsame finanzielle Gebarung anempfehlen zu müssen. Das Jahr 1925 schließt mit einer Zunahme von 431 Ortsgruppen und 26 459 Mitgliedern, so daß also 4297 Vereine mit einer Gesamtzahl von 216 572 zahlenden Mitgliedern im Berichtsjahr ihre Tätigkeit entfalten. Den Mitgliedern flossen 279 059 Einzelbände als Vereinsgaben zu und den Vereinen oder Büchereien 31 627 Bände im Werte von 129 955 M. als Geschenke oder Dividende. Rechnet man dazu noch die als außerordentliche Unterstützung, als Wanderbüchereien und auf Rechnung gelieferten Bände, so beläuft sich die Zahl der im Jahre 1925 von der Zentrale

versandten Bücher auf nahezu 400 000. Mit den 130 000 Bänden der Buchgemeinde erhöht sich diese Zahl auf über eine halbe Million Bände.

Ueber das laufende Geschäftsjahr läßt sich noch nichts Endgültiges sagen. Trotz der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse ist aber nach den bisherigen Eingängen zu hoffen, daß auch 1926 in Anbetracht des erst jetzt sich auswirkenden neugeordneten Gabenverzeichnisses, das ein sehr günstiges Angebot für die Mitglieder darstellt, sowie der lebendigen Diözesanorganisationen und der im letzten Jahre zahlreich abgehaltenen Konferenzen und Kurse mit einem ähnlich günstigen Ergebnis wie 1925 abschließen wird. Dr. R.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Otto Karrer: Meister Eckehart spricht. Gesammelte Texte mit Einleitung. Taschenformat. 159 Seiten Text und 11 Bilder in feinstem Kupfertiefdruck. München, Verlag „Ars sacra", Joseph Müller. Halbleinen M. 3,60.

Eine anregend geschriebene Einleitung gibt die zum Verständnis Eckeharts unbedingt notwendigen Voraussetzungen, den Zusammenhang von Eckeharts Persönlichkeit und Zeit, wobei allerdings der Begriff der Mystik klarer hätte herausgestellt werden können. Bei aller Skizzenhaftigkeit fein gezeichnet ist das Lebensbild des Meisters. Die Tragik seiner Verurteilung erscheint hier in neuem Lichte. Im einzelnen ist für die Begründung dieser Auffassung das größere Werk des Verfassers über Eckeharts System abzuwarten. In den Texten spricht der „Lebemeister" Eckehart selbst zu uns, in seiner sprachgewaltigen, besonders auch durch ihre Spruchweisheit packenden Art. Gott und Seele, innere Abgeschiedenheit, Bindung und Freiheit, mystische Berührung, beschauliches und tätiges Leben, Glauben und Beten, Nachfolge Christi, darüber spricht er, so, wie er dies alles schaut im Lichte des einen, darin seine Seele lebt, im Lichte des Gottesgedankens. Darin besteht ja gerade seine Eigenart und seine Sendung. Starke Gedanken sind es, die, auch abgesehen von dem gegenwärtigen Zuge zur deutschen Mystik des Mittelalters, diesem Meister des deutschen Gemütes noch heute unter unseren besinnlichen Lesern viele Freunde seiner innerlichen Art gewinnen und sie in ihrem Christentum froh und innerlich frei machen werden. Die Ausstattung ist ansprechend, die Bilder sind fein abgestimmt zum Inhalt.

Bonn. Dr. Ostlender.

Geschichte

Max Braubach: Max Franz von Oesterreich, letzter Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster. Versuch einer Biographie auf Grund ungedruckter Quellen. 486 Seiten. Münster i. W. 1925, Aschendorff. Geh. M. 15.—, geb. M. 17.—.

Mit einem Königssohn, Bruno I. aus dem sächischen Hause, beginnt die lange Reihe der gefürsteten Inhaber des Kölner Erzstuhls, mit einem Kaisersohn, dem Erzherzog Max Franz von Oesterreich, hat sie ihren Abschluß gefunden. Als Persönlichkeit wie als Politiker reicht der Habsburger an den Sachsenprinzen nicht heran, aber er ist trotzdem als Mensch wie als Fürst bedeutend genug, um eine wesentlich stärkere Beachtung zu verdienen, als er bisher gefunden hat. Darum ist es erfreulich, daß ihm jetzt endlich durch den jungen Bonner Historiker Max Braubach das Denkmal geschaffen worden ist, auf das er so lange hat warten müssen. Daß es dem Verfasser des stattlichen Bandes infolge der Inflationsschwierigkeiten, sodann auch wegen der Notwendigkeit, die als Habilitationsschrift bestimmte Arbeit beschleunigt abzuschließen, nicht möglich gewesen ist, die einschlägigen Akten des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs vollständig auszuschöpfen, ist selbstverständlich zu bedauern. Dieser Mangel ist jedoch größtenteils ausgeglichen worden durch einen außerordentlich bedeutsamen Quellenfund in Münster, der es ermöglichte, von der Politik des Kurfürsten während der Revolutionskriege und von

seiner landesfürstlichen Tätigkeit ein so klares und vollständiges Bild zu entwerfen, daß wenigstens für diese wesentlichsten Partien der Biographie kaum etwas von Belang übergangen sein dürfte.

Jugend, Arbeit, Schicksal; in diese drei Abschnitte hat Braubach seine Arbeit sachgemäß gegliedert. Mit sichtlicher Sympathie verfolgte er Lebensgang und Schicksal seines Helden, der ursprünglich für die Statthalterschaft in Ungarn, dann für die militärische Laufbahn bestimmt, erst nachdem eine schwere Krankheit diese Projekte zerschlagen hatte, durch den Willen seiner Mutter, der herrschgewaltigen Kaiserin Maria Theresia, dann auch durch eigenen Entschluß dem geistlichen Stande zugeführt wurde. Ein herber, eigenwilliger Charakter, dem es aber durchaus nicht an Herzensgüte fehlte, trotz fürstlicher Abkunft und Erziehung ein schlichter, einfacher Mensch, höfischem Prunk abhold, ein Fanatiker der Arbeit, der ohne die überstürzte Hast seines kaiserlichen Bruders (Josef II.), aber mit festem und beharrlichem Wollen in Verwaltung, Rechtsprechung, Finanz- und Bildungswesen bessere Zustände zu schaffen bemüht ist, so steht Max Franz vor uns. Der Zusammenbruch des Reichs und der Untergang des Kurstaats haben ihn über Ansätze und Versuche nicht hinauskommen lassen, aber gerade seine Haltung gegenüber der Katastrophe, die ihn für die letzten sieben Jahre seines Lebens zum heimatlosen Flüchtling machte, zumal seine unbedingte Reichstreue, die so vorteilhaft von der geradezu reichszerstörenden Politik Preußens absticht, nötigt ehrlichen Respekt ab.

Braubachs Buch ist mehr als eine bloße Biographie des letzten Kölner Kurfürsten. Es macht die letzte und tragischste Phase der 1000 jährigen Geschichte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation lebendig. Geradezu ergreifend deutlich wird dabei der unlösliche Zusammenhang von Reich und Rhein, den wir heute aufs neue tiefinnerlich erleben. Darum ist die rheinische und die deutsche Geschichte gleicherweise dem Bonner Gelehrten für seine schöne Arbeit verpflichtet. Aber auch der politischen Reflexien erschließen sich wertvolle Einsichten.

Bonn. Professor Dr. A. Lauscher.

Naturkunde — Technik

J. Ude: Kann der Mensch vom Tiere abstammen? 2., verbesserte Auflage. Graz 1926, Styria. Kl. 8°, 164 S. M. 1,80.

Daß die Seele des Menschen sich nicht aus der Tierseele entwickeln konnte, das werden wohl alle Philosophen, die mit Bewußtsein auf dem Boden des Christentums stehen, zugeben. Daß aber die naturwissenschaftlichen Gründe, die für die Entwicklung des menschlichen Körpers angeführt werden, so geringwertig sind, wie Ude es darstellt, das wird ihm von den Kennern wohl nicht zugestanden werden.

Der Verfasser meint, mit Hilfe metaphysischer Gedanken beweisen zu können, daß eine Entwicklung des menschlichen Leibes aus tierischen Ahnen unmöglich ist. Da kommt uns unwillkürlich die Erinnerung an einen „Beweis“, den die Metaphysik vor einigen Jahrhunderten einmal geführt hat. Sie urteilte einst: das heliozentrische Weltsystem sei philosophisch töricht und im Glauben irrig, und doch hat sich Philosophie und Theologie später anders besonnen. Also dürfte es ratsam sein, mit metaphysischen „Beweisen“ für naturwissenschaftliche Möglichkeiten recht vorsichtig umzugehen.

Die Ansicht der Kirchenväter? Hier hat Ude recht, wenn er sagt, daß diese von Entwicklung im heutigen Sinne nichts wissen, auch Augustinus nicht. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß sie dieser Entwicklungslehre widersprechen würden.

Die Anschauung des hl. Augustinus wird von Ude sehr eingehend dargelegt, aber die für unsere Frage bedeutsamsten Stellen fehlen. Augustinus weist nämlich gerade die Ansicht, die Ude verficht, daß nämlich die Bibel dem Menschen auch in Hinsicht der Entstehung seines Leibes eine Auszeichnung, gegenüber dem Tiere, beimesse, ausdrücklich zurück und im bewußten Gegensatz zu solchen, die anders lehren. De Gen ad Lit VI, 21 und 22 (12). Augustinus behauptet, daß der Mensch in der Art, wie sein Leib entstanden ist, nichts voraus hat vor dem Tiere. Dieser Anschauung des hl. Augustinus darf der katholische Gelehrte sich anschließen, nach einer Entscheidung der Bibelkommission in Rom vom 30. Juni 1909. Ude behauptet also, daß die Bibelstelle über die Erschaffung des Menschen nicht im Sinne einer Entwicklung ausgelegt werden könne, und nachher schreibt er doch: „Diese Auslegung könnte vielleicht gegeben werden, wenn nicht auch die bereits von uns kritisierten naturwissenschaftlichen Gründe und namentlich die metaphysischen Erörterungen dem Menschen eine Sonderstellung auch seinem Leibe nach einräumten". 91/92. Damit ist aber doch ausgesprochen, daß die Bibelstelle nicht sicher gegen die Entwicklung spricht.

Zu den Ausführungen über Pithekanthropus erectus wäre zu bemerken, daß nach neuesten Untersuchungen der Schädel vielleicht doch in die Variationsbreite des Menschen fällt (Ztschr. für Morph. und Anthropol. 22, 1922). Auf Seite 129 steht zweimal Nünsch st. Nuesch.

Das Büchlein enthält sehr viel Beachtenswertes, aber wir würden in theologischen und besonders metaphysischen Behauptungen etwas mehr Zurückhaltung und in naturwissenschaftlichen Fragen etwas mehr Aufgeschlossenheit für die Tatsachen wünschen.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Lassar-Cohn: Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. 11., neubearbeitete Auflage von **M. Mechling.** Mit 22 Abbildungen im Text. Leipzig 1925, Voß. 8⁰, 332 S. Gbd. M. 6.75.

Die Chemie spielt im Leben des Menschen eine ganz außerordentliche Rolle. Im umgekehrten Verhältnis dazu stehen die Kenntnisse, welche die meisten Gebildeten von dieser Wissenschaft haben. Lassar-Cohn versteht es, in gedrängter Kürze, leicht verständlich und doch nicht oberflächlich eine Fülle von Entdeckungen und Anwendungen für das tägliche Leben darzustellen. Es ist überraschend zu sehen, wieviel hier in kleinem Raum aus dem chemischen Wissen und Können der heutigen Zeit geboten wird. So ist es begreiflich, daß das schöne Buch in kurzer Zeit nicht nur viele Auflagen sondern auch Uebersetzungen in verschiedene fremde Sprachen — sogar ins Hebräische — gefunden hat. Philosophisch findet sich der Verf. im Irrtum, wenn er meint, daß das Leben erklärt sei, wenn die Chemie und Physik die verschiedenen Wege und Anordnungen aufgezeigt hat, durch welche das Leben seine Ziele verfolgt und erreicht. (Seite 40, 62.) Die Angabe, daß Deutschland die ganze Welt mit Kali versorgt (S. 49), hätte in der neuen Auflage geändert werden müssen.

Hans Günther (W. De Haas): **Elektrotechnik für Alle.** Eine volkstümliche Darstellung der Anwendungen der Elektrizität. 13.—22. Auflage, besorgt in Verbindung mit **Arnold Meyer.** Mit 746 Bildern im Text. 33.—42. Taus. Gr. 8⁰, 597 S. Stuttgart 1925, Dieck & Co. Gbd. M. 18.—.

Zu den glänzendsten Leistungen des menschlichen Geistes gehört sicherlich das, was seit 150 Jahren zur Erforschung der Elektrizität und in ihrer Anwendung

zur Verschönerung und Erleichterung des Lebens geschehen ist. Einen Einblick in diesen Siegeslauf der Elektrizität zu gewinnen, ist wohl ein Bedürfnis, das viele empfinden. Aber leicht ist die Arbeit nicht, läßt sich aber doch an Hand eines Werkes wie das vorliegende ohne allzugroße Mühe bewältigen. Günther versteht es, in anschaulichen Bildern die elektrischen Größen und Gesetze dem Verständnis nahe zu bringen, ohne dabei oberflächlich zu werden, wenn auch wissenschaftliche Exaktheit da und dort geopfert werden muß. Erfreulich ist die Beigabe von Bildern der meisten großen Forscher, deren Arbeit wir die Fortschritte auf diesem Gebiete zu verdanken haben. Ein ausführliches Wortverzeichnis gibt eine Vorstellung von dem reichen Inhalt und ermöglicht es, für Fragen rasch die Antwort zu finden. Wir können das Buch aufs beste empfehlen.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Hans Dominik: Das Buch der Physik. Errungenschaften der Naturerkenntnis. Mit 154 Abb. 368 S. (Bongs Jugendbücherei.) Berlin 1925, Bong. M. 5,50.

Mit diesem Werke hat Dominik den Versuch gemacht, in unterhaltender und doch belehrender Weise den Leser mit den Errungenschaften der Naturerkenntnis des verflossenen ersten Viertels des 20. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Physik bekanntzumachen. Ueber die zahlreichen Neuentdeckungen gibt es bis jetzt wenig allgemeinwissenschaftliche Literatur. Verfasser versteht es meisterhaft, in spannenden Kapiteln über die „Materie“, die verschiedenen Formen der „Energie“, über Elektrizität und Elektromagnetismus, über Schwingungsgesetze und Radioaktivität, und zum Schluß sogar „über ein wenig Relativitätstheorie“ die alten festen Gesetze der Physik mit den neuesten Forschungsergebnissen zu vereinigen und an staunenswert einfachen Beispielen mit Bildern zu erläutern.

Unter Vermeidung aller schwierigen mathematischen Ableitungen bietet das Buch ebenso einen Einblick in die Welt der Atome und Moleküle wie in das Weltall und läßt kühnen Zukunftsträumen einer Verbindung mit anderen Gestirnen Raum.

Durch seine populäre Darstellungsweise wird das „Buch der Physik“ nicht nur der Jugend zur Unterhaltung und Belehrung dienen, sondern auch in manchem anderen Leser das Interesse für diese Gebiete wachrufen und vielleicht auch eine Anregung zu weiteren Studien sein.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim, O. F. M.

Hans Dominik: Das Buch der Chemie. Errungenschaften der Naturerkenntnis. Mit 150 Abb. 369 S. (Bongs Jugendbücherei.) Berlin 1926, Bong. M. 5,50.

In diesem Buche wendet sich der Verfasser dem Gebiete der Chemie zu, das noch mehr als die Physik weiten Kreisen fremd ist. Mit Struktur und Eigenschaften der Atome beginnend, baut er das System der Elemente auf. Ueber das Stickstoffproblem berichtet er sehr interessant und leicht faßlich. Die anschauliche Darstellungsweise der Kohlenstoffverbindungen mit Modellen wird sicherlich bei der Jugend viel Anklang finden. Für weitere Leserkreise werden die chemischen Vorgänge bei Wein- und Bierbereitung, bei Herstellung von Zellulose und Seifen von Interesse sein. So gewinnt das ganze Gebiet der Chemie, vom Atom bis zur Chemie des täglichen Lebens, Bedeutung für den Leser, der meist diesen Dingen fernsteht. Die schon erwähnten zahlreichen Abbildungen fördern das leichte Verständnis.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim, O. F. M.

Johannes Poeschel: Einführung in die Luftfahrt. Unter Mitwirkung von Ernst Brandenburg, Walter Georgii, Hugo Kromer, Eberhard Lempertz, Oskar Ursinus, Kurt Wegener, Karl Schneider, Hermann v. Wilamowitz-Möllendorf mit Geleitworten von Hugo Eckener und Hugo Junkers im Auftrage des Deutschen Luftfahrtverbandes herausgegeben. Mit 31 Abb. und 3 Karten. 162 S. Leipzig 1925, Voigtländer. M. 2,30.

Der gewaltige Aufschwung, den die Luftfahrt nach dem Kriege nahm, und die Perspektiven, die sich ihr als immer unentbehrlicher werdendem Verkehrsmittel eröffneten, ließen dieses Werk entstehen. Es will weite Kreise des Volkes einführen in das Reich der Luftfahrt, um ihr Interesse dafür zu gewinnen. Mit einer guten Einführung in das Gebiet der Luft- und Wetterkunde beginnend, wird nach einer kurzen Vorgeschichte ein Ueberblick über die verschiedenen Arten der Bewegung in der Luft gegeben, werden die Unterschiede zwischen Ballon und Luftschiffahrt einerseits und dem eigentlichen Fluge (Segelflug, Motorflug) andererseits sowie ihre Vorzüge und Nachteile hervorgehoben. Dann folgen einige Kapitel über die Entwicklung und den augenblicklichen Stand des Luftverkehrs zwischen den Staaten und Ländern, sowie die Stellung der Staaten zum Luftverkehr. Zum Schlusse wird noch auf die Bedeutung der Luftschiffahrt für die erdkundliche Forschung hingewiesen. Die leichtverständliche Darstellung macht dieses Buch auch für die Jugend wie geschaffen. Vor allem gewinnt das Buch dadurch, daß nach jedem Kapitel auf zahlreiche Literatur, besonders die neuere, hingewiesen wird.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim, O. F. M.

Länder- und Völkerkunde

Sven Hedin: Gran Cañon. Mein Besuch im amerikanischen Wunderland. Mit 38 einfarbigen und 10 bunten Einschaltbildern nach Skizzen des Verfassers, einem Bildnis und 2 Karten. 245 S. 8°. Leipzig 1926. F. A. Brockhaus. Halbl. M. 9,50.

In den zahlreichen Reisebeschreibungen des berühmten Verfassers geht die Fahrt für gewöhnlich nach Osten. Diesmal hat er den Kiel nach Westen gerichtet, freilich auch nur um über die Neue Welt den östlichen Gestaden des alten Asiens zuzustreben. Doch in Amerika fesselte ihn eine Gegend, der er schon als Knabe und Jüngling großes Interesse entgegengebracht hatte als einem erst damals recht entdeckten Wunderland, und die er nun nach langem vergeblichen Sehnen an der Schwelle des Alters endlich besuchen durfte, das Erosionsgebiet am Rio Colorado in Arizona.

Diese mächtige Klamm, die ihresgleichen auf Erden nicht hat, klafft 1500 Meter in die Tiefe bei einer Länge von 16 Kilometer und ist so breit, daß kaum unten tief an einer Stelle das eine mit dem andern Ufer durch eine Hängebrücke mühsam hat verbunden werden können. Die obern Ränder haben die Spannweite von 20 Kilometer, und so bleibt in dem gewaltigen Raume Platz für kolossale phantastische Felsschichtungen, die Tempeln, Burgen, Pyramiden und Amphitheatern von fast unmöglichem Ausmaß ähneln und entsprechende, leider kunterbunt gewählte Namen führen. Noch bemerkenswerter sind die verschiedenartigen Formationen der Steilwände am Uferrande beiderseits, die einen so vollständigen Einblick in die abwechselungsreiche Gestaltung der Erdrinde zeigen, wie er sonst nirgends mehr zu finden ist. Nicht zum mindesten ist es aber auch das mit dem Wechsel des Sonnenstandes und dem jedesmaligen Standort des Beschauers immer wieder neuen und ver-

änderten wunderbaren Glanz annehmende Farbenspiel, das die Besucher des Gran Cañon entzückt. Und sie kommen in der Reisezeit während der Sommermonate zu Tausenden, ja bis zu Hunderttausenden im Jahr, meist freilich nur für Stunden oder höchstens von einem auf den anderen Tag, und scheiden dann ohne den vollen Eindruck, wie ihn sich Sven Hedin in dreiwöchiger unablässiger Wanderung in dieser einzigartigen Gegend verschafft und dann in seinem Buch darüber anschaulich und eindrucksvoll beschrieben hat. Er fuhr und ging von einem Aussichtspunkt der Uferränder zum anderen, stieg auch in die Tiefen des gewaltigen Erdspalts hinab, um auch von da aus diese Wunderwelt zu betrachten, und sah seinen Eifer reich belohnt, wie es sein Bericht bestätigt.

Dieser wird eine Freude sein für alt und jung; einfach und fein in der Form, wie immer bei diesem Schriftsteller, ist er angenehm zu lesen und inhaltlich reich; klar auch da, wo er ein wenig hochwissenschaftlich werden muß. Hedin übertreibt nicht und weiß den Stoff, wo er leicht zu spannend und aufregend wirken könnte, mit allerhand Geschichten und Geschichtchen zu verbrämen, die wie Ruhepunkte und Atempausen vorteilhaft wirken; selbst tagtägliche Vorkommnisse, wie sie der Wechsel der Stunden immer wieder bringt draußen wie daheim, werden für diesen Zweck gefällig benutzt. Und dabei kein unebenes Wort, keins, das nicht vor jedem Ohr, in jeder Gesellschaft wiederholt werden dürfte; ein Vorzug, den sich wie alle, so im besondern die Reiseschriftsteller mehr als üblich ist zu sichern suchen sollten!

Es ist noch ein Wort über die zahlreichen landschaftlichen Bilder dieser Schrift zu sagen. Hedin wiederholt des öfteren, wie überaus schwer es ist, mit Worten den hier geschilderten Naturerscheinungen gerecht zu werden; noch schwieriger aber sei es, sie im Bild festhalten zu wollen. Immerhin hat wie die Feder so auch Stift und Pinsel des gewandten Mannes recht Gutes geleistet, und man muß ihm ebensogut für die einfarbigen und namentlich für die bunten Einschaltbilder herzlich danken, wie für den wohlgelungenen Text seines Arizonabuches.

Das eine Bildnis ist das der Mutter des Verfassers, deren Andenken die Schrift des dankbaren Sohnes gewidmet ist. „Kein Tag durfte zu Ende gehen“, so sagt Sven Hedin, „ohne daß ich einige Zeilen an die Mutter schrieb. Niemand hat mein Schicksal mit wärmerer Teilnahme verfolgt als sie.“ So hielt er es auch noch bei den Fahrten am Gran Cañon, und die Briefe von dort an die Mutter bilden neben Tagebuchblättern die Grundlage für die Schilderung dieser Reise, die in das Jahr 1923 fiel. Bald nachher starb die sechsundachzigjährige, bis zum höchsten Alter rüstige Greisin; ihre ernsten, fast männlichen Züge passen vortrefflich für die Mutter eines so mutigen und tatkräftigen Sohnes.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Schöne Literatur

Dante Alighieri: Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von August Bezin. 1123 Seiten. München 1926. Josef Kösel & Friedrich Pustet. Preis broschiert M. 25.—, in Ganzleinen gebunden M. 28.—.

Welche Fülle von Uebersetzungen der ‚Divina Commedia‘ des großen Dante hat uns nicht das letzte Jahrhundert beschert, angefangen mit den Uebersetzungen Schlegels, Schellings, bis hin zu der von Axel Lübbe. Man zählt fast ein halbes Hundert. Gewiß ein ehrendes Zeugnis dafür, wie Dante unser Interesse in außerordentlichem Maße weckt. Er ist von den ausländischen Dichtern wie kein zweiter,

außer Shakespeare, unser eigen geworden. Aber so heiß das Ringen um eine möglichst gute Erfassung des großen Florentiners auch war, bis jetzt hat keine Uebersetzung restlos befriedigt. Das mag wohl auch der Grund dafür sein, daß nun August Vezin eine neue Uebersetzung folgen läßt.

Als Ziel schwebt ihm vor, eine möglichst große Formtreue gegenüber der poetischen Schönheit des Originals wiederzugeben. Und dieses Ziel hat er erreicht. Der leichte Fluß der Terzinen mit ihren klingenden Reimschlüssen wurde von ihm in ein melodisches Deutsch übertragen, das uns ein anschauliches Bild von Dantes gewandter Sprache übermittelt. Selbst die wenigen Abweichungen in den stumpfen und gleitenden Reimen bei Dante hat er pietätvoll stehen lassen und sich auch hier dem Meister angepaßt.

Die Worttreue freilich mußte Vezin seinem Ziele opfern; denn der Versuch, Worttreue und Formtreue gleichzeitig zu bringen, muß a priori in der Verschiedenheit der deutschen und der italienischen Sprache scheitern. Alle denkbaren Wünsche kann eben eine Uebersetzung umnmöglich erfüllen.

Aber um den Wert von Vezins Neudichtung zu würdigen, vergleiche man sie nicht bloß mit dem Original, sondern auch mit den bisherigen Uebersetzungen. Hierbei wird ersichtlich, daß Vezins Uebertragungen an flüssiger Sprache, an konkreter Darstellung und an Klarheit des Satzbaues ihresgleichen suchen. Seine Uebersetzung ist durchaus modern und doch von pietätvoller Rücksicht auf den Urtext. Einzelne Eigenwilligkeiten waren natürlich nicht ganz zu vermeiden und zeigen sich naturgemäß an Stellen, wo die Auffassung der einzelnen Forscher differiert und eigene Wege geht. So hat beispielsweise Vezin die Stelle von der Lupa (Inferno I) so gedeutet, daß die Worte Dantes sich auf die Fleischeslust beziehen. Ganz anders werden sie jedoch zu verstehen sein, wenn man unter der Lupa (Wölfin) die Avaritia versteht, und an dieser Deutung kommen wir m. E. nicht vorbei, wenn wir der Stelle im Purgatorium XX, 10 nicht Gewalt antun wollen. Der Einwand, daß Dante unmöglich die Avaritia als sein Hauptlaster bezeichnen konnte, wird hinfällig, wenn wir das Wort nicht als ‚Geiz' pressen, sondern mit ‚Hang am Irdischen' übersetzen. Davon kommt niemand ganz frei, selbst der Tugendhafte nicht (vergl. der reiche Jüngling im Evangelium). Eher dagegen können wir uns im gesetzten Mannesalter von der Sinnlichkeit frei machen, die Dante unter dem Bilde der schön gefleckten Lonza verkörpert.

Aber hier, wie auch an anderen Stellen, steht wohl letzten Endes Meinung gegen Meinung, und Vezin kann für seine Auffassung gewichtige Gründe anführen. Er kennt die Dante-Literatur der älteren wie der jüngeren Zeit, hat sich Jahrzehnte lang mit den Danteproblemen beschäftigt, kurz, ist durch und durch Dantekenner.

Das zeigt auch die umfangreiche Einführung in die Kulturwelt Dantes, ihre Geschichte und ihre Probleme. Nahezu 300 Seiten verwendet der Dichter dazu, um ein Zeitbild in klaren Umrissen zu geben. Der Einzelbilder gibt er eine Fülle, ja, eine Ueberfülle, die es dem Nichthistoriker schwer macht, sich in dem Wirrwarr der Parteikämpfe zurecht zu finden. Vielleicht wäre ab und zu eine Herausarbeitung der großen Linie, eine Sonderung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, wünschenswert gewesen. Auch vermißt man ein Kartenmaterial, welches den Gang durch die drei Reiche topographisch veranschaulicht. Ich kann mich erinnern, daß gerade dieses mir bei Pochhammer als das Wertvolle erschien. Vielleicht ließe sich bei einer späteren Auflage darauf Rücksicht nehmen.

Zusammenfassend läßt sich jedoch sagen, daß Bezins Dante-Uebersetzung unseren modernen Anforderungen voll und ganz gerecht wird, und daß sie, meiner Ansicht nach, die beste Uebersetzung der Gegenwart ist und vielleicht auch für lange Zeit hinaus sein dürfte. Der Verlag von Kösel & Pustet hat nicht versäumt, dem Buch eine würdige Ausstattung zu geben. Es ist auf Dünndruckpapier zweifarbig gedruckt und mit edlen Renaissance-Typen vornehm ausgestattet. Der Band ist gewiß teuer, aber eine Zierde für jede Bibliothek.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Dante: Die Göttliche Komödie. Uebertragen von Richard Zoozmann. Freiburg, Herder.

Unter den vielen deutschen Dante-Uebersetzungen, die das Interesse des deutschen Volkes an dem größten Dichter der christlichen Kultur bezeugen, nimmt die Zoozmannsche Uebersetzung immer noch eine dominierende Stellung ein. Das bezeugt die schnelle Folge der einzelnen Auflagen, zu denen jetzt die fünfte und sechste hinzugekommen sind. Und diese Anerkennung ist durchaus berechtigt. Wir haben wohl klassischere Uebersetzungen (Philaletes), modernere in der Sprache (Axel Lübbe), freiere Nachdichtungen (Pochhammer), aber keine, die dem Original so nahekommt. Zoozmann hat es einmal verstanden, den deutschen Blankvers dem italienischen Elfsilbler so nahe wie möglich zu bringen. Aber was noch weit wichtiger ist, er hat sich in Dantes Weltanschauung so hineingelebt, daß er den Gedankengängen des großen Florentiners fast immer gerecht wird. Ich habe häufig bei umstrittenen Stellen Zoozmanns Uebersetzung zum Vergleiche herangezogen und immer gefunden, daß man sich auf seine Wiedergabe verlassen kann. Leider enthalten auch die 5. und 6. Auflage nicht mehr den italienischen Text. Der ist der Geldknappheit der Nachkriegszeit zum Opfer gefallen. Dadurch ist natürlich der Umfang des Werkes erheblich vermindert worden. Aus den drei Bänden der zweisprachigen Ausgabe ist ein einziger Band geworden. Das mag man bedauern. Aber andrerseits ist auch dadurch der Preis so reduziert worden, daß nun ein echtes Volksbuch daraus geworden ist. Die Ausstattung des Bandes ist wie in den früheren Auflagen geschmackvoll. Die Einleitung und die Anmerkungen sind sehr gut.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke. Text der kritisch-historischen Ausgabe von Franz Zinkernagel. 989 S. 8°. 6.—10. Tausend. Leipzig o. J., Insel-Verlag. Geb. in Leinen 10 M.

Diese handliche Taschenausgabe ist außerordentlich angenehm. Einmal wegen ihres Preises, dann aber auch wegen ihrer geschmackvollen Ausstattung. Inhaltlich verdient sie auch ein Lob, wenngleich einige Mängel ihr anhaften. Sie bringt zunächst die „gesamte Lyrik", dann den „Tod des Empedocles" in sämtlichen Fassungen und Entwürfen Hölderlins; das gleiche trifft zu bei „Hyperion oder der Eremit in Griechenland". Daran schließen sich die Auffsatzentwürfe „zur Philosophie und Aesthetik". Es folgen die zum kostbarsten Teile des Hölderlinschen Erbes gehörenden Uebertragungen: „Hymnen des Pindar" und „die Trauerspiele des Sophokles: Antigone und Oedipus, der Tyrann". Den Abschluß bilden Bruchstücke und Entwürfe, aus dem Lateinischen und Griechischen übertragen, bei denen leider die Homerverdeutschung fehlt. Die Fehler dieser Ausgabe sind: zunächst einmal die Anordnung der Gedichte. Die historische Folge ist entschieden vorzuziehen. Zinkernagel wählt eine Anordnung nach metrischen Gründen. Ferner ist zu be-

anstanden die Ueberfülle von Fragmenten und Entwürfen zum Hyperion und Empedocles, sodann die Aufnahme der so außerordentlich schwer zu fassenden Denkversuche Hölderlins. Man vermißt sehr eine Auswahl der Briefe Hölderlins; sodann auch die kostbaren Briefe der Diotima. Die Ausgabe ist dennoch wegen ihres handlichen Formates und ihrer ausgezeichneten Druckanordnung mit Recht eine der beliebtesten, wessen man sich nur freuen kann, zum Ruhme Hölderlins.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Hölderlins Werke. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Karl Quenzel. 671 S. Leipzig o. J. (1923), Hesse u. Becker.

Hölderlin war Jahrzehnte hindurch so gut wie vergessen. Doch heute erleben wir so etwas wie eine Renaissance dieses unglücklichen Schwaben. Kein Wunder, denn sein Werk hat mancherlei Berührungspunkte mit dem Geist unserer zeitgenössischen Dichtung. Ich nenne nur das Seherische, Prophetische seiner Gedichte, die absolute Verneinung des Wirklichen, des Bürgerlichen, wenn man will, den kühnen Flug nach einem unerreichbaren Ideal und formell das Unplastische, uferlos Gleitende seiner Verse. Freilich beschränkt sich die Wiedergeburt Hölderlins auf die Kreise der literarisch interessierten Intellektuellen. Für die große Masse ist die Form seiner Dichtungen (antike und freie Versmaße) zu fremd, ihr Inhalt zu stark mythologisch und philosophisch belastet. Dem katholischen Volke wird man Hölderlin ohnehin nicht in die Hand geben: er ist ein Feind alles Kirchlichen, sein Ideal ist in seiner früheren Periode das mit den Augen unserer Klassiker gesehene Griechentum (vgl. Schiller: Die Götter Griechenlands), später eine Versöhnung von Griechentum und Christentum. Dabei stellt er Jesus auf eine Stufe mit den olympischen Göttern. Uebrigens beruht seine eigenartige Dichtergröße, die im Rahmen einer kurzen Besprechung nicht umschrieben werden kann, weniger auf seinen weltanschaulichen Stücken, als auf den unsagbar melodischen Gesängen von Heimat, Eltern und Freunden, von der Liebe, von deutscher Landschaft und dem Vaterlande.

Der vorliegende, einfach, aber geschmackvoll ausgestattete Band verzichtet auf gelehrten Apparat, er wendet sich an weitere Kreise. Um so unverständlicher ist der antikirchliche Standpunkt der sonst gut und knapp orientierenden Einleitung. Wenn dem Verfasser derselben als die wirkliche welthistorische Leistung des 19. Jahrhunderts die Ueberwindung des Christentums erscheint, wie sie von Ludwig Feuerbach angebahnt und von Friedrich Nietzsche fortgesetzt und vollendet wurde, so dürfte ihm der größere Teil des deutschen Volkes darin kaum beipflichten.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Fritz Droop: Mutter. Eine Sammlung von Gedichten zum Preis der Mutterliebe. Zweite, vermehrte Auflage. Mannheim 1926, Gengenbach & Hahn.

Was die deutsche Lyrik der Vergangenheit und Gegenwart der Mutter sang, ist in dieser Sammlung zu einem vielstimmigen, seelenvollen Chorus vereinigt. Die in einer ihrem Programme nach Vollständigkeit erstrebenden Sammlung schwer vermeidlichen schwächeren Elemente werden bei der Stärke und Innigkeit, die führt, kaum spürbar.

Worms. Peter Bauer.

Karl Borromäus Heinrich: Kasimir. Novelle. 161 S. M.-Gladbach, Orplidverlag. M. 3,60.

Diese Novelle, die nicht eigentlich eine Dichtung, sondern Wiedergabe eines Erlebnisses, Darstellung eines eigenartigen Menschen ist, dem der Verfasser Freund

war, bietet dem Leser manche Schwierigkeiten. Während im „Florian“ wie in „Menschen von Gottes Gnaden“ Schicksalsverkettungen die Menschen in Blutschuld und -schande stürzen und nur Gottes Gnade das äußerste Dunkel erhellt, ist im „Kasimir“ die Gefahr der ekstatischen Natur aufgezeigt. Kasimir, eine liebenswürdige, zarte Natur, „ganz Seele“, voll tiefer, liebender Hingabe an Gott, verliert sein seelisches Gleichgewicht, indem er sich seelisch ganz verliert in der Liebe zu Sidonie, einem feinen, durchgeistigten Mädchen. Wie Kasimir in seiner Hingabe nicht maßhalten kann, so fühlt er die Gottverbundenheit schwinden, er glaubt Sidonie mehr lieben zu sollen als Gott. Eine Verdächtigung seiner Gesinnung gegenüber Sidonie durch einen Spion und seine Verhaftung an der deutschen Grenze (die Begebenheit spielt in der Schweiz während des Weltkrieges) raubt ihm vollends die seelische Ruhe, er schließt einen Teufelspakt um Sidonie, sieht sie wieder, beide sterben in seelischer Zerrüttung. Diese maßlose Hingabe an ein Geschöpf hat ihm den Schöpfer geraubt. Es fehlte Kasimir die feste Bindung im Leben an seine Pflichten in einer Berufsarbeit (S. 77), die seine Seele auf der wohlgegründeten, dauernden Erde heimischer gemacht haben würde. Das Gefäß seiner Seele, seine menschliche Gestalt, zerbricht bei dem Stoß, den seine Seele trifft. Seine an sich edle Natur erscheint mir wie ein wunderbar fein geschliffenes Kristallgefäß, das Licht vielfach brechend, während dem aufmerksamen Beobachter ein fast unmerklicher Riß sich zeigt, der durch den ganzen Kristall sich zieht. Da fürchtet man den geringsten Stoß. Kasimir spürt zu wenig, daß seine Seele in einem Leibe wohnt, daß also auch seine Liebe zu Sidonie nicht nur seelisch, sondern auch leiblich ist, daß zwischen der Liebe zum Schöpfer und der zum Geschöpf ein wesentlicher Unterschied ist. Das Ergriffensein von Liebe, die Intensität der Hingabe, die sich besonders in Affekten äußert, ist bei der Geschöpfliebe oft stärker als bei der Gottesliebe, da die Geschöpfliebe in der Hingabe der Sinne wenigstens ihren Ursprung hat. Die Gottesliebe ist aber eine wertschätzende Liebe, Gott ist ihr das höchste Gut, die Gottesliebe muß ein amor appretiative summus (eine höchste wertschätzende Liebe) sein, während der amor intensive summus, die nach der Gefühlstiefe stärkste Liebe, viel öfter sinnenhafte Liebe ist. Das Reich der Werte, zu denen Gott als das höchste Gut gehört, und das Reich des Sinnfälligen scheidet Kasimir nicht. So findet er sich nicht mehr zurecht, er glaubt seine Liebe zu Gott verlieren zu müssen, weil er ein Geschöpf, sich ganz verlierend, liebt. Wir spüren eine seelische Abnormität, etwas Krankhaftes in Kasimir, bei aller Liebenswürdigkeit seiner edlen Seele. Es fehlt die gesunde Erdhaftigkeit, die auch der Seele irdische Heimat bietet und sie vor Maßlosigkeit, vor ekstatischer Grundhaltung bewahrt. Das Werk hat eine sorgsam gepflegte Sprache, wenngleich die Personen kaum plastisch vor uns hintreten, sondern mehr Träger von Gedanken sind. Das ist kein Mangel, da die Novelle gewissermaßen nur gedankliche „Dichtung“ sein will. Psychologisch ist „Kasimir“ sehr interessant, aber er wirkt wie die letzte, feinste Blüte eines kranken, langsam in Dekadenz absterbenden Wurzelstocks. So wie K. B. Heinrichs Niederschrift ursprünglich nur für ein paar Menschen bestimmt war, die Kasimir irgendwie nahestanden, so kann auch heute „Kasimir“ keine Volkslektüre sein, die weniger seltsam und gesunder sein muß. Nur der psychologisch interessierte Leser wird mit „Kasimir“, den Heinrich verstehend und liebend darstellt, fertig werden. Große Volksbibliotheken in den Städten mit einem entsprechenden Leserkreis werden dies interessante Bild eines Menschen solchen Lesern freilich nicht vorenthalten, da es durchaus edle Züge trägt.

Bonn. Josef Zimmermann.

Wilhelm Matthießen: Das Totenbuch. Geheimnisvolle Geschichten. 218 S. Köln 1926, J. P. Bachem. Geh. M. 4,40, geb. M. 6,20.

Das geheimnistiefe Dunkel des Zwischenreiches tut sich vor uns auf, wo Traum und Märchen ins Leben geistern. Ueber die trennende Schwelle des Todes gespenstern Abgeschiedene ins Diesseits zurück, Lebende bleiben über sie hinaus wie mit magischen Ketten an Jenseitige gebannt und sterben als Sonderlinge und Phantasten urplötzlich und ohne jede Spur einer Krankheit. Man glaubt sich in die Spukwelt des unheimlichen Zauberers E. T. A. Hoffmann versetzt. Aber all das Rätselhafte wird noch ahnungsreicher gesteigert durch das Hereinklingen liturgischer Hymnen und Lieder, die, zur Deutung herbeizitiert, nun selber in der ganzen Tiefe ihrer Bedeutung aufblühen und über alles einen überirdischen Glanz strahlen. Ein seltsam schönes Buch von Toten wie vom ewigen Leben.*

Worms. Peter Bauer.

Karl Möhlig: Das Erbe. Drama in 5 Akten mit einem Epilog. 144 Seiten. Elberfeld, Bergland-Verlag.

Karl Möhlig, der durch sein tüchtiges Strindberg-Buch seine literarischen Qualitäten zeigte, legt mit diesem Drama anscheinend seinen dramatischen Erstling vor. Die Wirren der Revolutionszeit von 1918, Rückzug der Truppen, Rheinische Republik, Arbeiterunruhen, das ist der dunkle Hintergrund, von dem sich ein Familienstreit zwischen Söhnen und Töchtern um das väterliche Erbe eines Weinbauerngutes abhebt. Zank und Streit, aus Habsucht und kleinlichem Haß erwachsend, wird in bewegten Bildern bis zur Katastrophe geführt, die durch den von seinen Kindern lear-haft verstoßenen Vater durch Feuerlegen in das umstrittene Erbgut heraufbeschworen wird. Diese Familientragödie, so sehr sie auch im Vordergrund des Interesses steht, soll nur das Abbild sein der ganzen Wirren; das Erbe, um das man sich zankt, ist schließlich doch das Erbe einer Welt, die 1918 zusammenbricht. Am Einzelbild aber wird die Not vor allem deutlich gemacht. Aus dem Streit der Brüder erhebt eine strindberghafte Dunkelheit von Schuld und Fluch, die sich an den Kindern fortzeugt bis zur Katastrophe, ihr schwarzes Haupt, bis der edelste und tiefste der Brüder zur Erkenntnis des Sinns aller Kämpfe gelangt. Einigkeit und Frieden ist Buße der Schuld, Frucht des Leidens und Same für neue Zukunft, die in Gottes Händen liegt.

Es ist ein künstlerisches Wagnis, eine so gegenwärtige und noch umstrittene Zeit den Nächstbeteiligten auf der Bühne zeigen zu wollen. Es geht Möhlig um Verkündung eines in Not und Wirrnis erkannten Zieles. Die sittliche Triebkraft ist spürbar. Hat der Verfasser auch nicht die gestaltende Kraft, zu der es eines Hebbel bedürfte, so zeugen doch einige sicher und spannend festgehaltene Szenen von seiner Begabung. Es ist anzuerkennen, daß er sich nicht in einen historischen oder mythenhaften Mantel kleidete (wie heute so oft), um gegnwärtige Not zu formen. Für eine Aufführung, die das Drama wohl verdiente, wird er wohl sein Stück in Prosa umschreiben, wobei ganz von selbst einige schwächere Stellen und Wort-Bilder ausgemerzt werden. Wenn der mehr realistische erste Teil sich von dem Epilog schon durch eine knappe Prosa abheben würde, wäre es nur zum Besten des Bühnenstückes.

Bonn. Otto Steinbrinck.

---

* Das Schaffen Wilhelm Matthießens wird in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift eingehender gewürdigt werden.

Theodora Korte: Die Schwestern. (Elfen-Büchlein. Ausgewählte Kleinodien der Gegenwartsliteratur.) 87 S. Elberfeld 1925, Bergland-Verlag. Geb. M. 1,—.
Dieselbe: Emsland. Heimaterzählungen. 200 S. 8°. Elberfeld 1926, Bergland-Verlag. Ganzleinen M. 4,—.

Man kann in der Kunst nie die Idee von der Form trennen. Erst das Verschmelzen der beiden zu einer untrennbaren Einheit schafft gestaltechte Dichtung. Das schließt aber nicht aus, daß, je nach der Absicht des Künstlers, das ästhetische oder das ethische Moment mehr in den Vordergrund tritt. Theodora Korte ist eine mehr ethisch gerichtete Natur. Sie will dem Leser ein erhebendes Vorbild geben. Dabei hat sie es aber vorzüglich verstanden, jener Klippe zu entgehen, an der so mancher strandet, der mit löblicher Absicht an sein Werk geht. Jenes Eigentümliche, welches wir als das künstlerische Erlebnis bezeichnen, kommt nur dann zustande, wenn die gute Absicht nicht plump und aufdringlich die Form zersprengt. Und das ist eben bei der Korte nicht der Fall. ‚Die Schwestern' ist eine Allegorie. Es trifft bei ihr jene Deutung zu, die der leider früh verstorbene H. Weißer in seiner Untersuchung ‚Calderon und das Wesen des katholischen Dramas' (Herder, Freiburg) gibt: „Unter Allegorie wird hier nie jenes rationalistische Personifizieren abstrakter Begriffe verstanden, hier wird der Begriff Allegorie ausschließlich im theologischen Sinne, wie ihn meist auch Fr. Schlegel anwandte, gebraucht." Hier erscheinen Inhalt: Das Wirken der himmlischen und irdischen Liebe — und Form als ein Zusammenklingendes, während ihr die Verschmelzung in der zweiten Erzählung ‚Heimatopfer' nicht restlos geglückt erscheint. — Umfänglicher ist ihr anderes Buch ‚Emsland'. Sie macht die Menschen der stillen Landschaft an der Ems, die schon in den Schwestern von Dinklage und in Hans Hoppe ihre Sänger fand, lebendig mit allen ihren Eigenheiten und liebenswerten Eigenschaften. Sie entwickelt ein feines psychologisches Verständnis für besondere Seelenzustände. Es sind keineswegs alltägliche Typen, die sie schildert. Erschütternd wirkt die Tragödie der durch den Unverstand der Nachbarn zu Grunde gerichteten Familien in „Dunkle Wellen", während das Sichfinden eines Ehepaares nach der Trennung des Krieges — in „Wilm Leffers Heimkehr" — von feinem fraulichen Verstehen und einer guten Beobachtungsgabe Zeugnis ablegt. Ein kleiner Irrtum ist ihr in der Erzählung „Der Fährmann an der Ems", die mir auch sonst als am wenigsten gelungen erscheint, unterlaufen. Die Soldaten Napoleons ständig als „Rothosen" zu bezeichnen, entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit. Trotzdem: diese Geschichten sind eine nahrhafte und gesunde Kost. Das Buch kann unbedenklich jeder Bücherei einverleibt werden.

Emden. Georg Schäfer.

Margarete Seemann: Hörende Herzen. Ein Buch von Gott. 112 S. 8°. Elberfeld 1926, Bergland-Verlag. Geb. in Ganzleinen M. 2,50.

Dreißig kleine legendäre Geschichten; Begegnungen Gottes mit seinen Blumengeschöpfen, deren knappe Schilderung irgendeine Eigenart der uns bekanntesten Pflanzen deutet. Trotz einer gewissen Unruhe, die durch viele Lyrismen in die schlichte, oft bildstarke Erzählersprache hineinkommt, greifen die Geschichten ans Herz und werden alle, die zu hören wissen, noch inniger die Natur lieben lehren.

Worms. Peter Bauer.

Aus der Bühnenwelt

Calderons ‚Großes Welttheater' auf einer Freilichtbühne in Godesberg am Rhein

Zu den leider immer seltener werdenden Theaterereignissen von großer, entscheidender Bedeutung für unsere Zeit gehört die neue Freilichtbühne in Godesberg. Es handelt sich hier um ein Theater, das durch Anlage und Bestimmung geeignet ist, den ganzen Fragenkomplex moderner Theaterproblematik mit einem Schlage zu lösen. Diese sicherlich größte europäische Bühne mit 60 Meter Breite und 30 Meter Höhe ist keine neue amerikanische Ungeheuerlichkeit, sondern ein Werk von strengster künstlerischer Disziplin, ein Zweckbau und ein Kunstwerk. Nach dem Vorbild der mittelalterlichen Chor-Bühne ist hier eine von gotischer Monumentalität und Größe beseelte hochaltarliche Gerüstbühne mit einem weißen, leuchtenden Kreuz als Krönung geschaffen. Die Bühne ist gleichsam schon eine Welt für sich, wahrhaft geeignet zu einer würdigen Wiedergabe von Calderons großem kirchlichen Spiel der Welt als eines Schauspiels vor Gott. Wir können getrost sagen: mit dieser Bühne ist ein großer Teil der Bestrebungen nach erneuter Möglichkeit religiösen Bühnengeschehens erfüllt worden. Der durch die letzten Zeitgeschehnisse einer in ihrem Bestand erschütterten Welt nur geförderte Drang, abseits von dem Museum des heutigen offiziellen Theaterbetriebes eine von Schminke und Pappe befreite Bühne zu schaffen, die wieder ein Heiligtum der Kunst wird und dem Volke wieder durch die Dichtung Offenbarungen schenkt, diese Bestrebungen haben in der Godesberger Bühne mit der Besinnung auf das sakrale Theater der alten Kultur eine mehr als historisierende Lösung gefunden. Denn hier ist eine dem Charakter der darzustellenden Dichtung entsprechende Bühne geschaffen. Die Paradoxie, daß eine moderne Kulissenbühne der Dichtung die Gesetze der Bühnengestaltung vorschreibt, diese typisch moderne Ueberhebung eines nur dienenden Gliedes über das zu herrschende Ganze, dürfte jedem zeigen, daß sich damit unsere moderne Bühne selber als paradox erklärt. Wir sehen an diesem Beispiel, daß ein wesenhaftes Theater nur da sein kann, wo es einer strukturmäßig einheitlichen Kulturwelt als Ausdrucksfaktor dient. Bei unserer teuflischen Zerrissenheit einer Scheinkultur kann es niemals ein Theater geben als eine mit geistigen Dingen verwandte künstlerische Angelegenheit. Wem dies ein nur aus einseitiger Stellungnahme gefälltes Generalurteil über unsere bisherige Bühne zu sein scheint, der wird unter dem geradezu an Wundergewalt grenzenden Eindruck einer Calderon-Aufführung in Godesberg mit uns einer Meinung werden. Wir haben endlich wieder einen wirklichen Kunsttempel, eine Gralsburg auf rheinischem Boden. Dort ist nicht nur ein architektonisch großartiges Bühnengerüst, es ist dort auch ein Regisseur von seltener Begabung mit einem Stamm tüchtiger, ernster und menschlich noch nicht verfälschter Schauspieler. Peter Erkelenz, derselbe, der im vorigen Jahre in Einsiedeln Calderon spielte, ist der Beherrscher dieser riesigen Bühne und der über vierhundert Mitwirkenden. Und Calderon, der große katholische Weltdramatiker, ist der Dichter, der in einer so unschöpferischen Zeit wie der unsern durch solche einzigartige Darstellung den Boden vorbereitet für eine wieder religiöse Kunst. Das ‚Große Welttheater' ist eines jener ebenso tiefen wie fein geformten religiösen Spiele, mit denen eine zukunftsweisende Kunsterneuerung trefflich eingeleitet werden kann. Welchen Bann Werk wie Darstellung auf selbst bühnengewohnte Menschen wie es Pressevertreter sind, die aus ganz Deutschland der Erstaufführung beiwohnten, ausübt, ist an dem Aushalten der Zuschauer auf nassen Bänken bei unaufhörlichem Regen

zu ersehen. Der Gottesdienst der Kunst kann nicht deutlicher werden als in solchem Werk. Mit dieser den ganzen Sommer im Spielplan verbleibenden Dichtung Calderons ist ein religiöses Theater geschaffen, auf dem jede große religiöse Dichtung der Weltliteratur ihre geeignete Bühne hat. Wenn von diesen Brettern dereinst ein moderner, zeitgenössischer Calderon, der heute noch nicht geboren ist, die Welt erschüttern wird, dann hat diese Bühne für unsere Zeit mehr getan als alle Großstadtbühnen zusammengenommen.

Bonn. Otto Steinbrinck.

Der Streit um den „Fröhlichen Weinberg"

„Er mag gern eine Posse oder Zotengeschichte, sonst schläft er ein." So urteilt Hamlet über Polonius, und man ist geneigt, dasselbe Urteil über das heutige Theaterpublikum zu fällen, wenn man den Erfolg betrachtet, welchen ein Stück wie Zuckmayers ‚Fröhlicher Weinberg' zu verzeichnen hat. Dieses ist eines der wenigen Stücke, die in Berlin ‚zogen', und das vor der im Aburteilen oft recht großschnauzigen Berliner Kritik Gnade fand. Ja, noch mehr, es wurde sogar mit dem Kleistpreise bedacht und trat seinen Siegeslauf über viele Bühnen an.

Gegen diesen unbestreitbaren äußeren Erfolg fällt es wenig in Betracht, daß manche besonnenen Kritiker sich entschieden ablehnend verhielten, und einige Städte, vor allem Halle, sich energisch gegen die Aufführung eines solchen Machwerkes wehrten.

Es soll nicht bestritten werden, daß das Stück seine Qualitäten besitzt. Es ist leicht und flüssig geschrieben. Es wimmelt von Witzen und Zoten, die der Verfasser in allen Schichten der Bevölkerung gesammelt und geschickt in die Handlung eingestreut hat. Auch ist nicht zu leugnen, daß Zuckmayer, der selbst Rheinländer ist, manche Züge rheinischen Frohsinns und rheinischer Wesensart erfaßt und wirkungsvoll dargestellt hat.

Aber alles das reicht doch höchstens zu einer Cabaretmimik, wie sie in den Tingel-Tangels der Friedrichstraße und des Kurfürstendamms augenblicklich Mode sind. Und im Cabaret sind auch die Urbilder des ‚Fröhlichen Weinbergs' zu suchen. Hier holte sich der Dichter jene pikante Sauerei, mit der er das Lustspiel würzte, und zu der er als drastische Beigabe für den Pöbel auch noch eine Rauferei zugab.

Den Menschen des ‚Fröhlichen Weinbergs' geht jedes Gefühl für Anstand ab. Sie sind moralisch abgestorben, kennen nur noch blindes Triebleben und führen eine Unterhaltung, wie sie die rheinischen Straßenhunde vielleicht führen würden, wenn sie reden könnten.

Aber nicht die Rheinländer selbst! Die Charaktere sind durchaus unecht, die Handlung unmöglich und deshalb kann das Drama niemals einen künstlerischen Genuß gewähren. Literarisch ist es einzureihen in die amüsante Zotenliteratur, wie sie zu allen Zeiten sich findet. Aber selbst hier würde es im Vergleiche zu den Anekdoten Boccaccios kläglich abfallen. Der Italiener zeichnet wenigstens echte Menschen, verliert nie das ethische Gefühl, wenn er die Schwächen eben als Schwächen darstellt, die er als Allzu-Menschliches bespöttelt. Zuckmayer dagegen hat kein Gefühl mehr für moralischen Wert und Unwert. Er legt in seinem Lustspiel Moralbegriffe an den Tag, die einem Zuhälter Ehre machen würden. Er stellt das Gemeine mit einer solch verblüffenden Selbstverständlichkeit dar, die nur noch Berthold Brecht mit seinem Drama ‚Baal' übertrifft.

Derartige Literatur muß auf die geistlose Masse verheerend wirken. Diese muß irre werden in ihren Begriffen von moralischem Wert und Unwert, wenn sie

sieht, daß man das Schamlose und Gemeine als das Normale hinstellt. Mit solchen Erzeugnissen hat die dramatische Kunst ihre Daseinsberechtigung verwirkt. Der Dichter ist nicht mehr der Erzieher der Massen, sondern ihr Verführer. Er ist entarteter Kulturschädling.

Es ist tragisch, daß hier der Staat, von einer falschen Deutung des Begriffes ‚Freiheit' ausgehend, nicht eingreift. Ist es etwa Unfreiheit, wenn er seine Bürger davor schützt, Sklaven des Trieblebens zu werden? Wenn er sie vor Degeneration behütet? Dann bedeutet es auch Unfreiheit, wenn er Lebensmüde vom Selbstmord zurückhält. Oder ist der leibliche Schaden im Leben der Völker höher anzuschlagen als der geistige, der seelische Schaden?

Das Gegenteil scheint der Fall zu sein, denn der Geist ist's, der den Körper schafft, und die Moral des Volkes ist die festeste Stütze der Gesellschaft. Darum: Videant consules!

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Verzeichnis der in diesem Hefte besprochenen Bücher

Blunck, H. F., Totentanz 289
— Feuer im Nebel 289
— Ritt gen Morgen 289
— Hein Hoyer 290
— Stelling Rotkinnsohn 291
— Berend Fock 292
— Streit mit den Göttern 293
— Vun wilde Keerls in'n Brook 294
— Märchen von der Niederelbe (Von Klabautern u. Nullerpuckern) 294
— Von klugen Frauen und Füchsen 295
— Die Frau im Tal 295
— De hillige Hannes 296
— Köst bi Wessels 296
— Sturm überm Land 296
Borchardt, R., Ewiger Vorrat deutscher Poesie 314
Braubach, M., Max Franz von Oesterreich 322
Calderon, Das große Welttheater 300 u. 334
Dante-Vezin, Die Göttliche Komödie . 327
Dante-Zoozmann, Die Göttliche Komödie 329
Dominik, H., Das Buch der Physik 325
— Das Buch der Chemie . . . 325
Droop, F., Mutter 330
Erdberg, R. v., Heimat 305
Günther, H., Elektrotechnik für Alle 324
Hedin, S., Gran Cañon 326
Heinrich, K. B., Kasimir 330
Hölderlin, F., Sämtliche Werke . . 329
Hölderlins Werke 330
Karrer, O., Meister Eckehart spricht . 322
Kneip, J., Der Gefährte 313
Korte, Th., Die Schwestern 333
— Emsland 333
Lassar-Cohn, Die Chemie im täglichen Leben 324
Matthießen, Das Totenbuch 332
Möhlig, K., Das Erbe. 332
Poeschel, J., Einführung in die Luftfahrt 326
Schnaß, F., Wortkünstler über Gedichtsbehandlung 312
Seemann, M., Hörende Herzen . . . 333
Ude, J., Kann der Mensch vom Tier abstammen? 323
Zuckmayer, K., Der ‚Fröhliche Weinberg' 335

Berichtigung. In Heft 6 (1926) der ‚Bücherwelt', S. 286, Z. 25 v. o. und Z. 7 v. u. heißt es irrtümlich Steinacher, statt Reinacher.

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.
Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Felix Timmermans

Das Leben dieses Dichters weist keine großen Sprünge und Ueberraschungen auf. Stetig und langsam reifte er zu innerer Geschlossenheit aus, so daß er in dem an guten Erzählern nicht armen Flandern an eine der ersten Stellen rücken konnte. In Lier, einem Städtchen in der Nähe von Antwerpen, wurde er 1886 geboren. Seine ersten Jugendeindrücke waren bestimmt durch die Erziehung, die er von seinen gläubigen Eltern empfing, und durch die kirchliche Atmosphäre seiner Umgebung. Die Beghinenhöfe, die er noch heute so sehr liebt mit ihrer Verträumtheit und Stille, zogen ihn an. Wer diese abgeschlossenen Höfe kennt, der ahnt, welchen Einfluß diese Welt auf das Gemüt eines empfänglichen Knaben haben mußte.

Nachdem er sich dilettierend und mit jugendlichem Ueberschwang in den verschiedensten Künsten versucht hatte: als Mitspieler bei Liebhaberaufführungen, als Zeichner und Erzähler, entschied er sich für die Dichtung. Aber auch als Maler zeigt er seine besondere Begabung. Er schmückt nicht nur seine Bücher mit Zeichnungen. Seine Gemälde und Radierungen verraten eine scharfe Naturbeobachtung. Der volle, abgerundete Strich seiner Griffelführung, die liebliche Versunkenheit, die liebevolle Erfühlung der Einzelheit, sie machen seine Bilder anziehend und wertvoll.

Seine dichterische Arbeit ist nicht durch die Zahl seiner Werke so imponierend. An Uebersetzungen liegen drei größere Werke und zwei schmale Inselbüchlein vor.* Was sonst noch unübersetzt an flämischen Werken vorliegt, ist für den deutschen Leser nicht von Belang. Diese Werke haben nur als Gradmesser seines Aufstiegs ihren besonderen Wert.

Sein erstes ins Deutsche übersetzte Werk, der ‚Pallieter', hat als Abschluß einer inneren Krise eine erhebliche Bedeutung. Es erging ihm wie so manchem jungen Menschen, dem der Glaube seiner Jugend abgestanden und ungeeignet erscheint. Der Katholik begreift das Uebernatürliche als Ausfluß der göttlichen Wesenheit. Er lehnt es aber ab, sich mit jenen übersinnlichen Erscheinungen zu befassen, die ihr Dasein nur einer krankhaften Neugier verdanken. Niemand ist kritischer, wenn es sich um spiritistische Phänomene handelt, niemand ist skeptischer, wenn es um okkultistische Erscheinungen geht, als der Katholik, weil er hier die Beziehungen zum Göttlichen vermißt. Angeregt durch Lektüre, die ihm von Freunden zugesteckt war, verwickelte sich Timmermans in Spekulationen mystischer Art, die ihm, je mehr er sich damit beschäftigte, um so verworrener dünkten. Aber dieser

* Felix Timmermans, Das Jesuskind in Flandern, Pallieter, Das Licht in der Laterne, Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beghinchen, Das Triptychon von den heiligen drei Königen. Sämtliche Werke, die zum Teil vom Verfasser selbst mit Bildern versehen sind, sind im Insel-Verlage, Leipzig, erschienen. Die Ausstattung der Bücher ist gut.

Zustand war kein dauernder. Er mußte über diesen Zustand innerer Aufgelöstheit hinauswachsen. Das geschah denn auch. Eine schwere Krankheit führte ihn aus der Stickluft mystizistischer Philosophien hinaus. Nun warf er sich inbrünstig der Natur in die Arme. Diese Rückkehr bedeutete für ihn eine Auslösung aus schwerem Druck. Und in dieser Stimmung entstand der ‚Pallieter', ein Hymnus auf die flämische Erde, ein Jubelgesang auf das Schöne, das die Natur bringt.

Man fühlt noch an einigen Stellen, daß der Anschluß an seinen alten Glauben noch nicht vollständig vollzogen war. Wenn er an einer Stelle sagt: „Pallieter wurde von all der Einfalt, unter der ein so großer Glaube glühte, so gerührt, daß es ihm die Kehle zuschnürte", so klingt das, als ob ein Außenstehender redet. Und wenn er später einmal, bei einer Wallfahrt, äußert: „Wo sind sie, die beten, wie Ruysbroeck es befiehlt", und dann eine Stelle zitiert aus einer Schrift des Mystikers, um fortzufahren: „Wer anders betet, is wie ein Kind im Laufställchen", so bedeutet das eine Verkennung der naiven Volksfrömmigkeit. Das Gebet des Betrachtenden ist sicher eine höhere Stufe des Gebets als die Bitte um Erfüllung selbstischer Wünsche. Man soll darüber aber nicht vergessen, daß dieses persönliche Verhältnis zu Gott etwas Wertvolles ist, weil es den einzelnen hinaushebt aus der Enge der Gewohnheit. Es ist der beste Beweis für die innige Verschmolzenheit von Glauben und Tun. Das ist mehr als die blasierte Anerkennung eines göttlichen Wesens, die bei dieser Anerkennung stehenbleibt, denn es ist die Erfüllung des Lebens mit einer Idee, die den Ungelehrten völlig einnimmt.

Man hat diesem Buche die Absicht unterschoben, es führe durch die Verherrlichung der Natur von Gott fort. Es hat auch nicht an Versuchen gefehlt, den Pallieter als einen Genüßling und als einen Freund der Welt hinzustellen, der mit seiner Freude an der Natur etwas Unkirchliches tue. Dazu ist grundsätzlich zu bemerken, daß weder die Kirche die Verherrlichung der Natur verboten hat, noch daß es den Geboten Gottes widerspricht, diese Freude zu äußern. Dieses Vorurteil sitzt tief in den Seelen der Feinde der Kirche. Für den Katholiken ist die Natur die Manifestation Gottes. „Die Natur ist ein Ausdrucksmitel des Uebersinnlichen. Darum liebt der katholische Mensch alles, was die Natur bietet: Blumen, Farben, Lichter, Weihrauch, Fahnen und Glocken, alles liebt er, weil es ein Ausdruck seines inneren Wesens sein kann".* Für Pallieter aber steht gerade dieses in der Mitte seines Entzückens. Das Buch ist darum auch in seinem inneren Wesen als katholisch anzusprechen. Die Geschichte vom Pallieter, der sein Mariechen freit, ist nur der dünne Reif, um den sich ein bunter Kranz von Naturschilderungen legt. Die Landschaft Flanderns wird lebendig. Frühling,

* P. Lippert S. J.: Das Wesen des katholischen Menschen. München 1923, Theatiner-Verlag.

Sommer, Herbst und Winter gehen vorüber, um wieder dem neuen Frühling Platz zu machen. Und da hinein sind die Menschen gestellt: Pallieter und sein Mariechen, die fromme Muhme Charlot und Franzoo und der alte Pfarrer, der die Musik so liebt und die herrlichen Verse Gezelles.

Timmermans ist von einem starken Enthusiasmus für sein Volk getragen. Er gibt Menschliches auch menschlich. Jeder, der das Volk kennt, weiß, daß nicht um die Dinge herumgeredet wird. Die Menschen sind offen, ohne dabei lüstern zu sein. So ist auch dieses Buch. Es wird frei von der Leber geredet — darum gehört es auch nicht in die Hände unreifer Menschen. Dabei fehlt aber völlig jener ekle Ton einer gewissen Literaturgattung, welche von denen bevorzugt wird, die für ihre verdorbene Phantasie Nahrung suchen. Derbheit und Offenheit ist noch keine Lüsternheit und Verderbtheit.

Die Menschen arbeiten und freuen sich. Die Lebensfülle, die in den Flamen steckt — wer erinnert sich nicht der Bilder der alten flämischen Meister —, entlädt sich auf Kirmessen und Märkten und macht das kirchliche Leben so vielgestaltig und lebendig. Die Prozessionen und Wallfahrten mögen dem kühlen nordischen Menschen übertrieben und als eine Veräußerlichung der Religion erscheinen. Das ist nicht der Fall. Es zeigt sich gerade hier die Lebensverbundenheit des Katholizismus, der die irdische Freude anerkennt und durch seine besondere Weihe in die Sphären des Göttlichen erhebt. Das Märchen von der Weltflucht des Katholizismus wird gerade durch dieses bunte Leben, dessen unbekümmertes Genießen im Wissen auf Gottes Beistand beruht, entkräftet. Die Religion veredelt die Feste und gibt ihnen eine höhere Bedeutung.

Von dem Ueberschwang seiner Naturbegeisterung fühlt man nur wenig in dem kleinen Büchlein ‚Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beghinchen', das im Krieg erschien, noch früher in der deutschen Uebersetzung als im Original. Dieses rührend besinnliche Werk ist wie eine stille Blume, auf dem Boden der Beghinenhöfe gewachsen. Wieder ist Timmermans der aufmerksame Beobachter. Ein Satz wie dieser „Die Luft ist naßsilbern wie Fischesrücken", womit er diese Erzählung beginnt, ist unnachahmlich. Besser sah ich noch nicht jene Stimmung ausgedrückt, die man nur an der Küste findet. Die Jungfer Symforosa, als Beghine durch kein Gelübde gebunden, liebt den Gärtner Martinus. Sie verlebt eine beglückende, unruhige Zeit. Es ist keine wilde, aufbrausende Leidenschaft, die sie beherrscht. Doch genügt diese Flamme, um ihrem Frauenleben einen neuen Inhalt zu verschaffen. Dann erlebt sie eine Enttäuschung. Ihr Martinus, der ahnungslos war, geht ins Kloster. Aber sie verzweifelt nicht. Als sie sah, wie glücklich Martinus in seinem Klostergarten wirkte, da verzichtete sie freudigen Herzens: „Wonach sie rang und seufzte vor Liebe, die ihr das Gemüt zupreßte, was sie hin und her schwanken ließ zwischen Hoffnung und

Enttäuschung, dieses gleiche hat durch sein Wesen ihre Pfade wieder eben gemacht und viel Licht gebreitet über deren Endausgang. Und das ist kein klein Ding in eines Menschen Leben".

In der Art der Frömmigkeit — nicht im Wesen — besteht ein Unterschied unter den Völkern. Der Katholizismus ist ein so fester Bestandteil der allgemeinen Volkskultur geworden, daß er manche Formen des Nationalcharakters angenommen hat. Das gilt auch für die Flamen. Sie sprechen mit Recht von ihrer Mutter der Kirche wie von ihrer Mutter Flandern. Wenn nun Timmermans in seinem Buche ‚Das Jesuskind in Flandern' die Begebenheiten der Jugendgeschichte Jesu in seiner Heimat spielen läßt, so ist das keine nationale Engherzigkeit oder ein Partikularismus des Religiösen. Er bekundet vielmehr eine sehr feine Einfühlung in die Mentalität seines Volkes. Wir sind es gewohnt, in den Bildwerken den Ausdruck einer Zeitgesinnung zu sehen. Dürers Christus ist so deutsch empfunden, wie Raffaels Madonnen romanisch sind. Wir finden nichts dabei, wenn die alten Meister den Heiland so bilden, als ob er zu ihrer Zeit gelebt hätte. Was wir aber hier als selbstverständlich sehen, das erscheint uns bei Dichtungen befremdend: die Uebertragung in die heutige Zeit und in eine bestimmte, national gebundene Umgebung.

Es könnte wohl eingewendet werden, in der Bibel seien diese Begebenheiten so unübertrefflich dargestellt, daß es keinen Sinn mehr habe, sie durch Neuschöpfungen zu übertreffen. Dieser Einwand trifft aber nicht den Kern. Die Beschäftigung mit den Tatsachen der Kindheit Jesu wirkt auf jeden schöpferischen Menschen stark ein. Ihm kommt das Fragmentarische der Evangelien in dieser Zeit — die Hl. Schrift will ja nur die Heilslehren wiedergeben und keine Biographie sein, darum gibt sie auch nur das für den Glauben Wesentliche wieder — stärker zu Bewußtsein. Er sinnt weiter, und darum ist auch die Zahl der Legenden aus der Kindheit Jesu Legion.

Ganz neu ist das Beginnen Timmermans' also nicht. Nur ist die Konsequenz, mit der er die Umwelt ausmalt, wie er die Kindheitsgeschichte Jesu darstellt und mit eigenen Zutaten ausschmückt, wie neuer Wein in alten Schläuchen. Er hat sich dabei im Ton nicht vergriffen und das Ganze mit jener Achtung und Demut niedergeschrieben, die diesem Stoffe zukommt. Das Köstlichste hat er aus der Hl. Schrift übernommen: die Naivität des Tons und die Ehrlichkeit der Absicht. Es mutet uns heimatlich und bekannt an, wenn er die Wohnung der hl. Elisabeth also beschreibt: „Es war geräumig dort und kühl, und auf dem hohen, eichenen, mit Porzellan gefüllten Glasschrank streckten Winterbirnen ihre Stengel empor. Maria blickte erfreut umher, denn die heiligen Bilder an den Wänden, die Geranien vor dem Fenster, der runde Mahagonitisch auf der runden Strohmatte, die Wachsblumen unter den Glasglocken auf dem Kamin und das große Bett mit seinen breiten weißen Vorhängen, all das war im Geiste ihrer Familie."

Wir sind bald heimisch in dieser Welt. Das stille Leben der Jungfrau Maria, die Unruhe Josephs und seine Beruhigung durch den Engel, die Reise nach Bethlehem im Winterschnee, der Markt in Bethlehem, die heilige Nacht mit ihren Wundern und der Besuch der heiligen drei Könige. Es ist uns räumlich nahegebracht. Und dann der Hof des Herodes, dieser Sumpf, der den Kindermord gebar und die Flucht. Das ist flämisch. Es sind Offenbarungen der Frömmigkeit Flanderns und des Volkstums der Flamen. Dennoch ist es nicht an die Enge gebunden, sondern allumfassend. Es ist eine solche Stimmung in dem Buche, wie sie uns bei den Darstellungen Dürers oder Altdorfers befällt. Wenn aber der kritische und sehr gebildete Leser sich über manchen Anachronismus aufhält, so möge er bedenken, daß dem Volke das Jesuskind immer lebendig und zeitlich nahe war. Wer das nicht glaubt, der soll sich die naiven Zuschauer eines Krippenspieles ansehen. Es ist der großartige Versuch, die Legende in unserer geistig dürren Zeit zu neuem Leben zu erwecken, mit der Ehrfurcht der alten und mit der Kunst und dem Ausdrucksvermögen der neuen Meister geschrieben. Die Jugendgeschichte des Heilandes wird dadurch dem einfachsten Gemüte zum Erlebnis. Es sind keine blutlosen Schemen, die handelnd und redend in diesem Buch auftreten. Alles ist Wirklichkeit.

Es steckt viel Treuherzigkeit in Timmermans, etwas, was ihn zum Volksschriftsteller macht. Auch das gehört zum Wesen des katholischen Dichters, daß er allumfassend ist. Er schreibt nicht für eine einzelne Klasse, für den Aestheten oder den Geiehrten. Seine Wirksamkeit ist in die Breite gestellt. Wenn er den Geringsten nicht verachtet, so entspringt das eben jener christlichen Gesinnung, die Kühnel* anführt: „Wenn ihr auch nur an einem einzigen Menschen vorübergeht und so tut, als kennet ihr in nicht, dann taugen alle eure Jesusbekenntnisse nichts“. Die Bezeichnung als Volksdichter hat lange Zeit als kein besonderes Ehrenzeichen gegolten, weil unberufene Nichtskönner sich damit zu schmücken unternahmen. Es mußte erst der Begriff der Volksgemeinschaft wieder lebendig werden, jener christliche Geist, der jeden als Kind Gottes betrachtet.

Ein Buch in diesem Geist ist die neue Sammlung von Erzählungen ‚Das Licht in der Laterne‘. Brentano schrieb einst an seinen Freund Steinle: „Auf den Meisterwerken ruht kein Duft des Herzens von innen heraus, sie haben kein K i n d ch e n i m A u g a p f e l; sie sind kalt, korrekt, ihr Tun ist kalter Niederschlag des Kennerlobs auf der glatten Fläche“. Timmermans hat wirklich das Kindchen im Augapfel. Ihm gelingen Märchen und Legenden, die nichts Erkünsteltes an sich haben. Wie schalkhaft ist die hübsche Erzählung ‚Sankt Nikolaus in Not‘ und das neueste der Märchen, ‚Das Schweinchen‘. Er sieht die Welt mit den Augen des Kindes, und darum sieht er sie größer als mancher Gernegroß.

* Kühnel, Von der ‚Enkelin Gottes‘. Freiburg 1926, Herder & Co.

Mit lächelnder Behaglichkeit schildert er Typen des Volks: den Bäcker im ‚Königlichen Fladen', dem alle Festfreude zu Wasser wird, und ‚Ambiorix', der nicht weiß, wo er mit seiner unbeholfenen Kraft bleiben soll. So skurril sein Humor auch manchmal ist — in ‚Tantchens Begräbnis' und ‚Der verliebte Mohr' —, er wirkt immer versöhnend. Man könnte über jede Erzählung seine Bemerkung machen, aber das würde zu weit führen. Einzig auf ‚Das Triptychon der heiligen drei Könige' will ich noch hinweisen (als Insel-Büchlein auch einzeln erschienen). Drei verkommene alte Männer erleben das Wunder der Weihnacht. Jeder von ihnen hat sein Erlebnis, das rührend und erschütternd ist und das ihrem armseligen Leben einen hohen Glanz gibt, die Volksfrömmigkeit hat Gestalt angenommen. Das Kunstwerk triumphiert über die Oede des Zeitgeistes.

Timmermans vermeidet die große, heroische Geste. Er sieht die Größe des Kleinen. Wenn alles Irdische nur ein Gleichnis ist, das Werk nur der Abglanz einer alles durchstrahlenden Idee ist, dann muß Timmermans' Werk Bestand haben.

Georg Schäfer.

Der ‚Gott' des Stundenbuches Rainer M. Rilkes

Im Naturalismus und Impressionismus, in der diesen dichterisch-künstlerischen Richtungen zugrunde liegenden materialistischen und positivistischen Weltauffassung und Welterklärung haben wir den Höhepunkt und — so scheint es wenigstens vorläufig — den Endpunkt jener geistigen Bewegung, die seinerzeit vom Humanismus und von der Renaissance ausgegangen ist. Der menschliche Geist, der damals anfing, sich von dem persönlichen Gott der Offenbarung loszusagen, kam über die Aufklärung und den deutschen Idealismus in folgerichtiger Entwicklung dazu, sich selbst zum Mittelpunkt der Welt und zum Maß aller Dinge zu machen, er verkapselte sich schließlich in dem sog. naturwissenschaftlichen Weltbilde, wonach alles Stoff und Kraft sei, alles in der Welt nach ewigen, ehernen, mechanisch ablaufenden Gesetzen sich vollziehe und die menschliche Erkenntnis nur noch in dem sich erschöpfe, was der tatsächlichen Erfahrung zugänglich werde, was mit dem Herzen zu erfühlen, mit dem Hirn zu erfassen und mit der Hand zu ergreifen sei. Ueber alles, was eine weniger selbstbewußte und selbstherrliche, was insbesondere die gläubige Weltanschauung dahinter und darüber sah, glaubte man nichts wissen zu können und nichts aussagen zu dürfen. Um das Vorhandensein einer Seele und Gottes meinte man sich überhaupt nicht mehr kümmern zu brauchen. Darüber einfach zur Tagesordnung überzugehen, wurde Pflicht und Ehrensache der angeblich voraussetzungslosen, als „freie Forschung" stolz sich bezeichnenden Wissenschaft.

Den dichterischen Ausdruck dieses Endstadiums der neuzeitlichen, „gottlosen", menschbetonten weltanschaulichen Entwicklung besitzen wir, wie gesagt, im Naturalismus und Impressionismus; er liegt uns vor in dieser Kunst der Sinne, der Beobachtung, der getreuesten und feinsten, dabei aber durchaus geistlosen Wiedergabe des unmittelbar Gegebenen, der brutalen Wirklichkeit, des äußeren Scheins, des Augenblicks.

Daß eine derartige Kunst, aus der berechnenden Kühle des Verstandes und der voraussetzungslosen Schärfe der Sinne, aus einer jede Hinter- und Ueberwelt kalt und schroff ablehnenden Welthaltung entsprungen, den Menschen auf die Dauer nicht zufriedenstellen konnte, ist zu natürlich. Der Widerspruch gegen die naturalistische Welt-, Lebens- und Kunstauffassung regte sich eigentlich sogar sehr früh. Er ging aus von einem noch ganz ungewissen und ziellosen Gefühle des Unbefriedigtseins, der Unlust an der nackten, kalten Wirklichkeit und dem äußeren Schein. Man sehnte sich hinweg von den elenden und niedrigen Lebensverhältnissen, in denen die naturalistische Dichtung sich wohlfühlte. Man erspürte dunkel, daß die Welt nicht nur eine Oberfläche habe, sondern auch eine Tiefe. In diese Tiefe lauschte man wieder hinein und hörte es geheimnisvoll emporrauschen. Auch in das eigene Innere horchte man wieder und vernahm hier Stimmen, die Urstimmen der Menschheit, die ungestüm, alles übertönend, nach Schönheit, Glück, Lebensbejahung schrien und aus aller Dumpfheit und Enge der Sinnenwelt hinausverlangten, hinaus über Raum und Zeit in tieferen und mächtiger aufwühlenden Erlebnissen. Vor allem aber: man wagte in der Dichtung wieder von Gott und Religion zu sprechen.

Den ersten und nachhaltigsten Anstoß dazu gab Rainer Maria Rilke. Mit seinem 1905 erstmals erschienenen Stundenbuch hob jenes religiöse Sehnen und Suchen an, das für die jüngste deutsche Dichtung so überaus kennzeichnend ist und darin lebendig erhalten wird, teils aus wirklicher innerer Not, aus

echtem seelischen Verlangen, teils aus einer bloßen spielerischen Modelaune, allerdings ohne wesentlich über die Rilkesche Art und Auffassung hinauszukommen. Wohl die gesamte gottsucherische Lyrik unserer Tage ist von ihm abhängig. Selbst manche katholische Dichter vermochten sich seinem Einflusse nicht zu entziehen. Rilke hat hier viel tiefer und breiter gewirkt als z. B. Stefan George. Aus seinem Stundenbuche läßt sich am besten erkennen, was unsere heutigen modernsten Dichter meinen, wenn sie von Gott reden. Deshalb lohnt es sich wohl, ist es für die ganze deutsche Dichtung der Gegenwart aufschlußreich, den ‚Gott‘ Rilkes etwas genauer kennenzulernen.

Und da ist denn sofort zu sagen: Rilkes ‚Gott‘ ist so recht der Gott der neuzeitlichen, von dem Gott der Offenbarung losgelösten, und darum aus der ewigen Ordnung der Dinge herausgerissenen Seele, die unruhig und unsicher zwischen Zeit und Ewigkeit hin und her flattert. Es ist der Gott der Stimmung, des blinden, in sich selber ruhenden Gefühls, der unbeherrscht schweifenden Phantasie, ohne Kraft und Klarheit, ohne festen metaphysischen Kern, ohne eine bestimmte, weiter in die Uebernatur weisende Idee. Dieser Gott zieht nämlich durch die Seele wie eine Wolke, die sich beständig wandelt, bald dunkel, bald hell erscheint. Er ist das Geschöpf, der Sohn des Dichters:

Du bist mein Sohn. Ich werde dich erkennen,
wie man sein einzigliebes Kind erkennt, auch dann,
wenn es ein Mann geworden ist, ein alter Mann.

Rilkes ‚Gott‘ ist überhaupt noch nicht fertig, er ist ein *werdender* Gott. Nur im Traum erscheint er zuweilen vollendet als das Werk menschlicher Hände und menschlichen Geistes:

Wir bauen an dir mit zitternden Händen,
und wir türmen Atom auf Atom.
Aber wer kann dich vollenden,
du Dom.

Aber manchmal im Traum
kann ich deinen Raum
überschaun
tief vom Beginne
bis zu des Daches goldenem Grate.
Und ich seh meine Sinne
bilden und baun
die letzten Zierate.

Gott ist demnach vollständig vom Menschen abhängig, ist so sehr von ihm abhängig, daß er ohne ihn gar nicht sein könnte und in sich zerfallen müßte:

Was wirst du tun, Gott, wenn ich sterbe?
Ich bin dein Krug (wenn ich zerscherbe?)
Ich bin dein Trank (wenn ich verderbe?)
Bin dein Gewand und dein Gewerbe,
mit mir verliert du deinen Sinn.

Nach mir hast du kein Haus, darin
dich Worte, nah und warm, begrüßen.

Darum ist nicht weiter verwunderlich, wenn Gott dem Menschen in allen möglichen, stets sich wandelnden Formen erscheint:

Du bist die Zukunft, großes Morgenrot
über den Ebenen der Ewigkeit.
Du bist der Hahnschrei nach der Nacht der Zeit,
der Tau, die Morgenmette und die Maid,
der fremde Mann, die Mutter und der Tod.

Du bist die sich verwandelnde Gestalt,
die immer einsam aus dem Schicksal ragt,
die unbejubelt bleibt und unbeklagt
und unbeschrieben wie ein wilder Wald.

Du bist der Dinge tiefer Inbegriff,
der seines Wesens letztes Wort verschweigt
und sich den andern immer anders zeigt:
dem Schiff als Küste und dem Land als Schiff.

Rilke nennt Gott den Leisesten von allen, den Rätselhaften, den Wald der Widersprüche. Er redet ihn an:

Du großes Heimweh, das wir nie bezwangen,
du Wald, aus dem wir nie hinausgegangen,
du Lied, das wir mit jedem Schweigen sangen,
du dunkles Netz, darin sich flüchtend die Gefühle fangen.

Allerdings heißt es auch:

Ich liebe dich, du sanftestes Gesetz,
an dem wir reiften, da wir mit ihm rangen.

Aber dieses Gesetz ist wirklich das „sanfteste“ von allen. Es erhebt keine strengen Forderungen. Es ist bedingt, zufällig, weil abhängig von der Bedingtheit und Zufälligkeit des Menschen, welcher der Schöpfer, der Herr seines ‚Gottes‘ ist. Es kann deshalb auch nicht ein für allemal verpflichten, sondern höchstens insoweit, als es dem einzelnen paßt.

Schon diese wenigen Proben lassen deutlich genug erkennen, wie der ‚Gott‘ des Stundenbuches Rainer Maria Rilkes aussieht. Mehr anzuführen ist nicht nötig. Denn all die mannigfachen, oft sehr feinen und in ihrer Unmittelbarkeit überraschenden Wendungen und Bilder, mit denen der Dichter seinen ‚Gott‘ zu fassen sucht, besagen im Grunde immer dasselbe, sie verkünden mit einer Eindringlichkeit und Einförmigkeit, die schließlich doch ermüdend wirkt, als Wesenszug Gottes die I n n e r w e l t l i c h k e i t: Gott ist in uns, in den Menschen und in den Dingen, und ohne den Menschen ist er nicht. So ist also festzustellen, daß Rainer Maria Rilke den wahren Gott, der sich uns in der Offenbarung bezeugt hat, der durch sich und für sich besteht, der als Schöpfer und Erhalter, Herr und Gebieter über der Welt in lebendiger Person thront und in der Welt überall mit seinem Wesen und Wirken gegenwärtig ist, nicht mehr kennt. Er geht daran vorbei, da ihm Gott nur aus dem Gefühle geboren wird und allein dem Gefühle zugänglich bleibt. Bei alledem ist jedoch nicht zu verkennen, daß die religiöse Sehnsucht Rilkes echt und tief empfunden ist. Er will mit aller seelischen Gewalt über die sinnenfälligen Erscheinungen, über

die Welt der Greifbarkeiten und Begreifbarkeiten hinaus. Deshalb ist sein Stundenbuch der stärkste dichterische Ausdruck jenes religiösen Zuges, der sich heute überall bemerkbar macht. Wenn es darin heißt:

Lösch mir die Augen aus: ich kann dich sehn,
wirf mir die Ohren zu: ich kann dich hören,
und ohne Füße kann ich zu dir gehn,
und ohne Mund noch kann ich dich beschwören.
Brich mir die Arme ab, ich fasse dich
mit meinem Herzen wie mit einer Hand,
halt mir das Herz zu und mein Hirn wird schlagen,
und wirfst du in mein Hirn den Brand,
so werd' ich dich auf meinem Blute tragen,

so ist das wirklich ein Schrei aus der Tiefe der nach einem höheren Halt verlangenden modernen Seele. Cornelius Schröder.

Vom Bedrückenden und Befreienden des Paradoxen in Chestertons Romanen

Ein Lieblingswort Chestertons ist der Ausdruck ‚Nachtmahr'. In seinen Schriften kehrt er häufig wieder, ja ein Werk ‚Der Mann, der Donnerstag war' trägt ihn gewissermaßen als Gattungsbezeichnung auf dem Titel. Nun ist es aber nicht so, daß etwa Chestertons Arbeiten in die Gruppe der Bücher von E. T. A. Hoffmann, Villiers de L'Isle Adam und Poe gehören: Solchem Uebereifer des Gespenstischen, und habe es auch wie manchmal bei Hoffmann versöhnliche Schlußwendungen, huldigt Chesterton nicht. Seine Beziehung zu dem Etwas, genannt ‚Nachtmahr', ist vielmehr eine freundliche, im letzten Grunde. Er findet sehr wohl höchlichst Bedrückendes in solchen Erscheinungen, wie sie dieses Wort umschreibt, aber er weiß in irgend einem Winkel seines Herzens, daß das an sich alles nur Nebelgebilde sind, unfähig, wirklichen Schaden zu stiften. Ja, sein Bemühen geht darauf aus, diesen Albdrücken ein Gutes, ein Heiteres abzugewinnen. Aus seiner Grundhaltung der Paradoxie (die an dieser Stelle schon früher einmal erörtert ist), weist er der Nachtmahr die Rolle dessen an, „der stets das Böse will und stets das Gute schafft." Nur nicht immer so gewichtig wie der deutsche Ausspruch will er diese Erscheinungen fassen: Dort, wo sie sich in allzu bedrohlicher Furchtbarkeit aufrecken wollen, läßt er sie plötzlich, ohne sie ganz zu zerstören, in ihrer wahren Harmlosigkeit erkennen.

Gerade in der obengenannten Geschichte, die er ausdrücklich eine ‚Nachtmahr' nennt, ist jedes Kapitel, das in stets anderer Form Bedrückendes auf den jeweiligen Spieler häuft, mit einer solchen befreienden Heiterkeit beschlossen, ohne daß dabei der weitertreibenden Spannung Abbruch getan würde. Und das Ende ist auch wieder so: Alles war nur ein Traum, und doch ist der Traum wirklich in jedem wirklichen Ding. „Eine reizende Unwirklichkeit" liegt über der Gegend, in der sich die Begebenheiten abspielen. Und was ist denn diese ‚Nachtmahr' selber anders als eine sich selbst aufhebende Paradoxie: Einer gerät auf eine abenteuerliche Weise in den ‚Obersten Rat der internationalen Anarchisten', und ist selber doch ein Polizist gegen solche Umtriebe. Aber er hat sein Wort gegeben, nichts von dem zu verraten, was er bei seinem ihm noch unbekannten Abenteuer erleben werde. Er wird Mitglied dieses sieben-

köpfigen Rates, der sich nach den Namen der Wochentage benennt, er wird zum ‚Donnerstag'. Bei der ersten Sitzung wird einer als Polizist entlarvt. Schon hatte ‚Donnerstag' sich selbst durchschaut geglaubt. Ein Komplott wird vorbereitet und dem ‚Samstag' anvertraut. Wie soll nun ‚Donnerstag' das Verbrechen verhindern? Und nun seltsam: In einem Begebnis nach dem andern wird er gewahr, daß alle Mitglieder des Rates verkappte Kollegen sind. Aber bis er das jedesmal erfährt, muß er die törichtesten Begebenheiten mitmachen, da doch einer gegen den andern mißtrauisch ist. Wer aber ist jener Gewaltige nun, der ‚Sonntag', der Präsident des Rates? Er selbst verrät es ihnen: Er ist der, der sie als Chef der Spezialabteilung der Polizei angeworben hat. Was aber bezweckt er mit dem allem? Man setzt ihm nach, der zu Wagen, auf einem Elefanten, mit einem Fesselballon flieht: Da wird man, zerschunden und zerfetzt von der Jagd, in ein fürstliches Schloß geführt, und für jeden ist ein symbolisches Kleid bereitet, gemäß dem Schöpfungstage, dessen Namen er als Mitglied des Rates trug, und ein Maskenfest hebt an, dem sie zuschauen mit ‚Sonntag' unter ihnen, und wieder hebt sich die Frage: „Wer ist Sonntag?" Aber keine Antwort wird dem Fragenden, der nur von ihm weiß, daß er furchtbar *erscheint* wie ein Dämon, und gutmütig *ist* und scherzt wie ein toller Bube, der geheimnisvoll *bleibt* wie das Paradox selber, das Große, das ‚*Leben*' heißt, und das bei aller Paradoxie doch bejaht werden muß, weil es innern Sinn hat, wenn auch unfaßbaren, furchtbaren und fröhlichen zugleich. Da erwacht er langsam aus einer Dunkelheit, die ihn auf jene letzte Frage befiel, und er ist wieder in jenem Gespräche mit seinem Kollegen, mit dem die Begebenheit begann, und er „erblickte die Schwester" dieses Kollegen, „das Mädchen mit dem goldroten Haare, die Flieder vor dem Frühstück pflückte — mit all der großen, unbewußten Würde eines Mädchens." Dies Ende der ‚Nachtmahr' mit seiner absichtlichen Einfachheit, seiner völligen Enthaltsamkeit von jedem Paradox, von jeder Ironie, jedem Scherz und jeder betonten Ernsthaftigkeit zeigt noch einmal auf, was Chesterton meint: Das Leben zu leben ist das Schlichteste auf der Welt. Wer aber sich mit ihm beschäftigt, stößt auf die seltsamsten Widersprüche; ihm wird alles zu Paradoxen, an denen er vergeblich durch Herummühen die Lösung sucht; ihm wird alles zu einer ‚Nachtmahr', die ihn bedrückt. Bis die Lösung sich von selbst einstellt (oder wie in andern Büchern von Chesterton von einem gegeben wird, der um diese Grundtatsache des Lebens weiß und sie darum beherrscht), und das Leben wieder einfach ist und schlicht, bis die Paradoxe, ohne daß ein Deut von ihnen weniger paradox würde, uns zugehören, bis sie uns nicht mehr als ‚Nachtmahre' verwirren, weil wir ihre wahre Natur erkannt haben.

Ist im ‚Mann, der Donnerstag war' diese Lösung des Paradoxen die Erlösung von dem ungreifbaren ‚Etwas' einer Nachtmahr, die mit der ganzen Selbstverständlichkeit des wirklichen Lebens und all seiner Details uns bedrückt hat, so wird im ‚Fliegenden Wirtshaus' die Wirklichkeit als solche in ihrer Problematik und deren Auflösung hingestellt. Freilich ist auch diese Wirklichkeit nur in dichterischer Laune gesetzt. Sie gibt an und für sich die Geschichte wieder von einigen Leuten, die dem Lord Ivywood stets und ständig ein Schnippchen schlagen, die seine Verordnung, daß nur dort noch Alkohol ausgeschänkt werden darf, wo noch ein altes Wirtshausschild ist, dadurch umgehen, daß sie ein praktikables Schild mit sich führen, und so überall ausschänken und die Leute anlocken, ja sogar in des Lords eigenem Hause. Jeder Angriff des Lords wird siegreich abgeschlagen, so daß er schließlich die Waffen in des Wortes eigentlicher Bedeutung strecken muß. Seine Haltung des adligen,

korrekten, traditionshaften Uebermenschen zerbricht vor der offenen, frischen, robusten und doch geistvollen Art der Gegner. Und sein Widersacher Patrick, ehemaliger König von Ithaka, heiratet die Frau, die der Lord liebte. Das Ganze ist zwar keine Liebesgeschichte, wohl aber tauchen nach allen Begebenheiten die Figuren der Geschichte wieder in dieses einfachste Lebenselement zurück, „in die Welt, in der wieder Wärme und Frische ist.“ So zeigt sich auch hier wieder die Art Chestertons: Den Teppich des Lebens herumzudrehen, seine seltsamen Verknotungen zu zeigen, eine Geschichte auf diesen verschlungenen Wegen der Fäden sich abspielen zu lassen und dann auf einmal das Ganze wieder umzuwenden, daß es ein heiteres, klares und einfaches Muster ist, wohl bereitet, darauf zu leben — oder auch darauf zu träumen.

Und wieder in seinen eigentlichen Detektivgeschichten ist es das Gleiche: Begebenheiten stehen da, paradox in ihrer Rätselhaftigkeit des Verbrechens. Was ist der Sinn ihrer Verworrenheit? Wenn der sie anfaßt, der sich auf solche Geheimnisse versteht, wie ‚Der Mann, der zuviel wußte‘ oder der Priester, der durch sein Seelsorgertum zugleich in einem höhern Sinne Detektiv ist (‚Priester und Detektiv‘), dann zeigen auch diese Geschehnisse wieder ihre Einfachheit in ihrer Paradoxie, und das Bedrückende ist vorüber. Waren aber die beiden erstgenannten Werke freie Spiele einer reinen Traumwelt oder einer ironisierten Welt, so sind in diesen beiden Büchern in steigendem Maße Wirklichkeiten, verantwortungsvolle Welten des Intellekts, des Ethos und der Religion dargestellt. Hier zeigt sich, daß die Betrachtung und Bewältigung des Lebens als eines Paradoxen u n d Einfachen sofort den ganzen Menschen beansprucht, wenn es sich um wirkliches Leben handelt. Hier zeigt es sich, daß das Wissen allein nicht genügt, um dies Leben zu meistern und den Albdruck zu beseitigen, den das Paradox auszuüben vermag. Hier kann es sich um das Opfer des irdischen Lebens handeln, das zuletzt dem Mann, der zuviel wußte, auferlegt wird, damit ihm, der die Paradoxe zu bewältigen nur von der Sphäre des Wissens unternommen hatte, die schwere und doch wieder beseligende Weisheit zuteil wird, daß die Lösung der Paradoxe nur durch das eigene Leben selbst gewonnen wird, das sich verbunden weiß mit dem, der in der Klarheit allen Lebens thront. Und darum ist auch die Figur in Chestertons Schaffen, die für das Gesamtproblem die wahre Lösung in Klarheit findet, ein einfacher Priester, der die Demut des wahren Schauens und die Einfalt des wahren Handelns aus der Hingabe an sein Amt hat, das Gott und seinem Willen gemäß ist. Für Father Brown wird so jede Nachtmahr überwindbar: Ihm löst sich deren Bedrückung in den mancherlei Verbrechen still und gelassen: Und vor seinem Tun zeigt sich die wahre Belanglosigkeit all solcher Beklemmung im Paradoxen des Lebens. Hier wird die Harmonie der Dinge im Letzten offenbar.

Darum ist Chestertons Schaffen für den Leser, der sich durch die krausen Ranken seiner Schriften, durch dies blühend aufschießende Strüppwerk seiner ernsten und heitern Paradoxe aus allen Lebensgebieten, einen Pfad bahnt, ein Werk, dem wir unsere Achtung und Dankbarkeit zollen dürfen. Er führt uns durch mancherlei seltsame Wege der Beklemmung, der Ironie, der Anspannung hindurch, immer mit einem Lächeln, in dem der Spaß des Buben, die Ironie und Selbstironie des Mannes und die Weisheit des Alters sich mischen, um uns ein Ziel zu zeigen, daß, im Natürlichen wie Uebernatürlichen, letztendes in der Hand Gottes ruht.

Ignaz Gentges.

Das Ringen um die Seele Strindbergs

Schon eine ganze Anzahl Bücher sind in den letzten zehn Jahren erschienen, welche das Strindberg-Problem, den Mann und sein Werk behandeln. Aber alle haben meist ein Sondergebiet herausgegriffen. Sie behandeln Strindbergs Verhältnis zur Kunst (Liebert), seine Weltanschauung (Möhlig), seine Einstellung zum sexuellen Problem (Wiese), seine Bedeutung für das Drama (Marcus und G. Taub) usw.

Keinem jener Verfasser kam es darauf an, den Menschen Strindberg biographisch zu erfassen, sondern nur seine Geistes- und Vorstellungswelt als typisches Zeitproblem klarzulegen.

Nils Erdmann unternimmt es in einem neuen Strindberg-Buch *, den Dichter als historische Persönlichkeit, so wie er leibt und lebte, uns vorzuführen. Es steht ihm dazu ein großzügiges Material von geschichtlichen Tatsachen, nicht nur aus den Werken und Briefen Strindbergs, sondern auch aus Nachrichten über den Dichter in reichster Fülle zur Verfügung. An 800 Druckseiten hat der fleißige Autor zusammengetragen und damit ein Standardwerk geschaffen, das durch seine Reichhaltigkeit eine Fundgrube wertvollsten Materials für alle künftige Strindbergforschung bieten wird.

Erdmanns Arbeit ist von einer soliden, wissenschaftlichen Gründlichkeit, seine Sprache klar und eindeutig und, wie es scheint, von einer nicht zu überbietenden Ueberzeugungskraft. Denn überall führt er für seine Behauptungen reiche Belege aus des Dichters Werken oder auch aus Aeußerungen seines Bekanntenkreises an. Alles ist sauber und sachlich geordnet.

Dennoch möchte ich bezweifeln, daß er den Menschen Strindberg mit der Fülle seines Materials tatsächlich geistig und seelisch restlos erfaßt hat. Gewiß, die Züge, welche Erdmanns Porträt zeichnet, hatte der Dichter sicher. Aber m. E. stimmt damit das Bild doch noch nicht recht. Es ist nur ein scharfumrissenes Polizeisignalement. Aber es enthüllt noch lange nicht genügend das seelische Element, den Seelenkern, der die Details zu belebten Gliedern einer Persönlichkeit macht.

Um dies klarzulegen, sei einmal die Frage erörtert, wie denn ein Bild von einer Persönlichkeit zustande kommt. All unser Wissen um unsere Mitmenschen ist letzten Endes doch nur Meinung, denn wir können keine Seele gleichsam mit einem Spiegel als Ganzes sehen, sondern wir müssen auf Grund von Einzeldaten uns erst ein Bild konstruieren. Dieses Bild hat aber dann nur solange Geltung und kann Anspruch auf Wahrheit machen, als es nicht wesenhafte Züge des Helden übersieht. Und hier erstehen die Bedenken gegen Erdmanns Strindbergdeutung.

„Drei geniale Persönlichkeiten" — so beginnt Erdmann —„haben positiv und auch negativ Strindbergs Leben geprägt und sein Lebenswerk geformt, Kierkegaard, Ibsen und Rousseau." Eine kategorische Erklärung, „wie aus der Pistole geschossen", aber, wie jeder Strindbergkenner ohne weiteres zugeben wird, unmöglich!

Schon psychologisch ist es bedenklich, die Abhängigkeit eines Menschen vom andern zu behaupten, da vielfach nur Anregung vorhanden ist oder gar nur selbständige Parallel-Entwicklung. Meines Erachtens kann Abhängigkeit nur insoweit bei denkenden Menschen in Frage kommen, als der eine ein Erlebnis hat, welches auch einem anderen bekannt ist und dessen Deutung der erste berechtigt findet. Der

---

* Nils Erdmann, August Strindberg. Die Geschichte einer kämpfenden und leidenden Seele. Uebertragen von Heinrich Goebel, Leipzig 1924, H. Haessel.

vor dreißig Jahren in den literarischen Seminarien der Universitäten so beliebte Abhängigkeitsnachweis gehört wohl heute in die Rumpelkammer.

Aber die Möglichkeit, ja, die Tatsächlichkeit von Abhängigkeiten zugegeben, wäre es völlig unmöglich, den gesamten Strindbergschen Gedankenkreis auch nur in großen Zügen auf jene drei Männer zurückzuführen. Gewiß, Strindberg hat vieles von Rousseau in sich aufgenommen. Aber das lag in der Zeit, im Naturalismus des vorigen Jahrhunderts bedingt. Auch mit Kierkegaard hat er, zumal in der Jugend, vieles gemein, so sein religiöses Ideal, seine seelische Einstellung, seine Gewissensnot und sein Ringen. Aber Derartiges findet sich auch bei Menschen, die nie etwas von Kierkegaard gehört haben, oder die, wenn sie Kierkegaard lesen, dann dessen Ansichten aus eigener Erfahrung beizupflichten geneigt sind.

Fast unmöglich scheint es mir aber, Strindberg mit Ibsen zusammenzubringen, und den Beweis hierfür ist Erdmann auch tatsächlich schuldig geblieben. Der Gegenbeweis wäre viel leichter gewesen, denn Strindberg und Ibsen sind Geistesantipoden, und Strindberg versäumt keine Gelegenheit, um diese Gegensätzlichkeit herauszustellen.

Selbstverständlich führen auch hier Fäden von dem einen zum anderen hinüber, was bei Zeitgenossen und quasi Landsleuten durchaus natürlich ist. Aber diese Fäden sind dünn, nicht stärker als etwa die zwischen Gerhart Hauptmann und Werfel.

Wollte man aber diejenigen Menschen aufzählen, welche Strindberg weitgehend angeregt haben, so wäre vor allem an Péladan, Huysmans und Svedenborg zu denken. Auch Strindberg betont häufig seine Geistesverwandtschaft mit ihnen. Darüber hinaus ließe sich aber noch eine Unzahl anderer Persönlichkeiten feststellen, die alle dem Dichter das eine oder das andere gegeben haben, und schließlich müssen wir auch gestehen, daß er doch auch ein Original war, der sich selbst seine Ansichten erarbeitet hat, und der nicht als bloße Kopie seiner Mitmenschen zu erklären ist. Gerade das Letztere scheint Erdmann nicht genug zu würdigen. So ist denn für ihn Strindberg der sonderbare Heilige, dessen markante Züge er registriert, aber dem er fremd gegenübersteht, weil seine Weltanschauung und die Strindbergs sich diametral gegenüberstehen.

Das Verhältnis Strindbergs zum Katholizismus (vgl. mein Buch ‚Strindberg und der Katholizismus‘, Bergland-Verlag, Elberfeld) findet bei Erdmann kaum Erwähnung, niemals aber eine Erklärung. Und doch war es ein Problem, mit dem Strindberg rang, das nicht erst in seiner Infernozeit an ihn herantrat, sondern mit dem er sich schon in der Jugend und als Freigeist beschäftigte. Gerade die ersten Dramen geben davon eingehend Zeugnis.

Es ist erstaunlich, daß Erdmann hier achtlos vorübergeht. Desgleichen glaube ich, daß er die Idee der Blaubücher nicht genügend herausgearbeitet hat. In ihnen sitzt Strindberg über alles Wissen der Gegenwart zu Gericht. Er beweist die Dürftigkeit, Unzulänglichkeit, ja Unglaubwürdigkeit der Wissenschaft, erschüttert deren Bedeutung für die Weltanschauung, um dann als Anker gegen Pessimismus und Skeptizismus den Glauben an Christus zu empfehlen.

Aus der skeptischen Einstellung gegenüber der Wissenschaft ist es auch zu erklären, daß er die Dogmen unbesehen hinunterschluckt, was nur heißen soll, daß er sie keiner wissenschaftlichen Prüfung unterzieht, weil für ihn eben Wissenschaft für die Feststellung der letzten Wahrheiten unzulänglich ist, eine Ansicht, die der exakte Wissenschaftler unserer Zeit durchaus teilen kann (vgl. Nicolai Hartmann, ‚Metaphysik der Erkenntnis‘).

Wohl findet sich bei Erdmann ein redliches Bemühen, Strindbergs Psyche zu verstehen. Aber dieses Ringen um Verständnis muß erfolglos bleiben, da keine Brücke hinüberführt von dem Genie Strindberg zu dem Gelehrten Erdmann; vom Kosmopoliten zum schwedischen Patrioten; vom Zukunftsmenschen, der die Dekadenz der Gegenwart empfindet und bitter unter ihr leidet, zum Gegenwartsmenschen, der noch an die Segnungen der augenblicklichen Kultur glaubt; vom katholisierenden Strindberg zum protestantischen Erdmann. In Sternenweite gehen beide aneinander vorbei, ohne sich zu treffen.

Strindberg ist ein Mensch, welcher an der absterbenden gegenwärtigen Kultur verzweifelt, aber der einer neuen Kultur entgegengeht. Aber es liegt nicht nur Pessimismus in ihm, wie in Lord Byron und Eugen Sue, sondern schon der Ausblick auf eine frohe Zukunft, wenn derselbe auch oft als schwacher Lichtschein erscheint, ja, der Stern der Hoffnung manchmal zu erlöschen droht.

Wollte man Erdmanns Buch passend vergleichen, so könnte man an Baumgartners ‚Goethe' denken. Beiden Autoren ist es, trotz einer Fülle besten Materials und achtungswerten Ringens, nicht gelungen, bis zu der Seele ihres Helden vorzustoßen, wenn sie auch beide für ihre exakte Forschung und die außerordentliche Bereicherung des Materials Anerkennung verdienen.

Es würde zu weit führen, hier an dieser Stelle sich mit Erdmann eingehender auseinanderzusetzen. Das soll gelegentlich einmal in einem Aufsatze geschehen. Sein unbestrittenes Verdienst liegt darin, daß er uns den äußeren Lebensgang des schwedischen Dichters lückenlos darlegt, und daß er darüber hinaus auch noch manchen dunklen Schacht seines Seelenlebens öffnet. Das ist schon eine Großtat, und kein Forscher kann jemals achtlos an Erdmanns Buch vorübergehen. Er muß sich mit ihm vertraut machen, um Strindberg kennenzulernen.

Aber auch dem Laien wird es viel, sehr viel bieten. Nur darf er nicht glauben, daß der Strindberg, so wie Erdmann ihn sieht, der große Dichter gewesen sei. Nur ein Teil von dessen Ich tritt so in Erscheinung. Daneben hat er aber noch manche andere Züge, die Erdmann nicht kennt. Erst durch Kombination der beiden entsteht der echte Strindberg, wenigstens insoweit, als ein Mensch von einem Mitmenschen erfaßt werden kann. Karl Möhlig.

Wilhelm Schmidtbonn

Der rheinische Dichter Wilhelm Schmidtbonn hat am 6. Februar seinen 50. Geburtstag gefeiert. Nicht weniger als drei Werke sind aus Anlaß dieses Tages erschienen: Die Zeitschrift Dr. Martin Rockenbachs ‚Orplid' brachte ein Schmidtbonn-Sonderheft heraus; im Führerverlag, der dem Volksverein nahesteht, wurde von Dr. Heinrich Saedler eine Schmidtbonn-Auswahl veröffentlicht, und im ‚Chor um Schmidtbonn' (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) legten einige seiner Freunde „Zeugnis ab für den Menschen und Dichter."

‚Der Chor um Schmidtbonn' — um mit dieser Geburtstagsgabe zu beginnen — macht keinen sonderlich erfreulichen, ja stellenweise einen direkt peinlichen Eindruck. Muß eine persönliche Freundschaft gleich zu übertriebenem Lobe in breitester Oeffentlichkeit führen? Etwas Sachliches über Schmidtbonn und seine Werke erfährt man nicht. Daher ist es wohl berechtigt, den ‚Chor um Schmidtbonn' als eine

Reklameangelegenheit der Deutschen Verlagsanstalt, in der ja viele Bücher des rheinischen Dichters erschienen sind, anzusehen.

Auch für das Erscheinen der Auswahl im Führerverlag und des Orplid-Sonderheftes lassen sich keine zwingenden Gründe anführen. Schmidtbonn kann man nicht als Dichter von Bedeutung ansprechen. Keines seiner Werke trägt einen originellen Charakter; alles ist mehr oder minder gut gelungenes Epigonentum. Manches kann man als „ganz nett" bezeichnen; nichts ist in irgendeiner Weise überwältigend. Nun kommt aber ein Moment hinzu, das eine Propaganda für Schmidtbonn in katholischen Kreisen nicht nur als überflüssig, sondern als bedauerlich und schädlich erscheinen läßt: Schmidtbonn besitzt eine unklare, vage, zum Pantheismus neigende, alles kirchliche Christentum ablehnende Weltanschauung, die sich in einer rein humanitären, manchmal etwas sentimentalen Menschheitsliebe und einer oft das sittliche Empfinden verletzenden schwülen Erotik äußert. Wer Heinrich Saedlers Einleitung zur ‚Auswahl' liest, wird gleich sehen, daß vor einer großen Anzahl von Schmidtbonns Werken direkt gewarnt werden muß. Dabei neigt natürlich Saedler zur Milde, wie es ja beim Herausgeber einer Schmidtbonn-Auswahl natürlich ist: „Breit ausgemalte, schrankenlose Genußsucht und Wollust" — sagt Saedler über ‚Die Stadt der Besessenen'. Das Lustspiel ‚Die Schauspieler' vermag „uns um seiner Moral willen nicht zu befriedigen". Die Geschichten ‚Der Wunderbaum' sind „teilweise erotisch zu überhitzt und ungezügelt." Und in der Gesamtwürdigung spricht Saedler von der „frischen, temperamentvollen Lebenslust, aber auch von der „etwas leichtsinnigen Lebensauffassung, die sich bei dem Dichter zu einer der Sinnenlust zu zügellos nachgebenden Behandlung des Geschlechtlichen steigert, was einen großen Teil seiner Bücher nur für gereifte Leser geeignet macht, ja leider stellenweise selbst auf diese abstoßend wirken muß." Kann ein Dichter, über den ein wohlwollender, ja zu seiner Ueberschätzung neigender Kritiker ein so scharfes Urteil fällen muß, als Heimatdichter des katholischen Rheinlandes bezeichnet werden? Mußte eine Auswahl aus seinen Werken, mag sie auch geschickt zusammengestellt sein (aus der Erzählung ‚Orsoy' ist eine — milde gesagt — unfeine Stelle gestrichen worden, die im Abdruck in den ‚Geschichten von den unberührten Frauen' zu finden ist), ausgerechnet in einem katholischen Verlag erscheinen? Wenn der ‚Auswahl' ein Verzeichnis der Werke Schmidtbonns beigefügt ist, so muß der unbefangene Leser — trotz der kritischen Bemerkungen in der Einleitung — das als Hinweis und Empfehlung ansehen.

In diesem Verzeichnis ist das neueste Werk Schmidtbonns ‚Die Geschichten von den unberührten Frauen' noch nicht genannt. Man kann annehmen, daß Dr. Saedler auf seine ‚Auswahl' verzichtet hätte, wenn ihm „der Reigen dieser Erzählungen, deren Erotik immer distanziert und unaufdringlich bleibt" (Verlagsprospekt der Deutschen Verlagsanstalt), bekannt gewesen wäre. Gewiß, nicht von allen diesen Geschichten kann man sagen, daß sie von einer brutalen, naturalistischen Erotik erfüllt sind. Aber der Geist, der aus dem Gesamtwerke spricht, ist verderblich und ungesund: Eine unmännliche Weichheit, ein weibisch anmutendes Tändeln mit ernsten Dingen, eine Verwischung der Grenzen zwischen Religiosität und Erotik, eine ‚Naivität', die aber nur als Hülle übersättigter Blasiertheit dient, zeigt sich in diesen Erzählungen sechs junger Männer. Man darf natürlich nicht gegenüber den Lichtseiten Schmidtbonns blind sein. Man muß die allerdings etwas weichliche Melodiösität seiner Sprache anerkennen, die Einprägsamkeit seiner Landschaftsbilder, die Tiefe seines Naturempfindens (in dem sich übrigens seine

katholische Herkunft äußert). Aber dieser Lyrismus hebt nicht die Schattenseiten auf, die sich in den ‚Geschichten von den unberührten Frauen‘ zeigen. Ein durchaus unchristliches Empfinden, ein etwas pessimistischer, fast wehleidiger Hedonismus spricht aus ihnen. Mann kann sie in keiner Weise empfehlen; man kann nur vor ihnen warnen. Waldemar Gurian.

Henriette Brey

Ueber die mir persönlich völlig unbekannte Schriftstellerin und Dichterin lese ich in Kürschners Deutschem Literatur-Kalender die Personalia: „Frl. Henriette Brey, Elberfeld, Josefshospital, geb. am 15. Nov. 1875 in Capellen bei Geldern.“ Von verschiedener Seite erfuhr ich, daß sie seit vielen Jahren beständig ans Krankenbett gefesselt sei. Und doch, wie ein Blick auf die hier verzeichneten Werke * erkennen läßt, welch überraschend große Produktivität! Wie ist sie zu werten?

Wir sind seit einiger Zeit in der Beurteilung des Wertes eines Buches doch einige Schritte vorwärts gekommen, insofern man die einseitig ästhetisch bzw. literarisch orientierte Kritik aufgibt, andererseits aber auch die bloße Unterhaltungsliteratur, deren einziger Vorzug ihre ‚Einwandfreiheit‘ ist, ablehnt. Man stellt jetzt wieder entschiedener die Frage nach dem Lebenswert und Gehalt und damit nach dem Nutzen eines Buches. Soweit sind sich, wenn ich die Sachlage einigermaßen übersehe, alle einig, die sich um Volkserziehung und Volksbildung durch das Buch ernsthaft bemühen. Aber die Wege scheiden sich bei der Frage: Welches Buch ist wertvoll?

---

* Wenn es in der Seele dunkelt. Ein Buch für die Mühseligen und Beladenen. 2.—4. Aufl. Freiburg 1923, Herder. 226 S. Geb. M. 3,20. — Von ewiger Liebe. Eucharistische Gedanken. Ebenda, 1925. 184 S. Geb. M. 3,60. — Leuchtende Tage. Erzählungen für die Erstkommunikanten und die Jugend. 2. u. 3. Aufl. Thomasdruckerei, Kempen, 159 S. — Sonnenfunken. Eucharistische Erzählungen. Kevelaer, Butzon u. Becker. 219 S. — Weiße Blüten. Kommunionerzählungen für Mädchen. Wiesbaden, Rauch. 164 S. Geb. M. 4,—. — Das Burgfräulein. Legende. 2. Aufl. Elberfeld, Bergland-Verlag. 110 S. — Nur der Saum seines Gewandes. Christus-Erzählungen, Ebenda. 94 S. — Das Licht der Welt. Christus-Erzählungen. Ebenda. — Maria geht über die Heide. Der blaue Sternenmantel. Legenden. Ebenda. — Das steinerne Herz. Legende. Ebenda. — Das tote Tal. Legenden vom hl. Franz. Ebenda. — Die goldene Harfe. Ebenda. — Gestalten. Novellen. Ebenda. 109 S. Geb. M. 2,50. — Die vom Heidehof. Roman. Ebenda. 235 S. — Es fiel ein Reif. Roman. Ebenda. 255 S. — Frauenland. Novellen. Einsiedeln, Benziger. 236 S. — Die am Leben zerbrachen. Novellen. Ebenda. 219 S. — Der Kreuzhof und andere Volksgeschichten. Wiesbaden, Rauch. 188 S. — Zwischen zwei Welten. Ein Leben in Liedern. Ebenda. 104 S. — Der Heidevikar. Roman. Köln, J. P. Bachem. 355 S. M. 7,—, geb. M. 9,—. — Josef ben David, der Getreue. Biblische Erzählung aus der Zeit Christi. Ebenda. 180 S. M. 4,—.

Man kann des öfteren in Buchbesprechungen, die ein Werk für einen etwas anspruchsvolleren Leserkreis ablehnen, das Schlußsätzlein finden: „Für Volksbüchereien empfehlenswert", eine Empfehlung, die lediglich den Zweck hat, dem Autor ein Pflaster auf die geschlagene Wunde zu legen. Doch vollzieht sich zurzeit unverkennbar ein ernst gemeinter Wandel nach der älteren, konservativen Richtung hin. Man lese nur im 5. Heft Jahrg. 1926 der ‚Literatur' den Brief Leo Weismantels über kath. Literatur. Das Geschrei und Hohngelächter über literarische Rückständigkeit möchte ich mir fürwahr nicht in die Ohren gellen lassen, das gewisse ‚führende' Jugendschriftenkritiker anhöben, wenn die nämlichen Ausführungen über katholische und nicht-katholische Jugendbücher in der ‚Bücherwelt' stünden, und wenn statt Leo Weismantel etwa Hermann Herz zu lesen wäre. Was Weismantel über kath. Jugendschriften schreibt, gilt mutatis mutandis vom gesamten kath. Volksschriftentum.

Wie verhältnismäßig wenige von denen, welche den Wert eines Buches für das Volk abschätzen sollen, denken dabei daran, daß es heute an jeder Straßenecke der Stadt ein Kino gibt, und daß das Radio seinen Siegeslauf durch die Welt nimmt! Sie rechnen nicht mit dem Sport, nicht mit der Unsumme der Festivitäten, nicht mit den von der Tagesarbeit müden und abgeschafften Leibern und Gehirnen, nicht mit den Fest- und Sportberichten, den Erzählungen unterm Strich der Tagespresse usw. Alle diese Dinge und Verhältnisse sind nun einmal da und wirken auf die Seelen ein. Sie beeinflussen die Anschauungen, schaffen eine bestimmte Welt der Vorstellungen und Bilder, lenken das Sehnen und Wünschen in bestimmte Richtungen, stumpfen mit ihren gröberen und stärkeren Reizen die Empfindung ab, so daß feinere Gefühle und zartere Bilder nicht mehr bemerkt werden. Steht man diesen Mächten vollständig machtlos gegenüber, so daß man klug daran tut, von vornherein auf die stille Bildungsarbeit bei der Masse ganz zu verzichten? Bei einem Teil wohl, aber bei weitem nicht in dem Umfange, daß nun bloß noch ein winzig kleiner Kreis von Erwählten übrig bliebe. Man überlege einmal bei sich in allem Ernste, ob in der Lektüre, wonach die Masse der Menschheit unserer Tage zuerst greift und sie in sich hineinschlingt und die wir als minderwertiges Lesefutter abtun, nicht etwas steckt, was den Lebensverhältnissen des Gegenwartsmenschen sich mehr angepaßt, mehr aus ihnen herausgewachsen ist als unsere klassische Literatur, ‚klassisch' im weiten Sinne genommen, nicht im engeren des Kanons unserer Literaturgeschichtschreiber. Bei derartigen Erwägungen wird sich herausstellen, daß sehr oft ein Buch von höherem Werte für einen weiten Leserkreis das weniger wertvolle ist in Vergleich mit einem Werke, das in sich einen geringeren Gehalt hat. Daß man solche Binsenwahrheiten noch eigens betonen muß! Und doch ist es heute notwendig, sobald man die Theorie verläßt und vor dem Hic Rhodus, hic salta! steht. Der Fall ist diesmal Henriette Brey.

Von vornherein sei es gesagt: Den bloßen Schöngeist, der nur die Kunst sucht, wird die Lektüre dieser Autorin nicht befriedigen. In einigen Legenden, Skizzen, knappen Erzählungen bzw. Volksgeschichten, vor allem in der Landschafts- und Menschenschilderung des Romans ‚Der Heidevikar', sowie auch in einigen Gedichten des Bandes ‚Zwischen zwei Welten' wird er finden, was er sucht. Wer aber bei der Lektüre dem Leben nachspürt, wer von ergreifenden Menschenschicksalen gepackt sein will, wer in den Leiden und Freuden seiner Mitmenschen für sich Tröstung und Erleichterung und in den edlen Taten christlicher Nächstenliebe Aneiferung und Anstoß für das eigene Tun finden will, dem bietet H. Brey mehr, wenn er auch bei der

Wanderung durch ihr Schrifttum nicht selten Sentimentalitäten und ausgeklügelten Schemen begegnet, statt im breiten Strom des Lebens zu schwimmen. Aber daneben ist auch vielgestaltiges Leben da, warm pulsierendes Leben, am meisten in den erzählten Lebensschicksalen von Gedrückten, von Originalen, und Frommen aus der Armen-, der Dorf- und Ordenswelt. Die Blutwärme aber in diesen Werken strömt aus einer echten katholischen Religiosität, der eine tiefgläubige, durch Leiden geläuterte und um die große Not der Menschheit wissend gewordene Frauenseele die charakteristische Prägung gibt. Zu einzelnen Büchern sei in Kürze folgendes bemerkt:

Von ewiger Liebe und Wenn es in der Seele dunkelt gehören in die vordere Reihe der in unseren Tagen erscheinenden, in etwa volkstümlich geprägten religiösen Literatur, soweit diese Beachtung verdient. Eine dichterisch beschwingte Sprache und Eigenartigkeit der Gedankengänge sind ihre Vorzüge. Sie wirken wie gute Ansprachen. Den Inhalt bildet bisweilen der Versuch einer Umschreibung oder Auswertung neutestamentlicher Erzählungen.

Von den drei Bänden Kommunion-Erzählungen: Leuchtende Tage, Weiße Blüten und Sonnenfunken ist nach meiner Ansicht der letzte weitaus der wertvollste. In diesem Buche habe ich zu meiner Freude einige Stücke gefunden, die, liest man sie im Kommunionunterricht vor, die Augen der Kinder leuchten machen. Es sind Volkssagen, Volkslegenden, welche H. Brey nicht ersonnen, sondern gesammelt und im schlichten Volkston wiedererzählt hat. Die anderen Sachen dieser Bände sind Zweckgeschichten, die bei weicher veranlagten Kindern, bei Mädchen vor allem, gute Wirkung haben können. Die eine oder andere mag sich auch beim Vorlesen im Kreise von Mädchen bewähren. Aber wie werden Buben diese Stücke aufnehmen?

Ein drittes von H. Brey bebautes Gebiet ist die Legende. Was wird nicht alles auf den Namen Legende getauft! Dem Büchlein ‚Das Burgfräulein' fehlt der ganze Stil der Legende, es ist eine fromme Erzählung aus der Ritterzeit, die an die Geschichten des seligen Baubergers erinnert. Mehr von Legende steckt in den beiden miniaturhaft kleinen Bändchen: ‚Das steinerne Herz' und ‚Maria geht über die Heide'; doch klebt ihnen zuviel von der modernen Novelle an. Aber die Dichterin streckt die Fühler aus. Der Ton ist auf das Frauengemüt abgestimmt. ‚Das Tote Tal' hat seinen Gehalt schon deshalb, weil es alte, wertvolle Franziskuslegenden bietet. Die Christuserzählung ‚Das Licht der Welt' weitet das biblische Wunder der Heilung eines Blindgeborenen und ‚Nur der Saum seines Kleides' jenes der Heilung des blutflüssigen Weibes novellenhaft aus. Beide volkstümlich erzählte Büchlein veranschaulichen gut das biblische Milieu und regen zu frommem Nachdenken an. Wer einen Sonntag-Nachmittag oder einige Feierabende über diesen Christuserzählungen verbringt, hat für seine Seele reicheren Gewinn, als wenn er einen Durchschnittsroman liest.

Die vier Bände Erzählungen, Novellen, Novelletten und Geschichten: ‚Der Kreuzhof', ‚Gestalten', ‚Frauenland' und ‚Die am Leben zerbrachen', bieten sehr Ungleichartiges. Einzelne Stücke sind weiter nichts als Füllsel, andere aber sind mit volkstümlicher Wärme und Frische aus dem Leben herausgeschrieben, andere wieder haben einen dem Volke fremden Inhalt oder befriedigen in ihrer Fassung nicht. Dann begegnet man auch einer Anzahl ganz kurzgefaßter Stücke, die einem sofort die Frage auf die Lippen drängen: Warum werden diese Sachen von unserer kathol. Tagespresse nicht aufgegriffen und als Feuilleton den Lesern geboten? Sie sollten ihren Weg nehmen durch den Großteil der katholischen

Tagespresse, die an guten Feuilletons nicht überreich ist. In allen diesen Büchern finden erwachsene Leser das eine und andere Stück, das sie anspricht und freut.

Drei Werke von H. Brey führen die Bezeichnung Roman, nämlich: ‚Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht', ‚Die vom Heidehof' und ‚Der Heidevikar'. Die beiden ersten sind im Grunde kaum mehr als ausgeweitete Kalendererzählungen mit einfacher Komposition, gut geschauten, und volkstümlich gestalteten Abschnitten aus dem Bauern-, Dienstboten- und Heimarbeitermilieu, aber auch reich mit konventionellen Motiven und Sentimentalitäten vermischt, jedoch immerhin soviel echtes Leben bietend, daß sie für ein schlichteres Lesepublikum eine bessere Lektüre sind als manches Buch, das eine einseitig ästhetisch gerichtete Volksbildung als Muster der Volksdichtung diesen Kreisen aufdrängt.

Das bedeutsamste Werk, das Brey bis jetzt geschaffen hat, ist ‚Der Heidevikar'. In diesem Romane steckt Kunst, Kunst in der Landschaftsschilderung, Kunst in der Charakterisierung der Dorfbewohner, Kunst in der einfachen, aber konsequenten Schürzung des Knotens. Weniger überzeugend ist die Lösung, und weniger befriedigend sind die beiden Hauptcharaktere, der ideale, für Musik, Philosophie und Theologie hochbegabte Vikar und die ihm geistesverwandte Lehrersnichte. Diese beiden Figuren haben etwas vom Klischee. Daß sie mitten unter einer rüden Dorfbevölkerung, die dem Vikar auf jede mögliche Weise das Leben verbittert und seiner Pastoration Schwierigkeiten macht, sich mit der Zeit, trotz aller Behutsamkeit nahekommen und die Freundschaft sich unvermerkt in Liebe wandelt, ist ganz folgerichtig und überzeugend dargestellt. Aber, daß so rasch die Gefahr erkannt und mit solcher Korrektheit gehandelt wird, das scheint mir mehr einem Lehrbuche der Moral oder Aszetik als dem Leben abgelauscht zu sein. Auch der Ausgang überrascht. Wohl läßt die Dichterin immer wieder durchblicken, daß das Verhalten der Dörfler im Grunde genommen nicht so bös gemeint sei. Der neue Wind in der Pastoration, nach Abgang des alten Vikars, sei ihnen eben zu überraschend gekommen; wohl sieht man, wie da und dort die Pastorationsarbeit des neuen Vikars das Erdreich lockert, und wie sich Früchte zeigen; wohl wird betont, daß die Mehrzahl der Dörfler einen guten Kern habe und sich nur von den in der Minderzahl befindlichen schlimmen Elementen zurzeit noch tyrannisieren lasse; aber vermag das alles die Bedenken zu beseitigen, daß eine einzige Predigt und das Bekanntwerden der Unterschriftensammlung einen solchen Umschlag der Stimmung derart rasch möglich mache? Bisweilen habe ich auch das gelegentliche Einflechten von Satzteilen und Redewendungen aus Dichtern und Liedern zu irgendwelcher Charakterisierung als Geschmacksverirrung empfunden. Aber trotz dieser Bedenken habe ich den Roman mit großer Freude gelesen. Möge er einen recht weiten Leserkreis finden. Darf man hoffen, daß er nicht die letzte große und auch noch nicht die letzte Gabe der Dichterin ist? Ich schloß aus dem Romane, daß ihr Talent auf dem Gebiete der Dorferzählung die künstlerisch reifste Dichtung schenken könnte.

Hermann Herz.

Der Reimmichl

Eigentlich heißt er Sebastian, und schreiben tut er sich Rieger. Aber unter dem Namen ist er nur wenigen bekannt. Als Reimmichl kennen ihn Tausende und schätzt ihn eine viel größere Lesergemeinde, als die Gemeinde Seelen hat, die der Herr Prälat Rieger da in Heiligkreuz bei Hall in Tirol heute betreut. Geboren wurde er am 28. Mai 1867 zu St. Veit in Defereggen. Als Kurat in Gries am Brenner, da wo heute die Welschen herrschen, hat er seine ersten literarischen Lorbeeren sich verdient als Schriftleiter des ‚Tiroler Volksboten'. Und als junger Dorfgeistlicher begann er seine Erzählungen zu schreiben, da fing er an, für das Volk aus dem Volk heraus zu singen und zu dichten. Dieser Art ist er treu geblieben, weil sie ihm eigen und echt war. Volkserzähler! Das und nur das ist Reimmichl. Keine Ueberspanntheit, keine Ueberfeinerung, sondern Geradheit und Ehrlichkeit. Einfache alte Hausmannskost ist es, was Reimmichl seinen Lesern bietet. Ohne daß ich sagen wollte, es seien da und dort nicht reizvolle Ansätze erhaben lyrischer Stimmung zu sehen, ist es doch immer die volkstümliche, etwas episch breit gehaltene Dorfprosa, die uns hauptsächlich entgegentritt. Reimmichl ist Tiroler, und er ist es ganz, so sehr sagar, daß er manchmal in den alten Tirolerfehler verfällt und auf seine bayrischen Stammesbrüder ganz wacker losschimpft. Daß Reimmichl als Volkserzähler in erster Hinsicht die kurze, spaßhafte, schnurrige Erzählung pflegte, die immer voll von Witz und Laune ist, ist etwas, was einen nicht wundernimmt. Daß er aber auch in größeren Erzählungen sich nicht verlor, sondern daß gerade da sein Talent sich weitete, das ist ein sprechender Beweis für die Gesundheit seines Schrifttums und seiner Kunst. Weniger ist es der große Hintergrund, sei er geschichtlich oder politisch, der einen fesselt, sondern die psychologische Feinheit der Schilderung seiner lebensfrischen und blutvollen Wesen nimmt den Leser gefangen. Wir gehen mit ihm und fühlen mit seinen Leuten mit, und stoßen uns nicht daran, daß es einmal gar zu rührselig ist, daß es hier und dort etwas stark romantisch zugeht, sondern wir freuen uns über die Freuden und trauern über das Weh der Gestalten Reimmichls. Daß er Volkserzähler ist, zeigt auch seine Sprache: sie ist urwüchsig, klar und rein, nicht gekünstelt und geschraubt, so daß alle an ihm Freude haben können, die Jungen und die Alten, das ‚Volk' und die ‚Gebüldeten'. Wer sich nicht erhaben fühlt über das ‚Volk' — und nur der ganz törichte Mann tut das —, der nimmt gern im Geiste teil an den Wallfahrten des treufrommen Volkes zu den Gnadenbildern und betet mit ihm unter dem Feldkreuze. Wer nicht dem blödesten Neuzeitdünkel verschrieben ist, freut und erbaut sich an dem Glauben, Wirken und Meinen des Volkes, stößt sich selbst nicht an seinem Aberglauben — in der ehrlichen Erkenntnis —, daß wir alle uns davon nicht ganz freisprechen können; wer noch ein klein bißchen Bodenständigkeit sich bewahrt hat, der muß ein Herz haben für das Volksleben, wie es uns in Reimmichls Geschichten erscheint.

Ich gebe nun eine kurze, knappe Kennzeichnung der einzelnen mir vorliegenden Bücher Reimmichls.

Der Kreuzkaspar. 278 S. Eine Schelmen- und Abenteurergeschichte mit köstlichem Witz und lachender Laune.

Der Tuifelemaler. 317 S. Die Geschichte eines braven Waisenknaben, der trotz vieler Hemmungen seinen sicheren Weg zum Gipfel eigenen Könnens schreitet.

---

* Die Bücher Reimmichls erschienen bei der Verlagsanstalt Tyrolia in Innsbruck.

Etwas merkwürdig mutet einen der erste mißglückte Versuch der Eheschließung des Wirtsfräuleins freilich an. Auch gefällt mir die Stellung nicht, die Reimmichl zur ‚Stiefmutter‘ hier und an anderen Stellen einnimmt. Ich meine, die Stiefmütter verdienten viel mehr Dank als sie ernten, viel mehr Anerkennung, als daß sie gerade in Volkserzählungen immer so mitgenommen werden sollten.

Aus den Tiroler Bergen. 338 S. 26 kurze lustige und traurige Geschichten, die allerdings nicht alle gleichwertig sind.

Das Auge der Alpen. 329 S. Eine reichlich abenteuerliche Erzählung von einem „gestohlenen“ Familiendiamantschmuck. Stark gekünstelte Entwicklung, oft wenig Wahrscheinlichkeit, so daß der Leser manchmal es nicht fassen kann, daß es so sein muß, wie es ist. Aber es geht ja alles noch gut aus. Dadurch wird der Leser wieder in etwa befriedigt.

Esau und Jakob. 420 S. Die beiden ungleichen feindlichen Brüder streiten um Haus und Hof, und ringen um Liebe und Weib. Nach harten Kämpfen erzwingt sich das Gute den Sieg. Leopold, Hannele und der alte Lehrer sind Prachtgestalten. Auch düstere Seiten aus dem Bauernleben zeichnet Reimmichl sicher und scharf.

Das Heimweh. 266 S. Die wehleidige Geschichte eines armen geschundenen ‚ledigen‘ Burschen, der als Kaiserjäger im Kampfe um die Lombardei bei Montebello (1859) in französische Gefangenschaft gerät. Seine Braut geht ins Kloster, als sie die freilich falsche Nachricht von seinem Tode erhält. S. 174 muß es Goncelin und S. 182 Flumet heißen. Oder soll die Schreibung Goncelia und Fiumet beabsichtig sein?

Stille und laute Wasser. 192 S. Wieder kurze Einzelerzählungen mit manchen glänzenden Augenblicksbildern aus dem Volksleben, aber auch mit verschiedenen falschen Aufnahmen.

Der Jexpeter und andere Schwänke. 202 S. So dumme Preußen, wie sie der Jexpeter beim Seebacherwirt gefunden haben will, gibt es bei uns nicht. Da hat sich der Herr Prälat von so einem Jexen einen Bären aufbinden lassen. Wenns aber doch „wahr“ ist, dann waren es keine echten, sondern nachgemachte. Diese „Bosheit“ soll uns jedoch nicht abhalten, mitzulachen bei all den lustigen Streichen, und uns zu freuen, wenn auch nicht auf das nächste Viertel Tiroler Adler, so doch Tiroler Wein.

Der Nant. 144 S. Daß aus dem Burschen, dessen lose Streiche hier geschildert werden, noch etwas geworden wäre, hätte auch außer uns Schulmeistern kaum jemand geglaubt. Aber der Reimmichl läßt ihn sich richtig austoben, und dann kommt der Umschwung, und aus dem verdammten Lausbuben wird zum Schluß noch ein ganz brauchbarer Bauerndoktor.

Die Geschichte eines bösen Buben. 162 S. Ein solcher Schlingel wie dieser böse Tropf kann von keinem noch so losen Buben übertroffen werden. Sonst würde aus dem bösen Buben ein ganz mißratenes, „misserablichtes“ Subjekt.

Viel echte, wahre Freude kann Reimmichl in das Herz des Lesers zaubern. Auslachen aus allen Kräften muß man sich dann und wann, und das kann man mit ihm und seinen Gestalten. Reimmichl ist ein wahrer Vertreter echter wirklicher Heimatkunst, und er kann das sein, weil er selbst so tief und fest in seinem Volkstum wurzelt. Wenn er auch seinem Volk als guter Photograph ein wenig schmeichelt, so ist sein Bild doch lebenswahr.

F. Asanger.

Indien auf dem Büchermarkt der beiden letzten Jahre

(Schluß)*

Sind bisher in der Hauptsache nur die Erscheinungen der beiden letzten Jahre auf indologischem Gebiete, die sowohl wegen ihrer Eigenart als auch ihrer neuen Ergebnisse für den religionswissenschaftlich wie philosophisch orientierten Leser von Interesse oder gar von Wichtigkeit sein können, näher besprochen und charakterisiert worden, so erübrigt sich jetzt noch ein kurzer Bericht über die Erscheinungen, die auf literarischem, kunsthistorischem oder verwandtem Gebiet irgendwie von Belang sind, also Erscheinungen, die ihrem ganzen Charakter nach schon für weitere Leserkreise in Frage kommen.

Zunächst weist nun die von dem Leipziger Indologen Johannes Hertel herausgegebene Sammlung „Indische Erzähler" ein paar beachtenswerte Nummern auf. Aus der Feder Hertels, der auf dem Gebiete der indischen Sagen- und Märchenforschung zu den besten Kennern der Jetztzeit gehört, erschien im Jahre 1923 als Band 6 eine deutsche Uebersetzung des „Pantschakhyana-Varttika", einer Sammlung volkstümlicher Märchen und Schwänke. Schier unerschöpflich ist ja der Quell indischen Erzählungs- und Sagenstoffs, der vielfach in größere Sammlungen zusammengeflossen ist. Die bekanntesten dieser Sammlungen sind das Pantschatantra und das Hitopadescha, eine Bearbeitung des ersteren. Ursprünglich war das Pantschatantra ein Erziehungsbuch für Fürstenkinder, wurde dann aber im Laufe der Zeit ein Buch für die Jugend überhaupt, und dies scheint auch wohl der Grund dafür gewesen zu sein, daß sich das Werk in irgendeiner Uebersetzung oder Bearbeitung fast die ganze alte Welt erobert hat, von den Inseln der Südsee angefangen bis hincuf zur kalten Küste Islands, daß es also im wahrsten Sinn des Wortes Gegenstand der Weltliteratur geworden ist. Auch das vorliegende Buch ist eine Sammlung von Fabeln und Schwänken, die teils dem Pantschatantra, teils anderen Fabelwerken entnommen sind. Den Eingang solch einer Fabel bildet stets ein Spruch mit irgendeiner bestimmten Tendenz, die durch die anschließende Geschichte motiviert wird. Die Mehrzahl der indischen Fabeln hat nämlich eine moralische Tendenz und will dem Leser oder Zuhörer in anschaulicher Weise irgendeine Lehre der Moral oder Lebensklugheit verständlich machen. Dem Folkloristen liefern solche Uebersetzungen, zumal wenn sie wie die vorliegende mit einer erschöpfenden Einleitung und reichen Anmerkungen versehen sind, wichtiges Material.

Als Nr. 10 der „Indischen Erzähler" erschien der erste Band einer vom Berichterstatter besorgten ausgewählten Uebersetzung von Siddharschi's großem allegorischen Roman „Upamitibhavaprapantschakatha", d. h. „die Erzählung, in der das menschliche Leben in Vergleichen dargestellt wird." Siddharschi's Werk, mit mehr als 1250 Druckseiten im Urtext, ist ein großes allegorisches Gemälde, das in der Literatur kaum seines Gleichen hat. Am 1. Mai des Jahres 906 hat der Verfasser dasselbe zum Abschluß gebracht und in einem Dschaina-Tempel — die Dschaina sind eine den Buddhisten dogmatisch verwandte Religionsgemeinschaft, die sich seit ihrer Gründung durch mehr als 2500 Jahre in Indien erhalten und eine große Literatur hervorgebracht hat — veröffentlicht, d. h. damaliger Sitte entsprechend einem ausgewählten Kreise von Glaubensgenossen vorgetragen. Gerade die Inder waren die Meister der Allegorie, und ihre ältesten bis jetzt bekannten

* S. Bücherwelt 1926 [4] (April).

Dichtungen dieser Art (Dramen) gehen bis ins zweite nachchristliche Jahrhundert zurück. Unser Roman ist nun keine Allegorie in dem Sinne, als ob in ihm nur rein allegorische Gestalten, also Personifikationen von Tugenden, Lastern oder anderer geistiger Begriffe aufträten wie etwa in dem auch heute besonders in protestantischen Kreisen noch viel gelesenen geistlichen Roman des englischen Baptistenpredigers John Bunyan, ‚The Pilgrims progreß', sondern im allgemeinen ein Doppelspiel wirklicher und allegorischer Personen, also eine Kombination äußerer und innerer Geschichten, die das Ganze recht lebendig erhält. Der Roman will — natürlich nach dschainistischem Glauben — eine Darstellung des Weltgeschehens entwerfen, und es berührt überraschend merkwürdig, wenn zu Beginn des zweiten Buches, mit dem die eigentliche Handlung erst anfängt, der Großkönig Karmaparinama, d. h. „das moralische Ergebnis der menschlichen Handlungen" den Wesen hoch und niedrig, ihre Rollen für die große Weltkomödie zuteilt, ganz ähnlich wie es auch der „Meister" im Eingang von Calderon's „Welttheater" tut.

Die Nummern 12 und 15 der gleichen Sammlung bieten Uebersetzungen von Episoden des Mahabharata, jenes größten Epos der ganzen Weltliteratur, das eher eine Enzyklopädie mythologischer Geschichten denn ein Gedicht genannt werden könnte. Beide Bändchen sind übertragen von Walter Porzig, jetzt Professor für Sprachwissenschaft in Bern, und werden durch einen gemeinsamen Obertitel zusammengehalten. Das erstere enthält Liebesgeschichten, das zweite ist betitelt „das Schlangenopfer". Es sind alte mythologische Stoffe, die in der Vorzeit spielen, schon in ganz alten Texten erwähnt werden, aber in der späteren Literatur meist noch öfters bearbeitet worden sind.

Ein weiteres indisches Erzählungswerk, das dem deutschen Leser jetzt zugänglich ist, ist die als Band 9 der ‚Meisterwerke orientalischer Literaturen 1924', bei Georg Müller in München erschienene Uebersetzung der Vetala-Pantschavinsati. Es sind die in eine Rahmengeschichte eingeschlossenen „25 Erzählungen eines Dämonen", die je mit der Lösung einer spitzfindigen Rätselfrage enden. Die Uebertragung stammt von Heinrich Uhle, der sich bereits 1881 um die Herausgabe des Sanskrit-Textes große Verdienste erworben hatte. „Die 25 Erzählungen eines Dämonen" sind, wie schon angedeutet, also auch ein Fabelwerk, das zwar nicht die Bedeutung und Verbreitung eines Pantschatantra, aber doch eine Reihe von Uebersetzungen und Bearbeitungen in andere Sprachen — bis ins Tibetische und Kalmükische — gefunden hat. Uhle's Uebersetzung füllt insofern eine Lücke aus, als im Verhältnis zu englischen, französischen oder sogar italienischen Uebertragungen dieses Textes oder irgendeiner Bearbeitung desselben im Deutschen nur recht wenig zugänglich war. Außer einer gut lesbaren Uebersetzung bietet er in einer literar-historischen Einleitung einen fast erschöpfenden Ueberblick über die Verbreitung des Werkes, und treffliche Anmerkungen wollen dem Laien fernerliegende Dinge näher bringen.

Der uns hier interessierende Zeitraum brachte auch die erste deutsche Uebersetzung von Aschvaghoscha's Buddhatscharitam aus der Feder Richard Schmidt's, Prof. in Münster i. Westf.; erschienen im Volkwang-Verlag in Hagen usw. Aschvaghoscha war ein großer indischer Dichter, der im zweiten nachchristlichen Jahrhundert lebte und eine Reihe von Werken geschrieben hat. Näheres über ihn wissen wir aus den Berichten der chinesischen Reisenden, die im 7. Jahrhundert Indien besuchten. Das Buddhatscharitam ist eine epische Dichtung, die von Buddhas Leben und Wirken erzählt. Von demselben besitzen wir eine aus dem 5. resp. 7. oder 8. Jahrhundert stammende chinesische und tibetische Bearbeitung, und aus diesen ersehen wir, daß

das indische Original nur einen Torso darstellt. Bisher kannte der deutsche Leser nur Th. Schultze's poetische Bearbeitung von Samuel Beal's englischer Uebertragung der chinesischen Version unseres Werkes, die 1894 in Reclam's Universalbibliothek erschienen war. Doch gibt dieses nur eine ganz schwache Vorstellung von dem Original, dessen Schöpfer zu den größten Dichtern Indiens zu zählen ist.

In dem gleichen Verlage erschien auch eine aus dem Nachlaß des Meisters deutscher Uebersetzungskunst herausgegebene Arbeit, nämlich Friedrich Rückerts Uebersetzung des Atharvaveda, besorgt von H. Kreyenborg. Die ältesten Denkmäler indischer Literatur sind die vier Veden, Sammlungen von Liedern und Hymnen. Die älteste und wichtigste dieser Sammlungen ist der Rigveda, d. h. ‚das Wissen der Lieder', eine zweite ist der Samaveda, d. h. ‚das Wissen der (Opfer-) Gesänge', die dritte ist der Yadschurveda, d. h. ‚das Wissen der Opfersprüche', und endlich die vierte ist der Atharvaveda, d. h. ‚das Wissen der Zaubersprüche'. Hinsichtlich der Sprachform ist diese letzte Sammlung wohl die jüngste, hinsichtlich der Materie aber sicher ebenso alt als die drei ersten. Eine vollständige deutsche Uebersetzung dieser Sammlung gab es bisher nicht, nur einzelne Kapitel oder ausgewählte Hymnen waren ins Deutsche übertragen, aber meist in größeren Sammelwerken versteckt oder doch sonstwie dem Laien nur schwer zugänglich, während im Englischen bisher schon zwei vollständige Uebertragungen vorlagen.

Was endlich die neuindische Literatur betrifft, so liegen Veröffentlichungen zweier Männer vor, die auch im Abendlande bekannt sind. Beachtenswert ist zunächst der von Helene Meyer-Franck aus dem Englischen ins Deutsche übertragene zweibändige Roman Rabindranath Tagore's, ‚Gora', erschienen (1924) bei Kurt Wolff in München, der ja bekanntlich das deutsche Verlagsprivileg für die Werke Tagores besitzt. Der Roman behandelt das Grundproblem der indischen Gesellschaftsordnung, nämlich das im Hinduismus religiös verwurzelte Kastenwesen, das das ganze indische Volk zerreißt und eine einheitliche Zusammenfassung aller Volkskräfte sowie eine nationale Erhebung bisher unmöglich gemacht hat. In der indischen Geschichte sind diese Schranken der Gesellschaftshierarchie schon des öfteren durchbrochen worden und zwar aus religiösen Gesichtspunkten. In vorchristlicher Zeit geschah dies durch den Buddhismus und Dschainismus. Ersterer ist sozusagen ganz aus Indien verschwunden, letzterer besitzt zwar eine gewisse finanzielle Macht, ist aber wegen seiner geringen Anhängerzahl ohne völkische Bedeutung. Auch der muhammedanische Teil der indischen Bevölkerung steht außerhalb der Hindu-Kasten. In der Neuzeit hat sich ein Teil der Intellektuellen unter den Hindus von dieser strengen gesellschaftlichen Absonderung losgesagt und der Brahma-Samadsch angeschlossen. Die Brahma-Samadsch, d. h. „die Gesellschaft der Gottesgläubigen", eine monotheistische Sekte mit christlichem Einschlag, wurde von dem sozialen und religiösen Reformator Rammohun Roy (1774—1833) als eine der Neuzeit entsprechende Umbildung des alten Brahmanismus begründet. Sie verwirft Witwenverbrennung und Kastenwesen. Indische Volksführer, wie etwa ein Tagore, ein Gandhi und andere mehr haben erkannt, daß nur durch Beseitigung der Kastenschranken die Möglichkeit zu einer inneren Einigung und nationalen Erhebung Indiens geschaffen wird, um der Unterdrückung und Ausbeutung durch die weiße Rasse wirksam entgegentreten zu können. In dem Roman schildert nun Tagore recht anschaulich den Gegensatz zwischen der alten, engen und der neuen liberalen Richtung, sowie ihrer inneren Kämpfe um die Vorherrschaft.

Ganz anderen Charakter haben die mystisch-poetischen Schriften Inayat Khan's,

die der Rotapfel-Verlag in Zürich und Leipzig herausgebracht hat. Es sind ‚die Schale von Saki‘, ‚aus einem indischen Rosengarten‘, ‚das innere Leben‘ und ‚die Musik des Schweigens‘. Inayat Khan, geboren 1882 in Baroda in Indien, ist in europäischen Landen weniger bekannt als etwa ein Tagore. Er ist kein Hindu, sondern Anhänger Muhammeds und Mitglied des Sufi (persische Mystik) -Ordens. Hauptsächlich ist er in orientalischer Philosophie bewandert und besitzt auf dem Gebiete der indischen Musik eine gewisse Virtuosität, für die er die Begabung wohl von seinem Großvater Moula Bux, einem der hervorragendsten indischen Musiker seiner Zeit, geerbt haben dürfte. Im Jahre 1910 begann er in Begleitung von vier Musikern seine Weltreise. Er wandte sich zunächst nach den Vereinigten Staaten und hielt hier Vorträge an den Universitäten New York, Berkeley und Los Angeles. Hier gründete er auch einen Sufi-Orden, dessen Hauptsitz San Francisco ist. Nach Beendigung des Weltkrieges kam er auch nach Europa, um hier Vorträge zu halten. Er bereiste mehrere Länder und gründete auch hier an mehreren Stellen kleine Gemeinden, die noch in der Zunahme begriffen sein sollen. In Southampton ist sogar ein eigener Sufi-Verlag ins Leben getreten, der in der Hauptsache Werke Inayat Khans herausgebracht hat. Die oben genannten im Rotapfel-Verlag erschienenen Schriften sind dort zunächst in englischer Sprache erschienen. Sicherlich sind seine mystisch-poetischen Werke „von einer bewundernswerten Reinheit und Schönheit“ (Kölnische Volkszeitung), doch dürfte er mit ihnen kaum das Ziel erreichen, das er sich gesteckt, nämlich Ost und West zu einer harmonischen Einheit zu bringen.

Auch auf dem Gebiete der Kulturgeschichte im engeren Sinne brachte der Zeitraum der letzten zwei Jahre Bemerkenswertes heraus. Wenn wir hier vom Allgemeineren zum Besonderen fortschreiten wollen, so wäre zunächst zu nennen das Buch Helmuth von Glasenapp's ‚Indien‘, das im Herbst 1924 —das Titelblatt trägt das Jahr 1925 — bei Georg Müller in München erschienen ist. Es ist ein Bd. der Serie „Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen“, deren Herausgeber, Karl Döhring, — dieser ist von Haus aus Architekt — sich nach dem Kriege durch sein Prachtwerk über die buddhistischen Tempel in Siam vorzüglich bekannt gemacht hat. Glasenapp's Buch hat eigentlich nur enzyklopädischen Charakter, und sein Hauptwert liegt in den 248 prächtigen Tafeln, die vor allem das religiöse Moment in Indien stark betonen.

Die genannte Serie hatte Döhring 1923 mit seinen zwei Bänden über Siam begonnen. Von diesen handelt der erste über ‚Land und Leute‘, der zweite über ‚Die bildende Kunst‘, ohne aber dieses Thema vollkommen zu erschöpfen. Auch bei diesen liegt der Schwerpunkt auf dem Bildermaterial, das für jeden wertvoll ist, der sich über das ganz von indischer Kultur beherrschte Siam durch Anschauung unterrichten will.

Ein besonderes Kapitel indischer Kulturgeschichte behandelt der bekannte Breslauer Indologe Alfred Hillebrandt in seinem interessanten Buche ‚Altindische Politik. Eine Uebersicht auf Grund der Quellen‘, erschienen 1923 bei Gustav Fischer in Jena als Bd. 7 der von Othmar Spann herausgegebenen Serie ‚Die Herdflamme, Sammlung der gesellschaftswissenschaftlichen Grundwerke aller Zeiten und Völker‘. Das Interesse für indisches Staatswesen und mithin auch für indische Politik erwachte eigentlich erst mit der Entdeckung des Kautiliya-Arthaschastra im Jahre 1909. Man kann es das große Staatshandbuch der Inder nennen. Es ist das Lehrbuch der Regierungs- und Verwaltungskunst, das Kautilya zugeschrieben wird.

Dieser war der Minister des Königs Tschandragupta, der im Jahre 322 vor Christus, also kurz nach dem Abzug Alexander des Großen aus Indien die Herrschaft über den größten Teil dieses Landes an sich riß. Dieses außerordentlich wichtige Buch, das auch für allgemeine Rechts- und Verwaltungsgeschichte von größtem Interesse ist, hat seit seinem Bekanntwerden bereits eine kleine Bibliothek von Fachschriften veranlaßt, ist aber bei weitem noch nicht wissenschaftlich erschöpft. Zugleich hat es die Aufmerksamkeit der Indologen auch auf die in der indischen Literatur nicht seltenen Werke oder Abschnitte über ähnliche Stoffe gelenkt und zu Vergleichen usw. angeregt. So entstand also auch Hillebrandts Buch, das nichts Endgültiges sein kann und auch nicht sein will, aber einen ersten Ueberblick gibt und mithin eine auch für Laien lesenswerte Einführung in den nunmehr aufgerollten Komplex all dieser Fragen bedeutet.

Ein anderes Kapitel indischer Kulturgeschichte behandelt A. C. Ray in seiner von Kuno Graf Hardenberg unter dem Titel ‚Bengalisches Leben, Aufzeichnungen eines jungen Bengalen' aus der englischen Originalhandschrift ins Deutsche übertragene und herausgegebene Selbstbiographie, die 1923 im Volkwang-Verlag erschienen ist. Lange Jahre hat Ray's Skizze in Hardenbergs Schreibtisch gelegen, ohne einen Verleger finden zu können. Erst die Nachkriegszeit mit ihrer „Fernsehnsucht" hat auch sie ans Licht gebracht. Inhaltlich ist sie eine Schilderung bengalischen Lebens von der Wiege bis beinahe zum Grabe, nebst der im Leben jährlich wiederkehrenden Feste sowie der Mythen, die letzteren zu Grunde liegen. Es ist ein wirklich kulturgeschichtlich interessantes Buch mit seiner Schilderung intimindischer Häuslichkeit, und man staunt über die Masse von Aberglauben und Zauber, die im 19. Jahrhundert selbst in gebildeten Kreisen Indiens noch herrschten.

Besonders zahlreich sind die Publikationen auf dem Gebiete indischer und überhaupt ostasiatischer Kunstgeschichte. Als großes Sammelbecken für kleinere Arbeiten über asiatische Kunst im allgemeinen trat 1924 das stattliche ‚Jahrbuch der Asiatischen Kunst' ins Leben, herausgegeben in Verbindung mit anderen Gelehrten von Georg Biermann und erschienen bei Klinkhardt und Biermann in Leipzig. Es würde natürlich zu weit führen, die einzelnen Artikel des ersten Jahrgangs auch nur kurz zu skizzieren, soviel muß doch gesagt werden: Wird das Unternehmen auch in Zukunft Reichtum des Inhalts, Wissenschaftlichkeit der Beiträge und Vorzüglichkeit der Ausstattung als Prinzipien beibehalten, so dürfte es auf diesem Gebiete der Asienforschung führend werden.

Bei fast allen übrigen Werken über indische oder ostasiatische Kunst liegt der Schwerpunkt auf den Publikationen aus dem Kulturbereich des Buddhismus. Hierhin gehört also das kleine Büchlein von Emmy Wellesz: Die buddhistische Kunst von Gandhara, Leipzig: Seemann o. J. (Bd. 73 der von Hans Tietze herausgegebenen Bibliothek der Kunstgeschichte), Leonhard Adam's: ‚Hochasiatische Kunst', Stuttgart Strecker und Schröder 1923, desselben ‚Buddhastatuen', ebenda 1925 oder H. Thomann's Werk: ‚Pagan. Ein Jahrtausend buddhistischer Tempelkunst', Stuttgart und Heilbronn: Seifert (1923), also Arbeiten über Buddhastatuen, Buddhatempel oder andere Dinge aus dem reichen Formenschatz des Buddhismus, sei es nun aus der Zeit, als die junge Religion in Gandhara, der alten nordwestlichen Provinz Indiens, außer anderem z. B. für ihre Buddhadarstellung die Form des Apollo entlieh, die dann bei ihrer Weiterwanderung durch die Länder des Ostens immer mehr individuell abgewandelt wurde, oder solche über die künstlerische Formgestaltung in dem mit üblen Volkskulten vermischten zentralasiatischen oder dem

auch heute noch gläubig-frommen birmanischen Buddhismus. Aber auch in anderen Werken über indische oder ostasiatische Kunst, bei denen man es zunächst nicht vermuten sollte, tritt gerade das buddhistische Element deutlich hervor, z. B. in William Cohn's ‚Indischer Plastik', die 1923 in 3. Aufl. in Berlin bei Cassierer erschien, aber noch weit stärker etwa in Karl With's Buch: ‚Bildwerke Ost- und Südasiens aus der Sammlung Yi Yuan', erschienen 1924 bei Schwabe in Basel. Asiens, besonders Indiens Kunst ist auch heute noch zum größten Teil religiöse Kunst, und mithin gehört die Kenntnis ihrer Religionen dazu, um sie verstehen zu können.

Unsere Uebersicht über die Indien betreffende Literatur während des angegebenen Zeitraums hätte nach jeder Richtung noch erweitert werden können, doch war Beschränkung auf das Wichtigste und auch weitere Kreise Interessierende geboten. Indien hat viele Jahrhunderte einen intensiven kulturellen Einfluß auf ganz Ostasien ausgeübt, von den Inseln der Südsee bis in die rauhen Steppen Sibiriens hinein, vom iranischen Hochland bis zu den äußersten Inseln des japanischen Inselreichs. Wer also Asien verstehen will, muß zunächst Indien kennen, das jenes weite Gebiet grundlegend beeinflußt hat. Was das klassische Altertum in geistiger Beziehung für das Abendland, das bedeutet Indien für Asien, für ein Gebiet mit rund 700 Millionen Einwohnern, und deswegen ist gerade das Studium Indiens, seiner Kultur und Literatur so überaus wichtig.

Willibald Kirfel.

Nuntius Pacelli und Kardinal Schulte im Borromäushaus in Bonn

Am 30. Juni d. J. weilte der Apostolische Nuntius für Deutschland, Exzellenz Eugenio Pacelli, der am Tage zuvor die feierliche Grundsteinlegung zum Priesterseminar in Bensberg vorgenommen hatte, zusammen mit Sr. Eminenz Kardinal Schulte-Köln und dem Nuntiaturrat Centoz zum Besuche der beiden theologischen Konvikte in Bonn. Für den Nachmittag waren Besuche im Rathaus und im Borromäushaus angesagt.

Die hohen Würdenträger trafen pünktlich zur angesetzten Stunde, abends ½7 Uhr, vor dem Portale des Borromäushauses ein, wo sie von dem Vertreter des Vorstandes (Prof. Dr. Fritz Tillmann), der Geschäftsführung (Direktor Korth) und des Generalsekretariats (Generalsekretär Dr. Rumpf) empfangen wurden.

Prof. Tillmann, der die Führung übernommen hatte, geleitete den hohen Besuch zunächst in das Vorstandszimmer, um über die vielfachen Einrichtungen und Leistungen des Borromäusvereins Bericht zu erstatten. Dazu war dieser Raum hervorragend geeignet. Er stellt selbst schon ein Stück Geschichte des Borromäusvereins dar. Von den Wänden blickt da das Bildnis des ersten Protektors des Borromäusvereins, des Kardinals Johannes von Geissel, der als Koadjutor des damaligen Erzbischofs von Köln als erster im Jahre 1844 das Statut des Borromäusvereins unterzeichnet hatte, die Bilder der Gründer des Vereins, z. B. des Kölner Appellationsgerichtsrates August Reichensperger und des Bonner Theologieprofessors F. X. Dieringer, sowie das Bild des nachmaligen Bischofs von Paderborn und Erzbischofes von Köln, des Prof. Simar, der bis 1892 als letzter Vorgänger des derzeitigen Ersten Vorsitzenden die Geschicke des Vereins lenkte. Prof. Tillmann konnte daran anknüpfen und betonen, daß der Geist der Gründer heute wie vor 80 Jahren dem Borromäusvereine sein besonderes Gepräge geben, indem noch heute dieselbe doppelte Zwecksetzung vorhanden sei, nämlich die Gründung und Ausgestaltung von Haus- und Volksbüchereien auf katholischer Grundlage; auch die Methoden zur Erreichung dieser beiden Zwecke haben sich bis heute nicht wesentlich geändert. Noch heute erhalten die Mitglieder für ihren Jahresbeitrag eine Büchergabe nach eigener Wahl zum Eigenbesitz (Hausbüchereien) und die Vereine statutengemäß einen entsprechenden Anteil an den jährlichen Ueberschüssen zur Gründung und Ausgestaltung von Volks- und Jugendbüchereien, der im letzten Jahre 20 % der eingezahlten Beiträge betrug. Nur haben sich im Laufe der Jahrzehnte die Arbeitsgebiete des Vereins bedeutend erbreitert und die Methoden zur Ereichung dieser Zwecke wesentlich vertieft. Beweise dafür sind das diesjährige „Mitgliedsgaben-Verzeichnis", das in einer Auflage von rund 400 000 Stück einen Führer durch die Literatur für das katholische Haus darstellt, dem das katholische Deutschland, was Gehalt und Wirksamkeit angeht, nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat, ferner das „Bibliotheksgaben-Verzeichnis", das die für die Volks- und Jugendbüchereien geeignete Literatur nachweist, der „Literarische Ratgeber des Borromäusvereins", der dieses Jahr im 26. Tausend erschienen ist und einzelne Schriftsteller und Werke namentlich bespricht, sowie „Das neue Buch", das alle zwei Monate, und die „Bücherwelt", die allmonatlich die Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt auf Grund des katholischen Bildungszieles sichtet. Neu hinzugekommen ist im letzten Jahre die „Buchgemeinde",

in der die ursprüngliche Zwecksetzung des Borromäusvereins, die Gründung von Hausbüchereien, eine neue, der Zeit entsprechende Ausgestaltung gefunden hat, indem jedes Mitglied derselben gegen einen Jahresbeitrag von M. 9,— drei Bücher zugeteilt bekommt, die nach Inhalt und Ausstattung mit jeder anderen Buchgemeinschaft den Wettbewerb aufnehmen können. Diese und andere Veröffentlichungen wurden den beiden Gästen überreicht, die sie nach dem Gehörten mit sichtlichem Interesse entgegennahmen. Gern entsprachen sie der Bitte, ihren Namen in das Buch der Gäste einzutragen, wo unmittelbar zuvor der Name des Bischofs Erik Müller von Schweden zu lesen war.

Daran schloß sich ein Rundgang durch die weitläufigen Räume des Borromäushauses, der mehr als ein mündlicher Bericht von der Tätigkeit des Vereins überzeugen konnte. Die Buchhalterei, Raum für nur 24 Beamte bietend, läßt auf den ersten Blick kaum auf die Größe der Jahr für Jahr hier geleisteten Arbeit schließen; erst wenn man sich darüber Rechenschaft gibt, daß diese Handvoll Beamten an die 300 000 Mitglieder, die in 4300 Vereinen in ganz Deutschland und im deutschredenden Ausland zusammengeschlossen sind, sachgemäß zu bedienen haben, wird es klar, wie zweckmäßig sich im Laufe der Jahrzehnte die Methoden des Borromäusvereins ausgebildet haben müssen. Einen deutlicheren Begriff von der Ausdehnung und Arbeitsleistung der Zentrale gibt der Lagerraum mit seinem Wald von Bücherregalen auf einer Fläche von 350 qm, durch den jährlich nahezu eine halbe Million Bücher wandern. Denselben Raum nimmt im zweiten Stockwerke die Staatliche Buchberatungsstelle des Borromäusvereins ein, wo ein Bücherlager von rund 60 000 Bänden unterhalten wird. Zur selben Höhe befinden sich die Räume des Generalsekretariats und der Buchgemeinde, die im ersten Jahr ihres Bestehens bereits 130 000 Bände hinaussenden konnte. Auch die Bibliothekarschule des Borromäusvereins, die fremdsprachliche Bücherei und die Blindenbibliothek, zu der Fürstbischof Bertram-Breslau den ersten Grundstock lieferte, fanden eingehende Besichtigung. All das bot Anlaß zu Frage und Antwort, so daß sich der Aufenthalt der hohen Gäste bis gegen 8 Uhr hinzog. Ohne Zweifel hat bei ihnen das Borromäushaus, obwohl im Werktagsgewand, den allerbesten Eindruck hinterlassen. Das zeigt die herzliche Art und Weise, wie der Apostolische Nuntius und der Diözesanbischof beim Abschied vom Borromäushaus ihre Glückwünsche für die bisher geleistete Arbeit und ihre Segenswünsche für die Zukunft formulierten.

Die Tatsache, daß der Apostolische Nuntius für Deutschland in der kurzen Zeit, wo er in der Erzdiözese Köln und in Bonn weilte, auch den Borromäusverein mit seinem Besuche beehrte, werden die Zentrale und die Borromäusvereine in Stadt und Land mit Freude und Genugtuung verzeichnen. Sie zeugt von dem Interesse, das man an höchster kirchlicher Stelle dem 80 jährigen segensreichen Wirken des Borromäusvereins entgegenbringt. Der Zentrale und den Ortsvereinen wird dieses Interesse ein neuer Ansporn sein, auf dem bisherigen Wege rüstig weiterzuschreiten.

A. R.

Fünfzigjahrfeier der American Library Association vom 4.—9. Oktober 1926

Die Vereinigung amerikanischer Bibliothekare (American Library Association) kann in diesem Jahr auf ein 50 jähriges Bestehen zurückblicken. Im Jahre 1876 anläßlich der Hundertjahrfeier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegründet, und zwar in Philadelphia, der Stadt, wo am 4. Juli 1776 der Nationalkongreß die folgenschwere Erklärung erließ, kann sie sich heute nach 50 Jahren rühmen, das Büchereiwesen in den Vereinigten Staaten maßgebend zu bestimmen. Dieses Ereignis beabsichtigt die Vereinigung auf ihrer diesjährigen Versammlung in Atlantic City und in Philadelphia, wo die Feierlichkeiten der nationalen Unabhängigkeit bereits mit einer großen Ausstellung begonnen haben, in der Zeit vom 4.—9. Oktober in großem Rahmen zu begehen.

Zu diesem Zwecke hat die A. L. A. Einladungen zum Besuch ihrer Halbjahrhundert-Feier in alle Welt ergehen lassen, an Regierungen, Büchereien, Bibliothekarenvereinigungen und einzelne Bibliothekare, aber auch an alle Persönlichkeiten, die, obwohl nicht berufsmäßig im Büchereiwesen tätig, Interesse an der Bibliotheksbewegung haben. Wie die Nachrichten im „Bulletin of the A. L. A." zeigen, haben bereits eine große Zahl von Persönlichkeiten und Vereinigungen aus aller Herren Länder ihr Erscheinen zugesagt. Nach den ausgedehnten Vorbereitungen zu schließen, wird dieser Kongreß ein Ereignis werden, das nicht nur in der Geschichte des amerikanischen Büchereiwesens, sondern auch in der gesamten bibliothekarischen Welt einzig dastehen wird. Das Hauptthema der Tagung soll den Fortschritt der amerikanischen Büchereien und der amerikanischen Bibliothekarschaft seit Gründung der Assoziation bilden.

In der Tat wird man den Fortschritt in doppelter Hinsicht in keinem Lande der Welt so deutlich aufzeigen können wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Entwicklung des Büchereiwesens und auch die Ausbildung des Büchereipersonals hat in keinem anderen Lande ähnlich rasche Fortschritte gemacht wie dort.

Das Büchereiwesen ist in Amerika begreiflicherweise jüngeren Datums als in der Alten Welt. Während z. B. in Deutschland die Anfänge der großen Bibliotheken auf die Klosterbibliotheken des Mittelalters und auf die Büchersammlungen der Universitäten zurückreichen, gehen die Anfänge des amerikanischen Büchereiwesens nicht weiter als auf das 17. Jahrhundert zurück; sie sind in den Büchereien des amerikanischen College (halb Gymnasium, halb Hochschule) und in den bürgerlichen Bildungsbibliotheken der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts zu suchen. Aber die Entwicklung, die sie nahmen, vollzog sich ungleich rascher als in der Alten Welt. Im Anfang des 19. Jahrhunderts zählte man dort nur 64 Bibliotheken mit 50 000 Bänden für den allgemeinen Gebrauch, nach einem Jahrhundert und nach einem Vierteljahrhundert Tätigkeit der American Library Association, also um 1900, waren es 10 000 Büchereien mit 40 Millionen Bänden und 50 Millionen Jahresausleihe. Diese Entwicklung ist gewiß nicht allein auf das Konto der Assoziation zu buchen, sondern auch auf die großartigen Unterstützungen, z. B. des Oelkönigs Rockefeller und des Pittsburger Stahlkönigs Carnegie, die allein nicht weniger als 2800 Bibliotheken mit einer Summe von 60 Millionen Dollar finanzierten, und auf die in 37 von den 46 Staaten eingeführte Bibliotheksteuer. Aber

die Amerikanische Bibliothekarenvereinigung wird sich an diesem Fortschritte das Hauptverdienst zuschreiben dürfen. Kein Wunder, daß die Vereinigung, wenn sie im Oktober dieses Jahres einen Rückblick auf die Büchereibewegung in den Vereinigten Staaten wirft, dies mit dem Bewußtsein tut, daß sie in der Hauptsache ihr Werk ist. Die geplante Ausstellung, die diese Entwicklung anschaulich zeigen soll, wird auf den ausländischen Besucher ohne Zweifel einen ungleich größeren Eindruck machen als die Weltausstellung in Chikago im Jahre 1893, wo Dr. Nörrenberg seinen unauslöschlichen Eindruck und den Plan zu einem ähnlichen Büchereiwesen für Deutschland mitnahm.

Aehnlich hat auch die Ausbildung und Schulung der Bibliothekare nirgends eine so rasche Entwicklung erfahren wie in Amerika. Schon im Jahre 1888 wurde eine derartige Schule in Amerika eingerichtet, und die neueste Nummer des „Bulletin of the A. L. A.“ (Juni 1926) zählt deren nicht weniger als 15 auf, die den staatlichen Bestimmungen entsprechen („Accredited Library Schools“). In Deutschland stammen derartige Versuche erst aus den letzten Jahren. Diesen Schulen ist es zu danken, daß nicht bloß geschulte Kräfte zahlreich vorhanden waren, sondern auch, daß die Methoden der Büchereiarbeit immer mehr ausgebildet wurden und eine gewisse Einheitlichkeit aufweisen, trotzdem jede Schule ihre Eigenart hat. Niederschläge solcher methodischer Reformen finden sich zahlreich in dem Organe der Vereinigung, dem Library Journal, daß nicht bloß für die amerikanischen, sondern auch für die englischen Bibliothekare (der „Library Association of the United Kingdom“, gegr. 1877) das offizielle Organ ist.

Amerikanische Methoden unbesehen auf unseren Kontinent zu übertragen, hat sich schon einmal im deutschen volkstümlichen Büchereiwesen gerächt. Aber wie das nordamerikanische Bibliothekswesen auf die Entwicklung des deutschen Büchereiwesens in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts trotz allem befruchtend einwirkte, so wird auch die diesjährige Tagung, die die Entwicklung des amerikanischen Bibliothekwesens in seiner ganzen Größe zeigen wird, sofern deutsche Besucher, wie bestimmt zu rechnen ist, sich einfinden werden, nicht ohne Einfluß auf unsere bibliothekarischen Methoden sein. Wer als Fachmann im Büchereiwesen über Zeit und Geld verfügt, um die Fahrt über den Ozean zu wagen, wird sich dieses einzigartige Schauspiel nicht entgehen lassen.* Anmeldungen sind alsbald zu richten an den Sekretär der Vereinigung: Secretary, 86 East Randoph Street, Chicago, Illinois.

R. A.

---

* Zur allgemeinen Orientierung empfiehlt es sich, vorher die Schrift von Herm. Escher (Aus dem Amerikanischen Bibliothekswesen, Mohr, Tübingen, 1923) zu lesen, der i. J. 1919 eine Reise durch Nordamerika zu Studienzwecken unternahm.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion — Ethik — Philosophie

Joseph Mausbach: Ehe und Kindersegen vom Standpunkt der christlichen Sittenlehre. Vierte, verbesserte und stark vermehrte Auflage. 11.—15. Tausend. 136 S. M.-Gladbach 1925, Volksvereins-Verlag. Brosch. M. 3,50, geb. M. 4,—.

Daß die obige Schrift, die ursprünglich aus einem Vortrage des Verfassers auf dem sog. kleinen Frankfurter Katholikentage i. J. 1916 entstanden, heute schon die vierte Auflage erlebt, darf gewiß als ein Zeichen ihres inneren Wertes und ihrer vorzüglichen Gediegenheit angesehen werden. In dem gleichen Sinn ist auch das Vorgehen kirchlicher Behörden aufzufassen, welche die Schrift den Geistlichen für die Vorbereitung zum Pfarrexamen eigens empfehlen. Gegenüber den drei ersten Auflagen ist der Umfang der Schrift nahezu auf das Doppelte gewachsen, was dadurch bedingt ist, daß der Verfasser den neuzeitlichen, auf Krieg und Revolution zurückgehenden Schwierigkeiten in der Durchführung der christlichen Ehemoral eine eingehende Berücksichtigung gewidmet hat. Wie es von dem Verfasser nicht anders zu erwarten ist, vertritt er den christlichen Standpunkt in der heute von ungewöhnlichen Angriffen gedrückten Ehefrage fortiter in re, aber suaviter in modo. Gerade in letzterer Hinsicht kamen dem gelehrten Moralisten seine gewählte Diktion und sein klassischer Stil besonders zustatten. Von glänzender Darstellungskunst, aber nicht weniger von ergreifendem Ernst zeugen beispielsweise die Ausführungen über die Unantastbarkeit des Kindeslebens (S. 82 ff.), vielleicht das Beste und Schönste, was über diesen Punkt überhaupt geschrieben worden ist. Die weiteste Verbreitung wird der hervorragenden Schrift auch in Zukunft sicher sein.

Bonn. Dr. Wilhelm Stockums.

Katholische Ehe. Vorträge, gehalten auf der Delegierten-Versammlung des KDF. in Hildesheim, 11.—13. Oktober 1924. V u. 109 S. Köln 1925, Katholischer Deutscher Frauenbund.

Ein prächtiges Buch über die Ehe, geschrieben durchweg —nur ein männlicher Mitarbeiter, Dr. Karl Neundörfer, ist dabei — von Frauenhand. Führende Frauen im öffentlichen Leben sprechen hier ihre Gedanken über das Ideal der heiligen Ehe, Gefährdung der christlichen Ehe, Hygiene in der Ehe vom Standpunkt der katholischen Aerztin, Erziehungsaufgaben der Mutter im Hinblick auf die künftige Familiengründung, Wege zum Ziel aus. Sowohl das, was aus der genannten männlichen und zugleich theologischen Feder über Ehemoral und Eherecht im Lichte des Ehesakramentes geflossen ist, als auch alles, was die Frauenhände über die angeführten delikaten Fragen geschrieben haben, ist von hoher Weihe und tiefer Religiosität getragen. Strenge Sittlichkeit, Ehrfurcht vor der Religion und ihren geheiligten Forderungen (Keuschheit, Selbstzucht, Opferwilligkeit vor und in der Ehe) ist es, was in den einzelnen Abhandlungen immer wieder wie ein deutlich vernehmbares Echo durchklingt und den Ausführungen einen tiefen christlichen Unterton verleiht. Das Buch, das sich dazu leicht und angenehm liest, enthält sehr viel Wahres und Gutes. Besonders ist anzuerkennen, daß es sich trotz des energischen Eintretens für

Recht und Schutz der Frau von aller Ueberspannung und einseitigem Rigorismus — eine Gefahr, die zweifellos nahelag — freihält. Zur Hebung und Festigung der christlichen Auffassung von Ehe und Ehemoral wird es wertvolle Dienste leisten können, sowohl denjenigen, die schon in der Ehe leben, wie auch denen, die mit ernster Absicht in sie einzutreten gedenken.

Bonn. Dr. Wilhelm Stockums.

Hermann Muckermann: Um das Leben der Ungeborenen. 4., vermehrte Aufl. 86 S. Berlin und Bonn 1925, Ferd. Dümmler. M. 1,50.

Die genannte Schrift, die heute schon in 4. Auflage vorliegt, bedarf keiner Empfehlung mehr. Sie ist von verschiedenen maßgebenden Stellen als eine für Eltern und Führer des Volkes wertvolle Richtschnur anerkannt worden. Sie beleuchtet im ersten Teil das Schicksal des keimenden Lebens in der Gegenwart, ein Schicksal, das sich geradezu als eine erschreckende Tragik des werdenden Menschentums darstellt und in einen Abgrund von Verblendung und Unsittlichkeit schauen läßt. Die Frucht im Mutterschoß erscheint von Feinden und Mördern ringsum bedroht, nicht zuletzt auch in Deutschland, wo die wirtschaftliche Not seit dem Kriege besonders drückend sich auswirkt. In einem zweiten Teile beleuchtet der Verfasser die Frage der Schwangerschaft und Geburt im Lichte der Lebensgesetze, um im einzelnen darzutun, daß zwischen der unabänderlichen natürlichen Ethik, wie sie die katholische Kirche vertritt, und nach der kein lebendes Wesen absichtlich getötet werden darf, sowie der ernsten ärztlichen Wissenschaft nur noch ein ganz geringer Differenzpunkt besteht.

Was die Schrift zunächst veranlaßt hat, nämlich die von sozialistischer Seite eingebrachten Gesetzentwürfe zwecks gänzlicher bzw. teilweiser Straflosigkeit der Abtreibung, ist inzwischen im Sinne der Vernunft und Sittlichkeit zur gesetzlichen Regelung gelangt. Zur Erreichung dieses Zieles wird die allgemeinverständliche und gut unterrichtende Schrift sicher das Ihrige beigetragen haben.

Mißlich ist, daß sich in der Schrift, wenigstens in meinem Exemplar, acht unbedruckte Seiten finden.

Bonn. Dr. Wilhelm Stockums.

A. Rösch: Die Ehe im kirchlichen und bürgerlichen Recht. VIII u. 108 S. Freiburg 1925, Caritasverlag. Geb. M. 3,—.

Das vorliegende Büchlein, das der Freiburger Domkapitular und Offizial Dr. A. Rösch herausgegeben hat, soll in erster Linie „ein Leitfaden für katholische Laienhilfe“ sein, und man muß anerkennen, daß dieser Zweck in vorzüglicher Weise erreicht worden ist. Aber nicht nur dem Laienhelfer, auch dem Theologen und praktischen Seelsorger wird das Büchlein wertvolle und zuverlässige Dienste leisten. Ich selbst habe als geistlicher Richter anläßlich eines schwebenden Eheprozesses in dem knappen Leitfaden klareren und bündigeren Aufschluß gefunden als in einem umfangreichen und gelehrten Eherechtsbuche. Uebersichtliche Anordnung des Stoffes, klare und leichtverständliche Ausdrucksweise, sowie kanonistische Korrektheit sind besondere Vorzüge dieses Leitfadens, weshalb es durchaus verständlich ist, daß seitens der kirchlichen Behörde mit der Erteilung der Druckerlaubnis zugleich der Wunsch ausgesprochen wurde, daß „den klaren Darlegungen über die wichtige Sache weiteste Verbreitung“ zuteil werden möge. — Neben dem kirchlichen wird in großen Zügen auch das in vielen Punkten abweichende bürgerliche Eherecht behandelt. Als besonderen Anhang sind das Gesetz über die religiöse Kindererziehung vom 15. Juli 1921, sowie ein genaues Sachregister, das die Benutzung sehr erleichtert, beigegeben. Das Büchlein kann nur bestens empfohlen werden. Ein Mann der praktischen

Erfahrung hat hier für die Bedürfnisse der Praxis geschrieben. Das sollte nur öfter geschehen.

Bonn. Dr. Wilhelm Stockums.

Karl Schmitt: Römischer Katholizismus und politische Form. 53 S. München, Theatiner-Verlag. Geb. M. 2,20.

Ein Nachteil dieses Büchleins liegt zweifellos darin, da es ohne jede hervortretende äußere Gliederung die Gedankengänge aneinanderreiht. Das ermüdet und macht beim Lesen ungeduldig. Mancher mag es darum vorzeitig weglegen. Das wäre um so mehr zu bedauern, als das Thema Römischer Katholizismus und politische Form hochaktuell ist und vom Verfasser so vielseitig, ja allseitig behandelt wird, daß der Leser sicher viele neue Gesichtspunkte und Anregungen von praktischer Bedeutung gewinnt. Man braucht nicht mit allem einverstanden zu sein, wird aber das gehaltvolle Büchlein zu denen rechnen müssen, die etwas zu sagen haben.

Mainz. G. Lenhart.

Hippolytus Böhlen, O. F. M.: **Sonnenwärts. Ein Mädchenbuch.** 105 S. Wiesbaden, Rauch. Geb. M. 3,60.

Das Büchlein bietet eine Zusammenstellung von Aufsätzen aus den ersten fünf Jahrgängen der Monatsschrift ‚Dem Herrn entgegen'. Die Buchausgabe ist gerechtfertigt. Sie bringt 56 mit Frische und Wärme geschriebene Abhandlungen, die der Mädchenseele dienen und sie zum lebendigen Anschluß an Christus führen wollen. Ein streng logischer Aufbau ist bei der Entstehung des Büchleins nicht gut möglich. Immerhin hat der Verfasser sich bemüht, Einheit und Plan in die Aufeinanderfolge zu bringen, so wie sein Leitgedanke in der Monatsschrift es ermöglichte. Für die Lebensbilder heiliger Frauen am Schluß darf man ihm besonders dankbar sein. Die Ausstattung ist gut, die Holzschnitte sind edel. Der große kräftige Druck wäre in Büchern für ältere Leser sehr angebracht. Für die weibliche Abteilung kath. Volksbüchereien sei das Werkchen empfohlen.

Mainz. G. Lenhart.

Martin Grabmann: Die Kulturphilosophie des hl. Thomas von Aquin. 216 S. Augsburg 1925, Benno Filser. Brosch. M. 4,50, geb. in Ganzleinen M. 6,—.

Vorliegende Schrift ist erwachsen aus Vorträgen des bekannten Thomasforschers anläßlich des Thomasjubiläums. Zunächst wird gezeigt, in wie innige Fühlung Thomas von Aquin persönlich mit der großen Kultur seiner eigenen Zeit getreten ist. Dann werden eingehend die metaphysischen, psychologischen und ethischen Grundlagen der thomistischen Kulturphilosophie dargelegt, namentlich die Auffassung vom Sinn und Wert des Leibes, sowie von Recht, Pflicht und Ziel der Diesseitskultur. Es bietet sich hier zugleich ein Einblick in die Großzügigkeit und Geschlossenheit des thomistischen Gedankensystems. Der Aquinate erweist sich aufgeschlossen für den gesamten Bereich der Kultur, auch in dem Umfange, wie man — z. B. Rickert — Kultur heute sieht. Im einzelnen bietet Grabmann eine Uebersicht über die Anschauungen des hl. Thomas vom religiös-sittlichen Ideal, vom Wert des wissenschaftlichen Forschens und Erkennens, sowie der Schönheit und Kunst. Bei den intellektuellen Kulturwerten zeigt sich volle Hingabe an die Wahrheit und hohe Bewertung der profanen Wissenschaften, insbesondere auch der Philosophie bei klarer Herausstellung des Verhältnisses zwischen Glauben und Wissen. Die Darstellung der Schönheitslehre des großen Scholastikers gibt Gelegenheit, seine Beziehungen zur Kunst des Spätmittelalters durch reiche, zum Teil ganz neue Mitteilungen zu beleuchten. Nach einem besonderen Kapitel über die

Nachwirkungen der thomistischen Kulturphilosophie schließt der Verfasser mit einem Ausblick auf den Gegenwartswert der Kulturphilosophie des hl. Thomas, wobei beachtenswerte Zusammenhänge aufgezeigt werden zwischen thomistischen Gedanken und dem modernen Ringen nach objektiven Wahrheiten und Werten. Die klare Darstellung wird ihren Eindruck auf unsere akademisch gebildeten Leser nicht verfehlen und ist zugleich eine wirksame Apologie christlicher Kulturphilosophie überhaupt. — Für eine Neuauflage sei der Wunsch ausgesprochen nach einer besonderen Behandlung der Staats- und Gesellschaftslehre des Aquinaten.

Bonn. Dr. Ostlender.

Kulturgeschichte

Simon Landersdorfer O. S. B.: **Die Kultur der Babylonier und Assyrer.** Zweite Auflage (61. Band der Sammlung Kösel). Mit 32 Tafelbildern und einer Karte. München 1925, Kösel und Pustet. Kleinoktav. 242 Seiten. Preis M. 4,—.

Das nützliche kleine Buch wird gewiß auch in dieser neuen Auflage wieder seinen Weg finden. Denn der mit dem weitläufigen Stoff gut vertraute Verfasser hat mit außerordentlichem Geschick in gedrängtester Form ein recht anschauliches Bild von der mehrtausendjährigen wechselvollen politischen Geschichte der uralten Städte und Staaten in Mesopotamien und ihrer reichen, für Mit- und Nachwelt bedeutsamen Kultur zu zeichnen verstanden. Die Darstellung ist durchweg recht verständlich und angenehm trotz des schwierigen Gegenstandes. Solche, die sich eingehender über Assur und Babel unterrichten wollen, finden im Anhang ein Verzeichnis geeigneter Bücher.

Tiefgreifende Aenderungen waren für die zweite Auflage nicht erforderlich, da sich der ursprüngliche Entwurf als zweckmäßig erwiesen hat; aber die wichtigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung aus den letzten Jahren sind nachgetragen, soweit es der Rahmen des Ganzen erfordert und zuläßt. Der wichtige Abschnitt über die politische Entwicklung hat dabei besonders gewonnen. Auch über die „Wiedererweckung der alten Kulturwelt" handelt geschickt und übersichtlich ein besonderes Kapitel; im Inhaltsverzeichnis heißt es dafür irrtümlich: Wiederentwicklung usw. Auch sonst finden sich Druckversehen, aber nicht gehäuft und ohne arg zu stören. Die Sachlichkeit des Inhalts verdient alles Lob.

Der Borromäusverein darf sich die Verbreitung des lehrreichen und lesenswerten Werkchens angelegen sein lassen, das auch einen Platz in den Schülerbibliotheken höherer Klassen beanspruchen kann. Die Ausstattung ist gut und namentlich verschönert durch erhebliche Verbesserung der Bilderzugaben.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Geistesgeschichte

Rudolf Borchardt: Deutsche Denkreden. 480 S. München 1926, Verlag der Bremer Presse. In Pappband M. 16,—.

In diesem ausgezeichnet klar und lesbar gedruckten Bande gibt Rudolf Borchardt eine Auswahl von 22 Reden. Es sind keine Predigten, auch keine wissenschaftlichen oder politischen Reden. Rudolf Borchardt rechtfertigt sich in einem Nachworte wegen der gewissen Willkür, die im Titel und in der Auswahl liegt. „Im Grunde ist eine Gedenkrede nichts anderes als eine andere Rede auch, wie eine Buß- oder Erntedank-Predigt nichts als eine Predigt und ein Hochzeitskarmen ein Gedicht."

Große Leistungen sind weggefallen, weil sie keines großen Toten gedachten, mittlere und kleinere durch das Mangeln dessen, was sie erst erklären und ergänzen würde, in eine falsche Augenfolge gerückt. Zudem schneidet die allgemeine, öffentliche Rede von der einen, die nekrologische Biographie von der anderen Seite in unsern Gegenstand und scheint außer einem hybriden Mischwesen nichts übrig zu lassen, was die vereinzelnde Sammlung rechtfertigt. Borchardt sucht sich nun zu rechtfertigen, indem er die Gedenkrede als eine ewige Form des Lebens gegenüber der Scholastik der Begriffe zu retten sucht, aber das ist ein unhaltbares Argument, da die Begriffe doch nicht willkürlich sind. Gerechtfertigt scheint mir die Auswahl dadurch, daß die poetische Gattung „Rede" mit ihren verschiedenen formalen Untergruppen, die die Griechen schon benannten, auch eine materiale Sonderung und Gruppierung zuläßt nach politischer Rede, juristischer Rede, Toten- und Gedächtnisrede, um nur einige zu nennen. „Die Gedenkrede vermag durch die unausweichliche Festigkeit ihres Gegenstandes, ihrer Beziehung auf den Toten, das fest umschriebene oder zu umschreibende Einzelwesen ihren Charakter leicht und sicher festzuhalten." Im übrigen sind die Wirkungen dieser materialen Bestimmtheit (es ist doch z. B. etwas anderes, ob man am Sarge des Toten spricht oder nach Jahren oder Jahrhunderten eine Gedenkrede hält) auf die formale Art der Rede meines Wissens noch nicht untersucht. Wie die Franzosen und Engländer eine große Kultur der Rede ausgebildet haben, und zwar der öffentlich politischen und kirchlichen Rede, so hat es auch Italien. Deutschland steht hierin zurück. Das hat tiefe, nicht zuletzt theologische Gründe. Tiefer Argwohn umgibt von jeher in Deutschland den Instinkt und die Macht der Beredsamkeit: nur hier ist es ein Scheltwort geworden, eine Leistung mit dem Begriff der künstlerisch gestalteten Prosa in Beziehung zu bringen, der die Bezeichnung des „rhetorischen" in allen Ländern Europas zu einem ganz so schlichten und indifferenten Sachworte gemacht hat, wie den Begriff des geometrischen und physikalischen. Nur zu bescheidenen Bildungen in diesem rednerischen Betracht hat es das deutsche Volk bringen können. Nicht auf politischem oder kirchlichem Gebiet, sondern im geistigen und geistesgeschichtlichen liegt seine rednerische Begabung. Sie wurde sichtbar und erhaben nicht auf Kanzeln und Tribünen, sondern in stillen Schreibstuben und kleinen Versammlungskammern und in Gremien der Akademien. Nur eine Auswahl des Hierhergehörenden bietet uns Borchardt. Ein biographischer und ein bibliographischer Index bieten dem Leser eine willkommene Uebersicht und Orientierung. Es sind mitgeteilt die Reden Herders auf Winkelmann und Lessing; Herbarts auf Kant; Goethes auf Wieland; Buchs auf Karsten; Schleiermachers auf Buttmann; Boeckhs auf Wilhelm von Humboldt; Boeckhs auf Steffens und Schelling und Alexander von Humboldt; Jakob Grimms auf Schiller und Wilhelm Grimm; Gervinus auf Schlosser; Mommsens auf Moltke; Leos auf Lachmann; Harnacks auf Neander und Melanchthon. Schon die Anführung dieser Namen, denen noch einzelne hinzuzufügen wären, bekundet klar den bedeutenden und reichen geistigen Inhalt dieses Buches. Sie bekundet aber auch den Geist dieses Buches: es ist der moderne Geist des Protestantismus und Humanismus. Lesern, die über ein zureichendes Unterscheidungsvermögen verfügen, wird der Band manchen wertvollen Gedankenzuwachs bieten und nicht zuletzt eine hohe ästhetische Freude. Daneben aber auch die schmerzliche Erkenntnis vertiefen, daß im Deutschland der Neuzeit die katholische Kirche nicht die bestimmende Macht hatte, die ihr eigentlich gebührt und die wiederzuerlangen unser steter Gedanke sein sollte.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Kunst.

Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von **Oskar Beyer.** Im Furche-Kunstverlag zu Berlin.

Band 6. Eckart von Sydow: Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker. Mit 20 Abbildungen.

Dieser Band, vom Verlag vorzüglich ausgestattet, bildet eine trefflich belehrende Veröffentlichung über eine der wichtigsten Grundtatsachen der primitiven Weltanschauung. Eckart von Sydow hat seine Sachkenntnis auf diesem Gebiet noch kürzlich durch den im Propyläen-Verlag, Berlin, erschienenen staunenswerten Band über die Kunst der Naturvölker bewiesen. Auch jetzt bietet er eine abgerundete, von Ehrfurcht und schöner Lebendigkeit getragene Studie und verbindet sorgsam die beweiskräftigen Abbildungen mit dem Text. Manchmal möchte man sich freilich eine aufmerksamere Stilisierung wünschen (so gibt es z. B. Seite 9 einen „verdünnten Abglanz"); dringlicher wünscht man eine noch tiefere philosophische Verwurzelung der Aussagen (so vermißt man es, daß hier so wenig vom Begriff der Magie die Rede ist). Aber vielleicht ist als erste Einführung in Verhältnisse, die zu verstehen dem heutigen Menschen recht schwer sein dürfte, diese vorsichtige, von verwickelten theoretischen Erörterungen freie Beschreibung pädagogisch am wirksamsten. Es gelingt dem Verfasser, eine Vorstellung dafür zu erwecken, daß es sich hier um einen nicht nur ethnologisch bedeutsamen Gegenstand handelt, sondern vor allem um ein Phänomen von mächtiger Lebensfülle.

Band 1. Georg Stuhlfauth: Der christliche Kirchenbau des Abendlandes.

Die wissenschaftlich gut fundierte Einführung hat zum Ziel, vom Kultus, nicht von der Form her die Entwicklung der abendländischen Sakralarchitektur darzustellen. Drei Typen werden unterschieden: die Bischofskirche (Basilika), die Altarkirche (Romanik und Gotik) und die Predigtkirche (protestantischer Kirchenbau). Auf die letztere ist der Gesamttext hingeordnet, wie schon daraus hervorgeht, daß man als Titelbild die Frauenkirche in Dresden gewählt hat. Wenn das Buch mit dem Hinweis auf den „reichen Frühling neuen evangelisch-kirchbaulichen Schaffens" schließt, so bedeutet dies eine bewußte Beschränkung; unberücksichtigt bleiben die von katholischer Seite aus unternommenen Versuche zu einer Neugestaltung des Kirchenbaues (vgl. die Entwürfe im Januar-Heft der „Schildgenossen" als Beispiele!). Schon daraus ergibt sich, daß das in seiner Begrenztheit gehaltvolle Buch nicht ganz seinem Titel entspricht. Weder aus dem Bildteil noch aus dem Text heraus ist die Gesamtbewegung der abendländischen Kirchenbaukunst zu erfassen. In mannigfaltiger Weise versagt der Bildteil. Erstens fehlen wichtige Bautypen — z. B. ganz die rheinische Romanik. Zweitens ist die Folge der Abbildungen zu sprunghaft — es fehlt z. B. die Verbindung zwischen Abb. 12 und 13. Drittens erschweren dem Laien häufig die Restaurationen den Einblick in die wahren Verhältnisse; so ist z. B. die Aachener Pfalzkapelle nur für das geübte Auge aus dem Außenbau allein und dazu aus ihrer Verbindung mit den übrigen Bauteilen heraus erkennbar; in anderer Weise führt die Innenaufnahme des barockisierten S. Clemente leicht irre. Viertens hat man nicht immer darauf gesehen, daß die Abbildungen den architektonischen Zusammenhang klar wiedergeben; so ist das Innere von St. Michael in Hildesheim durch die gebotene Reproduktion kaum zu verstehen. — Was den Text betrifft, so gibt es noch eine zentralere Fragestellung als die nach der formalen Art oder nach dem kultischen Sinn der Kirchen, nämlich die Frage nach ihrer religiösen Bedeutsamkeit.

So etwa wäre umfassend zu forschen: Wie ist die in diesen Bauten ausgedrückte Beziehung zum Göttlichen zu bestimmen, deren Eigenart in den Formen und Rhythmen dieser Kunstwerke anschaulich gegeben ist, und inwiefern entsprechen die Kirchen den Anforderungen des besonderen Kultus, der sich aus der besonderen Gottesverehrung ergibt? In einer solchen Betrachtung wäre weder die ästhetische noch die kultische Form isoliert, sondern alles einzelne von einem organisierenden Prinzip aus beurteilt, dessen Organisationskraft jeweilig verschieden ist. Dabei würde erstens der differenzierte Gesamtbau auch in seinen architektonischen Einzelmomenten wieder mehr beachtet; zweitens würde sich manches Ergebnis modifizieren (so ist vielleicht die Tatsache, daß die Basilika Bischofskirche war, gar nicht so wesentlich für ihre Gesamtform); drittens würden sich genauere Unterschiede herausstellen, vor allem in dem gar zu ungelösten Komplex „Altarkirche" (innerhalb der Romanik zeigt sich z. B. eine sehr verschiedene Religiosität bei westfälischen und rheinischen Kirchen; noch wichtigere Unterschiede bestehen zwischen Gotik und Romanik). Wir möchten damit den Wert des Büchleins nicht schmälern, das bei seinem geringen Umfange nicht mehr geben kann, freilich im Titel auch nicht mehr versprechen sollte. Unsere Ausführungen haben nicht den Sinn, einen Tadel auszusprechen, sondern auf eine Aufgabe hinzuweisen.

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

Länder- und Völkerkunde. Reisen

Ferdinand Emmerich: Weltreisen und Forscherabenteuer. Fr. Seyboldts Verlagsbuchhandlung, München und Leipzig, 1925. Bd. 7—12. Jeder Band mit 256 S. 8° zu 3 M., in Einband 4 M.

Die Sondertitel der einzelnen Bändchen (‚Neuseeland', ‚Durch die Pampas von Argentinien', ‚Unter den Urvölkern von Südbrasilien' usw.) möchten wohl Erwartung erwecken bei Freunden der Länder- und Völkerkunde; aber sie wird nicht erfüllt. Alles läuft auf Indianergeschichten hinaus, wie schon die übrigens an sich nicht schlecht gelungenen bunten Bilder auf der Vorderseite der Umschläge vermuten lassen. „Don Fernando", wie sich der Verfasser und Hauptheld draußen nennen läßt, weiß schon, wie es gemacht werden muß. „Spannende" Abenteuer werden in Hülle und Fülle aufgetischt, und ohne Abschnitt und Ruhepunkt rollt jedesmal die Erzählung eines Bändchens in vollem Flusse fortreißend von der ersten bis zur letzten Seite herunter. So gefällt es den Liebhabern solcher Bücher. Uebrigens entspricht dem leichten Fluß der Rede nicht immer das Gefühl für vollkommene Sprachrichtigkeit. Auch stofflich wären einige Ausstellungen zu machen und Bedenken zu erheben, aber weder der Inhalt noch die Form dieser kleinen Bücher, die immerhin gut gemeint sein mögen und nicht übel ausgestattet sind, lassen es angezeigt erscheinen, an dieser Stelle näher darauf einzugehen. Unter ihresgleichen haben sie wohl Vorzüge, teilen aber doch auch noch reichlich deren Schwächen und Mängel.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Naturkunde

Der kleine Brehm. Das gesamte Tierreich in allgemeinverständlicher Darstellung. Ausgewählte Tiertypen aus der zweiten Auflage des Hauptwerkes ‚Brehms Tierleben', neu bearbeitet von Dr. Walther Kahle. Mit 116 Abb. im Text, 25 ganzseitigen schwarzen Tafeln und 4 Tafeln in Farbendruck. 1.—20. Tausend. Berlin 1924, Karl Vogel.

Der „Kleine Brehm“ will nicht ein einfach verkürzter Neudruck der zweiten Auflage des „Tierleben“ sein. Kahle will den „Urbrehm“ in unverfälschter Eigenart wieder aufleben lassen, dabei aber auch den wissenschaftlichen Anforderungen der heutigen Tierkunde gerecht werden. Die nicht leichte Aufgabe hat der Verfasser in glücklicher Weise gelöst. Die Schilderungen der morphologischen Verhältnisse sind den übernommenen Brehmschen Lebensbildern vorausgeschickt, und in diesen selbst sind nur Aenderungen und Erweiterungen vorgenommen, soweit es den Forschungsergebnissen entsprechend notwendig war. Neues und Altes sind so zu einer glücklichen Einheit miteinander verschmolzen.

In voller Absicht behandelt der größte Teil des Buches die Wirbeltiere, und zur Ermöglichung einer ausführlichen Beschreibung sind aus den einzelnen Gattungen und Familien nur die typischen Vertreter ausgewählt. In der systematischen Ordnung folgt der Verfasser, abweichend von Brehm, der natürlichen, von den niederen zu den höheren Formen aufsteigenden Entwicklung. Erwähnt sei noch, daß die Bildausstattung der zweiten Auflage des „Tierleben“ entnommen ist; nur die 4 farbigen Tafeln, die nicht besonders zu den anderen Bildern passen, stammen von Fred. Goldberg.

Der „Kleine Brehm“ verdient wegen seiner vorzüglichen inneren und äußeren Ausstattung einen Platz in allen Volks- und Schülerbüchereien.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim, O. F. M.

Th. Knottnerus Meyer: Tiere im Zoo. Betrachtungen eines Tierfreundes. Mit 53 Abbildungen auf 40 Tafeln. 2. Aufl. VIII u. 262 Seiten. Leipzig 1925, Klinkhardt.

Es mag eine reklamehafte Uebertreibung in der Behauptung liegen, daß dies Werk „in seiner Art durchaus ‚Brehms Tierleben‘ zur Seite zu stellen ist“, in der warmen herzlichen Liebe zur Tierwelt und dem liebevollen Sichhineinversenken in das Seelenleben seiner Lieblinge steht der Verfasser (Direktor des zoologischen Gartens in Rom) Brehm kaum nach. Von früher Jugend an hat er jede freie Zeit im Zoo zugebracht und sich so voll und ganz vertraut gemacht mit dem Leben und Treiben dieser Tiere, die in der Gefangenschaft ganz anderen Lebensbedingungen unterworfen sind als im Freien. Meisterhaft schildert der Verfasser, wie sich fast alle Tiere, und gerade die größten und wildesten unter ihnen, an den Verkehr mit den Menschen gewöhnen und fast alle sich zähmen lassen, wenn man sie jung aufzieht und ihren psychischen Fähigkeiten entsprechend behandelt.

Viel des Interessanten und Amüsanten weiß uns K. in seinen, oft mit köstlichem Humor gewürzten Schilderungen zu erzählen vom ‚Affenparadies‘, von ‚Löwen als Hausgenossen‘, von den geschmeidigen Großkatzen, von Flossenfüßlern und den plumpen und doch wieder drolligen Bären und Seepferden, um nur einiges aus dem Buche zu nennen. 53 ausgezeichnet gelungene Photographien, wie man sie wohl kaum besser finden wird, illustrieren die vortrefflichen Darstellungen.

Zwanglos hingeschriebene Betrachtungen nennt der Verfasser bescheiden seine ‚Tiere im Zoo‘; sie bilden auch einen beachtenswerten Beitrag zur Psychologie lebender Tiere in Gefangenschaft. Nur die psychologischen Begriffe wünscht man hier und da schärfer und klarer umrissen, da sie leicht zu Mißverständnissen über die tierpsychologischen Auffassungen des Verfassers führen können. Allen Tierfreunden und nicht zuletzt unserer Jugend sei das ausgezeichnete Buch empfohlen. Es wird sicher viel Liebe zur Tierwelt wecken.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim, O. F. M.

Schöne Literatur

Robert Hohlbaum: Der Weg nach Emmaus. Roman. 295 S. 8°. Leipzig 1925, L. Staackmann.

Robert Hohlbaum, dem Themen aus der deutschen Kulturgeschichte besonders gut liegen, führt uns in die 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Signatur der Vorherrschaft des französischen Geistes in Gesellschaft, Literatur und Geschmack und des fürstlichen Absolutismus, der selbst in den Duodezstaaten bis zu den kleinsten Territorien eine vielfach üble Nachahmung fand. Renatus Moschewin studiert in Jena Theologie, lernt im Studentenleben Licht- und weit mehr Schattenseiten der Zeit kennen und erlebt sie, wird, fast wider Willen, herzoglicher Erzieher und Prediger, und endlich aus seelischer Zerrissenheit durch die Abgeklärtheit einer gläubigen protestantischen Pastorenfamilie zur Herzensruhe geführt, und selbst ein Bringer der sozial wirkenden Glückhaftigkeit. Mit künstlerischer Konzeption, feinem Pinsel und sichern Strichen zeichnet der Verfasser in oft grellen Farben das Zeitgemälde, dem wir nicht selten mit innerer Ablehnung gegenüberstehen. Wir erschauern vor der grausen Bauernbedrückung, die den zerstörenden Feuerbrand der unerbittlichen Selbsthilfe und Rache heraufbeschwören muß, und den brutalen Launen des Herzogs Karl Joachim, der sich in grob massiven Allüren gefällt. Da sind „die Fürsten Schurke und die Bürger Knechte" (S. 292). Euphemistische Wendungen verhüllen mit durchsichtigem Schleier die gifterfüllten Ausgeburten der menschlichen Tierheit und leidenschaftlichen Verirrungen. Ergreifend stehen vor uns die Aengste des Philippus, der unter dem Widerstreite natürlichen Erlebens und theologischen Meinens tragisch zusammenbricht und zerrieben wird. Ueber das Ganze ist der düstere Glanz der unheilvollen Entartung französischen Hoflebens ausgebreitet.

Die Darstellung ist fesselnd, die Sprache prägnant und reich an Schönheiten, die Charakterzeichnung plastisch. Zum vollen Genusse werden allerdings nur die kommen, denen die französisierende und latinisierende Ausdrucksweise der Zeit keine Schwierigkeit bietet. Die Bräuche und die Terminologie der Studenten der damaligen Zeit sind von den heutigen in mehr als einem Punkte derartig verschieden, daß eine kurze kulturhistorische Erläuterung gar vielen willkommen wäre.

Das Buch ist von hohem literarischen Wert, aber wegen des vielfach pikanten Stoffes für öffentliche Bibliotheken ungeeignet.

Bonn. Aloys Dünchem.

Hans Leip: Godekes Knecht. Roman. 351 S. 8°. Leipzig 1925, Grethlein & Co.

Wikbold, der Held des Buches, ehemals Magister bei den Franziskanern, hat mit seinem bisherigen Leben gebrochen und ist nun des Hauptmanns Godeke Michels Schreibknecht und Unterführer bei den Vitalienbrüdern, die um 1400 als Freibeuter in der Ost- und Nordsee 5 Jahre lang auf Helgoland und in Ostfriesland hausen. Sie nennen sich Likedeeler, „die die große Ordnung der Gleichheit suchen" und als Programm verkünden: „Weib und Gut, Leben und Zeit, es ist mein und dein, und dein wie mein" (S. 240). Aber Godekes Knecht „merkte mit Genugtuung, wie äußerlich sich die Likedeelerschaft doch anließ und sich bei den meisten auf Fraß und Raub beschränkte, aber nicht auf Meinung und Gewissen" (S. 247). Er verehrt den überlegenen Tatenmenschen Godeke abgöttisch und wird mit dessen Freundschaft beehrt. Da tritt in sein Abenteuerleben das Geheimnis „Weib" in der Begine Hilgesill. Mit dieser flieht er vor der geplanten großen Fahrt nach fernen unbekannten Ländern heimlich zu deren heimatlichem Schloß. Nach längerem Zusammenleben wird endlich der Tag der Hochzeit festgesetzt; doch nun läßt Magister Wikbold

seine „Braut“ sitzen und eilt wieder zu seinem Hauptmann. Hilgesill ahnt seinen Aufenthalt und zieht ihm wieder nach. Sie kommen noch rechtzeitig an zur Fahrt für die große Seereise. Weibliche Personen dürfen aber nach dem strengen Schiffsgesetz nicht mitgenommen werden. Also werden der Hilgesill Männerkleider angelegt. (Für die Rohesten der Schiffsleute werden zwei Negerweiber eingesperrt.) Die Begine Hilgesill ist jetzt der Schreibgesell Wikbolds, der seinerseits der Schreibknecht Godekes ist. Die große Reise schlägt fehl. Die Hansa fängt den Ueberrest der Likedeeler oder Schalmebrüder, die sich gern „Freunde Gottes, aller Welt Feinde“ nennen. Der Hauptmann Godeke und sein Schreibknecht Magister Wikbold enden unter dem Schwerte des Henkers.

Kennzeichnend für die geschichtliche Einstellung des Verfassers ist, daß er über die unruhvolle Zeit um 1400 sagt: „Die Mischung aus Morgenland und Abendland, Christentum genannt, war auch damals noch nicht zur Klärung gediehen“ (S. 349).

Nicht ohne Bedeutung ist es, wenn Hans Leip im Nachtrage die Befürchtung ausspricht, daß der „Leser vielleicht im Laufe der Berichte ab und an ins Leere zu fallen drohte“ (S. 351).

Ein weiterer Spielraum ist dem Traumleben gegönnt; bei dem rastlosen Suchen und Sehnen und Grübeln fließen Sein und Schein oft unmerklich ineinander über. Die Welt der Gedanken ist, wie die See, das Lebenselement der Likedeeler, vielfach in dunkle Nebel getaucht, die geisterhaft wirken und die klare Ein- und Durchschau erschweren.

Seinem Streben nach „der einen bewußten Altertümlichkeit, nämlich, möglichst gut Deutsch zu schreiben (S. 351), ist der Verfasser treu geblieben. Er zeigt sich hier als ein Meister der echt deutschen Sprache, dem volles Lob zu zollen ist. Die Derbheiten sind auf Rechnung der Zeit zu setzen.

Es mag ihm zugute gehalten werden, daß ihm — wohl von seinem Standpunkt als Nichtkatholik — historisch-theologische Unrichtigkeiten unterlaufen sind, z. B. S. 69, 97, 323, und daß das Einfühlen in die religiöse Gedankensphäre jener Zeit ihm nur zum Teil gelungen ist. Die Problematik unserer Zeit lugt allenthalben hervor.

Die Sprache und Denkweise, die Bilder und Strebungen der Seemannswelt füllen das an stilistischen Schönheiten reiche Buch in dem Grade, daß nur eine kleine Gemeinde von verstehenden Lesern dafür in Frage kommt.

Bonn. Aloys Dünchem.

Paul Gurk: Meister Eckehart. 230 S. 8°. Trier 1925, Friedr. Lintz.

In unserer zur Methaphysik umkehrenden Zeit hat man besonderes Interesse für mystische Stoffe und den Begründer der deutschen Mystik, Meister Eckhart oder Eckehart, der um 1260 in einem Dorfe bei Gotha in Thüringen, der Gartenerde des religiösen und klassischen Deutschland, geboren wurde, mit etwa 17 Jahren in den Dominikanerorden trat, einige Zeit Lehrer in Paris, dann Provinzial des Dominikanerordens der Provinz Sachsen, mit dem Sitz in Köln, später in Straßburg, und zuletzt „Lesemeister“ in Köln war. Seine mystisch-theosophischen Vorträge oder Katechesen sind voll Innigkeit und Tiefe. In seiner Mystik zeigt er sich abhängig von dem Pseudo-Areopagiten und Erigena und besonders von den Viktorinern. Eine pantheistische — von Eckehart als antikirchlich gewiß nicht gewollte—Deutung seiner mit meisterhafter Handhabung der deutschen Sprache verfaßten Predigten hat er nicht unmöglich gemacht. 1326 leitet der Kölner Erzbischof einen Prozeß in Glaubenssachen gegen ihn ein. Der Meister appelliert an den Papst Johann XXII.

Ehe dieser 1329 durch die Bulle „In agro dominico“ von den 28 Sätzen Eckeharts 17 für häretisch erklärte, war der Autor gestorben.

Diese an modernen Problemen reiche Persönlichkeit Eckeharts läßt Paul Gurk hier handeln und vor allem lehrend auftreten. Namentlich steht die Ethik im Brennpunkte. „So aber sage ich: Komm, Versuchung! Der Unversuchte ist auch der Unversuchte, und es ist besser, ich erliege der Versuchung und hebe mich dann aus ihr heraus, als daß ich erſticke und Mörder meines Gefühls werde!“ (S. 8).

Ein Sterbender ringt in Eckeharts Gegenwart und durchlebt das Gleichnis vom verlorenen Sohn: Er bedauert, daß er nicht das Leben des verlorenen Sohnes geführt hat, und spricht: „Ich bereue, daß ich nichts zu bereuen habe ... Wer gibt mir Vergebung für nicht begangene Sünden? — Ihr müßt das tun, Meister Eckehart, auf daß ich sterben kann!“ „... Ich sage Euch, Balthasar Lengel, tut Eure verborgenste Sünde — und sei es im Traum! Nur so werdet Ihr frei von ihr! Was Euch Ruhe und Uebereinstimmung mit Euch gibt, kann nicht Sünde sein!“ (S. 40).

Die Ehefrau, die auf Eckeharts Rat, als Buhlerin verkleidet, ihren sterbenden Mann „mit dem Kuß der Tänzerin und Dirne“ (S. 43) küßt, fragt Eckehart: „Tat ich nicht Sünde?“ und erhält von dem Meister als Antwort: „In dem Namen des allmächtigen Gottes, der in dir war, als du tanztest, spreche ich dich los von deiner Angst! ... In jedem Gefühl, das über die Dämme der Sitte bricht und dich umschmilzt im Feuer übermächtigen Entschlusses, ist Gott“ (S. 42). Der so betrogene Mann wird auch nicht auf ewig verdammt sein. „Wer weiß es, ob nicht Ewigkeit der Augenblick des Todes ist! Da er glückselig starb — sieh das Lächeln ewiger Glückseligkeit auf seinen Lippen — ist er ewig glücklich“ (S. 43).

Bei einem nächtlichen Zusammensein in einer Kneipe (71 ff.) sagt er einer Dirne, bei der er „das reine, unzerrissene Rund ihrer Züge betrachtete“: „Magdalene, alles ist von dir abgefallen, und du hast nie eine Sünde begangen ... Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr! Schenke dich hin, Magdalene, aber verkaufe dich nicht! Das ist Sünde“ (S. 84).

Somit bekundet Eckehart auf ethischem Gebiet einen vollendeten Subjektivismus, losgelöst von der objektiven Norm des göttlichen Sittengesetzes, und läßt der autonomen Moral die Herrschaft.

Die Franziskaner, namentlich Wilhelm von Occam und der persönlich haßerfüllte Guardian, beschuldigen ihn als Ketzer des Denkens und besonders wegen der Vergottung des Menschen als formalen Häretiker, den auch der alte Dominikanerbischof Nikolaus von Straßburg nicht hat zur Einsicht und Umkehr bringen können.

Paul Gurk hat den schwierigen und dunklen Stoff, der im allgemeinen den Quellen entsprechend gegeben wird, mit einer gewissen Kühnheit eklektisch in eine einheitliche Form des Geschehens gebracht und dem Ganzen ein edles sprachliches Gewand verliehen, ohne damit den Anspruch zu erheben, er habe die vielen wissenschaftlichen Eckehartfragen gelöst.

Die Lektüre des Buches setzt Leser voraus, denen es um ernste Probleme zu tun ist, und die durch ihre geistige Bildung befähigt sind, die angeschnittenen Fragen philosophiegeschichtlich zu werten.

Bonn. Aloys Dünchem.

Helene Christaller: Das Reich des Markus Neander. Roman. 331 S. 8°. Basel, Friedrich Reinhardt.

Die Dichter unserer zerrissenen Zeit spähen mit heißem Blick nach Rettung und möchten den verirrten Menschen Pfade zu Frieden und Glück bahnen. Mit sehe-

rischer Bildhaftigkeit suchen sie uns Gestalten vor Augen zu stellen, die die Schuld der Welt mit starkem Willen niederkämpfen und das Leid der Welt durch herzliche Liebe bannen. So treibt die Not der schweren Zeit eine Fülle von Entwicklungsromanen ans Licht. Helene Christaller zeichnet uns in ihrem Markus Neander voll fraulicher Einfühlungskunst einen zwiespältigen Charakter, dessen zuckende Kraft in kluger Erzieherarbeit gedämpft, gelenkt, auf hohe Ziele gespannt wird. Der indische Führer seiner Kindheit mahnt: „Dich selber fürchte du, nichts außer dir!" In einem protestantischen Internat der Schweiz nimmt Bruder Winfried die herbe Knabenseele in gütige Hände. Des glühenden Blutes Liebesbrand muß Markus löschen in starker Entsagung. Sechs Jahre wandert er durch die Lande, horcht auf Gottes Wort in seinem Herzen und springt allen bei, die ihn brauchen; einmal wird er sogar zum Geburtshelfer bei einer Verführten. So reift er innerlich zum starken Mann und kann sich nun ein kleines Reich gründen aus Menschen, die Gott ihm gegeben, daß er sie aus Unrast und Dumpfheit und Schuld zu Frieden und Glück führe. Daß das glühende Herz des Markus zuzeiten unter dieser Enge leidet, können wir ihm nachfühlen. Für solch ein dürftiges Glück im Winkel ist dieser Mann zu schade, und für solch einen matten Ausgang ist im Roman zuviel Kraft aufgewandt. Dabei sei die vornehme Kunst der Erzählerin aber anerkannt. Voll abgeklärter Weisheit und verstehender Seelenkenntnis schaut sie ins Leben und in das Herz ihrer Menschen. Manches kluge Wort steht in dem Buche. Mit frauenhafter Liebe und Sorgfalt ist alles ausgeführt. Reifere Leser besinnlicher Art werden sich gern in die Einzelbilder dieses buntbewegten, zu sittlichem Adel geläuterten Lebens versenken.

Dalheim (Rhld.). P. Meinrad Vonderheide, O. F. M.

Margarete Boie: Moiken Peter Ohm. Roman. 288 S. 8°. Stuttgart, J. F. Steinkopf. M. 6,—.

Die arme Moiken Peter Ohm! In ihr heimisches Fühlen und Glück kam ein Entwurzelter, ein Fremder, einer vom Festland her, der auf Sylt nur so viel Boden und Fuß gefaßt hatte, daß er die Sylter Mädchen und Jungen durcheinanderbringen und der trauten Moiken den Frieden für immer rauben konnte. Rauh war die Zeit um die Wende des 18. Jahrhunderts in allen Landen; auch auf Sylt verspürte man, mehr als man wollte, den steifen, heißen Wind jener Tage. Das Leiden des Volkes und den Schmerz der einsamen Moiken, die ihrem davongegangenen Paul ein langes Leben hindurch nachtrauert, und die grenzenlose Macht der entfesselten, wilden See, sie treten vor unser Auge vielgestaltig und feingezeichnet. Seelen- und Naturschilderungen gelingen Margarete Boie in gleicher Feinheit. Reife Menschen, die Freude an der See haben und die wissen, daß es auch Bösewichter gibt, sollen das Buch lesen. Sie werden Freude haben, wenn sie diesen Salzdampf der Nordsee atmen. Mir hat der Roman so viel Freude gemacht, daß ich gern einmal, wenn ich könnte, einen solchen Sturm an der Klippe mitmachte, um die Wahrheit am eigenen Leibe zu erproben.

Bochum. F. Asanger.

Wilhelm Kotzde: Die Burg im Osten. Das Schicksal einer Ritterschaft. 653 S. Stuttgart 1925, J. F. Steinkopf. Geb. M. 10,—.

Eine Dichtung in zu breitem Ausmaße von dem heißen Streiten und dem treutapfern Sterben der deutschen Ordensritter im Osten, von dem Schicksal des Ordens, von seinem Aufstieg und dem Niedergang, von seinem hochgemuten Geiste, der in jenen fernen Zeiten in diese Lande der Heiden deutsche Sitte und christliche Religion bringen wollte. Die Sprache ist stellenweise erhaben schön. Dem Durch-

schnittsleser wird es freilich schwer fallen, sich durch den vielgestaltigen ‚Roman' mit all seinen Tatsachen und Ereignissen, Handlungen und Stimmungen, mit den zahlreichen Orten und den vielen, vielen Menschen hindurchzuarbeiten. Die Darstellung der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Erscheinungen hat mir im allgemeinen recht gut gefallen. Aber im großen und ganzen ist der Rahmen für diese Erzählung zu weit gespannt, wenn sie auch kein eigentlicher ‚Roman' sein soll, sondern als ‚Dichtung' bezeichnet ist.

Bochum. F. Asanger.

Maximilian Joseph Pfeiffer: Kyrie Eleison. Roman. 496 S. München, Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer. Geb. M. 10,—.

Der so früh verstorbene deutsche Gesandte in Wien, Maximilian Joseph Pfeiffer, dessen dortiges Wirken für das gesamte Deutschtum von unschätzbarem Werte war, hat uns in diesem Romane von Juden und Christen aus dem alten Speyer aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein Buch geschenkt, das uns hineinführt in jene schreckensvolle Zeit der alles mordenden Pest, des grausigen Bürgerzwistes und des blödblinden Aufruhrs. Es zeigt uns das harte Schicksal der Juden, das uns in seiner geschichtlichen Darstellung mahnen muß gegen den in vielen Köpfen spukenden tollen Antisemitismus. Wir sehen im zweiten Teile, wie die böse Erhebung die kleinen Geister und die schwachen Herzen betört, wie die urteilslose Masse dem lumpigen Schreier folgt, und wie schwach die sind, die stark sein müßten, das gute Recht zu schützen. M. J. Pfeiffer ist ein Historiker von Fleisch und Blut, und er schildert mit innerer Wärme und lebhafter Teilnahme dahingegangene Zeiten. Sein Roman ist zwar keine leichte Lektüre; denn die in altertümlichem Stil einherschreitende Sprache mit den vielen eingestreuten fremden Worten läßt den Leser nicht schnell vorwärtskommen, sondern nötigt ihn zum verweilenden Bedenken.

Bochum. F. Asanger.

Erich Salzmann: Yü Jong. Der Nephrit Phönix. Ein chinesischer Revolutionsroman aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 1926. Deutsche Verlagsanstalt.

Die Geschichte eines chinesischen Mädchens, das mit glühendem Herzen für sein Volk sein Erwachen aus unwürdiger Versklavung unter einer grausamen und lasterhaften Autokratie miterlebt und als Sproß einer alten Dynastie sich berufen fühlt, an der Spitze der Umstürzler ihr Land einer neuen, glücklicheren Entwicklung entgegenzuführen. Eine zweite Jeanne d'Arc, die den in Peking eindringenden Freiheitskämpfern mit der fünffarbigen Revolutionsfahne voranstürmt und für sie ihr Leben läßt. Orientalische Sitten und Unsitten, Intrigen und Verbrechen sowie das langsame Aufflackern der Revolution bis zur himmelhochschlagenden Lohe werden in fesselnden Bildern und spannenden Szenen lebendiges Erlebnis.

Worms. Peter Bauer.

Gerhard Hennes: Der gute Gerhard von Köln. Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. Mit Bildern von Fritz Bergen. Köln, J. P. Bachem. (Aus allen Zeiten und Ländern Bd. 31.) Geh. M. 3,50; geb. M. 4,50.

Der bekannte Volksschriftsteller gibt hier einer rheinischen Sage, die leider bislang zu wenig bekannt gewesen ist, die aber schon im Mittelalter Bearbeitung gefunden hat, neue Form und Gestalt. Für die „Vorbemerkung" wird ein großer Teil der Leser ihm dankbar sein; aber da es sich um eine Sage handelt, hätte es darin nicht einer Entschuldigung bedurft, daß er mit dichterischer Freiheit den

Stoff nicht streng geschichtlich gestaltet hat. Das ist u. E. sein gutes Recht als Dichter, in der Sage Personen und Dinge zusammenzubringen, die Jahrhunderte auseinander liegen. Die Hauptsache bleibt, daß der sagenhafte Stoff künstlerisch gestaltet wird, und das hat Hennes mit der ihm gegebenen Kraft als Volksdichter getan. Da es sich hier um einen heimatlichen Stoff, der uns Rheinländer besonders interessieren wird, handelt, so stellt der Verfasser sich und sein Buch in den Dienst der Heimatpflege und dieser Umstand macht seine Erzählung zu einem geeigneten Jugend- und Volksbuch.

Trier. Prof. Eisen.

N. Fabri de Fabris: Gradje. Novellen. Elberfeld, Bergland-Verlag. Geb. M. 2,50.

Die bekannte Erzählerin bringt hier acht „Novellen", die sich namentlich mit dem harten Geschick kleiner Leute beschäftigen. Ob sie nun von dem Waisenknaben erzählt oder von dem Briefträger, oder dem armen Spielmann, immer ist es der Gedanke der Pflicht, die Opfer, oft harte Opfer der Entsagung heischt, was sie in dichterische Form kleidet. Es tut einem wohl, wieder einmal im alten lieben Erzählerton solche Geschichten zu lesen, der gar nichts an sich hat von dem Gezwungenen und Geschraubten der Modernen. Fabri de Fabris ist sich und ihrer Art treu geblieben und es will uns scheinen, daß sie damit recht getan hat. Solche Kost wird aller Moderne zum Trotz immer noch bei jung und alt willkommen sein. Der vornehme Einband macht das Büchlein zu Geschenkzwecken sehr geeignet.

Trier. Prof. Eisen.

Georg Lutz: Die Hexe von Schwabach. Novelle. 134 S. Wiesbaden 1925, Hermann Rauch.

Die Novelle spielt im 15. Jahrhundert und verherrlicht standhafte Frauenliebe und Treue. Anna Barbara läßt sich lieber als Hexe verbrennen, als daß sie durch ein einziges Wort Leben und Sicherheit ihres Mannes gefährdet. Die Novelle ist reich an gefühlvollen Exkursen. Sie eignet sich für Volk und reifere Jugend, insbesondere für weibliche Leser.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Paul Vetterli: Wolf. Roman eines Hundes. 353 Seiten. Zürich und Leipzig, Grethlein u. Co.

Wir sind der Flut der Tier-Romane, die fast an alle Exemplare der schulüblichen Zoologie bis weit in die Insektenwelt hineinspült, noch nicht entronnen. Die Gewässer steigen noch, wie es scheint. Zweifellos ist Vetterli mit großer Liebe und mit anteilnehmendem Erleben seinem Wolfshunde gerecht geworden; Tierliebhaber finden hier eine Seele von einem Hunde, der leider, mit den Anfechtungen des Urahnenblutes behaftet, von der Wissenschaft zu Versuchszweck verseucht, ein schreckliches Ende nimmt. Auch hat der Roman Kapitel, die mit fast dramatischer Zuspitzung dem Schilderungstalente des Verfassers alle Ehre geben. Der großen Gefahr des Tierschilderers, sich in die Tiere zu verlieben und sie dann geradezu zu vermenschlichen, ist auch Vetterli nicht entgangen. Man kann das „Seid umpfotet, Millionen!" (S. 292) ja als einen etwas unpassenden parodistischen Scherz ansehen; aber eine Wertangleichung liegt darin, für die sich mancher ergebenst bedanken wird, wenigstens so lange er noch nicht das Gefühl hat, auf den Hund gekommen zu sein. So hat man in diesem Buche fortlesend immer mehr die Empfindung, daß es ein achtenswertes Kunststück ist, dem wir da folgen, aber kein Kunstwerk. Vielmehr häuft sich immer weiter eine Art von Beredsamkeit und Ueberredungskunst, die nahe an die Geschwätzigkeit grenzt, z. B. — wahllos — S. 293: „Während

Petz ein einziges Mal den Gedanken des 'Rausschmeißens erwog und ihn nachher endgültig begrub, kullerte der Affe fast jede Stunde etwas von der genannten (!) Inkommodität aus seinem breiten Maule hervor.—Und wenn der Affe sich äußerte, dann verfehlte er nie, jedem Ton auch eine entsprechende Pointierung mit Hilfe seiner Gesichtszüge angedeihen zu lassen.“ Solches abscheuliche Papierdeutsch geht einem auf die Nerven.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Jugendschriften

Karl W. Verhoeff: Seltsame Entdeckungsfahrten der Ameisen Emse und Fleiß und ihre Folgen. Eine Erzählung für die reifere Jugend und für alle Naturfreunde. 264 S. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. M. 6,—.

Eine der Darstellungen vermenschlichten Tierlebens, wie wir sie in der neueren Literatur vielfach finden, die als Idee die Frage zu beantworten sucht, was Ameisen leisten könnten, wenn sie mit Sprache und Vernunft begabt wären. Das Ergebnis ist ein interessantes: Wir erkennen, daß diese Insekten sehr hoch stehen und unter den genannten Voraussetzungen Großes, wenn auch immerhin Begrenztes, zu erreichen imstande wären. Im Laufe der Handlung werden wir mit vielen weiteren Insekten bekannt, deren Namen mancher wohl zum ersten Male hört. Es wird ein Einblick in die Fülle tierischen Lebens gegeben, das sich auf dem Waldboden abspielt und an dem die Menschen mit geschlossenen Augen vorübergehen. Die zahlreichen Naturbeobachtungen des kundigen Verfassers sind mit einer flotten Handlung verwoben und wohl geeignet, Liebe und Verständnis für die kleinen Lebewesen zu erwecken. — Das Buch ist in erster Linie für die reifere Jugend gedacht und kommt deren Interessen durch eine an Abenteuern reiche Handlung klug entgegen. Es ist ein wertvoller Ersatz für die in ihren Reihen so beliebte, vielfach minderwertige Abenteuerliteratur.

Bonn. Franz Kroczek.

Hubert Fleckes: Zum Amazonenstrom. Erzählung aus der Zeit der großen Entdeckungen. Mit 4 Bildern. 107 S. (Aus allen Zeiten und Ländern. Bd. 30.) Köln, J. P. Bachem.

Die Erzählung, die die Auffindung des Amazonenstromes zum Gegenstande hat, führt in geschickter Weise in den Geist des Entdeckungszeitalters ein. Ebenso bereichert und vertieft sie geographische Kenntnisse. Für Knaben im Alter von 12—16 Jahren!

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Verzeichnis der in diesem Hefte besprochenen Bücher

Adam, L., Hochasiatische Kunst . . . 363
— Buddhastatuen 363
Biermann, G., Jahrbuch der asiatischen Kunst 363
Böhlen, H., Sonnenwärts 371
Boie, M., Moiken Peter Ohm . . . 380
Borchardt, R., Deutsche Denkreden . 372
Brey, H., Von ewiger Liebe 355
— Wenn es in der Seele dunkelt . 355
Brey, H., Leuchtende Tage 355
— Weiße Blüten 355
— Sonnenfunken 355
— Das Burgfräulein 355
— Es fiel ein Reif 356
— Die vom Heidehof 356
— Der Heidevikar 356
— Das steinerne Herz 355
— Maria geht über die Heide . . 355

Brey, H., Das tote Tal 355
— Das Licht der Welt 355
— Nur der Saum seines Kleides . 355
— Der Kreuzhof 355
— Gestalten 355
— Frauenland 355
— Die am Wege zerbrachen . . . 355

Chesterton, G. K., Der Mann, der Donnerstag war 346
— Das fliegende Wirtshaus . . . 347
— Der Mann, der zuviel wußte . 348
— Priester und Detektiv 348
Christaller, H., Das Reich des Markus Neander 379
Cohn, W., Indische Plastik 364

Döhring, K., Siam 362

Emmerich, F., Weltreisen und Forscherabenteuer 375
Erdmann, N., August Strindberg . . 349
Escher, H., Aus dem amerikanischen Bibliothekswesen 368

Fabri de Fabris, N., Gradje 382
Fleckes, H., Zum Amazonenstrom . . 383

Glasenapp, H. v., Indien 362
Grabmann, M., D. Kulturphilosophie des hl. Thomas v. A. 371
Gurk, P., Meister Eckehart 378

Hennes, G., Der gute Gerhard von Köln 381
Hertel, J., Indische Erzähler 359
Hillebrandt, A., Altindische Politik . 362
Hohlbaum, R., Der Weg nach Emmaus 377

Kahle, Der kleine Brehm 375
Katholische Ehe 369
Khan, J., Die Schale von Saki . . . 362
— Aus einem indischen Rosengarten 362
— Das innere Leben 362
— Die Musik des Schweigens . . 362
Knottnerus-Meyer, Tiere im Zoo . . 376
Kotzde, W., Die Burg im Osten . . . 380

Landersdorfer, S., Die Kultur der Babylonier und Assyrer 372
Leip, H., Godekes Knecht 377
Lutz, G., Die Hexe von Schwabach . 382

Mausbach, J., Ehe und Kindersegen . 369
Muckermann, H., Um das Leben der Ungeborenen 370

Pfeiffer, M. J., Kyrie eleison . . . 381

Ray, A. C., Bengalisches Leben . . 363
Rieger, S. (Reimmichl), Der Kreuzkaspar 357
— Der Tuifelemaler 357
— Aus den Tiroler Bergen . . . 358
— Das Auge der Alpen 358
— Esau und Jakob 358
— Das Heimweh 358
— Stille und laute Wasser 358
— Der Fexpeter 358
— Der Nant 358
— Die Geschichte eines bösen Buben 358
Rilke, R. M., Das Stundenbuch . . 343
Rösch, A., Die Ehe im kirchlichen und bürgerlichen Recht 370
Rückert, Fr., Uebersetzung des Atharvaveda 361

Saedler, H., Schmidtbonn-Auswahl 352
Salzmann, E., Yü Fong. Der Nephrit Phönix 381
Schmidt, R., (Uebers.) Aschvaghoscha's Buddhatscheritam 360
Schmidtbonn, W., Geschichten von den unberührten Frauen 352
— Der Chor um Schmidtbonn . . 351
Schmitt, K., Röm. Katholizismus und polit. Form 371
Stuhlfauth, G., Der christl. Kirchenbau des Abendlandes 374
Sydow, E. v., Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker 374

Tagore, R., Gora 361
Thomann, H., Pagan. Ein Jahrtausend buddhist. Tempelkunst 363
Timmermans, F., Pallieter 337
— Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa 339
— Das Jesuskind in Flandern . . 340
— Das Licht in der Laterne . . . 341

Uhle, H., (Uebers.) 25 Erzählungen eines Dämonen 360

Verhoeff, K. W., Seltsame Entdeckungsfahrten 383
Vetterli, P., Wolf 382

Welleß, E., Die buddhistische Kunst von Gandhara 365
With, K., Bildwerke Ost- und Südasiens 364

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.
Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Wilhelm Matthießen

In E. T. A. Hoffmanns Märchen „Klein Zaches, genannt Zinnober“ sagt Prosper Alpanus zu Balthasar: „Ich liebe Jünglinge, die so wie du Sehnsucht und Liebe im reinen Herzen tragen, in deren Innern noch jene herrlichen Akkorde widerhallen, die dem fernen Lande voll göttlicher Wunder angehören, das meine Heimat ist. Die glücklichen, mit dieser inneren Musik begabten Menschen sind die einzigen, die man Dichter nennen kann . . .“ Matthießen trägt dieses klingende Traumland in sich und zugleich die Sehnsucht, den Menschen und alle Kreatur aus dem Gebundensein in die Materie zu dieser besseren Welt zu befreien. „Allein im unwirklichen Traum über Menschen und Welt erlösen sich Welten und Menschen“, heißt es in seiner „Lebensgeschichte“. An Stelle des Vergänglichen, Wirklichen soll also das Unwirkliche, Ewige treten. Dieses Wunder kann nur im Märchen Ereignis werden, dessen „heimlicher Sinn“ in der schon genannten „Lebensgeschichte“ so gedeutet wird: „Die Seele aller geschaffenen Dinge singen und tönen zu lassen in dem sie bezeichnenden Wort und hinüber von einem zum andern die heilig verborgene Einheit und Bindung zu weisen in klingendem Satz und Erzählen.“ Matthießen ist also zunächst und vor allem Märchendichter. In „Regiwissa“, seinem ersten Buche, steht das Wort, das seinem seitherigen Schaffensweg wie ein strahlender Stern voranleuchtet: „Das Märchen soll die Welt erlösen.“

Bei dieser romantischen Einstellung ist die geistige Verwandtschaft des Dichters mit dem Märchenvater Grimm, mit Romantikern wie E. T. A. Hoffmann, Eichendorff, Jean Paul, Brentano nicht verwunderlich. Aber Anklänge und Aehnlichkeiten, die sich aus der Nähe ihrer Erlebniskreise erklären, haben die starke Eigenart Matthießens nicht beeinflussen können, die in Wesen und Abstammung wie auch im Welt- und Lebensgefühl des Dichters ihr nährendes und kraftvolles Erdreich fand: Der im Jahre 1891 in dem Eifelstädtchen Gemünd geborene Dichter hat seine Vorfahren väterlicherseits im hohen Norden, in deren Gedanken- und Traumwelt aus Sage und Ueberlieferung her noch viel heidnisch-germanische Gestalten und Gebräuche lebendig waren. Aus diesem Vermächtnis schafft er mit Vorliebe Milieu und Atmosphäre seiner Märchen. Da erschließt sich uns nicht nur die Götterburg Walhall, sondern auch all die Himmlischen erscheinen: Wotan und Donar, Froh und Freia, Loge, Wili und We. Trolle, Pucks, Elfen und Hexen treiben ihr Wesen, und der alte Helljäger stürmt nächtlich mit seinem wilden Heer über die Berge. Klangvolle nordische Namen wie Regiwissa, Heila, Runhilt schmücken die besonders ausgezeichneten Gestalten. Ein Buch, in dem beim kerzenbrennenden Christbaum köstliche Weihnachtsmärchen erzählt werden, betitelt sich, heidnisch-germanisch, „Julnächte“. Und in des Dichters zuletzt erschienenem „Totenbuch“ geht eine seiner schönsten Geschichten auf Asbjörnsens „Huldreeventyr“ zurück. Aber auch die Landschaft zeigt sich zumeist in nordischer Herbheit und Kühle. Herbst und

Winter sind die bevorzugten Jahreszeiten. In ihrer gedämpften Stille findet die Seele ihre geliebte Heimat. Zu laut ist ihr der jauchzende Frühling und zu hell der sonnegleißende Sommer. Von der jungen, allerdings schwindsüchtigen Regiwissa sagt ihr Geliebter, der Dichter Wolf Holderkautz: „Das muß wohl alles so sein zwischen uns, dieses Herbstliche, Klagende und Entsagende. Doch bei alledem bin ich glücklich wie nie zuvor. Ich meine nämlich, daß erst dieses das rechte Glück ist. Was soll das andere, das Helle und Laute? Das überschreit alles, was Feines und Reines in der Seele ist. Bloß im Herbst kann man über sich selbst hinaussehen und hinter die Berge schauen. Sommer und Sonne ist nur diesseits. Aber im Herbste kommt uns die Seele in die Augen. Dann sehen wir im Nebel und durch den brausenden Sturm hin die tiefe, reine und wunderbare Welt, die jenseits der Berge liegt. Und wenn man Regi so in die Augen sieht, die hinter den langen Wimpern in dunkelblauem Gedämmer leuchten, dann spürt man, daß in dieser Seele der ergreifende Herbst der Natur Mensch geworden ist, und ich glaube, deshalb muß man sie so liebhaben . . ." Diese herbe nordische Welt erhält nun einen besonderen überirdischen Glanz durch das Hereinfluten tiefer katholischer Gläubigkeit. Die Magie und Mystik, die im Symbolismus der Kirche weben und wehen: in den Riten der Feste, in den liturgischen Gebeten, in den Gesängen und Hymnen, schauern auch durch Matthießens Geschichten und reißen ahnungsvolle Tiefen auf. Wenn plötzlich in den Fluß der Erzählung die Sprache der Kirche, die doch die Verwalterin des Seelischen und Ewigen ist, hereinblüht, dann scheinen jenseitige Ufer zu leuchten und Geheimnisvollstes beginnt zu klingen. Selbst die Natur draußen jubelt und dankt, fleht und preist den Schöpfer mit ihren Worten. Könnte der Gesang der Lerche, die sich am Pfingstmorgen singend zum blauen Himmel schwingt, schöner und tiefer gedeutet werden, als mit dem Jubel der Pfingsthymne: „Komm, Heil'ger Geist, der alles schafft"?

Aber Matthießen weiß auch als echer Märchendichter die unzulängliche Irdischkeit in die wunderbaren Gefilde des Humors, der Ironie und der Groteske zu locken und sie dort in ihrer ganzen Armut und Kleinheit lächerlich zu machen. So wird im Märchen vom Märchen die Eigennützigkeit und Selbstsucht aller Kreatur aufgezeigt: Der Dichter braucht, um schreiben zu können, eine Feder von der Gans, die dafür Körner verlangt, die nur das Feld gibt. Dieses will Regen, der erfordert Wind, wozu man den Blasebalg braucht, den der Schmied besitzt. Dieser verlangt Kohlen, die nur der Köhler liefert, und zwar für ein Schwefelholz, das ein Knabe hat, der dafür ein Nest will. Das Nest können nur die Raben geben, wenn der Kauz ihre Jungen gefressen hat, was er für ein Liedchen tun will, das Kinder singen müssen. Sie verlangen dafür ein Käuzchen, das nur ein Mädchen reichen kann, und zwar für einen Ring, den ein Dieb herbeischaffen muß. Der fordert ein Laternchen, das der Mond gibt, wenn er die Sonne bekommt, die dem lieben Gott gehört. Für einen halben Stachelbeerkuchen,

den der Dichter besitzt, überläßt der liebe Gott schließlich diesem die Sonne, mit der der Dichter alle Welt erlösen kann. In „Plum Kabeuschen“, dem großen Weltdetektiv, findet die Bosheit und Tücke des Lebens ihren Ueberwinder durch Humor und Satire. „Es dürfte eine durchaus dankenswerte Aufgabe sein“, schreibt Kabeuschen im „Gespensterschloß“ in sein Tagebuch, „die Welt und Menschen von der Wirklichkeit, zu welcher auch der Mensch gehört, zu befreien. Diese Aufgabe zu lösen, habe ich, Kabeuschen, unternommen, indem ich alle obbesagten Wirklichkeiten durch eine bisher wenig bekannte Lichtquelle beleuchtete. Nun ist besagte Leuchtsubstanz mit gewissen radioaktiven Kräften begabt, welche in allen chemischen Grundstoffen und Zusammensetzungen, zu denen auch der Mensch gehört, den Atem Pans freimachen —“. Im „Schattenschloß“ erlöst der Dichter durch eine nächtliche Ueberrumpelung die sich dort langweilenden Schatten: Courths-Mahlers Miß Lilian, Marlitts Goldelse, Herzogs Wißkottens, Heimburgs Lotte Lore, Covotes Klein Inge, Lauffs Anne Susanne, Anny Wothes Nebelfrau und Ewers Alraune zu ihrem wahren Wesen, nämlich einigen Gläsern voll Tinte, die die bezeichnenden Titel „Tinte“, „Langeweile“, „Brunst“ usw. tragen. Den von kleinlichen Kritikern im Diesseits verfolgten Abenteurer Karl May, den Matthießen in seiner Jugend wie alle Buben begeistert las, gibt er die Unsterblichkeit, indem er ihn auch nach seiner „wunderbaren Himmelfahrt“ ruhelos zwischen Erde, Hölle und Himmel herumstreifen läßt, da ihn niemand aufnehmen will.

Auch die Sprache Matthießens kennt den märchenhaften Ton und verwendet mit feinem Gefühl für die primitive Logik des Märchens dessen Formeln und stilistische Eigentümlichkeiten. So, ganz vortrefflich und der Vorstellungswelt der Kinder nachgehend, im „Alten Haus“. Diese zum Vorlesen bestimmten Märchen können vielen Erwachsenen Leitfaden und Schule werden, aus denen sie lernen können, wie man Kindern erzählt. Und wie weiß er all die „stummen“ und „sterblichen“ Dinge reden und tönen zu lassen, damit uns ihre Seelen offenbar werden! Auf zwei Buchen spielen ein Puck und der Wind Geige und Flöte: „Und leise begannen sie zu sprechen, daß über den atemlosen Wogen des Waldes die Töne sich webten, daß die Melodien schwebten, den leuchtenden Nebeln gleich, und die Harmonien sich flochten wie die blühende Stille der Frühlingsnacht. Kein Menschenohr aber hörte die Musik, nur in der Tiefe des Waldes erwachte Pan und begann an den Strahlen des Mondes wie an den Saiten einer Harfe zu zupfen. So ward es Mitternacht, still war der Wind, still war der Puck, zwölf tiefe Töne nur zupfte Pan an einem Mondstrahl, der flimmerte drunten im Moos.“ Hier ist das geheimnisvolle Weben des Waldes blühende Melodie geworden. Man spürt die tiefe Aufgeschlossenheit des Dichters für das Wesen der Musik, die er als „die Sprache des Unaussprechlichen“ und darum der Herrlichkeit des Diesseitigen am nächsten kommende Kunst am höchsten schätzt. „Maler,

Baumeister, Bildner und Dichter treiben nur Künstlein." Die Musik ist „allein die eine, die reine, die große Kunst". Die Wesensverwandtheit Matthießens mit Hoffmann, dem Dichter-Musiker, erhält durch diese Einstellung eine besonders starke Betonung. Und so dürfte der Hoffmännische Titel „Die Königsbraut", den Matthießen seinem wundervollen musikalischen Märchen gab, das die Ueberwindung der Schranken des Endlichen zeigt, nicht zufällig gewählt sein. Mit dem älteren Dichter, der sich Mozarts Vornamen Amadeus beilegte, teilt Matthießen auch die begeisterte Verehrung für Mozart. Daneben liebt er Haydn, Schubert, Wagner und Bruckner und hat ihre Musikerseele in köstlichen Märchen zu uns klingen lassen. Charakteristisch für des Dichters blühende, unbekümmerte, kühne Phantasie ist das Brucknermärchen. Matthießen läßt den verstorbenen Meister in Walhall einziehen und dort auf Wotans Frage, wen er suche, die schlichte und zugleich wuchtige Antwort geben: „Jesum Nazarenum!" Und die heidnischen Himmlischen ziehen mit Wagner, ihrem Gestalter, hinter Bruckner her in die kleine Kirche, wo er sein Leben lang die Orgel spielte und immer schon im Himmel war.

Matthießen hat zuletzt noch ein Buch „seltsamer Geschichten" vom Tode geschrieben. Magische, unterbewußte, pathologische Vorgänge des Seelenlebens werden in ihrer Abgründigkeit aufgezeigt und bis zur Grenze weiter verfolgt, wo Jenseitiges, Uebersinnliches ahnungsvoll hereinbricht. Sie bedeuten keine Abkehr vom Märchen, sondern eine Erweiterung des Gebietes, indem auch hier wieder Traumhaftes, das „was man so schwer erfassen und erreichen kann" vom menschlichen Leben zum Erlebnis gestaltet wird. „Wir zeichnen nur im Traum des Lebens die Konturen nach und werfen das Erlebte wieder hinauf in die Unendlichkeit. Dort kreist es nun, wie vor Ewigkeiten, unwandelbar wie ein Stern." Und an einer anderen Stelle, in der letzten Geschichte des Bandes „Mein Tod", gibt Matthießen in einer rückblickenden Selbstkritik seinem Schaffen diese bezeichnende Bewertung: „Schon während meines »Lebens« hatte ich mich oft bekümmert gefragt, welchen Zweck im Weltplan eigentlich die künstlerische Arbeit habe? Die Menschen leben ohne sie doch ebenso gut und ebenso zufrieden. Jetzt wußte ich es. Ich hatte, ohne oft es zu ahnen, stumme Wesen erlöst aus ihrer Gebundenheit, zum Liede gestaltet: Baum und Blume, Berg und Brunnen, Bach und Wiese und Feuer und Feld, Himmel und Stern, Tier und Berggeistchen und Regen und Schnee und Wind — allem hatte ich versucht Unsterblichkeit zu geben und Seele. Und nun sah ich die Gestalten der „stummen" und „sterblichen" Dinge vor mir stehen, aus Wind und Nebel, Quellenrauschen und Waldluft in Form und Wesen gestaltet. Wie mich das beglückte! Ich sah, daß mein kleines Leben nicht umsonst war."

Es wird interessant sein, festzustellen, ob des Dichters erst zum Teil erschienener Görresroman sich ebenfalls in diese Linie einbeziehen läßt, die das „Land, das Tristan meint —", das heißt das Musikalisch-Religiöse zum

Ziel hat, oder ob er nur eine Abschwenkung ist und die Rückkehr zum Märchen der weiterführende Weg. Peter Bauer.

Anmerkung: Bis jetzt sind erschienen: „Regiwissa"; „James C. W. Plum Kabeuschen oder der große Meister"; „Der große Pan, 2. Abenteuer des Weltdetektivs J. C. W. Plum Kabeuschen"; „Der verlorene Hund oder das Mondkalb, 3. Abenteuer"; „Das Gespensterschloß"; „Julnächte" (alles bei Erich Matthes Verlag in Leipzig); „Die Königsbraut" (bei Gust. Bosse, Regensburg; daselbst auch einige andere musikalische Märchen, in den „Almanachen der deutschen Musikbücherei"; im Verlag Herder & Co., Freiburg, „Das alte Haus"; im Verlag J. P. Bachem, Köln, „Das Totenbuch".

Die Bedeutung des Buches für die Volkskultur bei A. Heinen

Unter den derzeitigen Schriftstellern, die sich ernsthaft um die Volksbildung und Volkskultur bemühen, steht Anton Heinen wegen seiner großen literarischen Fruchtbarkeit, der weiten Verbreitung seiner Schriften und wegen der gewaltigen Organisation des Volksvereins, die in seinem Sinne die Volksbildung fördert, in vorderster Reihe. Dabei fallen Samenkörner seines Schaffens auch auf das Arbeitsfeld, das seit mehr als achtzig Jahren der Borromäusverein, neben dem Gesellenverein die älteste katholische Volksbildungsorganisation, erfolgreich bebaut. Gewiß Grund genug, an dieser Stelle A. Heinens Bestrebungen zu würdigen.

Sieht man von den ausgesprochen religiösen Schriften und Büchern Heinens ab und ebenso von jenen, welche die Volksbildung und Volkskultur theoretisch für Volks- und Jugenderzieher behandeln, so bleiben außer den beiden Bänden ‚Feierabende. Plaudereien für junge Staatsbürger' und ‚Goethes Faust. Versuch einer Darstellung, was die Lebensdichtung Goethes unserer Bildungsarbeitsgemeinschaft geworden ist', gleichsam zwei Exempelbücher für die praktische Anwendung seiner volkserzieherischen Theorien, noch die unten verzeichneten Bücher,* die unmittelbar an die eigentlichen Volksschichten gerichtet sind, um diesen Ratgeber und Führer zur eigenen Bildung und zur Erziehung der Familien- und Standesgenossen zu sein.

In warmer, volkstümlicher Sprache gibt Heinen darin dem Mann und der Frau, dem Mädchen und Jüngling des Volkes Ratschläge und Finger-

* Die Familie. Ihr Wesen, ihre Gefährdung und ihre Pflege — Das Schwalbenbüchlein. Wie eine Mutter ihr Heim belebt (Sonderabdruck des dritten Teils von „Die Familie") — Lebensspiegel. Ein Familienbuch für Eheleute und solche, die es werden wollen — Von Mutterleid und Mutterfreud — Jungbauer erwache! — Lebensführung. Eine Anleitung zur Selbsterziehung für die weibliche Jugend — Von alltäglichen Dingen. Ein Büchlein der Bildung und der Lebensweisheit für den werktägigen Mann. Mutterleid und Mutterfreud erschien bei Hug in Günzburg, alle anderen im Volksvereins-Verlag, M. Gladbach.

zeige, wie sie die ihrem Berufe gemäße Bildung oder Kultur sich aneignen sollen. Den Kern jeder Bildung, also auch derjenigen des Volkes, faßt er, wenn ich ihn richtig verstehe, ganz im traditionell katholischen Sinne auf, allerdings beeinflußt und nuanciert durch die sich stark nach vorn drängenden Bemühungen der derzeitigen Jugendpflege und freien Volksbildungsbestrebungen. Auch er arbeitet auf die harmonische Entfaltung aller vom Schöpfer ins Geschöpf gelegten Anlagen und Talente, auf die virtus in medio hin. Nun hat das „Nach-Machtstreben" der letzten fünf Dezennien gemäß dem Grundsatz „Wissen ist Macht" die Bildung ganz einseitig ins Gehirn verpflanzt und einen sogenannten Intellektualismus und Nationalismus gezüchtet, dem man nicht völlig ohne Grund die Schuld an der derzeitigen Menschheitskatastrophe zuschiebt. Was Wunder, wenn darauf ein Umschlag kam, der Pendel stark nach der anderen Seite ausschlug und jetzt die Bildung wiederum einseitig ins Gemüt, ins „Irrationale" verlegt wird. Denn das Schwerste für den Menschen ist von jeher das Beharren in der Mitte. Ganz unberührt ist von dieser Zeitströmung Heinen nicht geblieben.

Seine Herkunft aus dem Dorfschullehrerhaus mit kleiner Landwirtschaft hat dafür gesorgt, daß ihm selber Nationalismus und Intellektualismus (beide Begriffe hier nicht philosophisch-theologisch verstanden) nicht ganz abhanden gekommen sind. Seine eigene Methode der Volksbelehrung ist damit — zwar nicht zu ihrem Schaden — hinreichend gesalzen. Wo Belehrung, da auch Intellektualismus und Nationalismus. Der Schaden fängt erst mit der Einseitigkeit an. Im wesentlichen strebt Heinen jene Bildung an, die man in das Goethesche „Edel sei der Mensch — Hilfreich und gut!" fassen kann, wenn man darob nicht vergißt, daß das Edel-, Hilfreich- und Gutsein sich nur mit den übernatürlichen Kräften der Religion Christi voll und ganz verwirklichen läßt. Klar erkennt er, daß das Allerwesentliche der Bildung nicht im Gehirn, sondern im Herzen sitzt und die Verstandesbildung nur zu leicht eine Gefahr für die Herzensbildung wird, wofür W. Schmidt in dem monumentalen Werke „Völker und Kulturen" (Bd. 3 von „Der Mensch aller Zeiten") den Beweis bereits aus der Entwicklung der Naturvölker und Urstaaten erbringt. Dort wird auch nachdrücklichst auf die Familie als die Keimzelle der Herzensbildung hingewiesen. In dieser Anschauung gehen nun Heinen und Schmidt so einig, daß die Lektüre des einen unwillkürlich an den anderen erinnert. Beide stehen eben fest auf dem Boden der uralt katholischen Bildungstradition, die von jeher in der Familie, im häuslichen Herde die Keimzelle und den Ausgangspunkt aller echten Bildung und Kultur erblickt hat.

Von hier, von Heinens Bemühungen um die Familienkultur, um die Wertung und Pflege des mütterlichen Sinns muß man ausgehen, wenn man seine Auffassung vom Wert und der Bedeutung des Buches als Bildungsweg richtig verstehen will. Die ursprüngliche Poesie war Lied, Märchen, Sage und Heldengedicht,

durch viele Jahrhunderte zunächst bloß mündlich fortgepflanzt in Gesang und in Erzählung am häuslichen Herd und bei Zusammenkünften der Großfamilie, sowie zuletzt des Stammes. Zu Lied und Heldengedicht kam wohl beinahe gleichzeitig der Tanz, der Reigen. In ihnen pflanzte sich die Ueberlieferung der ganzen Stammesgeschichte von Generation zu Generation fort. Aus der Verschmelzung bzw. Vereinigung von Reigen, Dichtung und Kulthandlungen des Stammes entstand das Drama. Die Dichtung bildete von je neben oder vielmehr im Dienste der Religion, des Kultus, einen ganz wesentlichen Teil des Familienlebens und der Familienkultur. Sobald die Großfamilie sich zum Stamm und vom Stamm zum Urstaat entwickelte, wuchs die Poesie auch in das Stammes- und Staatsleben hinein. Seitdem dann die Dichtung und die von ihr umschlossene Volksgeschichte sich nicht bloß mehr mündlich und mimisch am häuslichen Herd und in den Zusammenkünften des Stammes, sondern auch durch das Mittel der Schrift weiterpflanzte, ist auch dem Buche neben der mündlichen Erzählung seine große Bedeutung für den Familienkultus und die Volksbildung überhaupt zugewiesen. Hören wir, wie Heinen von diesen Gedankengängen aus sie auffaßt! Im Kapitel „Wie packen wir es an" des Schwalbenbüchleins schreibt er: „Das war die große Freude an jenen lieben und derben M ä r c h e n und S a g e n und L e g e n d e n und lustigen S c h w ä n k e n, die Großmutter oder Mutter erzählte" und redet an einer anderen Stelle des Buches dem Vorlesen dieser Dichtungen das Wort. In „Die Familie", dem das Schwalbenbüchlein entnommen ist, findet man ein besonderes Kapitel „Die Familienbücherei", für die von ihm eine gute Sammlung lyrischer Gedichte, eine Ausgabe alter deutscher Volksbücher, die Märchen der Gebrüder Grimm, ein Buch der Sage, eine schöne Auswahl aus der Hl. Schrift, ein tüchtiges Erziehungsbuch und eine mit warmem Herzen geschriebene volkstümliche Geschichte gefordert werden.

Das Wesentliche seiner da und dort niedergeschriebenen Gedanken über die Bedeutung des Buches für die Familienkultur und damit für die Volksbildung überhaupt liest man in folgender Auslassung über die Familienbücherei: „Aber das Volk müßte für die Bücherei wiederum e r z o g e n werden; nicht bloß dazu, daß es einen Groschen für sie aufwendet, daß als Hochzeits-, Weihnachts-, Namens- und Geburtstagsgeschenk das Buch wiederum zu Ehren kommt, sondern daß man es auch benutzen, im Dienst der Familie ausbeuten lernt. . ." Die „Erziehung für das Buch" aber ist nicht so leicht wie die Agitation für das Bücherkaufen. Es ist eine stille besinnliche Arbeit, die im kleinen Familienkreise des Standesvereins, der Konferenz, durch Erzählen, Vorlesen, Besprechen des Familienbuches, Anregung zur sinnigen Familienlektüre getan werden muß. Immer wieder macht man die Beobachtung, wie sehr die Seele des Volkes verhetzt, verfilzt, verknöchert, verfilmt ist, und daß man es förmlich darauf stoßen muß, was denn das einfache Gedichtchen zu sagen hat. . . Wir haben es nun

einmal mit der Tatsache zu tun, daß die Seelen durch allen möglichen literarischen Quark verschmiert sind, wie die schönen alten Statuen mit sechs, sieben Schichten schmieriger Oelfarbe, und daß dieser Schmutz einmal heruntergekratzt werden muß, bis die schönen, klaren Formen wieder heraustreten. Ja, hätten wir keine Zeitungen, keine Schmierliteratur, keine „Bildung", keine „Populärwissenschaft", so möchte die Arbeit wohl einfacher sein. In die Familienbücherei gehört nicht unbedingt die „literarische Tageskost" sondern die monumentale Literatur. Die literarische Tageskost mag man der Leihbibliothek entnehmen. Aber auch an ihr sollte die Familie nicht achtlos vorübergehen. Haben wir nicht eine reiche Fülle schöner Literatur, die um die Familienidee und um das Familienleben ihre wunderbare Gloriole weben?"

In diesem Zusammenhang weist er auf Goethes Hermann und Dorothea (im Schwalbenbüchlein auch auf Iphigenie), auf die Werke Otto Ludwigs, Storms und Gotthelfs hin. Im Lebensspiegel, der wohl das wertvollste und beste der Heinenschen volkstümlichen Bücher ist, werden als Bücher für den Familienleseabend genannt: Das Leben der Heiligen und die Handpostille, die Hefte und Schriften des Volksvereins und für die heranwachsende Jugend eine Auswahl aus den Klassikern, etwa: Wallenstein, Maria Stuart, Tell, Jungfrau von Orleans, Iphigenie, Hermann und Dorothea, Dreizehnlinden, ein Balladenbuch, Heiterethei und Aus dem Leben eines Taugenichts. Knappere Bemerkungen in gleichem Sinne liest man dann in „Mutterleid und Mutterfreud", in „Lebensführung" und „Jungbauer erwache!" In „Von alltäglichen Dingen" schreibt er sich (S. 282) die Sätze vom Herzen. „Der Jugend eines Volkes müssen sich die Heldengestalten seiner Volkssage unverlöschlich ins Herz prägen, an ihnen muß sich die Jugend erfüllen mit dem Willen, Großes zu tun oder auch Großes zu leiden . . . Hat das heilige Erbgut des Märchens und der Sage eine Heimstatt in den Herzen der Arbeiter, ihrer Frauen und Kinder? Kommt das Märchen in ihre Familie und die ernste, schicksalhafte Sage zu ihren Jünglingen und Jungfrauen? . . . Hat die Arbeiterschaft schon den großen Ekel vor allem Kitsch in Dichtung und Musik und schon die heilige Ehrfurcht vor allem Großen und Echten, das aus der Seele ihres Volkes gewachsen ist? Mich dünkt, daß noch eine geradezu riesenhafte Aufgabe der Bildung unseres arbeitenden Volkes vor uns steht, und mit Schmerz erfüllt mich immer wieder, daß die Arbeiterjugend, unsere lebendige Zukunftshoffnung, ihre Lorbeeren sucht auf dem Sportplatz und im Kino, daß aber nur hier und da ein Einsamer, vielleicht ein von seinen Kameraden Verspotteter, den Weg zur Seele seines Volkes sucht". Der letzte Satz findet anderswo seine Ergänzung in den sehr resignierten Bemerkungen: „Bildung ist ebensowenig wie Kunst Massenartikel. Es hat keinen Sinn, ungeistige Menschen, deren geistige Bedürfnisse sich in Amüsement erschöpfen, mit Bildung zu behelligen. Wir

glauben aber, daß Geistige so gut wie Ungeistige in allen Schichten und Berufen anzutreffen sind" (Sinn und Zwecke in der Erziehung und Bildung, S. 68), und: „Es waren immer nur einzelne, welche die wirklichen Träger einer höheren Bildung gewesen sind, und so wird es auch wohl bleiben in dieser minderwertigen Welt, daß sich nicht alle bilden lassen, weil es ihnen halt nicht gefällt, weil sie mehr Spaß haben am Maulen und Spektakelmachen als an wirklicher Bildung. Ob du zu den gebildeten oder ungebildeten minderwertigen Menschen gehören willst, das, lieber Freund, mußt du schließlich mit dir selber ausmachen" (Jungbauer erwache! S. 47).

Diese letzten Auslassungen scheinen in ganz klarem Gegensatz zu der hier vertretenen Ansicht zu stehen, daß A. Heinen das Wesen- und Kernhafte der Bildung in dem weiten universalen Sinne des „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" vertrete, und lassen annehmen, daß seine Auffassung von Bildung auf einmal zusammenschrumpfe auf die Fähigkeit, künstlerisch empfinden und genießen zu können, und daß Bildung (in anderen Schriften Heinens wird diese Meinung ebenso schroff oder noch schroffer geäußert) darum nur von einem kleinen Häuflein Auserwählter erreicht werde. Allein eine solche Auffassung ließe sich mit seiner ganzen, weitausgreifenden Volkserziehungs- und Volksbildungsarbeit viel schwerer in Einklang bringen, als wenn man derartige Sätze als vorübergehende Stimmungsniederschläge eines durch häufigere Mißerfolge enttäuschten Optimisten auffaßt. Allerdings ist die Methode, der Weg A. Heinens durch solche Enttäuschungen stark beeinflußt worden. Er lehrt und arbeitet seit einer Reihe von Jahren vorwiegend nur in und mit kleineren Kreisen, bei denen schon von vornherein eine größere Aufgeschlossenheit für seine Bemühungen und auch eine bedeutendere Begabung für künstlerisches Empfinden und Genießen gegeben ist, um in ihnen Keimzellen der Volksbildung in den weiten Volkskreisen zu schaffen.

Wer aufmerksam jahrelang die Arbeiten im Borromäusverein verfolgt, einzelne seiner Schulungskurse mitgemacht und die Werkraumaufsätze J. Zimmermanns gelesen hat, wird in dieser Organisation ähnlichen Wegen und Methoden begegnet sein. Aber genügen sie? Und wenn man so viele Mißerfolge zu buchen hat, sobald man mit derartigen Bestrebungen den Kreis der kleinen Arbeitsgemeinschaften verläßt, liegt die Schuld dann immer an der breiten Schicht?

Im Evangelium wird die Menschheit mit dem Erdreich, das Wort Gottes mit dem Samen verglichen. Dem göttlichen Sämann ist die Beschaffenheit des Bodens bekannt und auch das Schicksal des darauf gestreuten Samens. Aber weder ein einzelner noch ganze Kreise und Arbeitsgemeinschaften von Volksbildnern werden je das unermeßlich ausgedehnte Erdreich der breiten Volksschichten so genau kennenlernen, daß sie, etwa wie der Bodenchemiker dem Landwirt die chemische Zusammensetzung seiner Ackerkruste taxieren und damit die richtigen Samenarten anraten kann, immer das passende Samenkorn

für jeden Fleck auszustreuen imstande sind. Auch ein Zweites ist wegen der ungeheuren Ausdehnung und der verhältnismäßig stets sehr kleinen Zahl wirklicher Volksbildner nicht möglich, nämlich die intensive gartenlandmäßige Bearbeitung des ganzen Gebietes. Bis genügend Keimzellen geschaffen wären, würde unermeßlich großes Erdreich längst verloren sein. Was ist zu tun? Intensive Arbeit in kleinen Kreisen leisten, bis an die Grenze des Möglichen, dann aber auch den Samen (Bücher, Lieder, Vorträge) unbekümmert und wagemutig hineinstreuen in den großen Menschheitsacker und Gott für Wachsen und Gedeihen sorgen lassen. Manchmal geht er da am reichsten auf, wo der Erfolg am wenigsten erwartet wurde und man nie von seinem Gedeihen erfahren hat. Ist nicht schon oft genug ein irgendwoher verwehtes Samenkörnlein auf einem Brosämlein Erde neben einem Mansardenfenster der Großstadt zur schönen Blume erblüht? Wie verfuhr der Meister selber, der die Menschheit mit dem wundervollen Gleichnis vom Samen in verschiedenem Erdreich beschenkt hat? Hat er nicht einen ganz kleinen Kreis von zwölf Aposteln, eine winzig kleine Arbeitsgemeinschaft, und einen größeren von 72 Jüngern um sich gesammelt und darüber hinaus jahraus jahrein ungeheuren Volksscharen gepredigt? Geschah letzteres etwa, um die Menschheit zu belehren, daß die große Masse für jegliches gute Wort verloren sei? Ist die Annahme etwa kirchengeschichtliche und exegetische Ketzerei — eine dogmatische ist sie bestimmt nicht —, daß der Janhagel und Pöbel, der vor Pilatus das „Kreuzige ihn" geschrien hat, keineswegs die nämliche Masse gewesen ist, die der Berg- und Seepredigt und sonst den Reden Jesu andachtsvoll lauschte? Auch die Massen sind verschieden, wie die einzelnen Menschen. Darf man nicht der Meinung sein, die Predigt der Apostel nach dem Pfingstwunder habe gerade deshalb die gewaltige Massenwirkung erzielt, weil der Same der Lehre Jesu bereits in seinem Erdreich wie in Winterruhe lag, und die Apostelpredigt nur noch der warme Frühlingsregen gewesen sei, der das Keimen förderte? Eine zweite Frage: Besteht für die in kleinen Kreisen Gebildeten nicht die große Gefahr, daß, wenn sie zur Masse zurückkehren, sie auch wieder Masse werden? Senatores boni viri, senatus autem bestia. „Oaner is a Mensch, etliche sand's Leut, viel sand's Viecher!" Der Ausspruch des Kaisers Tiberius und das Tiroler Sprichwort deuten auf das Rätsel der Massensuggestion hin. Nur kann die Wirkung auch eine umgekehrte sein. Auch ein guter Elan kann die Masse packen. Darum Jüngerkreise und Volksscharen sammeln!

Nun ein Wort über den Samen selbst. Nicht jeder gute Same ist guter Same für jedes Erdreich. Was Heinen für solchen erachtet, ersieht man aus den obigen Zitaten. Es ist guter Same, zweifellos sehr guter Same. Aber ist er auch für j e d e s Erdreich gut?

Ich möchte sämtliche Volks- und Jugenderzieher, Lehrer und Bibliothekare auf zwei Bücher hinweisen, die für die richtige Bücherauswahl mit

größtem Nutzen gelesen werden: Kind und Buch, das Lieblingsbuch der deutschen Jugend zwischen 9 und 16 Jahren von Dr. A. Rumpf, und Die Jugendlektüre, Geschichtliches und Grundsätzliches von Dr. F. X. Thalhofer. Aus dem Schatze reichster pädagogischer Erfahrungen (Thalhofer) und aus dem Resultat einer auf breiter Grundlage angelegten Umfrage (Rumpf) wird als erstes Erfordernis für die Jugendlektüre die Kindertümlichkeit betont. Daraus ergibt sich von selbst für die Volkslektüre als erste Notwendigkeit die Volkstümlichkeit, und für jenen Kreis der breiten Volksschicht, der zwischen der Kinderzeit und dem reiferen Alter liegt, eine analoge Eigenschaft, wofür aber unsere Sprache das Wort noch nicht geprägt hat. Jedem Bemühen, ein Buch, eine Dichtung, ein Kunstwerk, das diese Qualitäten nicht besitzt, dem Verständnis breiter Schichten nahebringen zu wollen, bleibt der Erfolg versagt. Warum wird, wie aus Rumpfs Umfrage klar hervorgeht, das Märchen von der Altersstufe, die das zwölfte Lebensjahr hinter sich hat, ganz allgemein abgelehnt? Es paßt nicht mehr in ihren Erlebniskreis. Warum nicht? Bildet am Ende das Märchen nicht einfach die Sensation des Kindes, ähnlich wie das Kasperltheater? Sensation kann aber bloß jenes Außer- und Ungewöhnliche werden, an dessen Realität im wirklichen Leben man noch irgendwie glaubt. Welches Kind, das über das elfte und zwölfte Lebensjahr hinaus ist, glaubt noch an die Möglichkeit, daß das Märchen Wirklichkeit sein könne? An die Sage bleibt der Glaube länger. Wenn ich mich auf meine Lektüre der Kinder- und Knabenzeit erinnere, so glaube ich, daß es hauptsächlich ein Trieb war, ähnlich dem Sensationsbedürfnis, der mir diese vorerzählten Märchen, vordeklamierten Schillerschen Balladen, etliche Lesebuchgedichte, einige größere Erzählungen in Jahrgängen der Alten und Neuen Welt, die Bauberger-, Christoph von Schmid- und andere Räuber-, Ritter- und Heldengeschichten und dazu Legende so lieb gemacht hat. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß mich jedes Heiligenleben, worin nicht von blutigen Martyrien (das bloße Köpfen interessierte kaum mehr), kolossalen Wundern oder Teufelsaustreibungen zu lesen war, sehr langweilte. Dann war es auch die Kontrastwirkung und, so mir gut vordeklamiert wurde, das Pathos der vollen Vokale, die mich in ihren Bann zogen.

Es sollten von unseren Volksbildnern auch diese Fragen einmal gründlich durchdacht werden: Erstens: Können die deutschen Götter- und Heldensagen und die Märchen, die teils auf heidnisch vorchristlichem Boden, teils aus der Uebergangs- und Mischungszeit von Heidentum und Christentum herausgewachsen sind, einem wirklich christlich gewordenen Volke noch die Volksdichtung sein? Zwischen den heidnischen Griechen und Römern und ihren Götter- und Heldensagen bestand volle geistige Gleichheit. Zweitens: Sind für eine Stadt- und Industriebevölkerung, die den tiefen, großen Wald mit seinen Ahnungen und Geheimnissen nur noch aus Büchern und Sonntagsausflügen en masse kennt, überhaupt noch die Grundvoraussetzungen dafür

die Märchen, aus denen man den großen Wald, den Wolf und andere Bestien, Räuber und Hexen nicht wegdenken kann? Noch jetzt erinnere ich mich, wie in mir die Phantasie und auch die Furcht gewaltig arbeitete, so oft ich als kleiner Knirps allein in größere Wälder hinausgeschickt wurde. Wenn der Wolf käme, oder der Luchs, oder der Räuber, oder die Zigeuner? Warum hatte ich kein Beil als Waffe bei mir? Wie's oftmals so unheimlich in den Aesten knarrte und knaxte! Kann von diesem Gruseln das Kind unserer Industrieorte und der geleckten Stadtparke überhaupt noch eine Ahnung haben? Doch man schafft Ersatz, indem ganze Schulen zum „Märchen im Film“ oder zu der um Honorar von Stadt zu Stadt reisenden „Märchenerzählerin“ führt.

Eine Kunstdichtung könnte in dem Sinne, wie Heinen sich das rechte Volksbuch denkt, der Volksroman der abendländischen Christenheit sein: A. Manzonis „Die Verlobten“. In einem Familienkreis oder bei sonstigen Zusammenkünften vermöchte man die Abende eines ganzen Winters damit auszufüllen, daß große Teile dieses herrlichen Romans vorgelesen und der Zusammenhang durch mündliches, gekürztes Nacherzählen hergestellt würde. Goethe hat gewußt, warum er diese Dichtung mit Lob überschüttete. Aber man nehme heute zwei Dutzend sog. Gebildeter, die durch ein Lehrerseminar, ein Gymnasium, eine Hochschule gegangen sind, und nenne ihnen Manzonis Namen und den Titel seines Romans: keine sechs von ihnen wissen darum.

Wollte man beim Ueberlegen, wie A. Heinens Anregungen zur Erziehung der Lektüre in den breiteren Volksschichten fruchtbar gemacht werden, tiefer graben, dann müßten auch noch weitere wichtige Untersuchungen angestellt werden, wie z. B. die: Werden auch Menschen ohne jeden Sinn für Kunst und Dichtung geboren? Kann jemand für einen Teil der Künste, z. B. die bildenden, den Sinn haben, während er ihm für andere, z. B. Dichtung oder Musik, gänzlich fehlt, oder liegt allem künstlerischen Empfinden eine Veranlagung zugrunde, die für die eine Kunst nur stärker reagiert, aber für die anderen wenigstens eine dunkle Ahnung in sich birgt? Ferner: Gehört überhaupt ein gewisser Sinn und wenigstens eine ganz bescheidene Ausbildung für die Kunst zur Bildung der Menschen, oder vermag auch ein Mensch ohne jede Empfänglichkeit für irgend eine Kunst wahrhaft gebildet zu sein? Vielleicht regen die hier ausgesprochenen Kunst- und Bildungsketzereien an, daß ein anderer an dieser Stelle auf derlei Fragen antwortet.

Hermann Herz.

Hermann Bahrs Tagebücher

Ein Vorbild fruchtbringenden Lesens

Seit dem Jahre 1917 sammelt Hermann Bahr seine in Tageszeitungen zuerst veröffentlichten Aufsätze über Literatur und geistiges Leben in Sammelbänden, die in verschiedenen Verlagen erschienen sind. Die Tagebücher 1917 und 1918 kamen im Verlage Tyrolia (Innsbruck) heraus, das Tagebuch 1919 im Verlage Tal (Leipzig); unter dem Titel ‚Kritik der Gegenwart' erschien das Tagebuch 1920 im Verlage Haas & Grabherr (Augsburg). Die Tagebücher 1921—1923 endlich liegen in einem dreibändigen Werke unter dem Titel ‚Liebe der Lebenden' (Borgmeyer, Hildesheim) in hübscher Ausstattung vor. Diese Veröffentlichung ist es wert, daß ausführlich darüber berichtet werde, denn ich fürchte, daß diese Bände nicht die Aufnahme finden, die man ihnen wünschen möchte.

So mancher, der durch unser papierenes Zeitalter wandelt und sich den Bergen von Veröffentlichungen gegenüber einen Standpunkt wahren möchte, entdeckt leider recht bald, daß ein großer Teil dieses Papieres sich selbst gegenseitig aufhebt, indem durch vermehrte Lektüre die Eindrucksfähigkeit immer mehr schwindet und man schließlich nur noch wie in halbem Traum die Stimmen vernimmt, die an das ermüdete Ohr schlagen. Deshalb bietet der im Jahre 1923 sechzig Jahre alt gewordene österreichische Kritiker ein seltenes Schauspiel, wenn man sieht, wie er Tag für Tag und Jahr für Jahr aufmerksamen Sinnes und lebendigen Geistes die Erscheinungen der literarischen Welt verfolgt. Nicht viele Zeitgenossen können es mit dieser Jugendlichkeit aufnehmen. Man möge deshalb nicht auf die geringe Zahl von Jahren pochen, wenn von Jugend die Rede ist, denn wahre Jugend besteht in der Frische und Unmittelbarkeit der Wahrnehmungen und der Empfindungen. Deshalb sind, mit Hermann Bahr verglichen, viele unserer Jungen schon müde Greise. Das ist eben der Wert dieser Tagebücher, daß sie uns das Beispiel eines Mannes vorführen, der sehnsüchtigen Geistes, immer gleich eindrucks- und aufnahmefähig, durch das Getriebe der modernen Welt wandelt und sich den Sinn des Geschehens und der Buchproduktion zurechtzulegen sucht. Zudem weiß Bahr dem Pulsschlag der Zeitbewegungen zu lauschen, er selber hat ja Jahrzehnte hindurch vom Naturalismus bis zum Expressionismus die verschiedensten Moden mitgemacht, und er kennt aus Erfahrung die nervöse Unruhe dieser geschäftigen Zeit, die aus ihrer Unbefriedigung heraus sich immer wieder auf neue Anregungen stürzt, ohne ihnen mehr als den Wert eines zeitweiligen Antriebes beizumessen.

Seitdem aber Bahr im katholischen Glauben wieder einen Mittelpunkt geistigen Lebens gefunden hat, der es ihm ermöglicht, in der Erscheinungen und Bewegungen Flucht einen festen und ewigen Standpunkt einzunehmen, weiß er auch die Erzeugnisse des geistigen Lebens ganz anders abzuschätzen, er hat einen Maßstab gefunden, den er in jedem Falle anlegen kann. Und das ist das Beachtenswerte an dieser seltsamen Neugier den Büchern gegenüber, daß es sich nicht um eine wahllose Aufnahme des jeweils Bedeutsamen handelt, sondern daß Bahr an den Büchern wie an den Menschen seine eigene Persönlichkeit zu bereichern sich bemüht und gerade im Wirrwarr der Hervorbringungen, wo andere hemmungslos in den Strudel geraten und ihr Selbst verlieren, seinen eigenen Charakter stets aufs neue formt und ausbildet. Bei ihm kann man also lernen, wie man lesen kann, ohne daß der seelische Eigenwert verlorengeht und ohne sich der geistigen Eindrucksfähigkeit zu berauben. Er zeigt, wie man sich vor der Beeinflussung durch das

Papier bewahren kann, und wie man vielmehr aus dem toten Papiere, das für so viele Leser auch tot bleibt, Leben hervorlocken kann.

Das Geheimnis dieser Lebendigkeit des Lesers Bahr liegt darin, daß er sich in seiner Seele Mittelpunkte geschaffen hat, die ihm stets aufs neue Antriebe geben, kraft derer er seine Lektüre ausmünzen kann. Es sind einerseits die Erfahrungen eines reichen Manneslebens, die ihm den Niederschlag von festen Grundsätzen brachten, es ist sodann ein gesunder Menschenverstand, der es ihm gestattet, sich ein Urteil über die Geschehnisse zu bilden, und der ihn vor der Abstumpfung durch die Sensationen des Tages schützt. Und es ist auf der anderen Seite die Treue zu gewissen literarischen Neigungen seines langen Lebens, zu gewissen Werken und Dichtungen, die seine Lebensbegleiter geworden sind. Es wirkt zuweilen rührend, wie er an Stifter, dem Verfasser des Nachsommers und Witikos hängt, dem lange unbekannten Stifter, und wie er bei jeder Gelegenheit von seinem Lieblinge redet, so als ob er zum ersten Male von ihm entdeckt worden sei. In gleicher Weise redet er von Goethe, vom alten Goethe, dem Dichter der Wanderjahre und der übrigen Spätwerke. Er scheut nicht davor zurück, auch solcher Dichter zu gedenken, die heute als altmodisch gelten; er spricht mit Ehrfurcht von Schiller, er wendet seinen Blick oft zu bescheidenen Gestalten. Aber gerade dadurch, daß er eine innere Mitte hat, ist Bahr imstande, sich in der öden Weite des Papieres, die Jahr für Jahr sich unabsehbar dehnt, zurechtzufinden. Damit geht uns die Bedeutung von Lieblingsbüchern für die seelische Bildung auf; denn nur bestimmte Werke, zu denen wir immer wieder zurückkehren, können uns vor der Verflachung und der unvermeidlichen Abstumpfung durch wahllose Lektüre sichern. Wer sich der jeweiligen Mode anpassend alles liest, was die Flut an den Strand wirft, behält auf die Dauer nur schwache Erinnerungen an die rasche Lektüre, sie wird im Geiste keine festen Körner, die einmal einen Kern bilden könnten, zurücklassen.

Somit ist es nicht nur ein Genuß, sondern eine innerliche Bereicherung, wenn wir in den Tagebüchern des geistreichen Oesterreichers blättern. Er weist uns manche Wege, er legt den Finger auf allerlei verwirrende Zeiterscheinungen, auf die mystischen Liebhabereien, auf das Spielen mit dem religiösen Bedürfnis, auf die Theosophie, den Neubuddhismus u. a. m. Er prägt glückliche Sätze, die man sich gerne notiert, z. B. „Nie hat man sich, scheint's, mehr für die Begegnung mit Gott interessiert, als seit man nicht mehr an ihn glaubt“. Für die grauen Stunden des Alltags, in denen wir schwunglos dahinbrüten, ist er ein willkommener Anreger, dem man aber auch widersprechen kann. Keine Freunde sind so unterhaltsam wie jene, mit denen man auch streiten mag. Und Bahr fordert nicht selten zum Widerspruch auf. Nichts wäre törichter, als, wie einige Katholiken es getan haben, ihn zu einer Art unfehlbaren Orakels zu stempeln, oder zu einem behäbigen Großonkel, der mit guten Ratschlägen die Kinder durch den Wald geleitet. Denn nicht selten redet er sogar ziemlich wild drauf los, und man mag füglich erstaunt sein, daß er nicht wenigstens bei der Korrektur manche Ausführungen gestrichen hat. Aber man hat dafür oft Anlaß zur billigen Satire, man sagt sich zuweilen: „Das hättest du auch schreiben können und hättest dich vielleicht geistreicher ausgedrückt.“ Es ist eben bei Bahr alles nur Ausdruck der Stimmung des Augenblickes, es ist, wenn man will, Journalistik, in Buchform niedergelegte Journalistik, die aber gerade in dieser Form ihre Anziehung ausübt. Hätte er seine Gedanken in lehrhafter Gestalt niedergeschrieben, so würden sie wahrscheinlich

wenige Leser finden; so aber ist die tagebuchartige Schilderung der Kulturverhältnisse unserer Zeit von ganz außerordentlichem zeitgeschichtlichem Wert und wird sich noch nach vielen Jahren mit lebendiger Anteilnahme lesen lassen.

Treffend hat er für die letzte große Sammlung den Titel gewählt ‚Liebe der Lebenden', denn diese Tagebücher verraten auf jeder Seite die Liebe eines aufgeweckten Zeitgenossen zu allem, was das Leben innerlich bewegt, Liebe zu allem, was das Schicksal der Menschheit berührt. Er zeigt uns, wie wir uns durch diese Liebe von der niederdrückendsten Zeitkrankheit, der Blasiertheit der geistig Uebersättigten und darum dem Leben Fernstehenden, bewahren können. Wenn wir sein Beispiel beachten, werden wir nicht im Papier untergehen, oder unser Leben in Farblosigkeit dahinschleppen, sondern uns bis ins Alter die Spannkraft und Eindrucksfähigkeit der Jugend bewahren. Dr. Jos. Froberger.

Zur Seelenkunde der Industriejugend

Kurz vor dem Ende des Weltkrieges schenkte uns der auch geistig im Industriegebiet tief verwurzelte Hamborner Lehrer Heinrich Kautz ein Werk Um die Seele des Industriekindes[1]. Heute legt er ein neues Werk vor, das tiefer und allseitiger das aufgeworfene Problem erfaßt: Im Schatten der Schlote[2]. Kautz nennt sein Werk „ein Buch der Sorge". Das wird begreiflich, wenn man das 295 Seiten starke Buch Blatt für Blatt durchstudiert. Das ist nicht nur Sorge, das ist Liebe eines priesterlich gesinnten Lehrers für seine Aufgabe, für seine Jugend, die er treffend mit der Widmung motiviert: „Ich liebe dich, du schwarzes Land, um deiner Kinder willen, sie sind meine schöne Liebe und die Freude meiner Arbeit."

Im Untertitel nennt Kautz seine Arbeit bescheiden „Versuche zur Seelenkunde der Industriejugend". Diese Jugend führt er uns vor als ein Problem in ihrem ganzen Werden, in ihrer Umgebung mit allen Einflüssen, in Haus und Familie, in Kirche und Schule. Es ist ganz natürlich, daß so ein anschauliches Bild von der Psychologie der Industriemenschheit überhaupt entsteht. Ein Werk in dieser umfangreichen Gründlichkeit bearbeitet fehlte uns bisher. Der Verfasser behandelt tatsächlich die „fast unbebauten Gebiete der industriepsychologischen Forschung". Das Buch schildert Leben und wird sicherlich auch Leben wecken.

Mit ernster Liebe und tiefer Sachkenntnis schildert Kautz, wie es gärt in der Industriemenschheit, „die sich innerhalb des christianisierten Europas ausgestoßen, enterbt und versklavt fühlt". — „Die Massen des schwarzen Landes marschieren, drohen und fordern, weil sie im tiefsten Innern nach einem Erlöser schreien." Kautz will helfen und sucht Helfer, und er hofft durch „Vermittlung einer Einsicht in das jugendliche Seelenmilieu der Industrie einen opferstarken Helferwillen in Erzieherherzen auszulösen".

Seine Sorge umfaßt das Industriekind von heute, wie es geworden ist durch den Krieg mit seinem Hunger und Elend, mit Mord und Tod, mit Ungerechtigkeit und Ausbeutung. Die Schule versagte gegenüber den Zweifeln und dem Zorne des Industriekindes. Es fehlten jene, die „dem Kinde unbedingt festen Halt dem Kriege gegenüber gegeben hätten". Der Krieg schuf Witwen und Waisen und

[1] Donauwörth, L. Auer. — [2] Einsiedeln, Benziger.

damit Verbitterung und Haß gegen alle, die den Krieg verschuldeten, und gegen jene, die trotz Armut und Not ihren Vorteil aus dem Kriege zogen. „Die Kriegskinder haben den denkbar schärfst ausgeprägten Instinkt für soziale Ungerechtigkeiten." Im Industriegebiet wird viel gelesen. Auch das Industriekind liest früh die Zeitung. In der Familie wird disputiert und debattiert. Das Kind hört, hört vor allem, was der Vater sagt, glaubt ihm, denn er hat ja miterlebt, wie man ungerecht war im Kriege gegen ihn, den Arbeiter und seine Kameraden. Das Kind hörte auch, wie „die Kirche und die Religion" versagten, wie die Kirche das alte Staatswesen unterstützt hat in jener Ungerechtigkeit — so hat es der Vater gesagt, er hat es vorgelesen. Kein Wunder, daß das Kinderherz sich durch Kirche und Schule betrogen glaubt. Es hat in sich aufgenommen den „Zwiespalt von Kirche und Staat", und auch der „Gegensatz zwischen Schule und Elternhaus" ist ihm bekannt. So haben „Krieg und Revolution einen neuen Jugendstil geschaffen, dessen erschreckend niederreißende Tendenz namentlich sich in der Industrie offenbart". Dazu kommt erschwerend das Industriemilieu. Das langweilige Kolonieheim, die Straße im Industriegebiet mit ihren sittlichen Gefahren, Bücherläden mit schlechten Schriften, Leihbibliotheken mit ihren Schauergeschichten obskurster Art, die Kinoseuche. Das sind düstere Bilder, die Kautz da entwirft. In seiner Umgebung entspricht alles den Tatsachen. Aber Gott Dank, es gibt auch andere Gebiete in der Industrie, die nicht so trostlos aussehen, und überall gibt es auch Industriekinder, die anders sind. Kautz kennt sie auch: „Die da arbeiten gehen, Laufburschendienste tun, Zeitungen austragen, Kindermädchen spielen oder gar der Mutter helfen durch Holzhacken, Besorgungen, Wassertragen, Feld- oder Gartenarbeit, das sind die behüteten Kinder der Industrie, die man eben nicht Industriekinder nennt. Diese bilden den edlen Hintergrund, die sind das Licht in dem trostlosen Grau der Verwilderung, und auch in den meisten Fällen die Begabten."

Hier muß ich dem Verfasser in etwa widersprechen. Ich möchte diese doch auch Industriekinder genannt wissen, ich war es auch und bin stolz darauf. Freilich nicht in dem Sinne der gefährdeten Industriekinder, wie Kautz es wohl meint, aber zu gunsten der von ihm vertretenen Idee der Industrieschule müssen sie schon dazu gezählt werden. Die Industrieschule wird auch diese Kinder erfassen, und sie werden der Sauerteig sein für das gefährdete und verwahrloste Industriekind.

Weitere Nachteile des Industriemilieus. Es fehlt jede Naturschönheit: kein Garten und kein Baumschmuck. Der Städter hat in seinem Häusermeer doch wenigstens Parkanlagen und schattige Alleen. Zum Industriemilieu gehören all die Menschen der Industrie. Viele Menschen sind es und doch bleibt man sich innerlich fremd, kaum daß man sich grüßt. „Zu- und Abzug von Industriearbeitern läßt keine tiefe Freundschaft zu." Dann das ewige Einerlei des Industriealltags, das Leben in der Industriefamilie mit seinem kalten Egoismus, mit seiner Gleichgültigkeit gegeneinander, gegen die Ereignisse in der Familie. Kein Gemeinschaftsleben zwischen Schule und Elternhaus, ja man kann eine starke Entfremdung feststellen zwischen Lehrer- und Volksseele, zwischen Schule und Elternhaus. „Schuld daran trägt nicht allein das Industrieleben, sondern auch die der Industriepädagogik sich immer noch verschließende Lehrerbildung." Als Objekt für die Betätigung des Lehrers soll neben Stadt- und Landkind auch das Industriekind gestellt werden.

Seinem Werke ‚Um die Seele des Industriekindes' hatte er als Motto vorausgesetzt: „Dem Landkinde die Landschule, dem Stadtkinde die Stadtschule, dem Industriekinde die Industrieschule." Indem er sich gegen den „Luxus der Experimente" auf dem Schulgebiete wendet, fordert er gebieterisch zu einem Versuch auf,

„vom nationalen Standpunkt aus die Industrieschule mit den herrschenden Schulidealen des Tages zu messen. Auch die Industrieschule ist noch kein Ideal, aber sie kommt mit ihrem Erlöserprogramm dem Ideal am nächsten und leistet die denkbar beste Gewähr für Rückgewinnung und Neubildung derjenigen unersetzlichen Werte, die unter dem Gifthauch der Großindustrie verkümmern und verzehren. Kein Einheitsschulstreit kann das Drängen der Industrieschule um Raum im Leben des deutschen Volkes aufhalten oder ausschalten“ (a. a. O. S. 23).

Wir wollen dem Verfasser aufrichtig wünschen, daß er mit seiner Idee von der Industrieschule durchdringt. Dazu gehört dann aber auch die entsprechende Lehrerbildung, die nur erfolgen kann auf einer pädagogischen Akademie im Industriegebiet. Der angehende Industrielehrer müßte seine praktische Ausbildung an der Seminarübungsschule im Industriegebiet erhalten. Dort muß er studieren, wo die Schlote rauchen, mitten zwischen den Proletariern Menschenstudien machen und die Psyche des Industriemenschen beobachten in der Familie und auf der Arbeitsstätte, in Bergwerk und Hütte, in Fortbildungskursen und Vereinen. Nur so kann die Industrieschule „die Volkstumspflege als Zentralidee unseres Volksschullehrstoffes“ auswerten. Dann wird auch die Volkshochschule bewahrt vor der „falschen Stoffauswahl“ und wird nicht den „auffallenden Mangel an volkstümlicher Darstellungskraft und der Fähigkeit volkspädagogischer Intuition“ vermissen lassen.

So sucht Kautz Helfer und Mitarbeiter heranzubilden, die ihrer Aufgabe auch gewachsen sind. Mögen die Bilder auch noch so trübe sein, die Lage ist keineswegs hoffnungslos. Er zitiert selbst Dostojewskis Ausspruch: „Ein Menschenwürdiger Umgang kann sogar ein Individuum wieder menschlich machen, in dem das Bild Gottes schon erlosch.“

Ich freue mich, daß Kautz nicht nur die Volksschule, sondern auch die Volkshochschule als Arbeitsgebiet für seine Kollegen im Industriegebiet erwähnt. Nur nicht zu gelehrt werden; sagen wir einmal statt Volkshochschule: Unterrichtsanstalt für die Erwachsenen im Industriegebiet. Da möchte ich erinnern an die blühenden Arbeiterunterrichtskurse in den Universitätsstädten und an die Heimatkurse während der großen Universitätsferien vor dem Kriege. Ich erinnere mich noch mit Begeisterung des ersten studentischen Arbeiterunterrichtskursus, den ich auf Betreiben von Dr. Karl Sonnenschein Herbst 1909 in Essen ins Leben gerufen habe. (Vgl. Soziale Studentenblätter, Volksvereinsverlag, 1910, S. 3 ff.) 400 Arbeiter wurden von rund 20 Studenten in Deutsch, Rechnen und Bürgerkunde unterrichtet. Wie haben sich die alten Kerls gefreut, als sie nun in die Lage versetzt wurden, auch ihren Kindern wieder helfen zu können! Die Schularbeiten waren ihnen zu „neumodisch“ geworden. Wie würden gerade diese Fächer dem Lehrer Gelegenheit bieten, mit den Eltern der Kinder anzuknüpfen und lebendigen Kontakt zwischen Schule und Elternhaus wieder herzustellen! Wir haben ihnen auch Anleitung gegeben, mit Behörden zu verkehren, Gesuche zu schreiben usw. Dann veranstalteten wir auch Volksbildungsabende gemeinsam mit ihnen, wobei befähigte Sänger und Deklamatoren aus ihnen auch mitwirkten neben den Studenten. Wir haben auch das Theater mit ihnen besucht, nachdem wir vorher das Stück besprochen hatten. Man wird staunen über Bildungssinn und Bildungswillen des Industriearbeiters. Ich habe es damals lebhaft bedauert, daß wir die Volksschullehrer für diese Arbeit, die doch so naheliegend für sie war, nicht gewinnen konnten. Möge auch hier auf diesem Gebiete das Werk von Kautz bei seinen Kollegen anregend wirken.

Nicht nur für seine Berufskollegen, auch für die Seelsorger findet Kautz eine herrliche Aufgabe im Industriegebiet zu lösen. Freilich gibt es für den Seelsorger wie für den Lehrer auch viele Schwierigkeiten. Die Hemmnisse für die Seelsorge scheinen ihm in erster Linie die übergroßen Industriegemeinden zu sein. Damit hat er zweifelsohne recht. Die Not der Zeit hilft auch hier. In absehbarer Zeit wird es nicht möglich sein, große Kirchen zu bauen. Der Bau kleiner Gotteshäuser führt von selbst zur Dezentralisation, damit aber auch zur besseren Erfassung der Industriefamilien, und wenn dazu noch ein besonderes Laienapostolat herangebildet wird, muß man auch in größeren Pfarrbezirken fertig werden können. Es berührt wohltuend — weil man es selten findet in derartigen Werken —, daß Kautz die Religion zur Behebung des sittlichen Tiefstandes verlangt. Er bezeichnet die „Nichtbeachtung der Religion in der Volkstumspflege als schweren Verstoß wider die historische Wirklichkeit". Nach ihm ist „das Endziel allen Volkstums in der Industrie: Erfüllung des Industriekosmos durch die Gottesidee, Rückführung der irregeleiteten Massen in die Arme des Christentums". Gerade das Kapitel ‚Industrieseelsorge und Volkstumspflege' bietet dem Seelsorger kostbare Anregungen, das Kirchenjahr mit seinen Festkreisen, Prozessionen, Wallfahrten, das Vereinsleben und sonstige Veranstaltungen gemütstief und seelischer fassend für den Industriemenschen zu gestalten. Lehrreich sind die anschließenden Ausführungen über die Schwierigkeiten der Industrieseelsorge. Wenn Kautz am Schlusse dieses Kapitels bemerkt: „Vielleicht geben die vorausgegangenen Ausführungen eines Laien der berufenen Feder eines Fachmannes Anregung, sich über das hochaktuelle Problem der modernen Industrieseelsorge einmal auszuschreiben" (S. 262), so muß ich dazu sagen, daß das Gebotene schon mehr Ausführung eines Fachmannes ist. Wie wäre es, wenn Priester und Lehrer sich da die Hand reichten und ein gemeinsames Werk für Seelsorge und Schule für die Arbeit im Dienste des Industriemenschen schafften? Dabei müßte auch eine Lehrerin zu Worte kommen, denn auch das Mädchen der Industrie bedarf einer besonderen Erziehung und Führung.

Es wäre noch so manches Schöne zu sagen zu den ‚Typen zur industriellen Jugendpsychologie'. Vortrefflich sind die jungen Arbeiter in der Industrie gezeichnet, ebenso die Typen des jungen Bürgers in der Industrie. ‚Schulbilder aus der Industrieschule', ‚Familienbilder aus der Industrie', ‚Volkstumspflege in der Industrie'. Da bietet Kautz Gedanken und Wahrheiten, die jeder in sich aufnehmen muß, der an der Hebung des Volkes mitarbeiten will, der mitten im Volke steht. Nicht nur für Geistliche und Lehrer ist das Buch. Praktische Wege und Fingerzeige findet auch der Arzt und Jurist, der Kaufmann und Volkswirtschaftler, der Strafrichter und Verwaltungsbeamte, Jugendgericht und Sittenpolizei, Volkswohlfahrtspflege und nicht zuletzt Volksbildung.

Kautz behandelt im letzten Kapitel ‚Die soziale Tätigkeit des Erziehers in der Industrie'. Hier spricht der praktische und erfahrene Schulmann zu seinen Kollegen. Worte aus der Praxis für die Praxis. Schwer ist der Weg, aber wer Optimismus hat und die Seele des Industriemenschen retten will, wird freudig in den Bahnen wandeln, die Kautz zeichnet. Nur wer die Industrie mit ihren Industriemenschen und ihren Industriekindern nicht kennt, bangt vor Schwierigkeiten. Gesundheit, Opferwille und freudige Hingabe an die Aufgabe überwindet die Schwierigkeiten, und der Segen der Arbeit, die dankbare Gesinnung der Betreuten und der sichtbare Erfolg sind tausendfacher Lohn, und das befriedigende Gefühl über die edle Arbeit in der Rettung der Seelen der Mitmenschen beschwingt die ermüdenden Kräfte zu neuen Anstrengungen.

Ein Buch wie das vorliegende ist geeignet, Sinn und Begeisterung für diese Arbeit zu wecken. Möge darum das Werk wie eine Prophetenstimme in die Kreise hineindringen, die Beruf und Stellung zu den Industriemenschen geführt hat, und ihre Arbeit wird nicht vergebens sein bei allen, die guten Willens sind.

Theodor Siepmann (Köln).

Die Verdienste des Borromäusvereins um die Begründung der katholischen Presse am Rhein

Die mit den größten Schwierigkeiten verbundene Entstehung einer katholischen Presse am Rhein ist aufs engste mit der Geschichte des Borromäusvereins verbunden. Obgleich dieser keineswegs die Pressefrage in den Bereich seiner Vereinsaufgaben übernommen hatte, führte die Entwicklung der katholischen Pressebewegung und ihre schwierige Lage, namentlich der preußischen Zensur gegenüber, dazu, daß sich den dem Borromäusverein nahestehenden Kreisen mehr und mehr die Notwendigkeit aufdrängte, den Verein auch in den Dienst des katholischen Zeitungswesens am Rhein zu stellen. Allerdings war es zunächst nur eine Minderheit, die sich mit diesem Gedanken trug. Denn als am 19. Oktober 1846 beim Vereinsvorstand der Antrag gestellt wurde, die in Koblenz erscheinende ‚Rhein- und Moselzeitung‘ aus den Mitteln des Vereins zu unterstützen, sprach sich dieser dagegen aus.

Doch dadurch ließen sich die Antragsteller nicht entmutigen. So brachte das seit dem 15. April 1846 erscheinende ‚Monatsblatt‘ des Borromäusvereins am 15. November des Jahres einen Artikel, der ausdrücklich betonte, daß es sich bei dem Borromäusverein „nicht bloß um einen Bücherverein“ handle, sondern daß es auch zu seinem Arbeitsbereiche gehöre, „der schlechten Presse gegenüber die gute Presse auf alle Weise und Wege zu heben und zu verstärken“. Nähme die Beteiligung am Verein nur einigermaßen zu, so werde es demselben bald möglich sein, „seinen Einfluß auf die Presse auch in anderer Weise zu mehren und zu betätigen“. Tatsächlich gelang es auch, nach und nach immer mehr Anhänger für den Pressegedanken zu gewinnen; denn die Artikel mehren sich, die für die Schaffung einer katholischen Presse und deren Unterstützung durch den Borromäusverein aufs wärmste eintreten. So wurde u. a. am 1. Januar 1848 darauf hingewiesen, daß sich aus dem statutgemäßen Zweck des Vereins: „den verderblichen Einfluß, den die schlechte Literatur auf alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft ausübt, entgegenzuwirken“, die Unterstützung der katholischen Pressebewegung als gebieterische Pflicht ergebe, die zunächst darin bestehen solle, die wenigen vorhandenen „guten“ Zeitungen zu unterstützen.

Das Monatsblatt vom 1. Februar 1848 setzte sich schon leidenschaftlicher für die Betätigung des Borromäusvereins auf dem Gebiete der katholischen Presse ein. Sie brachte einen Artikel: „Ueber die Wirkungen der schlechten Tagespresse und die Mittel, ihnen zu steuern.“ Hier wurde es als dringendste Aufgabe des Vereins bezeichnet, „nicht nur die geeigneten Mittel zur Abhilfe zu finden, sondern auch die gefundenen zu verwirklichen“. Deshalb verlangt der Verfasser „entweder die Gründung einer eigenen Zeitung oder die Unterstützung einer bestimmten, welche für ihre konservative, kirchliche Gesinnung die erforderliche Garantie leistet“.

Bezüglich der erforderlichen Geldmittel hofft er auf die Bereitwilligkeit solcher Vereinsmitglieder, welche „die dringende Notwendigkeit einer Restauration der Tagespresse anerkennen und gern die ihnen verliehenen Mittel zu solch einem wahrhaft gottgefälligen Werke verwenden werden".

Dieselbe Nummer des ‚Monatsblattes' brachte noch einen zweiten Artikel, der gleichfalls die Unterstützung des Borromäusvereins für die katholische Presse betonte. Der Einsender dieser Zeilen will aber von der Unterstützung einer bestehenden Zeitung nichts wissen, die in seinen Augen „nur eine halbe Maßregel" sei, und bezeichnet die „Gründung einer guten katholischen Zeitung in Köln als das Beste"; da aber diese vorläufig noch zu schwierig sei, machte er den Vorschlag, das Monatsblatt wenigstens vorläufig bis zum Erscheinen der neuen Zeitung als eigentliches Zentralorgan für die Vertretung katholischer Interessen in der Rheinprovinz und Westfalen zu benutzen. Denn das Monatsblatt habe einen sicheren Leserkreis von 12 000 Vereinsmitgliedern, wie ihn ein neues Organ nicht finden werde; außerdem habe der Verein die Mittel, die Beiträge zu honorieren und einen tüchtigen Redakteur zu bestellen.

Unter dem Eindrucke der revolutionären Ereignisse des nächsten Monates (März 1848) stellte nun der Trierer Borromäusverein am 24. März 1848 beim Vorstand des Vereins den Antrag, die „Gründung einer großen politischen Zeitung" in die Hand zu nehmen.

In einer Vorstandssitzung zu Bonn am 11. April stand der Trierer Antrag zur Debatte. Der Kölner Erzbischof v. Geissel wohnte als Protektor des Vereins dieser Zusammenkunft bei, die außerordentlich zahlreich besucht war. Wegen der Wichtigkeit des Beratungsgegenstandes erhielten alle Anwesenden, die, ohne Vorstandsmitglieder zu sein, nur aus Interesse an der Sache gekommen waren, Stimmrecht. Einmütig stellte sich die Versammlung auf den prinzipiellen Standpunkt, daß sich der Borromäusverein für die Gründung einer großen politischen Zeitung interessieren müsse. Der Antrag, eine bestehende Zeitung zu unterstützen, wurde verworfen, weil es „die Gründung einer Zeitung ersten Ranges gelte", neben der die bestehenden Lokalblätter weiter bestehen bleiben sollten. Man entschied sich schließlich für eine neue Zeitung in Köln. Nach langer Debatte beschloß man dann weiter, davon Abstand zu nehmen, die Zeitung, wie man es vielfach gewünscht hatte, durch Vereinsmittel zu finanzieren, da die Beiträge der Mitglieder und Teilnehmer des Vereins keineswegs ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet werden dürften. Das neue Presseorgan sollte vollkommen auf eigenen Füßen stehen. Doch dadurch schuf man eine enge ideelle Verbindung zwischen der neuen Zeitung und dem Boromäusverein, daß man beschloß, ein Komitee aus den Reihen der Versammlung zu wählen, das die Gründung der Zeitung in die Wege leiten sollte, und durch Veröffentlichung des Programms im Monatsblatt sowie durch Empfehlung seitens des Verwaltungsausschusses die Propaganda der neuen Zeitung zu unterstützen.

In dieses Komitee wurden nun zunächst die Herren gewählt, welche schon vor der Aufhebung der Zensur in früheren Jahren die Gründung einer neuen Zeitung unter sich beraten hatten. So fiel die Wahl vor allem auf Hofbuchhändler Bachem, Justizrat O. Hardung, Landgerichtsrat Haupt, Advokat Schenk, Referendar Schenk, Generalvikar Dr. Baudri, Maler Fritz Baudri, Justizrat Esser II. Außer diesen Kölner Herren wurden noch einige andere führende Persönlichkeiten hinzugewählt. Der Zentralverwaltungsausschuß des Borromäusvereins war durch die

Herren Professor Bauerband, Professor Kaufmann, Rentner L. Müller und Professor Walter vertreten.

Mit größtem Eifer nahm dieses Komitee die vorbereitenden Arbeiten auf. Bis zum 13. Mai war ein ausführliches Programm zu einer Zeitung entworfen, die den Namen ‚Rheinische Volkshalle' führen sollte. Aber es gab noch manche Hindernisse, besonders finanzieller Natur, zu überwinden, bis endlich mit dem 1. Oktober 1848 die Zeitung zum erstenmal erscheinen konnte.

So war es nicht zum wenigsten dem Borromäusverein, sowohl dem Verein als solchem wie auch seinen einzelnen Mitgliedern, zu verdanken, daß der rheinische Katholizismus der 48er Jahre zu seiner führenden Zeitung kam. Auch weiterhin nahm der Verein den lebhaftesten Anteil an der ferneren Entwicklung dieser Zeitung. Warnend glaubte er mehr als einmal seine Stimme erheben und seinen Einfluß geltend machen zu müssen, als die Redaktion Wege zu gehen versuchte, die seiner Ansicht nach nicht den Interessen des rheinischen Katholizismus entsprachen, andererseits aber war er auch hilfsbereit zur Stelle, wenn es sich in den nächsten Jahren darum handelte, ihren finanziellen Nöten abzuhelfen.

Die Entwicklung der Volkshalle, aus der schließlich die heutige ‚Kölnische Volkzeitung' erstand, hat dann das enge Verhältnis zwischen der Zeitung und dem Borromäusverein gelöst. Der Ruhm aber und das Verdienst, die erste große Zeitung des rheinischen Katholizismus aus der Taufe gehoben zu haben, gehört zu einem der schönsten Ruhmesblätter unseres Vereins.

Dr. Leo Busch.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Der stumme Jubel. Ein mystischer Chor. Religiöse Schriftenreihe, 2. Band. 336 S. Bonn a. Rh. 1926, Verlag der Buchgemeinde.

Die Bonner Buchgemeinde bietet hier ihren Mitgliedern eine Auslese des Schönsten aus der katholischen Mystik aller Jahrhunderte, aus jener Gottergriffenheit, in deren Jubel die Seele mehr stumm bleibt und schweigt, als sich ausspricht in Worten, die den geheimsten Reichtum der Seele nur ahnen lassen. Mit einem der Mystik geistesverwandten Verständnis ist hier das Beste vereinigt und in formvollendeter Sprache dargeboten, was in der Mystiker Chor gesagt worden ist über Gottsuchen, Gottfinden und Aus-ihm-leben. Im Vordergrunde steht dabei das Geistige an der Mystik, die mehr ist als Stimmung und Empfindung und dabei auch wieder so nahe der Künstlerseele, wie namentlich die mystischen Dichtungen im „Stummen Jubel" zeigen und die vom Herausgeber feinsinnig ausgewählten und gedeuteten Bilder. Das Buch will mehr sein als eine gelegentliche Lektüre für müßige Stunden, will oft für kurze Weile aufgetan werden und ein Begleiter sein auf Jahre, wofür gute Winke gegeben werden in dem beigefügten Schlußworte. Der Herausgeber, der selbst ganz zurücktritt und fast nur den mystischen Chor sprechen läßt, ist sich bewußt, daß hier „Sterne" zu uns reden, daß die Mystik nicht auskommt mit der Sprache des Alltäglichen, weil sie nicht das Alltägliche ist, und darum Einlesen und Einleben verlangt, wozu er durch Anmerkungen und eine eigene Einführung in Zweck und rechte Lesung des Buches auch schlichteren Lesern eine Hilfe bieten möchte.

Die Mystik hat ohne Zweifel eine wichtige Sendung und Botschaft an den heutigen Menschen. Trotzdem war es bei der Eigenart des Stoffes keine leichte Aufgabe, dem weiten Kreise der Buchgemeinde eine Mystikerauswahl vorzulegen, die dem Verständnisse nicht zu viel Schwierigkeiten bietet, da ein solches Buch schon an sich für seine seelische Erarbeitung besondere Anforderungen an den Leser stellt. Man kann über die Eignung einzelner Stücke für den vorliegenden Zweck, sowie über gelegentliche Notwendigkeit noch weiterer Erläuterungen verschiedener Ansicht sein, für das Buch als Ganzes ist die Aufgabe gelöst. Ueberhaupt ist der „Stumme Jubel" in sich genommen zweifellos eine durchaus abgerundete und wertvolle Leistung. Alle Leser, die sich tiefer führen lassen wollen und wissen und beachten, daß köstliche Frucht langsam reift, wird sicherlich, wie der Herausgeber es sich wünscht, der Geist des vernommenen Chores das Wort des Emmaus-Abends fühlen lassen: Brannte nicht unser Herz in uns, wie er unterwegs zu uns redete? — Dieser Band der religiösen Schriftenreihe der Buchgemeinde, dazu in gediegener und vornehmer Ausstattung, wird an Tiefe und Gehalt nicht leicht zu überbieten sein.

Bonn. Dr. Heinrich Ostlender.

Ruppert Wickl: Ecce Jesus. Betrachtungsbuch für alle Freunde des innerlichen Lebens, für Priester, Ordensleute und Laien. 3 Bände. Innsbruck. Marianischer Verlag. Geb. je M. 5.70.

Es ist sehr schwer, ein Betrachtungsbuch zu schreiben, das den Geschmack aller trifft, an die es gerichtet ist; denn in der Auswahl und Bevorzugung der geist-

lichen Nahrung sind die Menschen noch schwieriger zu befriedigen, als bei der leiblichen Nahrung; dadurch aber, daß P. Wickl seine Betrachtungen für Angehörige der verschiedensten Stände geschrieben hat, ist diese Schwierigkeit nicht nur nicht gehoben, sondern vermehrt. Gewiß haben im Priester-, Ordensstand und im Volk alle „Freunde des innerlichen Lebens“ Sinn und Verständnis für einen Ruf wie „Ecce Jesus“, aber schließlich wird jeder mehr oder weniger seinen Heiland auf seine Weise suchen. Das hat der Verfasser auch selbst empfunden, wenn er betont, daß er eigentlich nur Betrachtungspunkte geben wolle; dem „freien Flug solle die Eigenbewegung nicht genommen sein“. Er ist von seiten seiner Zuhörer gebeten worden, seine mündlichen Betrachtungen in Buchform herauszugeben; er hat geglaubt, im Interesse der Förderung des innerlichen Lebens diesen Wünschen nachgeben zu sollen, und so hat er ganz nach der Betrachtungsart seines Ordens in ca. 300 Betrachtungen das Leben Jesu behandelt mit der ausgesprochenen Absicht, das Betrachten leicht und zugleich praktisch wirksam zu machen; darum legt er auch besonderen Nachdruck auf die „Anwendung“, die nach jeder Betrachtung folgt. So verstanden, dürfte sein Buch namentlich bei Anfängern im geistlichen Leben von besonderem Werte sein; aber auch der weiter Fortgeschrittene wird hier manche Anregung finden; die Spezialanwendung auf seine Seele und ihre Bedürfnisse bleiben „dem freien Flug der Eigenbewegung“ vorbehalten.

Trier. Prof. Eisen.

Joseph Lechner: Die Sakramentenlehre des Richard von Mediavilla. Heft 5 der Münchener Studien zur historischen Theologie. München 1925, Joseph Kösel und Friedrich Pustet. Preis M. 8,—.

Die umfassende, quellenmäßige Untersuchung über die Sakramentenlehre des hochangesehenen Franziskanerlehrers, des „Doctor solidus“, gibt einen wertvollen Einblick in die theologische Gedankenarbeit der ausgehenden Hochscholastik. Die Arbeit eines Albertus, Thomas, Bonaventura u. a. in Ausgestaltung und Ausbau der allgemeinen und besonderen Sakramentenlehre ist hier zusammengefaßt, z. T. auch noch weiter fortgeführt. Lechners Arbeit, zunächst für Fachkreise bestimmt, enthält auch manche Anregungen für Seelsorgearbeit und Aszese.

Bonn. Dr. Ostlender.

Jakob Schmidt: Grundzüge der Kirchengeschichte. Ein Hilfsbuch für akademische Vorlesungen und für das Privatstudium. XII u. 468 S. Mainz 1925, Kirchheim u. Co.

Auf 383 Seiten bietet das Buch eine reiche Stoffsammlung. Ein 58 seitiger Anhang bringt zahlreiche, bis zu den neuesten Veröffentlichungen fortgeführte Quellen- und Literaturnachweise, wobei auch wertvolle Artikel neuerer Zeitschriften nicht übersehen sind. Ein durchweg gut angelegtes Namen- und Sachregister, in dem ich allerdings eine Reihe von Namen (u. a. Giordano Bruno, Galileo Galilei) vermißt habe, erhöht den praktischen Gebrauch des Buches.

Aus akademischen Vorlesungen erwachsen, bleibt das Werk zunächst nur „Hilfsbuch“ für die Hand unserer studierenden Theologen. Das lebendige Wort des Professors wird das einzelne plastisch gestalten und die großen Zusammenhänge herausarbeiten müssen. Unsere gebildeten katholischen Laien werden, wenn sie nicht ein besonderes theologisches Interesse haben, nicht leicht zu einem solchen Buche greifen. Es fehlt halt auf unserer Seite noch immer eine warm geschriebene größere Kirchengeschichte, etwa nach Art der kleinen Sohmschen „Kirchengeschichte

im Grundriß" (Leipzig, E. Ungleich) oder der „Grundzüge der Kirchengeschichte" von Hans von Schubert (Tübingen, Mohr).

Die Anordnung nach streng chronologischen Gesichtspunkten rechtfertigt der Verfasser damit, daß nur so die kirchliche Entwicklung, wie sie sich in Wirklichkeit vollzog, deutlich hervortritt. Dem kann man im allgemeinen beipflichten, wenn auch manchmal ein Zusammenfassen größere Uebersichtlichkeit gewährt und Wiederholungen vermeidet.

Hier und da erscheint eine Kapitelüberschrift, wenn man den Stoff, der sich anschließt, in seinem inneren Zusammenhang betrachtet, nicht recht glücklich gewählt.

Durchweg ist die Darstellung straff und präzis. So erreichte das „Hilfsbuch" nur die Hälfte des Umfanges des Marxschen Lehrbuches der Kirchengeschichte.

Kultur- und Kunstgeschichtliches tritt stark zurück, m. E. hätte der Barockstil als Ausdruck neuen Lebens in der Kirche nicht mit zwei Zeilen (S. 328) in seiner Bedeutung und seinem Inhalte abgetan werden dürfen. Gefreut habe ich mich über das reiche Material des § 105; die Bedeutung des Hochadels für die Eigenart der deutschen mittelalterlichen Kirche scheint mir nicht genügend hervorgehoben. Mit Recht hat Verfasser den Jansenismus in den Abschnitt „Das Sinken des kirchlichen Geistes" eingegliedert, während er bei Marx in dem Kapitel „Katholische Kirche und wahre Reform" dargestellt ist.

Dem Werte einer solchen gediegenen Arbeit, wie diese „Grundzüge der Kirchengeschichte" sie darstellen, hieße es Abbruch tun, wollte man bei kleinen Wünschen und Ausstellungen verweilen, die oft von der Eigenart der Vorbildung und Anschauung eingegeben sind.

Der Verlag hat dem Werk eine gediegene Ausstattung gegeben.

Bonn. Dr. Nikolaus Michel.

Emil Fiedler: Der neue Mensch. Worte an junge Männer. Wiesbaden 1926, Hermann Rauch. Geb. M. 4.—.

Das ist das Ziel Christi: den neuen Menschen zu schaffen. Diesem Ziele Wirklichkeit zu geben in der jungen Männerwelt, das ist das Ziel der Worte, die in diesem Buch ein Kenner an jugendliche Herzen richtet. Es sind vor allem mutige Worte, die da gesagt werden, die sich nicht scheuen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen; und deshalb sind es wahre Worte, denn die Wahrheit allein ist mutig; und solche Worte allein will die Jugend hören, und deshalb steht zu hoffen, daß sie Eindruck auf sie machen und helfen werden, in den jungen Männern die Neuschöpfung des neuen Menschen vorzubereiten und zu verwirklichen.

Trier. Prof. Eisen.

Georg Beyer: Nach getaner Arbeit. Ein Buch für Menschen. Düsseldorf 1926, L. Schwann. Geb. M. 8.—

Der Verfasser hat sein Buch in erster Linie für die Arbeiter besonders des Handwerkerstandes geschrieben; denn was hier gesichtet und unter gewisse Gesichtspunkte gesammelt ist, hat er früher im „Kolpingsblatt" und „Handwerksmeister" in kleinen Abschnitten veröffentlicht. Gerade für den Mann der rauhen Arbeit besteht die Gefahr, daß er in all seinem Arbeiten und Sorgen vergißt, daß er mehr ist als ein bestentwickeltes Arbeitstier. Die „Lesungen" hier sollen in ihm immer wieder das Bewußtsein wecken, daß er ein „Mensch" mit höherer Bestimmung ist und daß all sein Arbeiten nur Sinn haben kann, wenn es auf diese Bestimmung bezogen und eingestellt ist. Was das Buch auszeichnet, ist die schlichte, klare und volkstümliche Art, mit der der Verfasser sozusagen alle christlichen Lehren be-

handelt. Oft ist es nur eine Deutung irgend einer Katechismusfrage, aber so verständlich und packend, daß dadurch rechtes Verständnis und Erbauung zugleich erzielt wird. Schade, daß der stattliche Band (357 Seiten) für den Durchschnittsarbeiter etwas hoch ist. Vielleicht entschließt sich der Verlag bei einer Neuauflage, das Ganze in kleineren Teilen herauszubringen. Jedenfalls werden Vereinsbibliotheken ein solches Buch für religiös veranlagte Arbeiter einstellen; auch zur geistlichen Lesung bei Arbeiter-Exerzitien eignet es sich ausgezeichnet. Der Buchschmuck ist dem Inhalt entsprechend wirkungsvoll.

Trier. Prof. Eisen.

Philosophie

Helmut Fahsel: Die Ueberwindung des Pessimismus. Eine Auseinandersetzung mit Schopenhauer. 86 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Kartoniert M. 2.—.

Man kann Fahsels Buch ‚Die Ueberwindung des Pessimismus' in gewisser Hinsicht eine frohe Botschaft an die heutige Intelligenz bezeichnen, an die Intellektuellen, welche, wie die Erfahrung lehrt, zum größten Teil einer pessimistischen Weltanschauung huldigen, und in deren Reihen Schopenhauer noch heute der Modephilosoph ist.

Auch Fahsel kennt den Schopenhauerschen Pessimismus. Sein Buch gibt den geistigen Weg, den sein Verfasser selbst gegangen ist, um jenen Pessimismus zu überwinden und dann zum christlichen Optimismus zu gelangen. Daher auch der stark subjektive Einschlag persönlich seelischen Bekenntnisses in dem Rahmen rein logischer, axiologischer und metaphysischer Erörterungen.

Aber diese Doppelnatur des Buches tritt nicht störend in Erscheinung. Im Gegenteil, der psychologisch-persönliche Einschlag gibt dem Inhalte jene Wärme, die auch den Andersdenkenden fesselt, genau so wie in Fahsels berühmt gewordenen apologetischen Vorträgen.

Eine streng logische Widerlegung des Pessimismus ist wohl niemals möglich und vom Verfasser wahrscheinlich auch nicht angestrebt. Aber ungemein geschickt klopft er die morschen Stellen des Schopenhauerschen Systems ab, ersetzt dessen pessimistische Träger durch festgefügte und gesunde, christliche Stützen. Ehe man sich dessen versieht, ist aus dem düsteren Leidenstempel Schopenhauers ein heiterer christlicher Dom geworden. Der Weg von Schopenhauer zum Christentum, speziell zum Katholizismus, das ist der Sinn des Buches.

Fahsel mag recht haben, wenn er meint, daß der Frankfurter Philosoph in gewisser Hinsicht ein Schrittmacher für das Christentum sei, daß ein Quantum Pessimismus in der Weltanschauung den Boden des Seelenlebens lockere und den Menschen für die christliche Lehre empfänglich mache.

Fahsel geht von einer knappen, scharfumrissenen Darstellung der Philosophie Schopenhauers aus, die der aszetisch-christlichen Weltanschauung des mittelalterlichen Katholizismus nach Schopenhauers eigner Ansicht, im Gegensatze zum Protestantismus, wesensverwandt ist. Der Philosoph sieht das verbindende Element darin, daß beide weltverneinend und weltflüchtig sind, und daß sie beide das Uebel als Bestandteil der Welt anerkennen. Aber die Deutung des Uebels ist, wie Fahsel darlegt, in beiden Weltanschauungen grundverschieden. Sie basiert bei Schopenhauer in einem bodenlosen Pessimismus. Im aszetischen Christentum dagegen ist dieser Pessimismus nur relativ, nicht weltverneinend, sonder stellt nur die Diesseitswerte als bedingt wertvoll hin.

Gern folgt man Fahsel in seinen klaren Ausführungen, die ein ebenso reiches Wissen in der modernen Philosophie wie in der Scholastik verraten. Seine Kulturaufgeschlossenheit, die ebenso weit von Ueberschätzung wie von Verachtung entfernt ist, berührt höchst sympathisch. Man mag nur wünschen, daß sein Buch recht weite Verbreitung findet, denn dem modernen Menschen kann es viel geben. Auch dem Nichtphilosophen wird es leicht verständlich sein.

Wesentlich erleichtert hätte Fahsel die Problembeleuchtung, wenn er scharf zwischen Wille und Drang unterschieden hätte. Denn, was Schopenhauer mit Wille bezeichnet, ist letzten Endes kein Wille, sondern bloßer Drang. Dieser Drang macht sich bei allen Lebewesen bemerkbar als Lebensdrang, Glücksdrang usw. Drang ist sicher seiner Natur nach metaphysisch. Der Wille dagegen ist etwas rein Individuelles, von der Vernunft Bedingtes, das sich gerade jenem Drange häufig entgegenstellt. Ganz nahe kommt Fahsel dieser Differenzierung dort, wo er vom Willen und Erkennen spricht (S. 34/35). Aber klar ist das Problem hier auch nicht durchgeführt.

Schopenhauers Weltwille ist auch nicht identisch mit „der inneren Anlage der Natur nach Vollkommenheit", die schon Thomas von Aquin kennt. Schopenhauers Weltwille ist umfassender. Er umschließt nicht nur jenen Drang nach Vollkommenheit, sondern auch den Drang nach Leben und nach Glück. Auch in der Nirwana-Deutung scheint mir Fahsel den Buddhismus etwa zu nahe an das Christentum heranzurücken. Trotz mancher Unklarheiten scheint das buddhistische Nirwana das unendliche Nichts und nicht das unendliche All im Sinne einer ewigen Glückseligkeit zu sein. Gerade die Schriften der neueren Buddhisten, z. B. des Bhikkhu Ananda Maitrya, lassen darüber keinen Zweifel.

Das Problem Optimismus-Pessimismus ist mit dieser Schrift durchaus noch nicht erschöpft, und der Verfasser hat bereits angekündigt, daß er in einer bald folgenden Schrift zu Lust und Leid von einer anderen Seite her Stellung nehmen werde. Nach den trefflichen Darstellungen dieses Buches darf man auf das kommende gespannt sein.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Johannes Hessen: Die Religionsphilosophie des Neukantianismus. 192 S. 2., erw. Aufl. Freiburg i. Br. 1924, Herder.

Bei dem Einflusse, den die Religionsphilosophie des Neukantianismus auf das religiöse Denken vieler Gebildeten ausgeübt hat, ist das vorliegende kleine Werk von Interesse und kann, klar und anregend geschrieben, als trefflicher Wegweiser dienen. Es orientiert in ausgezeichneter Weise über die beiden Richtungen in der neukantischen Religionsphilosophie, über die der badischen und die der Marburger Schule, und gliedert sich in zwei Teile, einer Darstellung und einer kritischen Würdigung. Der Verfasser legt vom Standpunkte des Realisten aus die Mängel in beiden Richtungen dar und verteidigt, im Gegensatz zu der Marburger und in teilweiser Uebereinstimmung mit der badischen Schule, die Selbständigkeit der Religion. Wenn der Leser in verschiedenen Punkten, z. B. bei Behandlung der Mystik, verschiedener Meinung sein kann, so liegen abweichende Auffassungen in der Art des Stoffes begründet und tun dem Wert der Schrift keinen Eintrag.

Ein Personen- und Sachregister ist beigefügt.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Romano Guardini: Der Gegensatz. XVI u. 257 S. 8°. Mainz 1926, Matthias-Grünewald-Verlag. Geb. M. 6,—.

Ausgehend von der modernen Fragestellung der Erkenntniskritik, Intuitionismus oder Rationalismus, kommt Guardini zu der Auffassung, daß, da beiden die Möglichkeit der Erfassung des Lebendig-Konkreten verschlossen sei, nur ein Begriffsgefüge besonderer Art dies leisten könne, der Gegensatz. Dieser ist jedoch nicht nur als Hilfsmittel für die Erfassung des Lebendig-Konkreten gedacht, sondern das Lebendig-Konkrete ist selbst gegensätzlich gebundene Einheit. So stellt also das Buch nichts weniger als eine Philosophie des Lebendig-Konkreten dar. In Lebensanschauungen wie Pragmatismus, dynamischer Personalismus und die alte Standesauffassung sieht Guardini die Gegensatzseite Akt und Bau verkörpert, die jedoch hier aus ihrer Einheit herausgerissen sind, die Guardini für seinen Gegensatzgedanken als wesensmäßig fordert. Erst dann liegt nach Guardini Gegensatz vor, wenn zwei Elemente nicht nur einander koexistieren, sondern sogar inexistieren. Gegensatz ist Abstoßung und Anziehung der Gegensatzseiten zugleich. Daß in moderner Auffassung die Gegensatzseiten verkörpernden Weltanschauungen feindlich gegenüberstehen, wo doch das Lebendig-Konkrete gerade ihre Einheit, allerdings ihre gegensätzlich gebundene Einheit, selbst darstellt, hält Guardin nicht für einen kulturfördernden Zustand, wenn auch die Einheit, als Ideal gefordert, nicht dauernd verwirklicht werden kann und darf, ohne zur Erstarrung des Lebens zu werden. Die Philosophie des Gegensatzes soll die Theorie des Weltanschauungsaktes leisten, der jedoch außer dem Gegensatzgedanken noch ein Besonderes enthalte, den Glauben, den Guardini als außerweltlichen Standpunkt bestimmt.

Das Buch Guardinis ist, wie alle seine Werke, ein echtes Dokument unserer Zeit. Mit feinem Takt und Scharfsinn führt uns Guardini in die heutige Problemwelt ein. Eine Vertiefung des Buches nach der metaphysischen Seite des Problemes hin hätte Entscheidenderes zur Lösung der Probleme beigetragen. Jedoch enthält das Buch eine Fülle der Anregung, die ein weiteres Eindringen und Nachdenken ermöglicht.

Bonn. Richard Staudacher.

Urgeschichte — Geschichte — Politik

Johannes Bumüller: Die Urzeit des Menschen. 4., stark vermehrte Auflage. Mit vielen Abbildungen. VIII u. 353 S. gr. 8°. Augsburg 1925, Benno Filser. Geb. M. 10.—.

Ein Vorzug des bekannten Werkes von Bumüller über die Urzeit des Menschen, die strenge Sachlichkeit und Vorsicht in den Behauptungen, tritt in der neuen Auflage in verstärktem Maße hervor. Wenn man in der menschlichen Vorgeschichte sehr oft gestehen muß, daß man nichts Sicheres weiß, so sind doch auch überraschend viele Ergebnisse als Frucht der eifrigen Forschungen der letzten Jahrzehnte zu buchen. Bumüller hat die Behandlung der jüngeren Steinzeit in der 4. Auflage weggelassen. — Sie erscheint in einem gesonderten ‚Leitfaden der Vorgeschichte Europas' im gleichen Verlag. — Trotzdem ist der Umfang des Buches etwas größer geworden. Ueberall sind die neuesten Fragen und Aufgaben behandelt. So wird die Kulturkreislehre der Völkerkunde, die darnach drängt, mit den Zeitabschnitten der menschlichen Vorgeschichte verglichen zu werden, sachgemäßer Kritik unterworfen. Die Kulturkreislehre behauptet, geschichtlich zu sein, und doch ist sie vielfach nur konstruktiv, 62 ff. In der Lehre über die Eiszeit bleibt Bumüller bei dem Penckschen System. Allein die Anschauung einer einmaligen Vereisung ist doch nicht so schwach vertreten, wie Bumüller es darstellt (76). Sehr eingehend

werden die anatomischen Befunde besprochen, um über einen möglichen Zusammenhang zwischen Mensch und Tier Klarheit zu bekommen. Daß man nun endlich lernt, zwischen Stufenreihen und Ahnenreihen zu unterscheiden, ist sehr erfreulich, aber es ist doch sonderbar, deß die Wissenschaft so vom Abstammungsglauben sich blenden ließ, daß diese Selbstverständlichkeit erst jetzt eigentlich beachtet wird. Wie mancher „Stammbaum“ wird damit in den Abgrund versinken!

Wer sich über Abstammung und Vorgeschichte des Menschen gründlich unterrichten will, findet an Bumüllers Werk einen zuverlässigen Führer. Unverständlich ist es aber, daß der Verfasser sich auch dieses Mal nicht entschließen konnte, ein Wortverzeichnis beizufügen. Dadurch wäre die Brauchbarkeit bedeutend erhöht worden.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Johannes Ledroit: Frühschein der Kultur. Bilder aus Vorgeschichte und Urzeit. Mit 73 Bildern. (X u. 258 S.) 8°. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand. M. 4,80.

Aehnliche Schilderungen wie hier hat der Verfasser schon früher veröffentlicht. Um zu sehen, wie sie auf die Jugend wirken, habe ich damals einiges aus ihnen meinen Untertertianern vorgelesen. Sie hatten ihre helle Freude an den Erzählungen. Es ist in der Tat ein geschickter Griff, den Ledroit getan hat, den etwas spröden Stoff der Ur- und Vorgeschichte auf diese Weise zu behandeln. Die Erzählungen sind zwar nur dichterische Schöpfungen, aber sie geben doch ein zutreffendes Bild von Natur und Menschendasein in jener frühen Zeit. So wird wohl, nach unseren gegenwärtigen Kenntnissen, sich das Leben damals abgespielt haben. Aber auch die wissenschaftliche Urgeschichte kommt in dem Buche zur Geltung: Die ältere und jüngere Steinzeit, die Bronzezeit, die Eisenzeit werden als Grundlage für die Erzählungen nach den neuesten Forschungsergebnissen geschildert. Hier ist naturgemäß manches im Fluß. So erfreut sich z. B. das Pencksche Schema doch noch allgemeinerer Anerkennung, als es nach den Angaben auf Seite 11 scheinen könnte. Das Buch kann für Jugend- und Volksbibliotheken empfohlen werden.

Freiburg. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Paul Joachimsen: Leopold von Ranke. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Dreiturmbücherei Nr. 17/18. München und Berlin 1925, R. Oldenbourg. Geb. M. 2,80.

Es gibt zahlreiche Sammlungen charakteristischer Stellen aus den Werke des größten Meisters der deutschen Geschichtschreibung. Aber es gibt meines Wissens keine, die den Zusammenhang der großen Geschichte, wie ihn Ranke sah, auch in einer Auswahl zur Anschauung zu bringen sucht. Paul Joachimsen macht diesen Versuch, indem er weniger auf die erzählten Tatsachen als auf die „Stellung und Wertung, die ihnen Ranke in seiner universalhistorischen Auffassung gibt“, das Augenmerk des Lesers hinlenkt. Darin beruht der besondere Wert seines trefflichen Büchleins, für dessen Güte schon die Persönlichkeit seines Herausgebers — Joachimsen bereitet im Auftrag der deutschen Akademie eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Rankes vor — die beste Gewähr bietet.

Linnich (Rhld.). Dr. August Schmitt.

Anton Mayer-Pfannholz: Aus der Geschichte des Mittelalters. Dreiturmbücherei Nr. 20. München und Berlin 1926, R. Oldenbourg. Geb. M. 1,60.

Mit feinem Geschmack ist diese kleine Sammlung hergestellt. Sie bringt einzelne Stücke aus den Werken bekannter Historiker des vergangenen Jahrhunderts und der Gegenwart. Jedes Stück ist ein in sich geschlossenes, durch Zusammenfügung

der bezeichnendsten Stellen gebildetes Ganze. Das war bei dem oft analytischen, oft rein epischen Charakter der benützten Werke keine leichte Aufgabe. Sie ist dem Herausgeber so ausgezeichnet gelungen, daß man ein jedes der Stücke mit höchstem Genusse liest. Das Büchlein verdient wärmste Empfehlung an jeden, der einen Einblick in die wichtigsten Phasen des Mittelalters gewinnen will. Es eignet sich ganz besonders für Schul- und Volksbüchereien, sowie zur Benutzung in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten, um so mehr, als der Herausgeber bei der Auswahl der benützten Werke ohne jede Einseitigkeit verfuhr und neben protestantischen Historikern wie Ranke und Sybel auch solche Männer zu Wort kommen ließ, die wie Johanes Janssen oder Gustav Schnürer vom katholischen Standpunkt aus die Vergangenheit beleuchten.

Linnich (Rhld.). Dr. August Schmitt.

Max Mühl: Aus der alten Geschichte. Dreiturmbücherei Nr. 7. München und Berlin 1925, R. Oldenbourg. Geb. Mk. 1,60.

Auch in diesem Büchlein ist die Auswahl der Stücke von sachkundigster Hand vorgenommen. Die bedeutungsvollsten Zeitabschnitte in der geschichtlichen Entwicklung der beiden klassischen Völker des Altertums sind herausgehoben. Die Fernwirkung der Antike tritt stark und kraftvoll vor Augen. Nur hätte der Herausgeber die neueren Autoren etwas mehr berücksichtigen sollen.

An dieser Stelle möchte ich vermerken, daß Papier, Druck und Ausstattung der Dreiturmbücher vorzüglich sind. Ihr Einband freilich erscheint mir zu schwach, wenn sie, was man ihnen von Herzen wünschen muß, breitesten Eingang in Volks- und Schulbüchereien finden sollen.

Linnich (Rhld.). Dr. August Schmitt.

Josef M. Abs: Der Kampf um unsere Schutzgebiete. Unsere Kolonien einst und jetzt. Ein Beitrag zur Wiedergewinnung unserer Kolonien, eine Lebensfrage für unser deutsches Volk. 28 Tafeln. 287 S. 8°. Essen-Ruhr 1926, Friedrich Floeder-Verlag. M. 22,50.

Kurz vor Weihnachten vergangenen Jahres erschien auf dem deutschen Büchermarkt ein Werk, das ein hochaktuelles Kapitel deutscher Geschichte und Politik behandelt. Seine Lektüre wird beim Leser mancherlei Gefühle und Erinnerungen aus der Zeit des großen Völkerringens auslösen. Anderseits berührt das Buch aber auch eines der lebensnotwendigsten Probleme unseres Volkes, das durch den Versailler Friedensvertrag in enge Grenzen eingeschlossen wurde. Der Kampf um unsere Schutzgebiete, wie dieses Buch sich betitelt, begann aber eigentlich nicht erst in jenen schicksalsschweren Augusttagen des Jahres 1914, als trotz der Bestimmungen der Kongo-Akte von den Feindstaaten der Krieg ungerechter Weise auch in die Kolonien hereingetragen wurde, sondern bereits im 2. Viertel des 16. Jahrhunderts, als die ersten deutschen Kolonialversuche schon den Neid der damals seefahrenden Staaten erweckten und von ihnen mit brutaler Hand zerstört wurden.

Das erste deutsche Kolonialunternehmen, das von den Welsern und Fuggern 1528 begonnen wurde und auf die Ostküste Südamerikas gerichtet war, endete praktisch bereits im Jahre 1546 damit, daß die Spanier die leitenden Deutschen gefangen nahmen und hinrichteten. Nur noch ein Fleckchen Erde mit deutscher Art und Sprache im Urwald von Venezuela, die sogenannte Kolonie von Towar, erinnert an dieses Unternehmen, dessen Vernichtung das eine Gute hatte, Deutschland vor der Schmach des Sklavenhandels bewahrt zu haben. Der zweite Kolonialversuch ging von der „Afrikanischen Kompanie" aus, die 1682 vom Großen Kurfürsten ge-

gründet worden war. Diese richtete ihr Interesse auf die Küste von Guinea, aber auch auf die dänische Insel St. Thomas in Westindien, fand aber wiederum durch die Seemächte, hauptsächlich die Holländer, 1721 ein vorzeitiges Ende. Der dritte Versuch bildete die „Kaiserlich Ostindische Handelsgesellschaft“, die 1715 gegründet wurde und sich den Erwerb von Stapel- und Handelsplätzen an der Koromandelküste Ostindiens zum Ziel setzte, aber auch mit den Emiren Nordafrikas Handelsverträge abschloß. Die ersten Anfänge der Kompanie waren vielversprechend, ihr Handel blühte empor, ihre Aktien stiegen. Das erregte aber Hollands und vor allem Englands Neid. Sie begannen den Kampf gegen das Unternehmen, zunächst auf diplomatischem Wege, gingen dann aber zu offenen Feindseligkeiten über und vernichteten im Bunde mit Frankreich und Schweden die deutsche Kriegsflotte, ehe sie ein Machtfaktor geworden war. Durch den Frieden von Wien (16. 3. 1731) wurde dieses Kolonialunternehmen, das von Prinz Eugen so stark gefördert worden war, endgültig liquidiert. Das vierte und letzte deutsche Kolonialunternehmen, seine Begründung und seine Vernichtung, ist noch in unser aller Erinnerung. Seine Anfänge liegen in den Jahren 1883/84. Der Erwerb von Deutsch-Südwestafrika und Kamerun ist mit den Namen des Bremer Kaufmanns Lüderitz und des deutschen Forschers und Konsuls Nachtigal verknüpft; in Deutsch-Ostafrika „hißte der junge, energische, später viel befeindete Dr. Karl Peters“ als erster die deutsche Flagge, die Karolinen, Marianen und Palauinseln im Stillen Ozean erinnern noch an den Schiedsspruch Papst Leo XIII. zwischen Spanien und Deutschland, und das Pachtgebiet von Kiautschou war die von Deutschland geforderte Sühne für die Ermordung zweier Missionare in Schantung. In wenigen Jahren war Deutschland eine ansehnliche Kolonialmacht geworden; es besaß wichtige Flottenstützpunkte und Stapelplätze, sein Handel blühte empor, seine Farmen begannen gute Erträge abzuwerfen, und seine Kriegsflotte hatte sich zu einem Machtfaktor entwickelt. Da begann der Kampf, die Geschichte wiederholte sich, der Weltkrieg brach aus, Neid und Habsucht schmiedete einen Feindbund von 27 Staaten gegen Deutschland und seine drei Verbündeten, und nach einem mehr als vierjährigen heldenhaften Kampfe brachen die von aller Zufuhr abgeschnittenen Mittelmächte endlich zusammen. Deutschland verlor seine sämtlichen Schutzgebiete und Ueberseeunternehmungen. Was deutsches Können und deutscher Fleiß geschaffen, erbten dieselben Völker, die auch früher seine Kolonialunternehmungen vernichtet hatten.

P. Abs schildert nun in seinem glänzend ausgestatteten, gut disponierten Werke Deutschlands erste Kolonialversuche, den Erwerb der Schutzgebiete, Deutschlands Berechtigung auf deren Besitz, sein Neutralitätsangebot in denselben, den Kampf in den einzelnen Territorien, die Wegnahme der Schutzgebiete durch den Friedensvertrag von Versailles, den Artikel 21 der Völkerbundsatzung und die Monroe-Doktrin, die Vergebung der Schutzgebiete durch den Völkerbund, die Zerschlagung der deutschen Ueberseemärkte durch den Vertrag von Versailles, die Bedeutung der Schutzgebiete und Ueberseemärkte für Handel und Industrie, die großen weltpolitischen Ideen und Pläne der Deutschen, Engländer und Franzosen, den Imperialismus Amerikas und viele andere Punkte, die mit deutscher Kolonialgeschichte, kolonialen Ansprüchen der Feindstaaten, dem kolonialen Sündenregister Deutschlands und anderer Staaten in Beziehung stehen. Abs hat für seine Darstellung, die mit Wärme und Begeisterung geschrieben ist, reiches Quellenmaterial benutzt, besonders die im Ausland erschienenen einschlägigen Werke der Nachkriegszeit, die vielfach selbst mit den groben Lügen einer gewissenlosen Kriegspropaganda gründ-

lich aufräumen. Die beigegebenen Bilder und Karten sowie einzelne statistische Uebersichten erläutern das Gesagte in der anschaulichsten Weise und bilden eine höchst dankenswerte Zugabe zu dem Text. Man kann nur wünschen, daß das interessante Buch eine große Verbreitung findet und weiteste Kreise darüber aufklärt, welche große wirtschaftliche Bedeutung unsere einstigen Kolonien besaßen, und daß der Erwerb von Ueberseemärkten für unsere auf Ausfuhr angewiesene Nation eine der aktuellsten und wichtigsten Fragen der Zukunft ist.

Godesberg. Prof. Dr. W. Kirfel.

Literaturgeschichte

Hermann Schneider: Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung. Geschichte der Deutschen Literatur. Herausgegeben von Albert Köster und Julius Petersen. Erster Band. Heidelberg 1925, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Es ist erfreulich, gerade auf dem Gebiete älterer deutscher Literaturbetrachtung ein Werk anzeigen zu können, das die gesamte, weitschichtige Arbeit einer Reihe wissenschaftlicher Generationen vom gegenwärtigen Standpunkte zusammenfaßt, um ein zusammenhängendes und organisch gegliedertes Ganze aufzubauen, ohne in Konstruktionen zu verfallen oder sich allzu eifrig auf Wege der Kunstbetrachtung hinauszubegeben, die zwar die Hoffnung auf fruchtbare Erntegebiete versprechen, aber noch nicht gangbar genug sind, um eine große Gesamtarbeit tragen zu können. So gibt es in bewußter Beschränkung eine Literaturgeschichte für die Zeit bis 1300, soweit sie unter die drei Gruppen fällt, deren der Titel gedenkt. Es schaltet also die bürgerliche Literatur für diesen Band aus. Die übersichtliche Anordnung, die auch alle besondern Verweise einem Anhang einfügt, wie die klare Lesbarkeit des Stils geben dem Buche Anrecht auf den Leserkreis, den der schon verstorbene Gesamtherausgeber Albert Köster dem ganzen Unternehmen wünschte: die Welt der Studierenden und alle diejenigen, die nach einer erhöhten Bildung streben.

Bonn. Dr. Ignaz Gentges.

Albert Köster: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Fünf Kapitel aus der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, mit einem Anhange: Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung. Heidelberg 1925, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Das vorliegende Werk sollte eigentlich einen Band in der Geschichte der deutschen Literatur werden, die der verstorbene Verfasser herauszugeben begonnen hatte. Aber leider ist er mit seinem Abschnitt bis zu seinem Tode nicht fertig geworden. Was aber vorliegt, ist in seiner Umfassenheit, in der Zuordnung und Einbettung der dargestellten Literaturwerke in die gesamte Kultur des Zeitalters, in der Klarheit und Treffsicherheit des bezeichnenden Wortes, in der so erzielten äußern und innern Lesbarkeit für alle diejenigen, die sich ernsthaft mit dem Thema Aufklärung in der deutschen Literatur beschäftigen möchten, eine wertvolle und dankbare Gabe.

Bonn. Dr. Ignaz Gentges.

Rudolf Unger: Literaturgeschichte als Problemgeschichte. 30 S. 4°. Berlin 1924. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Rudolf Unger gibt in Fortführung seiner früheren methodologischen Schriften über Philosophische Probleme der neueren Literaturgeschichte, Weltanschauung und Dichtung hier einen Ueberblick über die Frage geisteshistorischer Synthese. Mit besonderer Beziehung auf W. Dilthey. Erfreulicherweise ist die Distanz zu Dilthey

größer geworden, jedoch noch nicht groß genug. Unger sieht in dem Komplex der Literaturwissenschaft primär den Gehalt und die Verbindung der Weltanschauung mit der Dichtung. Die Form ist ihm weniger wichtig. Die methodologischen Probleme und die Beziehung der Literaturwissenschaft zur Philosophie und Religion liegen ihm am Herzen. In dieser Schrift verlangt er nun: eine in konkreter Arbeit an ihrem eigenen Gegenstand und in genauer Anpassung an die jeweilige Aufgabe eine solche Phänomenologie der in ihrem Gebiete erwachsenden Lebensprobleme zu schaffen, natürlich in engster Anlehnung an die Philosophie und mit dankbarer Verwertung der bereits von dieser gewonnenen Gesichtspunkte und Analysen als heuristischer Prinzipien im ganzen oder methodischer Vorarbeiten im einzelnen. Unger gibt dann einige Proben an dem Schicksalsproblem, dem religiösen Problem, dem Naturproblem. Unger hält sich in der rein natürlichen Sphäre auf. Damit ist seine Arbeit für den Katholiken gekennzeichnet. Hier liegen aber noch große und schwierige Aufgaben. Die Schrift Ungers berührt diese Probleme gar nicht; sonst ist aber manches aus ihr verwendbar.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Paul Friedrich und Friedrich Ebers: Das Grabbe-Buch. Herausgegeben in Verbindung mit zahlreichen Forschern und Dichtern. 170 S. 8°. Detmold 1923, Meyersche Hofbuchhandlung. M. 3,50.

Dem Werke, der Erkenntnis und dem Verständnis, aber auch der Wirkung Grabbes will dieses Sammelbuch dienen. Zum Eingang stehen einige dithyrambische Auslassungen Paul Friedrichs und Karl Mahnkes über Grabbe als den Dichter der deutschen Schicksalsnot und der jetzigen Stunde. Dazu kommt noch das Gedicht Grabbes Tod von Ferdinand Freiligrath. Am wertvollsten scheint mir in diesem Sammelwerke die zweite Abteilung zu sein: Historische und kritische Bausteine. Der bekannte Grabbeforscher Prof. Nieten steuert zwei Aufsätze bei über Grabbe und Schopenhauer und über Grabbe und Immermann, deren letzterer der bessere sein dürfte. Dr. Fritz Chlodwig Lange, in ‚Grabbe und wir', gibt ein kleines, aber gut und ziemlich scharf gezeichnetes Bild Grabbes. Dr. P. Leutwein würdigt Grabbe als politischen Dichter. Hermann Jockisch spricht über Grabbe und Nietzsche. Fritz Ebers teilt über seinen Fund, den Szenenaufriß eines geplanten Till Eulenspiegel von Grabbe wichtige Einzelheiten mit. Paul Friedrich gibt einiges belanglose Lyrische von Grabbe; ferner würdigt er Grabbes Marius und Sulla in seiner Zeitgemäßheit. Dieser Abschnitt enthält dann noch von A. B. ein Kapitel: Grabbe und Müllner, von Artur Kutscher: Grabbe und Hebbel; sodann von G. K. Kruse über Musik und Musiker in Grabbes Leben und von Alfred Bergmann Grabbe als Gestalt des Dramas. So wichtig alle diese Beiträge sind und so viel einzeln Wissenswertes sie bringen, man kann trotzdem nicht sagen, daß sie uns die Lösung des Grabbeproblems geben. Das dritte Kapitel Grabbe im Spiegel späterer Dichtung ist sehr gut gemeint, aber unwichtig. Wertvoll dagegen ist wieder der Schluß: die Ikonographie, das Verzeichnis der Grabbe-Aufführungen und die Bibliographie, obwohl auch hier manches ergänzt werden könnte. Für den Grabbeinteressenten ist das Buch unentbehrlich, allgemeinere Bedeutung hat es aber nicht. Eine Anzahl Bilder Grabbes schmückt oder verunziert (wenigstens teilweise) diesen Band.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Hans Prager: Die Weltanschauung Dostojewskis. Hildesheim 1926, Franz Borgmeyer. Ganzleinenband. M. 9,—.

Diese Studie ist den vier Hauptwerken Dostojewskis (Raskolnikoff, Dämonen,

Idiot, Brüder Karamasoff) gewidmet. Ihr einheitlicher Charakter wird nachgewiesen. Die einzelnen Gestalten kehren in den verschiedenen Romanen immer wieder, aber doch stets mit verschiedenen individuellen Zügen: Jeder Roman ist von einem besonderen Aspekt aus geschrieben, und infolgedessen wandelt sich die Problematik jedes in ihm gezeichneten Typs. Das Grundthema von Raskolnikoff ist das „dämonische Petersburg", der Dämonen das „dämonische Rußland", der Brüder Karamasoff das „heilige Rußland". Ueberzeugend weist Prager nach, daß Dostojewskis Romane Ausdruck einer nach strengen Regeln sich vollziehenden Weltanschauung sind. Weil aber diese großartige Dialektik nur dazu dient, die Unterlegenheit alles abstrakten Denkens vor dem konkreten Faktum zu zeigen, etwa einer abstrakten Humanität vor der in der Fleischwerdung Christi sich zeigenden unendlichen Liebe Gottes, so wirkt sie niemals blaß und lehrhaft: ihr Ausdruck ist der lebendige Mensch.

Wenn auch Prager diesen notwendigen Zusammenhang von Person und Idee bei Dostojewski erkennt, so neigt er selber doch dazu, abstrakte Begriffe wie Universalismus, Individualismus synthetisch zu verwenden. Diese Ausdrucksweise ist wohl Folge der Tatsache, daß Prager alle Religion in Metaphysik auflöst. Bemerkt sei noch, daß aus einigen Stellen Mißverstehen christlicher Haltung gegenüber Welt und Leben spricht: Den altchristlichen Märtyrern wird z. B. mit Unrecht selbstmörderische Entwertung des Lebens vorgeworfen. Viele Aeußerungen über die katholische Kirche sind ebenfalls verfehlt, etwa die Behauptung, daß die Mystik immer im Gegensatz zur „Machtform" (!) der Kirche gestanden habe. Schade, daß diese Mängel eine uneingeschränkte Empfehlung des für die Dostojewski-Erkenntnis wertvollen Werkes nicht zulassen.

Godesberg. Dr. Waldemar Gurian.

Herm. Jos. Terhünte: Religiös-literarische Porträts aus dem zeitgenössischen Frankreich: Lotte, Péguy, Psichari. Sittard, Verlag Missionshaus.

In dieser schlichten, anspruchslosen, aber inhaltreichen Broschüre, der man weite Verbreitung wünschen kann, gibt Pater Terhünte an Hand französischer Quellen eine lehrreiche Charakteristik von Lotte, Péguy, Psichari, die für das Erwachen des französischen Katholizismus in der Vorkriegszeit sehr viel bedeutet haben; leider setzte der Krieg ihrem Wirken ein Ende; alle drei sind auf dem Schlachtfelde gefallen. Lotte war der Redakteur einer Zeitschrift für kathol. Gymnasialprofessoren; Péguy Herausgeber jener Cahiers, an denen Männer wie Romain Rolland, Suarès usw. mitarbeiteten, eine seltsame Persönlichkeit, die im Verlaufe der Jahre den Weg vom antiklerikalen Sozialismus zu einem stark gefühlsbetonten Katholizismus machte, ohne sich bis zum Tode auch äußerlich zu bekehren; Psichari, der Enkel Renans, der Offizier, war im Begriff Dominikaner zu werden, als er im Dienste seiner Heimat starb. Auch heute noch besitzen sie in Frankreich einen großen Einfluß.

Für Péguy hat Pater Terhünte noch nicht das bedeutende Buch der Brüder Tharaud: Notre cher Péguy (bei Plon, Paris 1926) benutzen können, auf das er selber inzwischen hingewiesen hat (im „Hochland"). Unter den Quellen für die Psichari-Darstellung vermißt man den Aufsatz Jacques Maritains, des großen Thomisten, welcher sich in „Antimoderne" (Revue des Jeunes) findet.

Godesberg. Dr. Waldemar Gurian.

Naturkunde

Natur und Mensch. Die Naturwissenschaften und ihre Anwendungen. Herausgegeben von Dr. C. W. Schmidt. 1. Band: Weltraum und Erde.

Von Dr. H. H. Kritzinger und Dr. C. W. Schmidt. XII u. 494 S. gr. 8°. Mit 408 Abb. im Text und 30 teils farbigen Tafeln. Berlin und Leipzig 1926, Walter de Gruyter u. Co. Geb. M. 32.— und M. 36.—.

Das ganze Werk ist auf vier Bände berechnet. Der vorliegende behandelt Weltraum und Erde. Bei den Erörterungen über den Weltraum war es nicht gut zu vermeiden, daß Betrachtungen eingeflochten wurden, die besonders in dieser Kürze wohl nur von solchen Lesern verstanden werden, die sie schon einigermaßen kennen. Abgesehen hiervon hat es der Verfasser dieses Teiles verstanden, auf kleinem Raume ein deutliches und einigermaßen vollständiges Bild von der Sternenwelt zu entwerfen. Leichter ist das Verständnis des zweiten, viel größeren Teiles, welcher die Beschaffenheit der Erde behandelt. Er ist eine populär-wissenschaftliche Geologie: Die Erde als Himmelskörper, die Erdrinde (Mineralien und Gesteine werden hier behandelt), die geologischen Kräfte, die an der Gestaltung der Erde wirken und die Geschichte der Erde, endlich die Erde in der Gegenwart sind die einzelnen Themen, die besprochen werden. Die Darstellung ist durchweg klar und recht vorsichtig in der Behandlung der Hypothesen. Eine große Anzahl von gut gelungenen Abbildungen unterstützt den Text, so daß das Buch allen Freunden der Sternkunde und der Geologie empfohlen werden kann.

Daß die Statistik beweise, daß in der Astrologie doch ein ernstzunehmender Kern stecke (Seite 6), möchten wir noch bezweifeln. Auch die geologische Altersberechnung auf Grund astronomischer Tatsachen hat nicht die Bedeutung, die ihr auf Seite 12 beigemessen wird.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

F. Becker: Eine Fahrt durch die Sonnenwelt. Astronomische Unterhaltungen. Mit 29 Abb. im Text. Berlin 1926, Ferd. Dümmlers Verlag. Geb. M. 3,50.

Derselbe: Aus den Tiefen des Raumes. Der astronomischen Unterhaltungen 2. Teil. Mit 33 Abb. im Text und einer Sternkarte. Ebda. Geb. M. 3,50.

Seit etwa 1913 befinden sich die exakten Naturwissenschaften, Astronomie, Physik und Chemie, in äußerst rascher Entwicklung. Infolgedessen veralten wissenschaftliche wie populäre Darstellungen auf diesem Gebiete sehr rasch. Das mögen Verlagsanstalten mitunter beklagen, der Fachmann begrüßt jede Neuerscheinung, die dem augenblicklichen Stande der Forschung wirklich Rechnung trägt und in diesem Sinne auch die beiden vorliegenden Werkchen Beckers. Ein weiteres kann Referent zu ihrem Lobe sagen, daß nämlich der Verfasser an der Specola Vaticana aktiv tätig ist, die früher unter der Leitung des berühmten Secchi stand und jetzt unter der Führung Hagens in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung weiter gestiegen ist. Beide Umstände, eigene Forschungsarbeit auf heiß umstrittenem Gebiete sowie die literarischen Hilfsmittel und der Geist eines weltberühmten Instituts, geben Becker die Möglichkeit, kritisch den neuen wissenschaftlichen Strömungen in der Astronomie auch für seine populäre Darstellung gegenüberzustehen, und andererseits wirklich modern zu sein. Er ist hierdurch in glücklicherer Lage als einige andere populäre Autoren auf gleichem Gebiete, die mit einer großen Sternwarte wenig oder gar nicht in Berührung das Material ihrer Darstellung nur aus zweiter oder dritter Hand nehmen können.

Beide Büchlein sind voneinander unabhängig und bilden zusammen doch ein Ganzes, eine Gesamtdarstellung der Astronomie, berechnet für Leser, die nur die Volksschule besucht haben. So sind sie also geeignet für die reifere Jugend, Volksbibliotheken, für unsere geistig oft recht interessierten Arbeiter und Handwerker.

Die einzelnen Abschnitte sind in ihrer lebhaften Sprache keine „Abhandlungen“, sondern „Unterhaltungen“. Soweit als möglich wird der Weg der wissenschaftlichen Forschung erklärt, was natürlich sehr oft nicht möglich ist, teils weil die Dinge wirklich für den einfachen Leser zu schwierig sind, teils weil der verfügbare Raum weitschweifige Auseinandersetzungen verbietet. (Leider lassen sich hierdurch Redewendungen nicht vermeiden, wie „Die Astronomen haben berechnet, daß ...“, wodurch die betr. Ergebnisse etwas Geheimnisvolles, vom Himmel Gefallenes erhalten. Es mag Zufall sein, daß mir bei der Lektüre wieder einfiel, daß wir Wissenschaftler in den verschiedensten Fächern von unseren Lesern einen viel größeren Autoritätsglauben erwarten und erhalten, als auf religiösem Gebiet den berufenen Vertretern der Kirche oft nur mit Widerstreben gewährt wird.)

Die „Fahrt durch die Sonnenwelt“ ist in ähnlicher Form wohl auch sonst schon unternommen worden. Es haben sich auf diesem Gebiete die wissenschaftlichen Anschauungen in den letzten Jahren nur wenig geändert, doch hat Becker stets das neueste Beobachtungsmaterial in die Darstellung verwoben. Ausgehend von dem Doppelstern Erde-Mond führt er uns im Geiste zunächst auf die tote Welt unseres Begleiters, dann ziehen wir der Sonne entgegen, lernen diese als riesige Gaskugel kennen, nachdem wir vorher Venus, Merkur und einige Kometen gesehen haben; die Fahrt führt dann zu den Außenteilen unseres Sonnensystems bis zu seinen Grenzen, d. h. vom Mars bis über den Neptun hinaus. Im zweiten Buche zeigt uns Becker zunächst die Arbeitsstätten und Hilfsmittel der Astronomie, dann die Messung kosmischer Entfernungen, die Eigenschaften der Doppelsterne, Veränderlichen, Sternhaufen und Nebelflecke. Die heutigen Anschauungen vom Lebenslauf der Gestirne erfahren eine anschauliche Schilderung, desgl. unsere Ideen über die Konstitution der Milchstraße und den Aufbau des gesamten Universums. Für den niedrigen Preis ist Druck und Ausstattung der Bücher als recht gut zu bezeichnen. Einige sinnstörende Druckfehler im ersten Bande hat Becker in einer Anmerkung des zweiten schon selbst berichtigt.

Bonn. Prof. Dr. J. Hopmann.

Länder- und Völkerkunde. Reisen

Theodor Wilhelm Danzel: Kultur und Religion des primitiven Menschen. Einführung in die Hauptprobleme der allgemeinen Völkerkunde und Völkerpsychologie. Mit 16 Tafeln und 15 Abbildungen. (VIII u. 133 S.) 8°. Stuttgart 1924, Verlag Strecker u. Schröder. Kart. M. 3,—; Leinenband M. 4,50.

Das Buch ist sehr schön ausgestattet, klar geschrieben und gibt in aller Kürze ein anschauliches, abgerundetes Bild vom Leben der primitiven Völker. Daß der Primitive fast ausschließlich Herdenmensch sei und nur wenig Individuelles an sich habe, widerspricht den Schilderungen von Missionären, die durch jahrelangen Verkehr sich gründliche Kenntnis verschaffen konnten. Auch bei der Darstellung der Religion vermißt man gerade das Eingehen auf das eigentlich Religiöse: die Vorstellungen von Gott und dem jenseitigen Leben, während Zaubergebräuche, die mit Religion nur wenig oder gar nichts zu tun haben, geschildert werden. Sollte man vielleicht bei einem „aufgeklärten“ Europäer, der aus Aberglauben nicht als 13. in einer Gesellschaft sein will, diese Dummheit als einen Teil seiner Religion bezeichnen?

Freiburg. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Wilhelm Koppers: Unter Feuerland-Indianern. Eine Forschungsreise zu den südlichsten Bewohnern der Erde mit M. G u s i n d e. Mit 74 Abbildungen auf

Tafeln und im Text und 1 Karte. 243 S. gr. 8°. Stuttgart 1924, Strecker und Schröder. M. 4,—, in Leinen M. 6,—.

Noch eben zu rechter Zeit sind die beiden wohlunterrichteten und für ihre Absichten begeisterten Reisenden und Gelehrten, Gusinde und Koppers, gekommen, um gründliche Feststellungen über die im äußersten Süden der Erde nomadisierenden Indianer, insbesondere den Stamm der Yagan zu Papier zu bringen und so wichtige Tatsachen zur Kenntnis und Beurteilung der Primitiven noch im letzten Augenblick für die Wissenschaft festzustellen. Denn die Feuerländer gehen wie alle Ihresgleichen nach der Berührung mit der Zivilisation dem sichern und baldigen Untergang entgegen. Nun ist im vorliegenden Buche gerettet, was noch möglich war, gerettet auch der Ruf der Feuerländer, die kein geringerer als Charles Darwin, freilich nach nur oberflächlicher Beobachtung an Ort und Stelle, ganz fälschlich für Kannibalen ohne jedweden Gottesbegriff erklärt hatte. Tausende haben ihm das nachgesprochen, aber die Verfasser vorliegenden Buches widerlegen den Irrtum gründlich. Auch die Feuerländer bestätigen den alten bekannten Satz: Nulla gens tam fera usw.

Ihre bemerkenswerten Ergebnisse werden Koppers und Gusinde noch in einem streng wissenschaftlich gehaltenen Werke der gelehrten Welt vorlegen; das vorliegende Buch ist zwar auch recht gründlich, vielleicht sogar für seinen Zweck hier und da etwas weitläufig, aber gemeinverständlich geschrieben in Form eines recht unterhaltenden Reiseberichtes. Schöne Abbildungen in reicher Auswahl und bester Ausführung erhöhen seinen Wert. Der Text ist gut geschrieben; man kann zwar hin und wieder Ausstellungen machen, aber es handelt sich dabei nur um Kleinigkeiten.

Das Buch ist keine Jugendschrift. Der Stoff bringt es mit sich, daß an einigen Stellen Geschlechtliches zur Sprache kommt, natürlich ganz ernst und vorbildlich dezent; wer die Reife hat, auch solche Berichte, sie sind übrigens nicht umfangreich, ohne Anstoß zu lesen, der wird, ob älter oder jünger, helle Freude an der trefflichen, inhaltreichen Schrift haben. Der Borromäusverein darf ihre Verbreitung in jeder ihm möglichen Weise fördern.

Aachen. Geheimrat Dr. Felix Brüll.

Joseph Fräßle: Negerpsyche im Urwald am Lohali. Beobachtungen und Erfahrungen. Mit 21 Bildern. (VIII u. 190 S.) 8°. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand. M. 4,80.

Die Verbreitung des Christentums unter den Heiden darf trotz aller Schwierigkeiten, die uns in der Heimat drücken, nicht vergessen werden. Erzählungen wie die vorliegende sind sehr geeignet, Verständnis für die Heidenmission zu wecken. Auch die aufstrebende Wissenschaft der Völkerkunde muß solche Bücher willkommen heißen, die geschrieben sind von Männern, die in jahrelangem Verkehr tiefe Einblicke in die Seele dieser niederen Völker tun konnten und daher ein ganz anderes Verständnis gewannen, als Reisende, die sich einige Wochen bei ihnen aufgehalten haben. Bedeutsam ist es, daß auch Fräßle bei seinen Urwaldnegern hinter dem Gestrüpp von Aberglauben den Gedanken an den einen Gott findet. Welch ungeheure Schwierigkeiten trotzdem noch zu überwinden sind vom Missionär und von den Eingeborenen selbst, bis der Weg zur Taufe beschritten werden kann, kommt einem beim Lesen des Buches deutlich zum Bewußtsein. Möge das wertvolle Buch in weiten Kreisen die Teilnahme an dem großen Werke der Glaubensverbreitung wecken und fördern.

Freiburg. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Reisen und Abenteuer. Unter diesem Titel veröffentlicht der Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig eine Sammlung von kleinen, je 160 Seiten starken handlichen und hübsch ausgestatteten Bändchen mit Bildern und Karten zum Preise von M. 2,50 in Halbleinen. Geboten werden Berichte namhafter in- und ausländischer Reisenden in guter und abgerundeter Auswahl. Bis Ende letzten Jahres lagen 32 Teile der Sammlung vor. Hier soll von den beiden zuletzt erschienenen die Rede sein.

Das 31. Bändchen trägt den Titel: **L. V. Mansilla, Die letzten wilden Indianer der Pampa.** Es bringt eine recht exotische, aber gerade darum vielleicht für manchen anreizende Schilderung aus der Frühzeit des Freistaates Argentinien. Ein dortiger Grenzoffizier, späterer General, erzählt von seinem kühnen Ritt zu den lästigen Wilden und Halbwilden in und jenseits der Pampa. Sie erscheinen als reif für den Ausrottungskrieg, und die unternommene Streife bedeutete wohl nur eine Aufklärungsreise, wenn diese Absicht auch verschleiert wird. Der kühne Reitersmann mit seiner kleinen, aber gut ausgewählten Schar von Begleitern erlebt natürlich allerlei bei den Wilden, weiß sich aber, wo's not tut, auch seinerseits wild genug zu gebärden, um ungeschoren zu bleiben. Und als Erzähler findet er den burlesken Ton, wie er dem Inhalt seiner Mitteilungen am besten entspricht. Im Gefolge des weißen Mannes erscheinen auch zwei Franziskaner, die eine freundliche Beurteilung erfahren; aber die gelegentliche Seelsorge einschließlich Sakramentenspendung, die sie unter sonderbaren Umständen üben, mutet seltsam genug an. Ein dritter Priester, der sich auf eigene Gefahr im Bereich der Wilden eingefunden zu haben scheint und sich dort zu schaffen macht, findet Mansillas Wohlgefallen nicht und erscheint ihm verdächtig; also wohl ein Vertreter anderer An- und Absichten wegen des bedrohlichen Geschickes bedauernswerter Menschen! Ueber bedenkliche Sitten und Unsitten ist im Zusammenhang dieses Buches aus der Wildnis manches zu sagen, was für jugendliche Ohren und Herzen nicht zuträglich sein kann. Ueber die Abbildungen ist nichts Besonderes zu sagen. Alles in allem wird dieses Bändchen nicht gerade zu den Besten der Sammlung gezählt werden, aber doch auch der Beachtung wert sein.

Weit mehr aber ist letzteres der Fall bei dem weiteren, das nach Text und Bildschmuck sogar ganz hervorragend ist. Der Titel lautet: **Hans Meyer, Hochtouren im tropischen Amerika.**

Aus der Lebensskizze, die Dr. Karl H. Dietzel dem Büchlein vorausschickt, ersieht, wer's noch nicht weiß, daß Professor Meyer aus reichster Erfahrung und umfassenden Studien Allerbestes zu bieten vermag. Der Gelehrte besitzt dabei die Gabe, auch für den Nichtfachmann verständlich und sehr anziehend zu schreiben. Ein geübter Alpinist von früh auf, hat dieser rüstige Mann als tapferer Forscher im Hochgebirge sein sportliches Können gern in den Dienst der Wissenschaft gestellt, dabei freilich doch auch den Ruhm errungen, als erster den Kilimandscharo zu ersteigen. Das war vor stark 40 Jahren und wurde im 25. Bändchen unserer Sammlung beschrieben. Ins tropische Amerika kam Meyer erst als Fünfundvierziger im Jahre 1903, um hier mit einer gründlichen und erfolgreichen Fahrt seine örtlichen Forschungen in der Welt des Hochgebirges abzuschließen.

Auch wer schon recht bewandert ist in Büchern ähnlicher Art, wird diesen höchst eigenartigen Bericht mit Nutzen und Vergnügen lesen. Meyer arbeitet angestrengt einen günstigen Sommer über am Chimborasso, den er zweimal während dieser Zeit befährt und gründlich durchforscht. Zwischenzeitlich macht er eine Reihe

anderer bedeutsamer Fahrten in dem weiträumigen andinischen Hochgebirge, erlauscht bei zauberischem Mittagssonnenschein auf dem Boden eines ausgebrannten und jetzt vergletscherten Vulkans die geheimnisvollen Gezeiten der Eismeere und studiert die werdende Flora auf jungen Lavariesen; steigt empor zur höchsten Höhe des Kotopaxi und schaut mit forschendem Auge hinab in den tiefen Grund des noch tätigen Kraters von gewaltiger Ausdehnung; oben im Eis und Schnee verspürt der Beschauer den verdächtigen Brodem, der heraufsteigt, und vernimmt das gefahrdrohende Grollen da drunten. All die Wunder und Geheimnisse, die sich ihm offenbaren, weiß der begeisterte Forscher eindrucksvoll, man darf sagen mit Andacht, zu schildern und den Leser mit fortzureißen. Wenn auf S. 28 von „göttlicher Größe und Schönheit" des Chimborasso geredet wird, so ist das, wie der Zusammenhang deutlich zeigt, nur im bildlichen Sinne zu verstehen, hätte aber wohl, ohne die Wirkung abzuschwächen, unverfänglicher ausgedrückt werden können. Es ist jedoch die einzige Unebenheit im ganzen Buche, die mir aufgestoßen ist.

Es kommt dem Verfasser zugute, daß er seine Darstellung aus einem reichen Schatze von Erfahrung immer wieder durch Vergleiche zu beleben weiß. Uebrigens versteht er es auch, die landläufigen Erlebnisse des Bergsteigers so gut wie nur ein anderer zu erzählen, wobei ihm der Humor nicht fehlt. Als Kameraden hat er auf seiner Fahrt in Ekuador einen Maler bei sich, der fleißig den Stift und Pinsel gebraucht; dies ist dem trefflichen Bildschmucke des gedruckten Reiseberichts zugute gekommen. Ein Verzeichnis der vielen Bilder und der Karten mit Seitenangabe wäre wohl erwünscht gewesen.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Francisco Pizarro: Der Sturz des Inkareiches. Nach den Berichten des Garcilaso de la Vega und des Paters José de Aosta S. J. bearbeitet von Dr. H. G. Bonte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus.

Das 14. Stück der Sammlung „Alte Reisen und Abenteuer", die äußerlich ganz so gehalten ist wie die „Reisen und Abenteuer" aus dem gleichen Verlage; der inhaltliche Unterschied prägt sich im Titel aus. Nachdem Kolumbus, Cortes und als 13. Vasko de Gama zur Sprache gekommen, durfte Pizarro nicht länger fehlen. Vielleicht soll er auch gerade jetzt zu Ehren gebracht werden wegen der Vierhundertjahrfeier seiner Fahrten ins Goldland Peru, das alte Inkareich.

Das niedliche Büchlein, sonst in Text und Bild völlig antiquarisch eingestellt, wird vom Herausgeber eingeleitet mit einem Hinweis auf die verworrene Vorgeschichte des Landes und Volkes der Inka und seinen bösen Geist Pizarro, der glimpflich genug dabei abkommt. Es folgen zwei Abschnitte, ein größerer und ein kleinerer, von jüngeren Zeitgenossen des Pizarro über Altperu und seine Bewohner, ihre Gesittung und Religion, sowie die Eroberung des bis dahin geheimnisvollen Strandes und Landes durch goldgierige Spanier. Der eine von diesen Autoren — beide ihrer Zeit und noch lange nachher berühmt — durfte selber noch den Titel El Inka führen, da seine Mutter aus diesem Königsgeschlechte stammte. Die geschichtlichen Mitteilungen aus seiner Feder aber sind trotz seiner Berufung auf Ueberlieferung aus dem Kreise von Verwandten der Mutter nur sehr vorsichtig aufzunehmen, weil augenscheinlich beeinflußt von der phantastischen Art der Ritterromane seiner Zeit; und was er von den Heldentaten des Pizarro und seiner Gefährten schreibt, ist nicht frei von landsmännischen Sympathien und Vorurteilen. Der andere Gewährsmann berichtet vom Götzendienst und teuflischen Aberglauben in

Altperu, und meint es gewiß damit gut; aber er schreibt darüber so naiv und übertrieben, daß man seine Urteilsfähigkeit in diesen Fragen billig bezweifeln darf.

Auf die deutsche Wiedergabe der alten fremdsprachigen Texte ist, gewiß mit Absicht und recht passend, ein Hauch von Altertümlichkeit gelegt, doch hier und da wohl etwas auf Kosten der Sprachrichtigkeit.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Kunst

Von der Kunst der Griechen. Klassische Einzeldarstellungen zur Geschichte der griechischen Plastik, gesammelt und erläutert von W. Zillinger. Mit 15 Abb. 95 S. München und Berlin 1925, Verlag von R. Oldenbourg.

Das Buch enthält in geschichtlicher Folge eine Reihe von Aufsätzen über die führenden Erscheinungen der griechischen Plastik, die in klarer und tiefer Weise immer Vorbildliches hellenischer Art erschließen. Es sind durchweg meisterhafte Darstellungen, ihrem Gegenstand angemessen durch eine wundervoll ruhige und erfüllte Form. Von Goethe und Winckelmann bis zu gegenwärtigen Forschern wie Buschor und Curtius kommen wirklich Berufene zu Wort. Die Aufsätze sind unschwer verständlich, so daß sich das Buch als einführendes Werk für weite Kreise empfiehlt. Eine Kleinigkeit noch: Der Tschilini-Kiosk in Konstantinopel (erwähnt S. 19) enthält heute keine Antiken mehr, sondern dient ausschließlich der Aufstellung türkischer Kunst.

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer. Berlin, Furche-Verlag.

Band 2: Heinrich Ehl: Buchmalerei des frühen Mittelalters.

Der Verlag hat dem sorgfältig hergestellten Band die bunte Reproduktion eines Blattes aus dem Addinghovener Evangeliar vorangestellt, die eine gute Vorstellung von der Farblichkeit der frühen Codices gibt. Es ist erfreulich, daß wiederum ein bewährter Kenner des Gebietes die Herausgabe übernommen hat. Ehl verfügt nicht nur über ein ausgedehntes kunstgeschichtliches Wissen, sondern hat sich auch mit der philosophischen und vor allem theologischen Literatur der Zeit beschäftigt; aus ihr gewinnt er wichtige Aufschlüsse für die Deutung der Bilder. Wenn man es hier und da als einen Mangel empfindet, daß er allzu fragmentarische Angaben macht oder allzu summarisch verfährt, indem er etwa Thomas von Aquin auch für die Kunstanschauung des frühen Mittelalters in Anspruch nimmt, so liegt dies daran, daß die Kunsttheorie des Mittelalters noch nicht in gründlicher historischer, philosophischer und theologischer Untersuchung aus den dafür in Betracht kommenden Schriftstellern erkannt worden ist. Ehl bietet aber allen, die dieser Epoche ihre Aufmerksamkeit zuwenden möchten, gute Belehrung und gibt für weitere Forschungen eine Richtung an. (Der Stil läßt manchmal eine letzte Ueberlegtheit vermissen — ein Beispiel: Warum heißt es S. 15 „Gesichte und Visionen steigen" usw., besteht ein Unterschied zwischen beiden Termini?)

Band 4. August Hoff: Christliche Mosaikbildkunst.

Hoff beginnt mit einer Darstellung der technischen Bedingungen der Mosaikbildkunst. Diese Erklärung, die von den meisten zu geben unterlassen wird, ist sehr nützlich für die Erfassung des Besonderen dieser Kunst. Dann führt er den

Leser von der Mosaikkunst der frühchristlichen Zeit aus allmählich bis zu den Versuchen gegenwärtiger Bildner hin: Noldes, Dülbergs und vor allem Thorn Prikkers. Während die Werke der letzteren mehr gut gewollt als natürlich verwurzelt sind, strahlen die Schöpfungen der frühen Zeit eine gesammelte Glut aus, die den Betrachter der originalen Mosaike zutiefst durchdringt; wenn man einige der abgebildeten Werke aus eigener Anschauung heraus kennt, so bedauert man die notwendige Unvollkommenheit der Abbildungen, die vielleicht namentlich bei den Ravennatischen Werken versagen. Es ist eine hohe Freude, aber auch ein schmerzlicher Anblick, wenn man, aus unserer Gegenwart kommend, sich zu der hohen echt religiösen Kunst der Frühzeit wendet.

Band 3. Paul F. Schmidt: Die Lukasbrüder. Der Overbecksche Kreis und seine Erneuerung der religiösen Malerei.

Der Verfasser gibt eine wohlgeordnete, auf reichen Kenntnissen beruhende Darstellung des Nazarener-Kreises und der Nazarener-Kunst. Leider ist der Gegenstand, den er bearbeitet, wenig erfreulich; es ist eine blutlose, oft gar etwas zimperliche Art, die sich in diesen Bildern ausspricht. Ueber die Qualität der Gemälde gehen lediglich die Overbeckschen Zeichnungen hinaus (Abb. 6 und 7).

Band 5. Oskar Beyer: Religiöse Plastik unserer Zeit.

Dieser vom Herausgeber selber besorgte Band enthält so etwas wie das Programm der ganzen Sammlung und vermag seiner Qualität nach beispielhaft zu wirken. Wichtig ist zunächst die Grundeinstellung, daß man sich frei halten will von allen überschwenglichen Phantastereien, die über den gegebenen künstlerischen Tatbestand hinweggleiten; es ist erfreulich, daß sich in allen Veröffentlichungen dieser Wille zu einer klaren Wissenschaftlichkeit ausspricht. Eine solche Wissenschaftlichkeit hebt den Gegenwartswert der Bücher nicht auf, sondern erhöht ihn dadurch, daß der Gegenwart ein wirklich Durchdachtes und Gefülltes dargeboten wird. Die Grundrichtung der Betrachtung geht auf die religiös bedeutsame Kunst, ja Beyer vertritt sogar die nach meiner Ansicht geschichtsphilosophisch nicht haltbare These, daß es eine andere Bindung der gestalterischen Kräfte eines Volkes als die kirchlich religiöse nicht gebe (Seite 7). Die Geschichte der religiösen Kunst, die zu geben hier in aphoristischer Form versucht wird, soll der Besinnung auf die entscheidenden Fragen unserer Zeit dienen. Ein selbständig ausgeführter Text und die mit ihm eng verbundenen Abbildungen wirken auf dieses Ziel hin. — Der vorliegende Band zeigt vor allem edle und kräftige Werke von Minne, Lehmbruck und Barlach. Der Herausgeber verfällt ihnen gegenüber nicht in schrankenlose Bewunderung, sondern spricht ihnen genau die Bedeutung zu, die sie haben: daß sie ein Licht auf dem Wege sind.

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

C. G. Heise: Lübecker Plastik. 16 S. Text. 88 Abb. Bonn, Verlag Fr. Cohen. Geh. M. 3.—.

Dies Bilderheft setzt die bekannte Bilderreihe „Kunstbücher deutscher Landschaften" fort. Zwar teilt es, was Umfang der Entwicklung und künstlerische Qualität betrifft, nicht so reiche Ereignisse mit wie die vorangehenden Bände, ist aber noch wichtig genug, um auch über Lübeck hinaus und nicht nur in Fachkreisen zu fesseln. Man wird vor allem zwei bedeutsame Erkenntnisse aus der Anschauung gewinnen: einmal, wie tief und vergrübelt die nordische Kunst ist (z. B. der Totenkopf, Abb. 61, oder der hl. Hieronymus, Abb. 63), und mit welchem Glück sie das Klare und Heitere aus der Berührung mit einem anderen leichteren Volk heraus,

hier mit der Kunst Burgunds, bildete (z. B. Abb. 47, die „Schöne Maria“ im Lübecker Dom). Der Text verrät gute Kenntnisse in der Spezialforschung und ist sorgfältig durchgearbeitet.

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

Musik

Musik im Leben. Ein Jahrbuch der Volkserneuerung. Herausgegeben von E. J. Müller. 1. Jahr. M.-Gladbach 1925, Führer-Verlag.

Die Musik, die „Fach, Beruf, Ware“ geworden war, wieder als „Lebensgut, Lebensquell und Lebensmacht“ wirksam werden zu lassen, ist das Ziel einer Bewegung, von der das vorliegende Jahrbuch machtvoll Zeugnis gibt. Ein weiter Umkreis von Fragen und Problemen eröffnet sich uns in größeren und kleineren Aufsätzen. Von Hausmusikpflege, Musikpädagogik, Kirchenmusik, Schulmusik, musikalischer Jugendbewegung, um nur einige der behandelten Themen zu nennen, ist die Rede. Abwechslungsreiche Notenbeilagen sind dem Jahrbuche beigegeben, dem man für die Folge den Erfolg wünschen möchte, den die hier vertretenen musikkulturellen Bestrebungen verdienen.

Köln. Dr. Willi Kahl.

Musik im Haus. Heft 31, 38, 40, 41, 43—45, 47, 49, 56, 58—60, 62, 63, 65, 67. **Musica orans.** Heft 3, 5—7. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Mit ehrlicher Freude darf man jedes neue Heft der Sammlung ‚Musik im Haus‘ begrüßen, auf die an dieser Stelle schon mehr als einmal mit wärmster Empfehlung hingewiesen werden konnte. Mit gediegenen Bearbeitungen aller Art wechseln Originalkompositionen, und es ist hocherfreulich zu sehen, wie der wachsende Erfolg dieser übrigens spottbilligen Hefte (durchschnittlich M. 1,50—2,50!) immer mehr Komponisten zur aktiven Mitarbeit am Wiederaufbau der verfallenen Hausmusik anregt.

Da schenkt uns H. Lemacher eine von echtem Musikantenblut belebte, leicht spielbare und doch ungemein wirksame vierhändige ‚Heitere Suite‘, weiterhin als ein charakteristisches Stück rheinischer musikalischer Heimatkunst den Klavierzyklus ‚Roemryke Berge‘ (zweihändig), und dringt in den A cappella-Chören ‚Vom heiligen Strom‘, Gesänge um den Rhein nach Dichtungen von Otto Brües, abseits jeder verwaschenen, sentimentalen Rheinromantik, wie sie ja auch in der Musik ihr Unwesen treibt, zu den wirklich wesentlichen und notwendigen Aufgaben zeitgenössischer Chorkunst vor. — Als geschickter Bearbeiter längst bewährt, steuert K. H. Pillney Orgel- und Cembalostücke alter Meister und dann als köstlichste Gabe einen Strauß Lannerscher Walzer (‚Alt-Wien‘, vierhändig) bei. — ‚Hausmusik der Familie Bach‘ nennt sich eine von A. Schmidt-Lindner für den praktischen Gebrauch zusammengestellte Auswahl aus dem Notenbüchlein der Anna Magdalena Bach. — Aus der Bachschen Familie kommt dann noch der ‚Bückeburger‘ Bach (Johann Christoph Friedrich) mit einer von G. Rüdinger bearbeiteten Arie aus der ‚Kindheit Jesu‘ zu Wort. — Feinsinnige Lyrik bietet der Pfitznerschüler Hansmaria Dombrowski in einigen Liederheften. — Auch das Kinderlied findet in den neuen Heften der Sammlung wieder vielseitige Beachtung (Kinderlieder von Rüdinger und Gerstberger, Poccis ‚Zaubergeige‘ für die Kinderbühne musikalisch und szenisch bearbeitet von A. Pfanner). — Eine stark nach innen gekehrte Natur spricht aus den dreistimmigen Frauenchören von K. Gerstberger (nach Texten altdeutscher Dichter). — Herbere Töne von oft

ganz eigenwilliger Prägung schlägt Karl Kraft in seiner Abendkantate über den Choral ‚Die Nacht ist kommen' an. Man sieht immer wieder, wie ernsthaft die Sammlung ‚Musik im Haus' bemüht ist, auch aufstrebende Begabungen zu fördern.

Religiöser Musik dient eine weitere Reihe des gleichen Verlags. In der ‚Musica orans' begegnet uns wiederum der junge Augsburger Domorganist K. Kraft mit einer ‚Einleitung, Passacaglia und Doppelfuge' für Orgel, einem Werk von phantastischer und doch in strenger Schule gebändigter Gestaltungskraft. Man höre nur auf diese Kunst der Steigerungen von innen heraus und man wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß hier eine Begabung von nicht alltäglichem Gepräge heranreift. — Dieser in sich noch gärenden Jugend steht in den ‚Franziskusliedern' von Jos. Haas ein abgeklärtes, inniges Sichversenken in einen edlen Stoff gegenüber. — Aehnliches gilt von den geistlichen Liedern Otto Siegls. — Endlich noch ein Hinweis an alle Kirchenchöre auf die gehaltvolle, in der Passacagliaform des Kredo durchaus eigene Wege gehende ‚Weihnachtsmesse' von H. Lemacher.

Köln. Dr. Willi Kahl.

Von deutscher Tonkunst. Eine Auslese aus dem musikalischen Schrifttum. Herausgegeben von Oskar Kaul. München 1925, R. Oldenbourg (Dreiturmbücherei Nr. 2).

An Anthologien aus dem musikalischen Schrifttum ist kein Mangel. Neu erscheinende darf man immerhin begrüßen, wenn sie wie die vorliegenden nach Inhalt und literarischer Form reifen Geschmack in der Auswahl verraten. Luther, Wackenroder, E. Th. A. Hoffmann, Schumann, R. Wagner kommen u. a. zu Wort mit charakteristischen Beiträgen. Das Schriftchen will ausdrücklich „dem Anspruch auf allgemeine Verständlichkeit genügen", ohne sich ausschließlich an einen spezifisch musikalischen Leserkreis zu wenden.

Köln. Dr. Willi Kahl.

Paul Bekker: Musikgeschichte als Geschichte der musikalischen Formwandlungen. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bekker ist schon auf den Vorwurf gefaßt, er habe in diesem neuen Buche wieder „konstruiert". Ueber die Tragfähigkeit der hier wirksamen konstruktiven Idee (Begriff der Wandlung, nicht der Entwicklung als Grundlage geschichtlicher Betrachtung) kann kein Zweifel bestehen, und daß diese Idee mit glänzender Dialektik sich zu einem einheitlich geschauten Geschichtsbild entfaltet, ist für ein Buch Paul Bekkers eine Selbstverständlichkeit. Es handelt sich um einen Zyklus von Rundfunkvorträgen. Das erfordert eine Konzentration des Stoffes, unter deren Zwang die Durchführung des Grundgedankens das Bild einer Vielheit von Einzelheiten zu leicht schematisieren kann. Es machen sich Lücken empfindlich bemerkbar, die auch die hier gebotene Beschränkung nicht restlos entschuldigen kann, wenn z. B. (S. 159) die Uebertragung der Gesangsmelodik auf die Instrumentalmusik Mozart zugeschrieben wird, ohne des Vermittlers Joh. Christian Bach zu gedenken. Und so gibt es noch manche Konstruktion, die nicht unwidersprochen bleiben kann. Grundsätzlich erhebt sich überhaupt die Frage, ob geistvolle Konstruktionen, wie sie hier geboten werden, der richtige Weg sind, einem kritisch nicht eingestellten Laienpublikum Musikgeschichte näherzubringen. Die größte Gefahr aber liegt in der wiederholt ausgesprochenen Tendenz, vor einem solchen Leserkreis die musikgeschichtliche Arbeit der zünftigen Musikwissenschaft und den ganzen heutigen akademischen Wissenschaftsbetrieb in Bausch und Bogen als „philologische Kleinarbeit"

zu bezeichnen, als ob Historiker und Gelehrte nur dazu da seien, „historische Belehrungen“ zu geben (S. 223). Ist man nicht gerade in der musikwissenschaftlichen Fachliteratur schon mehrfach vom Entwicklungsgedanken abgerückt, um sich den „Wandlungen“ unter voller Anerkennung der Eigenwertigkeit aller Stile zuzuwenden? Gerade von dieser Voraussetzung aus erfolgte ja in den letzten Jahren die wissenschaftliche, teilweise auch praktische Erschließung der frühmittelalterlichen Musik.

Köln. Dr. Willi Kahl.

Almanach der deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1926. Herausgegeben von Gustav Bosse. Regensburg 1926, G. Bosse.

Zum fünftenmal geht der Bossesche Musikalmanach in die Welt, und man muß zugeben, daß er an Gehalt und äußerer Form seine Vorgänger weit übertrifft. Diesmal bindet ein Leitgedanke, „Wiener Musik“, den vielgestaltigen Inhalt der Beiträge zu einer höheren Einheit von G. Adlers einleitendem Aufsatz „Haydn, Mozart, Beethoven“ aus bis in die feinen musikalischen Märchen und Novellen hinein. Ein „Auftakt“ gilt vor allem dem Andenken an den kürzlich verstorbenen Paul Marsop, dessen Wirken mit dem Namen der „Deutschen Musikbücherei“ auf immer verknüpft sein wird. Wiederum ist ein beträchtlicher Teil des Almanachs, der sich trefflich zu Geschenkzwecken eignet, dem Werk Hans Wildermanns mit ausgezeichneten Bildwiedergaben gewidmet.

Köln. Dr. Willi Kahl.

Schöne Literatur

Die Edda, übertragen von Rudolf John Gorsleben. 1. Bd.: Lieder-Edda. 240 S.; 2. Bd.: Erzählende Edda. 229 S. München-Pasing, Verlag Die Heimkehr.

Gorsleben hat hier eine Uebersetzung der Edda geschaffen, die dem heutigen Leser möglichst leicht fällt, jedoch wirkt die eigenwillige Verdeutschung von in ihrem Sinn noch erkennbaren Namen befremdend, auch hat das leichte Versmaß Gorslebens nicht die Kraft und Wucht des eddischen Verses, weil sein Versmaß mehr an antike Verse erinnert, als an den deutschen Stabreim. So muß diese Uebertragung als ein Versuch betrachtet werden, wobei wir die Schwierigkeiten für den Nachdichter erkennen, die wohl am besten Felix Genzmer in seiner Eddaausgabe bei Diederichs-Jena gemeistert hat.

Bonn. Josef Zimmermann.

J. W. v. Goethe: Faust. Eine Tragödie. 584 S. München 1926, Verlag der Bremer Presse. In Pappband M. 11,—.

Wir stehen heute noch voll größtem Erstaunen und Bewundern vor den Büchern, die das Mittelalter uns hinterlassen hat. Wie tief muß die Liebe und Verehrung dieser Zeit für den Inhalt der Bücher gewesen sein, denen sie diese Zeit, diese Kunstfertigkeit, diese Kleinodien widmete, den Psalterien, den Missale, den Bibeln vnd den Kirchenvätern. Weniger kostbar war die Ausstattung der weltlichen antiken Werke. Ein wenig von dieser Liebe ist auch in der Zeit des Buchdrucks noch lebendig, nur daß die Wertordnung, den weltlichen Büchern weniger Liebe und Sorgfalt zu bieten, teilweise umgestürzt ist. Heute ist mancher Zarathustra oder Manfred kostbarer gedruckt und illustriert als die Bibel. Diese Grenze hat nicht überschritten die Faustausgabe der Bremer Presse. Man kann sie daher unbedenklich auch jedem empfehlen, dem Dante wichtiger ist und höher steht als Goethe, von

der Bibel natürlich ganz zu schweigen. Dieser kräftige und leichte Band, der übrigens zu einem fast lächerlich geringen Preise zu haben ist, dürfte die schönste Faustausgabe sein, die wir besitzen. Die Durchsicht des Textes hat Professor Dr. Max Hecker vom Goethe-Schiller-Archiv in Weimar besorgt. Das Buch ist in der eigenen Werkstatt des Verlages in einem neu geschnittenen, kleineren Grade der bisher verwendeten Antiqua gesetzt und von der Mandruck-A.-G. auf Zanders Alfa-Papier gedruckt worden. Die Titel und Initialen sind in einer schönen und kräftigen Linie von Anna Simons gezeichnet. Als besonders gelungen darf man den Satz und die Anordnung der Ganzseite bezeichnen. Hier unterstützt der Druck geradezu die Interpretation des Textes, erleichtert also das Verständnis des Faust ganz hervorragend. Sehr glücklich finde ich auch den Druck der lyrischen Partien. Es ist wirklich in dieser Faustausgabe ein kleines Meisterwerk gelungen, das beredt von der Hingabe einer langen Vorbereitung zeugt und hoffentlich vielfältige Anteilnahme findet.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Paul Friedrich: Grabbe. Der Roman seines Lebens. 405 S. 8°. Berlin 1925, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Engel und Toeche. Geh. M. 3,50, geb. M. 5,—.

Die Gestalt Chr. D. Grabbes, des merkwürdigen und genialen Westfalen, hat seit einer Reihe von Jahren wieder stärker die Aufmerksamkeit beschäftigt und viele begeisterte Lobredner gefunden, die aus den verschiedensten Gründen ihm ihre Sympathie schenkten. Nachdem Grabbe eine kurze Zeit bei seinen Zeitgenossen Interesse gefunden — eigentliches Verstehen hatte für ihn nur Sören Kierkegaard, dessen Stimme er aber nicht vernahm —, hatten die Literarhistoriker für seine endgültige Bestattung gesorgt, die aber durchaus nicht ehrenvoll war. Heute ist er ein viel gespielter Autor. Mit Scherz, Satire, Ironie fingen die Aufführungen an, und heute kennt man allgemein den Napoleon, den Hannibal oder den Don Juan und Faust. Eine irgendwie gültige und erschöpfende Darstellung seines Lebens, seines Wesens und seines Wertes fehlt bis heute. Mir scheint, daß Grabbe bestimmte Züge des 19. Jahrhunderts sowohl in theologischem Betracht wie in ästhetischer Hinsicht am stärksten und sichtbarsten verkörpert hat: am deutlichsten und klarsten wohl vor allem in seinem Jugendwerk: Herzog Theodor von Gothland, und dann im Don Juan und Faust. Der vorliegende Roman nun sucht uns dies seltsame und erregende Leben zu deuten und den Ursprung der Werke, die im Roman zwischendurch zitiert werden. Friedrich ist ein guter Grabbekenner, aber kein bedeutender Romanschriftsteller. In einzelnen Bildern zeichnet Friedrich Punkte dieses Lebens nach, psychologisierend, zudem mit einer häufig recht unklaren Metaphysik. Sittlich Anstößiges enthält der Roman nicht, doch ist dadurch eine Stilisierung des Lebens Grabbes hervorgerufen, die der Wirklichkeit keineswegs entspricht. (Vgl. die Leipziger Zeit.) Die sympathischen Züge Grabbes sind gut hervorgehoben. Erfreulich bleibt, daß der Kitsch, die Rührseligkeit sich in diesem Roman nicht so breit machen wie in Hans Johsts bekannter Szenenfolge. Am Schluß erfolgt dann die „Himmelfahrt" Grabbes, so beliebt sich Paul Friedrich auszudrücken. Mir scheint, daß der Roman nicht zuviel Unheil stiften kann. Reiferen Lesern kann man ihn ruhig geben. Er entbehrt nicht ganz des Interesses.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Gerrit Engelke: Briefe der Liebe. 160 S. M.-Gladbach und Köln 1926, Orplid-Verlag.

Nachdem die Gedichtsammlung „Rhythmus des neuen Europa" Zeugnis für

die außerordentliche dichterische Begabung Engelkes abgelegt hat, geben diese Briefe, denen Jakob Kneip, der Freund, eine schlichte Einführung schrieb, einen erschütternden Einblick in das Dulden, Kämpfen, Zagen und Hoffen eines jungen 27jährigen Herzens, das sich 1918 bei Cambrai verblutete, und vervollständigen so das Bildnis eines reinen, gütigen und großen Menschen. Der ernste, schwere Friesländer blüht vor der geliebten Frau in all seiner Tiefe, Ehrlichkeit und starken Empfindung langsam auf und rettet sich den Glanz ihres holden Wesens als Sonne in die öden Kasernenmauern, in den todumschwirrten Graben. Daß das Schicksal ihn im letzten Augenblick zertrümmerte, wo schon Waffenstillstand, Friede und das ersehnte Glück, die Geliebte heimzuführen, winkten, ist das Furchtbare. Ich weiß kein Buch aus der letzten Zeit zu nennen, das mir so nahe ging, und das ich herzlicher empfehlen könnte als diese Briefe.

Worms. Peter Bauer.

Julius Havemann: Pilger durch die Nacht. Roman. 728 S. 8°. Leipzig 1926, Fr. Wilh. Grunow.

Die wirre Fülle mittelalterlichen Lebens mit seinen religiösen Spaltungen und Kämpfen in trüber, düsterer Zeit, mit dem undeutschen, landesverräterischen Tun seiner Fürsten, ob geistlich oder weltlich, die des Kaisers Macht zerbrachen und das Deutsche Reich zerstückelten, gewinnt in diesem geschichtlichen Roman durch die künstlerische Feder Julius Havemanns buntes Leben und schwere Gestalt. Wenn schon die Geschichtschreiber über jene Zeiten sich bis heute nicht einig wurden, dürfen wir noch weniger in einem Roman geschichtliche Treue und Wahrheit suchen. Aber etwas mehr Unparteilichkeit hätte man von einem Havemann heute doch erwarten müssen. Ich halte nicht mit den streitbaren Bischöfen, die oft über ihrem weltlichen Fürstenamt vergaßen, daß sie Diener Gottes hätten sein sollen. Ich glaube gern, daß im weiten Pferch der Kirche auch schwarze Schafe waren, aber Gehässigkeit, wie sie die Seiten 561 und 562 zeigen, stößt mich. Ein Roman aus den schlimmen Zeiten unseliger Kämpfe um Religion und Macht, mit Ausschnitten aus wüstem Lagerleben kann kein Erbauungsbuch für junge Mädchen sein. Aber eine gerechtere Verteilung von Licht und Schatten dürfen auch wir Katholiken verlangen. Kleinigkeiten, z. B. Fehler im Gebrauch süddeutscher Dialektformen, will ich nicht vermerken.

Bochum. Dr. F. Asanger.

Max Brod: Rëubeni, Fürst der Juden. Roman. 524 S. 8°. München, Kurt Wolff-Verlag. Geb. M. 8,—.

Rëubeni, Fürst der Juden, der David Lemel aus dem Getto des mittelalterlichen Prag, spielt sich nach einer abenteuerlichen Flucht mit einem christlichen Mädchen, das ihn (!) verführt hat, und nach jahrelangen Irrfahrten durch die Welt in Italien als Königssohn aus einem jüdischen Staate Chabor auf, der irgendwo in Arabien liegen soll. Er findet Glauben und Eingang in alle Kreise und träumt von seiner Tat, die Juden Europas zu sammeln und zu bewaffnen und mit ihnen gegen die Türken zu Felde zu ziehen. Dadurch will er sie aus den Bedrückungen und Leiden retten, die damals in oft erschreckender Größe über sie hereingebrochen waren. Nach einer Jugend der Sorge, des Zweifels und des Lasters, und nach einem Leben der Lüge bricht sein Werk zusammen, und er endet im Kerker. Die künstlerische Gestaltungskraft von Max Brod zwingt einen in ihren Bann. Aber für Leser, die nicht mit allen möglichen kulturgeschichtlichen Kenntnissen über das Judentum be-

haftet sind, ist das Buch auch schon aus dem Grunde recht schwer lesbar, weil so viele Hebraismen darin vorkommen. Ganz abgesehen von den trüben Nachtseiten des menschlichen Lebens, die ausgiebig zu ihrem Rechte kommen, liegt uns doch auch der Inhalt zu fern, als daß wir uns besonders dafür erwärmen könnten.

Bochum. F. Asanger.

Birger Sjöberg: Das gesprengte Quartett. Roman. 544 Seiten. 8°. Leipzig, Grethlein & Co.

Das gesprengte Quartett ist wirklich auseinandergerissen, so sehr zwar, daß es einem oft schwer fallen muß, die Geschehnisse, die in wirrem Durcheinander herumwirbeln, beim Lesen im Gedächtnis festzuhalten. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß manchmal ein köstlicher Humor über das Ganze ausgestreut ist. Aber der eigentliche Inhalt des Buches ist für unsern deutschen Geschmack viel zu breit geschildert und viel zu sehr auseinandergezogen; er wird durch die Unmenge von Menschen, die den verschiedensten Ständen angehören und in tausend und noch mehr Lebenslagen sich befinden, und durch die Flut der Ereignisse, wenn nicht erdrückt, so doch verdeckt.

Bochum. F. Asanger.

Reinhold Conrad Muschler: Der Weg ohne Ziel. Roman. 659 S. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Hätte der Held dieses Romans doch ein festes Ziel gehabt! Es wäre um ihn und den Leser besser gewesen, und die beiden hätten sich nicht durch alle die Niederungen menschlicher Schwäche durchringen müssen. Ich spreche dem in oft glühender, dann auch wieder etwas nachlässiger Sprache geschriebenen Werke künstlerische Werte nicht ab, aber für Volksbibliotheken muß ich es durchaus ablehnen.

Bochum. F. Asanger.

Eduard von der Hellen: Höhere Kindschaft. Erzählungen. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Die fünfte der sechs schlichten, in feiner Sprache geschriebenen Erzählungen gibt ihren Titel dem ganzen Buche. Sie sind nicht gleichartig, auch nicht gleichwertig. Reife Leser mögen mit dem Verfasser die Probleme durchdenken, deren heikle Fassung da und dort Widerspruch erregen wird.

Bochum. F. Asanger.

J. H. Achermann: Die Jäger vom Thursee. Roman aus den Wildnissen der Steinzeit. 7.—11. Taus. 280 S. Olten und Konstanz, Otto Walter. Geb. M. 4,80.

Ein Bild aus der Steinzeit wird lebendig gezeichnet: Die Pfahlbauten, Kämpfe der Stämme, in Einzelnen aufdämmernde Erkenntnis, daß Liebe mehr ist als Blutrache, der Glaube an den einen Schöpfergott, durch einen Semiten dem Jäger Thuro vermittelt, auch tun wir einen Blick in die sagenhafte Welt des Königs Minotaurus von Kreta. Packend, spannend ist das alles geschildert, es ist kräftige, gesunde Hausmannskost des einfachen Lesers, der für die künstlerische Betrachtung noch nicht genügend empfänglich ist.

Bonn. Josef Zimmermann.

Jakob Haringer: Das Räubermärchen. 101 Seiten. Frankfurt (Main) 1925, Iris-Verlag.

— **Kind im grauen Haar.** 150 Seiten. Ebenda 1926.

Dieses ‚Räubermärchen' eines verhungerten Dichters Xaver Dampfkessel, mit dem sich wohl Haringer identisch fühlt, verhohnepipelt in der wortschwulstigen Sprache des seligen Kaspar Larifari Staat, Königtum, Bureaukratie und anderes mehr. Gewiß kann man manches recht Belustigende an dieser Hanswurstiade finden,

aber es zeugt von einer Kritiklosigkeit, die schärfsten Protest herausfordert, wenn man darob den Verfasser mit dem Gerhart-Hauptmann-Preis auszeichnet. Von dem „Phänomen", „der fabelhaften Begabung", „dem juwelenhaften Glanz der Worte", und was sich der großen Presse sonst noch offenbarte, ist wenig zu spüren. — Da aber sicher der Preis nicht nur dies einzelne Werk, sondern das Schaffen Haringers überhaupt ehren wollte, greift man mit um so größerer Spannung nach dem zweiten Bande, den Gedichten. Lyrik gibt ja immer das Persönlichste, Eigenste eines Dichters. Man braucht nicht lange zu blättern, um seinen Geist zu spüren: Da ist nicht allein jeden Augenblick vom „Hurenhaus" die Rede, sondern da begegnen uns „Sonette um Onan" (!), da wird die „Onanie der Nacht" verflucht und zu M a r i a ! gefleht: „O bitt' für einen armen Onanist" (!). Ein Jüngling muß nach der verschweinten Phantasie des Verfassers natürlich so beten:

„O Gott, nun bin ich wieder neu geboren,
weil du mich süß mit ihrem Märzen labst.
Nun will ich nimmer wichsen ach und nasenbohren" (!!!).

Stärkere Proben dieser kloakenhaften Auswürfe zu geben, verbietet das Niveau dieser Zeitschrift. Wessen Geistes müssen die Spender und Verteiler des Gerhart-Hauptmann-Preises sein, die, weil auf Schutt und Mist auch einmal eine Blume blüht, Haringer krönen zu müssen glaubten! Es ist ein Skandal!

Worms. Peter Bauer.

Ein Spiel für Vereinsabende

Vielfach ist schon der Wunsch geäußert worden, für Vereinsabende ein Spiel aufführen zu können, das die seelische Wirkung des guten Buches lebendig zeigt. Ein solches Spiel zu schaffen, ist jedoch nicht leicht, da die Tendenz und dramatische Gestaltung lebensvoll verbunden sein müssen. So wies ich denn bei Anfragen vorläufig immer nur auf die Laienspiele des Bühnenvolksbundes hin. Jetzt können wir aber unseren Vereinen auch ein Spiel zur Verfügung stellen, das eigens für die Aufgaben unserer Büchereien geschaffen ist: „D e r l e t z t e F r e u n d". Ein tragisches Spiel in 3 Akten von M a t h i l d e M a t h i s. Es spielt im Mittelalter und zeigt, wie ein gutes Buch einen Gefangenen, der als Aufrührer gegen seinen Herrn das Leben verwirkt hat, Belehrung, wahre seelische Freiheit und den letzten Trost spendet. Auch erleben wir, wie durch die Gedanken dieses Buches, die sich in die Seele der Mutter und des Bruders des Hingerichteten senken, diese die Kraft zu verzeihender und aufopfernder Liebe für den Feind finden, der ihren Sohn und Bruder töten ließ. So steht das Buch ganz im Mittelpunkte des Geschehens, eine Aufgabe, die von der Verfasserin, einer Lehrerin in Hühnerfeld bei Saarbrücken, gut gelöst ist. Auch sprachlich kann man mit dem Schauspiel, das etwa 1½ Std. dauern wird, sehr zufrieden sein. Das Spiel ist bei der Zentrale im B o r r o m ä u s v e r e i n s v e r l a g erschienen. Das Aufführungsrecht wird durch Abnahme von 7 Texten für die Hauptspieler (7 Stück zu je M. 0,50 = M. 3,50) erworben. Einzelstücke werden zu M. 0,60 abgegeben. Die Vereine werden von dieser Gelegenheit, ein Spiel auf ihren Vereinsabenden, etwa am Borromäussonntag, aufführen zu können, wohl reichlich Gebrauch machen, da es die Idee der seelischen Veredlung, der ihre Arbeit dient, lebendig darstellt. — Zugleich machen wir auf den kostenlosen Bezug von geeigneten Prologen aufmerksam. Josef Zimmermann.

Verzeichnis der in diesem Hefte besprochenen Bücher

Abs, Jos., Der Kampf um unsere Schutzgebiete 413
Achermann, F. H., Die Jäger vom Thursee 430
Bahr, Hermann, Liebe der Lebenden 397
Becker, F., Eine Fahrt durch die Sonnenwelt 418
Becker, F., Aus den Tiefen des Raums 418
Bekker, P., Musikgeschichte 426
Beyer, Georg, Nach getaner Arbeit 408
Beyer, Oskar, Religiöse Plastik unserer Zeit 424
Bosse, G., Almanach d. d. Musikbücherei 427
Brod, Max, Rëubeni 429
Bumüller, Joh., Die Urzeit des Menschen 411
Danzel, Kultur und Religion des primitiven Menschen 419
Der stumme Jubel 406
Ehl, Heinr., Buchmalerei des frühen Mittelalters 423
Engelke, Gerrit, Briefe der Liebe . . 428
Fahsel, Helmut, Die Ueberwindung des Pessimismus 409
Fiedler, Emil, Der neue Mensch . . . 408
Fräßle, Jos., Negerpsyche im Urwald am Lohali 420
Friedrich, Paul, Grabbe 428
Friedrich, Paul, u. Ebers, Friedr., Das Grabbe-Buch 416
Gorsleben, R. J., Die Edda 427
Goethe, J. W., Faust 427
Guardini, Romano, Der Gegensatz . 410
Haringer, Jakob, Das Räubermärchen 430
— Kind im grauen Haar 430
Havemann, J., Pilger durch die Nacht 429
Heinen, A., Die Familie . . . . . 389 ff.
— Das Schwalbenbuch . . . . . . „
— Lebensspiegel . . . . „
— Von Mutterleid u. Mutterfreud „
— Jungbauer erwache . . . . . . „
— Lebensführung . . . . „
— Von alltäglichen Dingen . . . „
Heise, C. G., Lübecker Plastik 424
Hellen, Ed. v. d., Höhere Kindschaft . 430
Hessen, Joh., Die Religionsphilosophie des Neukantianismus 410
Hoff, August, Christl. Mosaikbildkunst 423
Joachimsen, Paul, Leopold von Ranke 412
Kaul, Oskar, Von deutscher Tonkunst 426
Kautz, Heinr., Im Schatten der Schlote 399
Koppers, Wilhelm, Unter Feuerland-Indianern 419
Köster, Albert, Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit 415
Kritzinger, H. H., und Schmidt, C. W., Natur u. Mensch (Weltraum u. Erde) 417
Lechner, Jos., Die Sakramentenlehre des Richard von Mediavilla . . . 407
Ledroit, Joh., Frühschein der Kultur 412
Mansilla, C. B., Die letzten wilden Indianer der Pampa 421
Mathis, Mathilde, Der letzte Freund 431
Matthießen, Wilh., Regiwissa . . . 385 ff.
— James C. W. Plum Kabeuschen „
— Der große Pan . . . . „
— 2. Abenteuer des Weltdetektivs J. C. W. Plum Kabeuschen . „
— Julnächte . . . . „
— Die Königsbraut . . . . „
— Der verlorene Hund oder das Mondkalb . . . . „
— 3. Abenteuer . . . . „
— Das Gespensterschloß . . . . . „
— Das alte Haus . . . . „
— Das Totenbuch . . . . „
Mayer-Pfannholz, A., Aus der Geschichte des Mittelalters 412
Meyer, Hans, Hochtouren im tropischen Amerika 421
Mühl, Max, Aus der alten Geschichte 413
Müller, E. J., Musik im Leben 425
Muschler, Reinh. Conr., Der Weg ohne Ziel 430
Musica orans 425
Musik im Leben 425
Musik im Haus 425
Pizarro, Fr., Der Sturz des Inkareiches 422
Prager, Hans, Die Weltanschauung Dostojewkis 416
Schmidt, Jakob, Grundzüge der Kirchengeschichte 407
Schmidt, Paul F., Die Lukasbrüder 424
Schneider, Herm., Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung . . . 415
Sjöberg, Birger, Das gesprengte Quartett 430
Terhünte, H. J., Religiös-liter. Porträts aus dem zeitgenöss. Frankreich 417
Unger, Rud., Lit. Gesch. als Problemgeschichte 415
Wickl, R., Ecce Jesus 406
Zillinger, Von der Kunst der Griechen 423

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Die Madonna und San Francesco in der Kunst

Seit Renan nach einem Besuche der Grabeskirche des hl. Franziskus von Assisi das Wort niedergeschrieben: „dieser Bettler war der Vater der christlichen Kunst“, und Henry Thode in seinem berühmt gewordenen Buche ‚Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien‘ mit jugendlicher Begeisterung und nicht geringer Materialkenntnis dieses Wort, wenn auch in seinem vollen Umfange bestätigt, doch für die italienische Renaissancemalerei teilweise sich zu eigen gemacht hat, ist das Problem nach dem Einflusse San Francescos auf die Entwicklung der Kunst immer wieder untersucht und von vielen im Sinne Thodes entschieden worden. Ohne heute auf das Für oder Wider genauer einzugehen — eins ist sicher, Franziskus hat nach seinem Tode ein neues Leben zu führen begonnen nicht nur in den Himmelshöhen, wo man nach einem vielzitierten Worte Dantes eigentlich seinen Erdenwandel besingen sollte, auch in Tausenden von Kunstwerken trat er seinem, dem italienischen Volke immer wieder vor Augen.

Nur eine Gruppe möchte ich heute aus diesen Tausenden herausgreifen, und zwar eine der lieblichsten: das künstlerische Leben San Francescos auf Madonnenbildern. Wer längere Zeit in Italien gewesen, und selbst wer dort nicht gewesen, weiß es, wie hoch die Madonna bei den Italienern in Ehren steht. Und wer es nicht wüßte, den brauchten wir nur an die etwa 50 Madonnenbilder zu erinnern, die allein der große Raffael uns hinterlassen hat. Aber es ist vielfach nicht die Madonna allein, die die großen Meister uns vorführen sehr häufig lassen sie die Himmelskönigin in geziemender Weise von einem kleineren oder größeren „Hofstaat“ umgeben sein, oder sie lassen die Heiligen den verschiedenen Geschehnissen im Leben der Gottesmutter beiwohnen. Welche Heilige diese Ehre genießen durften, das hing teils von den Wünschen der Besteller ab, teils auch von der Beliebtheit dieses oder jenes Heiligen. Man begegnet daher immer Gestalten wie Hieronymus, Sebastian, den beiden Johannes Katharina, Magdalena. Nicht zu verwundern ist es also, wenn auch der weitberühmte San Francesco von Assisi immer wieder der Madonna zugesellt wird. Und doch war ich erstaunt, freudig erstaunt, als ich zum ersten Male genauer Franzens Spuren auf Madonnendarstellungen nachging. Immer wieder stieß ich auf sein Bild, und zwar nicht etwa bei obskuren Lokalmeistern, die der eigenen Laune oder der Kaprice irgend eines unbekannten Auftraggebers ihren Pinsel geweiht hätten; nein, es sind vielfach Bilder, die seit langem den besten Klang in der Kunstgeschichte besitzen. Noch größer war meine Freude, als ich beim Ordnen des gesammelten Materials die Entdeckung machte, daß sich daraus ein fast lückenloses Leben der Madonna auf Kunstwerken zusammenstellen ließ, auf denen als Begleiter oder Zuschauer stets der Heilige Umbriens auftritt. War die Aufgabe schon reizvoll, das irdische Leben der Gottesmutter in dieser Weise kunstgeschichtlich zu gruppieren, dann wuchs sie noch und

empfing den wundervollsten Ausklang, als es sich um die Himmelsglorie Marias handelte. Und so konnte ich ein Leben der Madonna von ihrer unbefleckten Empfängnis bis zur Aufnahme in den Himmel und ihrer unsagbaren Herrlichkeit daselbst auf Gemälden zumeist berühmter oder wenigstens bekannter Meister zu einem Gesamtbilde vereinigen, das eine der schönsten Seiten aus dem Leben des heiligen Gottesmannes von Assisi aufschlägt, eine Seite, wie man sie wohl in der gesamten christlichen Ikonographie kein zweites Mal findet.

Da führt uns, um wenigstens einige aus diesen Bildern herauszugreifen, der Italiener Vicente Carducho, in Spanien aufgewachsen, erzogen und gestorben, in echt mystischer Weise die von Symbolen umgebene Madonna auf einem Baume thronend vor, wie Francesco verehrend zu ihr emporblickt — eine prächtige Verherrlichung ihrer unbefleckten Empfängnis. Andrea della Robbia läßt auf einer seiner glänzendsten Terrakotten den Liebhaber des Knäbleins von Bethlehem der Geburt des Gottessohnes beiwohnen, ein Werk, das der franziskanische Tabor, ich meine den Berg La Verna, wo Francesco die Wundmale empfing, seit langem sein eigen nennt. Da ist Correggio, der farbenfreudige Correggio, der Francesco sogar der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten zugesellt. Und unser große Rubens, um auch einen Nordländer zu nennen, der den hl. Franziskus wohl ein dutzendmal durch seinen Pinsel verherrlicht hat, versetzt ihn auf einem glänzenden, heute in England befindlichen Bilde mitten in die um Anna und andere vermehrte heilige Familie. Selbst der Herabkunft der Heiligen und dem Tode Marias mußte Franziskus auf Kunstwerken beiwohnen.

Auf keinem Bild aber treffen wir den Heiligen häufiger als auf der Sacra Conversazione. Unter diesem Namen (Heilige Unterhaltung) geht in der Kunstgeschichte die Darstellung der thronenden Madonna, die von mehr oder weniger Heiligen umgeben und mit ihnen gewissermaßen im Gespräch begriffen ist. Es sind Namen vom allerbesten Klange, die uns hier begegnen. Ja, einige dieser Bilder sind so bedeutend, daß sie nach unserem Heiligen geradezu benannt sind. Da haben wir z. B. die „Madonna des hl. Franziskus" von dem geheimnisreichen Giorgione, der trotz seiner Jugend doch ein Bahnbrecher auf seinem Gebiete wurde, jenes noch heute in seiner Geburtsstadt Castelfranco aufbewahrte Bild, das Maria hoch vor einer weit ausgedehnten Landschaft thronend zeigt, und unten neben ihr, wie zwei getreue Knappen, den gepanzerten Liberale und den sanften Franziskus. Da haben wir ferner die Madonna delle Arpie des Andrea del Sarto, einer der angesehensten Florentiner der Frührenaissance, der Johannes den Täufer und unseren Heiligen neben Maria mit dem Kinde stellte. Doch ich müßte Perugino, Pinturicchio, Lo Spagna, Domenico Veneziano, Marcello Fogolino, Francia, Crivelli, Romanino, Paolo Veronese, Carvacci und viele andere nennen und ihre Werke wenigstens andeutungsweise beschreiben, wollte ich auch nur ein schwaches Bild entwerfen von dem Leben, das San Francesco in der „Sacra Conversazione" führt.

Ohne auf Darstellungen wie Murillos berühmtes Portiunkulabild im Wallraf-Museum zu Köln, Guido Renis Rosenkranzgemälde in Bologna, Andrea della Robbias Gürtelspende usw. hier näher eingehen zu können, erwähne ich nur noch einige Gemälde, die uns vorführen, wie St. Franziskus der Krönung seiner und unserer himmlischen Mutter beiwohnt und an ihrer Herrlichkeit teilnimmt.

An die Spitze stellen wir Fra Angelicos Krönung Marias in einer der Zellen des ehemaligen Dominikanerklosters zu Florenz, ein Fresko so zart, so visionär, so hingehaucht, daß auch der das in ein Museum umgewandelte Kloster durchwandernde flüchtige Fremde vor ihm einen Augenblick wie gebannt seine Schritte anhält. Und wer kennt nicht die weltberühmte Madonna von Foligno, auf der uns Raffael die in goldener Aureole hoch oben in den Lüften schwebende Muttergottes zeigt, wie sie unten von Franziskus verehrt wird, während Hieronymus ihr seinen Schützling, den Apostolischen Protonotar Conti empfiehlt, auf dessen Kosten das Bild für die Franziskanerkirche Araceli in Rom gemalt wurde. Und schließlich nur noch, um die Reihe nicht zu lang werden zu lassen, Tizians, des Venezianers, grandiose Assunta, die sich heute in der Kirche des hl. Dominikus zu Ancona befindet! Welch ein Leben, welche Bewegung, welch ein Unterschied zwischen den beiden Großmeistern!

Es ist nur eine kurze Auswahl aus all dem Schönen, was die größten Meister zu Ehren der Madonna und San Francescos besonders in Italien nicht nur zur Zeit der Renaissance, sondern auch des heute wieder zu Ehren gekommenen Barock geschaffen. Worte freilich besagen hier wenig, erst das Bild vermag uns eine Vorstellung von dem Leben Marias und ihres treuen Dieners Francesco in der Kunst zu geben.* P. Dr. Beda Kleinschmidt O. F. M.

* Der Verfasser dieses Aufsatzes behandelt diesen Gegenstand in einem kleinen Prachtwerk, das zum Jubiläum des hl. Franziskus erscheint unter dem Titel: Maria und Franziskus in Kunst und Geschichte, mit 33 Tafeln und 50 Textabbildungen und 1 Farbenbild. Düsseldorf, Schwann'sche Verlagsbuchhandlung. D. Schriftl.

Das sozialpädagogische Programm in Franz Herwigs Roman „Die Eingeengten"*

Ein alter, wohltätiger Jude, der in einer „Zigarettenbudike" nachts Dirnen mit Tee und Kachelglut wärmt;

ein Gelegenheitsarbeiter ohne sichere Wohnung, der das Evangelium der Tat lebt und predigt;

ein widrig mammonistischer Trödler mit einem rasend sinnlichen Weibe;

eine Dirne, die in spiritistischen Irrsinn verfällt;

eine andere Dirne, die Selbstmord begeht;

dazu noch zwei weitere Morde;

eine Jungfrau mit Galalithbrille, deren verschrobenes Denken an einem unehelich geborenen Kinde genest;

ein junger Streber, der in den Sackgassen der Sinnlichkeit erstickt;

schließlich noch ein verkrachtes Musikgenie, das als Achse des bunten Spieles fungiert:

das ist wahrlich, nach oberflächlicher Betrachtung geurteilt, ein Personen- und Handlungskatalog einer Schauder- und Schundgeschichte, wie man sie kaum schlimmer konstruieren kann. Und doch enthüllt sich dieser Roman, der anscheinend aus einem Sammelsurium von Lumpenproletariat in Großstadtkloaken geschöpft ist, dem näheren, tieferen Zusehen als ein Werk großen Stils, das von einem echten Dichter geschaffen wurde.

Die große Literatur kennt Fälle dieser Art genug, wo, rein äußerlich gesehen, ein unmögliches Stoffgebilde von einem Genie zu einem wahren Kunstwerke gestaltet wird. Verwiesen sei z. B. auf Hebbels Tragödie „Gyges und sein Ring". Ein König, der sich eines herrlich schönen Weibes rühmt und in seinem Sinnen- und Hochmutsrausch nicht eher rastet, bis er einen anderen Mann dazu bringt, daß er sein eheliches Glück und Geheimnis unverhüllt schaut; dazu ein Zauberring, der unsichtbar macht und erst die Enthüllungsszene gestattet usw.: ist das nicht für den, dem die Leitidee des Ganzen mangelt, eine bloß triviale Fabel einer Hintertreppenerzählung? (Vgl. A. von Berger, Dramaturgische Vorträge, 2. Aufl., Wien 1881, S. 197 ff.) Die Literaturgeschichte aber rühmt Hebbels Werk als eine gewaltige Illustrierung des ewigen Gesetzes, daß ein Vorstoß wider die sittliche Weltordnung in unerbittlicher Konsequenz zum Verderben führt. Nicht der geringste Zug sexueller Stickluft weht aus dem Drama, im Gegenteil, allenthalben leuchtet eine duftig zarte Reinheit, erhaben und ernst, oft in furchtbarer Energie, hebt sich aus der Dichtung die Heiligkeit des reinen Weibes, deren Verletzung in Tod und Nacht endigt.

Wie Hebbel die Durchleuchtung und Vergeistigung des antiken Anekdotenstoffes zur Tragödie klassischen Ausmaßes gelungen ist, so muß man auch Herwig zuerkennen, daß er die Geschicke der einzelnen Personen, die dem Nichteingeweihten als bloße Verbrecher, Mörder, Dirnen, Haltlose und Toren erscheinen mögen, zu einem Meisterroman mit erschreckend positiv moralischer Wucht geformt hat. Hebbel gelingt die Umgestaltung durch die dichterische Veranschaulichung der sittlichen Weltordnung als eines ewigen, unantastbaren Gesetzes. Wie nimmt nun Herwig die Transformation vor? Damit ist die Frage nach der Grundidee des Romans gestellt. —

---

* Siehe Hochland 1925/26, Heft 2—11.

Auf die Frage, wer unter den „Eingeengten“ zu verstehen sei, möchte man, unvoreingenommen und unbeeinflußt von der Lektüre, im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauches wohl antworten: es sind die Mühseligen und Beladenen der Menschheit, die Notleidenden und traurigen Bewohner der moralischen Niederungen, die haltlos auf schiefer Ebene abwärts gleiten und das Glück der Dumpfheit suchen, es sind einfach die materiell und moralisch Bedrückten. Eingeengte sind Volk ohne Raum, ohne genügenden Lohn und hinreichendes Essen, ohne traditionelle und kulturelle Güter, es handelt sich um die Enterbten der Gesellschaft, um das Proletariat in dem anonymen Dunkel der Großstädte und im Schatten der Schlote. Wäre mit der Bezeichnung „Eingeengte“ allein der Proletismus als Mangel an Nahrung, Kleidung, Wohnung und als geistige, kulturelle und moralische Armut gemeint, dann hätte der Dichter mit mehr oder weniger Wirklichkeitsgriff krasse Einzelfälle gebucht, wie es etwa der Psychologe und Pädagoge, der mit dem Rüstzeug wissenschaftlicher Methoden arbeitet, ungleich exakter und umfassender kann. Die „Moral der Geschichten“ würde ein Niederschlag der Arme-Leuts-Philosophie sein: wir sind arm, ihr sitzt bei vollen Schüsseln, also seid ihr im Unrecht, und wir klagen diese verrottete Gesellschaft an, die derartige unsozialen Zustände duldet! Naturalistische Tendenzen hätten letzten Endes dem Roman Form und Inhalt gegeben.

Daß Herwig über Naturalismus und Positivismus bewußt und planvoll hinausgreift, versteht sich nach seiner persönlichen Lebenserfüllung und seinem gesamten Kunstschaffen von selbst. Was er unter den „Eingeengten“ verstanden haben will, läßt er Daniel Löffelholz mehrmals formulieren. Auf eine Einladung Pauls hin, an einer Weihnachtsfeier in Heinersdorf teilzunehmen, sind der Musiker und sein Schützling Walter Bergmann nach dorthin unterwegs. Beim Anblick des vom Abenddunst grau und häßlich gezeichneten Vorstadtlebens ruft Walter aus: „Es kann nicht so bleiben, es muß sich ändern lassen, muß auf jeden Fall geändert werden!“ „Wodurch?“ fragt Daniel ernst. „Es müssen andere, bessere Lebensbedingungen geschaffen werden, die ...“ Sein Mentor schneidet ihm die Rede ab: „Bessere Lebensbedingungen! Sieh dir nur die Menschen mit besseren Lebensbedingungen an! Sie unterscheiden im Innersten sich nicht um ein Haar von denen, die man Enterbte nennt“ (S. 567). Das sind eben nicht die wahren Eingeengten, die bloß unter der Knappheit von Lebensmitteln und Wohnungsraum seufzen und sich in der Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse beengt fühlen. Als Beweis für diese Behauptung erzählt Daniel von einem jungen Manne, der sich in einer kalten Winternacht durch einen Sprung ins eistreibende Wasser von der ihm unerträglich dünkenden Lebenslast befreien wollte, obwohl es mit „seinem Laster nicht weit her“ war (S. 568) und obwohl er noch zweihundert Mark in der Tasche hatte. Nicht materielle Not und Lebensbeengung hatten ihn zu seiner Wahntat getrieben, nur „eins fehlte ihm: der L e b e n s s i n n!“ ... „Hätte der Mensch damals ein bißchen mehr Lebenskraft gehabt, so hätte er sich wohl gesagt, daß das Leben mehr ist als die Speise ... Denn, die den großen Lebenssinn haben, die Lebenskraft, das Lebensziel — das »Licht«, die können wahrhaftig auch Auswurf essen“ (S. 568). Eine direkte Bestimmung des Begriffsinhaltes von „eingeengt“ gibt Daniel in einer abendlichen Unterhaltung mit Johanna, der Fürsorgebeamtin, die ihn in ihrer Herzensnot aufgesucht hat. Johanna bäumt sich gegen die Last und „Freiheitsberaubung“ auf, die ihr aus der Geburt und Pflege ihres eigenen Kindleins erwachsen werden. Sobald das Kind geboren ist, soll es sofort aufs Land in fremde Pflege. Nicht einmal sehen will sie es. Da antwortet ihr Daniel entschlossen: „Sehen Sie, ich glaube, daß Sie nicht im geringsten eine besondere Sorte Mensch

sind. Sie gehören einfach zu den vielen Eingeengten, die es nicht wagen, sich zu einem Kind, nachdem sie es einmal haben, zu bekennen, weil sie nicht stark genug sind, das Leben über sich selbst hinaus zu bejahen. Verkümmerte und verschimmelte Lebenskraft, nichts weiter. Wer stark ist, sucht nach immer tieferen Bindungen und Verantwortungen“ (S. 693). Für eine nähere Erklärung des Ausdruckes „Eingeengte“ in der Auffassung Herwigs kommen noch weiterhin zwei Aussprüche Daniels in Frage. In der ersten, großen Unterhaltung zwischen Daniel und dem alten Juden in der Motzstraße, wo jener sein buntes Lebensbild entrollt, finden sich die Sätze: „Ja, das wäre schon etwas Herrliches, wenn man aufsteigen könnte aus der kreischenden und ächzenden Enge, triefend von Blut gleichsam, gänzlich zerschunden und zerkratzt und auf dem Rande des Abgrunds thronen könnte, alles übersehen, den Sinn, den Sinn sehen könnte, Harmonie sehen und singen könnte!“ (S. 436) ... „Das Schlimmste ist, unbeheimatet zu sein, Hund ohne Herr, Vogel ohne Flügel, Baum ohne Wurzel, Mensch ohne Zeit und ohne Ewigkeit. Alles ist an ihm nutzlos vergeudet: Liebe und Strafe, Geld und Armut, Mitleid und Haß. Siehst du, Markus, das ist die Sache“ (S. 442).

Die letzte Formel für die Deutung des Ausdruckes „Eingeengte“ lautet mithin: Eingeengte sind Menschen ohne Lebenssinn. Zu beachten ist dabei, daß hier „Sinn“ als sakraler Begriff gemeint ist in scharfer Unterscheidung von einem jeweiligen Lebenszweck, der aus irgend einer Schicht der Diesseitssphäre stammt. Herwig rollt die Gesamtheit der kulturellen und sozialen Problematik vom metaphysischen Standpunkt auf. Warum leidet die moderne Menschheit unter den entsetzlichen Folgen einer schier unübersehbaren Kultur- und Sozialkrisis? Weil sie ihrer kulturellen und sozialen Lebensgestaltung keinen höheren, ewigen Sinn mehr zu geben weiß. Wie jede Persönlichkeitsentfaltung bedarf auch alles kulturelle Leben wesenhaft einer Absolutheitssphäre, einer Ideensubstanz, die jenseits von Individuum und Kultur, Individuum und Gesellschaft wurzelt und die große, unerschöpfliche Lebensquelle für alles Werden und Wachsen bildet. Ueber allem Geschehen und Tun muß, wie eine einzige Sonne, ein erster und letzter Sinn walten. Weil diese letzte Sinnhaftigkeit verdunstet ist für die Gesamtheit des kulturellen und sozialen Lebens — wenn auch nicht immer für den einzelnen Menschen — darum ist eine Krisis notwendige Gegebenheit. Die ganze Kultur- und Sozialkrisis ist nichts anderes als der Verlust der Sinnhaftigkeit des Lebens, ist Mangel an Ewigkeits- und Gottesbesinnung. Noch schlichter und gradliniger, als es in einem Roman geschehen konnte, hat der Dichter diesen Gedanken dargelegt in seinem „Adventspiel“ (Patmosverlag, München 1921). Im „zweiten Bild“ sitzt „der Vater“ an einem schlechten Tisch, mit einer düster brennenden Laterne darauf, und stöhnt in die Stube hinein seinen Jammer und seine Schmach, daß er nur Maschine und nicht Mensch sein darf (S. 8). Als „die Mutter“ beim Erklingen der Glocken auf die Erwartung des Herrn aufmerksam macht, da braust „der Vater“ wild und erbittert auf:

„... es wäre schön,
Könnte man glaubend durchs Leben gehn,
Gradweg wandern durch Dunkel und Graus,
Grad auf das Licht zu im Vaterhaus.
Dann sähe man auch in diesem dunklen Spiel
Einen rechten Sinn und ein gutes Ziel —
Nennte das Leben einen Zweck sein,

Könnte man getrost Maschine sein,
Könnte in Stampfen und Gebraus
Einen einzigen Handgriff machen, jahrein, jahraus“ (S. 10 f.).

Aber die Wissenschaft hat bewiesen, daß „Gott ist tot“. Nur eine wahre Wirklichkeit gibt es, nämlich die Not, und nun:

„Zu Boden gepreßt, von unsres Geschickes Wucht,
Kriechen wir hin wie Vieh, das Würmer sucht,
Wir müssen, wir müssen, haben keine Wahl,
Kaum daß wir uns aufbäumen zuweilen in Qual,
Angeifernd die Sterne, am Himmel golden gesteckt,
Gierig und feige, Vieh, das als Vieh verreckt!“ (S. 11).

Im „Adventspiel“ sagt es der Dichter glatt und grade, ohne jegliche philosophische oder sprachliche Verbrämung, heraus: die „Eingeengten“ sind die Menschen ohne Glauben und Gott. Weil der Menschheit von heute „nach drüben die Aussicht verrannt“ und „das Jenseits unbekannt“ ist und sie sich in der Enge diesseitigen Dunstkreises eingepfercht sieht, darum ist in demselben Maße, wie jene Sinnlockerung fortschritt, über sie Not und Leid hereingebrochen. Das Kardinalmittel, um den sausenden Niedergang aufzuhalten, die furchtbare Diesseitsvergiftung zu heilen und den kulturellen und sozialen Abbauprozeß zum Stillstand zu bringen, heißt konsequenterweise: Rückeroberung der verlorenen Sinnhaftigkeit des Lebens. „In Gott-Christus lösen sich alle Schwierigkeiten!“

Man sieht, daß Herwig seinem Roman nicht den Unterbau einer eigentlichen Kultur- und Sozialphilosophie gegeben hat. Das ganze Meer der Theorien, wie es die Soziologen, Wirtschafts- und Staatsphilosophen ausgeworfen haben, wird zusammengezogen zu einer einzigen metaphysischen Formel, die an Schlichtheit und Einfachheit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Prämissen hierfür sind nicht in rein wissenschaftlichen und philosophischen Deduktionen gegeben, im Grunde genommen, handelt es sich um eine weltanschauliche Setzung, ja, für den Dichter bloß um ein religiöses Bekenntnis. Bedenkt man, was die großen Kultur- und Gesellschaftstheoretiker vorgetragen haben etwa über das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft, über Wirtschafts- und Gesellschaftsgesetzlichkeiten, Kulturwachstum usf., so erscheint in Herwigs These vom Lebenssinn der weite Komplex der sozialen Frage tatsächlich auf ein theoretisches Minimum zusammengeschrumpft. Daß sich der Dichter dieser ungeheuerlichen Reduzierung der Kultur- und Sozialproblematik bewußt ist, zeigt er in der Legende „Sankt Sebastian vom Wedding“ (Hochland, Augustheft 1922, Kösel-Pustet 1923 als Buchausgabe), die als Präludium zum Eingeengten-Roman bei Betrachtung desselben mitberücksichtigt werden muß. Ein Reporter einer Tageszeitung bittet Bruder Sebastian um ein Interview:

„Zum Beispiel: Wie wolle er die soziale Frage lösen? Wie stelle er sich zur Schulreform? Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten? Welche Regierungsform halte er für die beste? Ob er dem Tüchtigen freie Bahn zubillige? Wie stehe er zur Bodenreform? Zur unehelichen Mutter? Billige er Streiks? —“ Nachdem Sebastian, trotz wiederholter Aufforderung zu antworten, längere Zeit geschwiegen hat und „dem Manne es unbehaglich“ wird, spricht er schließlich aus Mitleid:

„Auf alle diese Fragen hat schon ein anderer geantwortet, indem er sagte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ — Aber mit einem solchen Wort könne man doch nicht den ganzen ungeheueren Fragenkomplex lösen! — Doch, erwiderte Sebastian, denn dieser ganze ungeheure Fragenkomplex habe sich nur

bilden können, weil man jenes Wort nicht befolgte. Er möge nur einmal recht tief über dasselbe nachdenken. — Der Mann fragte, ob denn Sebastian wirklich glaube, daß alle Menschen dieses Gebot befolgen könnten? „Was geht das mich an?“ erwiderte Sebastian, „wenn ich selber es nur befolge!“ Der Mann entfernte sich kopfschüttelnd ... (S. 77 f.).

In dieser köstlichen Szene ist es wiederum klar gesagt: Vom metaphysischen, jenseitig-religiösen Standpunkt aus verflüchtigt sich das Chaos der sozialen Frage zu einer höchst einfachen Lebenssinn-Theorie. Empirisch-wissenschaftlichem Denken gegenüber kommt darin zweifellos ein gewisser religiöser Radikalismus zum Ausdruck, zum wenigsten eine immerhin auffallende religiöse Gradlinigkeit. So glatt, knapp und grad wie Herwigs Sozialtheorie nimmt sich ebenfalls sein soziales Tatprogramm aus, wie besonders die angegebene Reporterszene darlegt. Die Theorie heißt: Der Lebenssinn ist Agens und Ferment der wahren Kultur- und Sozialgestaltung; die praktische These lautet: Habe Lebenssinn! Als Imperativ der Pädagogik formuliert, wird daraus: Erwecke und pflege den Lebenssinn! Auf das Gebiet der ethischen Pädagogik übertragen, tritt das Hauptgebot hervor: Liebe deinen Nächsten! — also Liebe- und Gütepädagogik. Wenn nun die Moderne, wie feststeht, jenen echten Sinn des Lebens nicht mehr besitzt, sondern eine diesseitige Gesinnung als Schlange am Busen nährt, so ergibt sich ohne weiteres die pädagogische Forderung der Gesinnungsänderung. Die Menschen müssen ihre Gesinnung ändern, d. h. sie müssen wieder Auge und Gemüt zum Herrn erheben, dann sind Unglück und Streit um soziale Dinge aus der Welt geschafft. Sowohl die theoretische wie die praktische Formulierung des Kultur- und Sozialproblems bei Herwig gibt demnach die ursprünglich-christliche Denkweise wieder. Indem die Menschheit diese Sozialtheorie und Sozialpraxis nicht mehr anerkannt und befolgt hat, ist das verhängnisschwere Problem der „Eingeengten“ entstanden. —

Mit den Darlegungen der Anschauungen des Dichters über Entstehung und Lösung der modernen Kultur- und Sozialfragen, sowie mit der Deutung der Bezeichnung „Eingeengte“ sollte das ideeliche Fundament beleuchtet werden, auf dem der Roman aufgebaut ist. Eine Betrachtung des Romanaufbaues im Hinblick auf das Eingeengten-Problem fordert nun die Beantwortung folgender Fragen: Welche Welt wird von den Eingeengten geschaffen? Wie sieht diese nach Milieu und Werthaltung aus? Wie wirken sich die Eingeengten in sozialformender Beziehung aus? Welche Charaktere entwickeln sich im Zeichen des verlorenen Lebenssinnes?

Faßt man ins Auge, daß in der Dichtung die ganze kulturelle und soziale Problematik religiös gesehen und in pädagogischer Hinsicht unter dem Gesichtspunkte der Gesinnungsänderung bzw. der Erziehung zum Sinn des Lebens erfaßt ist, so lassen sich hieraus bereits sichere Schlüsse für die Behandlung der aufgeworfenen Fragen ziehen. Von metaphysischer Warte aus urteilend, verblassen die sonst so aufdringlichen Wirklichkeiten, wie Milieueinflüsse, Einwirkungen von geopolitischen Faktoren, von Wirtschaftsstruktur, Beruf und Arbeit usw. Die Unendlichkeitsperspektive verlegt das Schwergewicht der seelischen Formung nicht in die Dinge dieser Welt. Anlage, Erziehungsart, Straße, Beruf, alle biologischen und soziologischen Dinge gestalten nicht in erster Linie die menschliche Psyche, vielmehr dadurch, daß der Beobachtungsstandpunkt außerhalb der Realsphäre liegt, wird von da aus die Gestaltung von Welt und Mensch vollzogen. Die ganze Milieu- und Seelendarstellung steht unter der These vom Besitz oder Verlust der Sinnhaftigkeit. Infolgedessen verschwinden die Unterschiede zwischen Enterbten und Menschen mit besseren Lebensbedingungen. Ob der Mensch dieser oder jener Gesellschaftsschicht angehört,

ob dieses oder jenes Vererbungsgut, überhaupt ein besserer oder geringerer Grad von Bildsamkeit vorliegt, ob ländliches oder großstädtisches Erziehungsmilieu wirksam ist: das alles entscheidet nicht an erster Stelle über die Charakterentwicklung. Entscheidend dafür ist zunächst und vor allem die Tatsache, ob eine Sinnerfassung des Lebens vorliegt oder nicht. Es gibt schließlich nur zwei Hauptkategorien zur Beurteilung psychischer Entfaltung: die des „Sinn-Menschen“ und die des „Nichtsinn-Menschen“. Dem entsprechend können die Eingeengten nicht ausgesprochenermaßen nach den Forderungen der Vererbungs-, Milieu-, Berufs- und Arbeitspsychologie gezeichnet werden. Der Roman ist darum auch trotz der eingehenden Milieuschilderungen von Berlin keinesfalls ein regelrechter Großstadt-Roman. Nein, er ist letztlich das, was der Titel besagt, der Roman der Eingeengten, also der Menschen ohne Sinnerfassung. Ebenfalls hat man das, was an psychologischem Charakterausbau geboten wird, nicht als eigentliche Milieu- und Großstadtpsychologie aufzufassen. Falls man den Satz, daß die Charakterformung vornehmlich vom Besitz oder Nichtbesitz des Lebenssinnes abhängig ist, streng beachtet, enthält der Roman überhaupt keine Psychologie. Der Dichter bietet vielmehr eine philosophische Deutung von Welt und Menschen, und zwar eine metaphysisch-religiöse Sinnerschließung.

In der philosophisch-metaphysischen Eigenart Herwigscher Welt- und Menschenschau ist das Kriterium der Gesamtstruktur des Romans zu erblicken. Wie dieses sich selbst bei der Darstellung von äußerlichen Dingen geltend macht, beweist ein Blick auf die zahlreichen Milieuschilderungen der Dichtung. Es wäre hier falsch, darauf achten zu wollen, wie durch das Milieu die menschliche Psyche in ihrer Entwicklung beeinflußt wird. Grade umgekehrt ist gemäß der jenseitig-religiösen Deutungsidee dargestellt, wie durch die Menschen ohne Lebenssinn ein ganz bestimmtes Milieu geschaffen wird. Und diese Welt ist wahrlich traurig und schaurig genug! Schon in der Vorerzählung der Dichtung, in der Sankt Sebastian-Legende taucht, wie ein einziges, riesenhaftes Entsetzen und das leibhaftige Unglück, das Jammertal der Eingeengten auf: „unzählige Vorstädte, aneinandergereiht wie wuchernde Geschwüre; ihr Mittelpunkt war Berlin“ (S. 18). Der Heilige, der erst vor wenigen Tagen dem Frieden des Klosters enteilt ist, schaut mit zerrissenem Herzen das arme Leben der großen Welt:

„Jeder Mensch war gehetzt und dem andern feindlich; das Elend sandte verzehrende Blicke der Wut auf das Glück, unter dem man Macht, Reichtum, Besitz verstand. Die Luft ... war zugleich eisig und überhitzt. An jeder Straßenecke standen Männer in Uniform, die Pistolen am Gürtel, wie Tierbändiger. Sie sahen mißtrauisch und unsicher auf Scharen von mageren und bleichen Menschen, die immer und überall zwecklos sich zusammenschoben, sich auflösten und erneuerten, langsam und herausfordernd ... Edelsteine lagen bösartig funkelnd auf dunklem Samt, Seide erglomm magisch, goldene Ketten schlangen sich wie Girlanden, Kuchen in allen Farben türmten sich zu Bergen, zarte und warme Stoffe wehten wie Bäche von hohen Abhängen geschmeidig herab, und Musik war überall, Musik, geblasen, gesungen; indessen draußen ein nie abbrechender Heerzug von müden, beschmutzten, zerrissenen, gierigen Menschen sich hinschob ... In Wolken von stechenden Wohlgerüchen, grell bemalt und mit Tierfellen behängt wie Wilde, strichen in Schwärmen, unaufhörlich mit Stöckelschuhen klappernd, Frauen umher. Autos jagten mit kreischenden und johlenden Lasten; zuweilen liefen dunkelgekleidete Männer atemlos hinter irgend einem Menschen her, Pfiffe gellten, und einzelne Schüsse knallten. Waffen und Ringe, Hunde und Kinder wurden mit Flüstern ausgeboten, Streit flammte auf,

Schläge klatschten; Krüppel rutschten auf dem Pflaster und flehten mit langgezogener Stimme um Almosen“ (S. 18—21).

Der Roman selbst ist von der ersten bis zur letzten Zeile ein „Fortissimo“ der Großstadthäßlichkeit und des Großstadtelends. Walter und Daniel sind nach Heinersdorf unterwegs. Der Weg dorthin wird wie folgt beschrieben:

„Als sie der Straßenbahn entstiegen, die mit ihnen fast eine Stunde lang durch nie abbrechende, fensterwimmelnde Häuserblocks gejagt war, fanden sie sich zunächst in einer betäubenden Stille. In der früh und unerbittlich sinkenden Dunkelheit verliefen Eisenbahngleise ins Unbekannte, ... schwarze Felder warteten stumpf darauf, zu Baustellen ausgeschlachtet zu werden, eine rangierende Lokomotive pfiff kläglich, während rückwärts die kaum noch sichtbare Weltstadt ein dumpfes, blutdürstiges Knurren erhob. Es roch trostlos nach schlechter Sterbestunde... Die aufgeweichte Straße gluckste böse unter ihren Tritten, hier und da versank eine tote Fabrik langsam im Schlamm, hundert Schritte weiter hob eine halbfertige neue ihre blanken Schultern aus Eisenbeton, auf Schuttabladeplätzen gruben Schatten menschlicher Wesen unerfindliche Dinge aus, ein großer Hund entsprang ins Finstere, den Schwanz eingekniffen, einen verfaulten Knochen im Maul. Eine an langer Kette zerrende Ziege schrie hohl um Erbarmen wie eine vergessene arme Seele. Manchmal tauchte eine hohe Mauer auf, mit Glasscherben gekrönt, die im Lichte einer seltenen Stroßenlaterne tückisch blitzten. Auf der Mitte des leeren Fahrdammes kam eilig ein Betrunkener heran, indem er sich mühte, den schwankenden Boden mit unsicher tappenden Füßen zu meistern. Kaum war er lallend verschwunden, so tauchte schon aus der Dämmerung ein zweiter auf, mit dem gleichen Benehmen, entschwand lallend, und bereits erhob sich in der Ferne ein dritter, nicht unterscheidbar von seinen Vorläufern. Es schien, als kehre der gleiche, unsterblich, immer wieder, in der bleichen Gloriole seines Alkoholdunstes. Endlich schatteten die ersten Häuser des todgeweihten Dorfes. Gleich die erste Ecke war eine Kneipe, aus deren mit roten Behängen bedeckten Fenstern dickes Blut zu fließen schien, das in stummen Teichen auf dem Pflaster stehen blieb. Ein Grammophon quäkte kläglich...“ (S. 566 f.).

Der Dichter kann sich gar nicht genug anstrengen, die himmelschreiende Armut und das wahnwitzige Hundeleben der Großstadt auszumalen. Unermüdlich und unerbittlich häuft er die einzelnen Momente in wohl berechneter Fülle. Ein grausiges Nachtgemälde hat folgende Einzellinien:

Dumpfe, sehr dunkle, körperhaft wuchtende Nacht.

In den Straßen zäh, dick, regungslos der Geruch der Droschkenhaltestellen, des vergasten Benzols.

Unkenntlich graue Gestalten, die stumm und geschickt den Schmutz zu Barrieren aufkehren.

Ein Mann schlägt eine Frau klatschend ins Gesicht, die verzweifelt heult.

Ein halb erloschenes Pferd schleppt eine Droschke im Zotteltrab, in der Kutsche liegen fünf Menschen wie Säcke voll Müll durcheinander; einer von ihnen rollt besinnungslos auf den Asphalt.

Aus einer Haustür schlüpfen zwei halbwüchsige, blöde lachende Mädchen.

Eine Elfjährige drängt sich lüstern zwei Männern nach.

In regelmäßigen Abständen schlendernde, böse riechende Frauen.

In einem ächzenden Wagen ein Krüppel mit Soldatenmütze, den eine magere Frau mit einem Kind auf dem Arme davonschiebt.

Leute mit verdächtigen Packen drängen sich dicht an den Fronten entlang.

Ein Lastauto, das von Polizisten mit einer eleganten und schimpfenden Fracht von Damen und Herren beladen wird.

Ein in dunkler Seitenstraße langsam verschwindender Trupp Obdachloser, ein verwahrloster Hund mit hängendem Schwanz hinkt nach.

Amtliche Gummiknüppel brechen den Widerstand eines um sich schlagenden Mannes.

Vorübersausende Limousine, darin ein Paar in Gesellschaftskleidung, das unterdrückt gähnt.

Aus vielen Haustürnischen herausragende schattenhafte Hände mit Streichholzschachteln und Schnürbändern.

Eine Frau mit dick verweintem Gesicht, die keuchend über das Trottoir rennt.

Händler bieten zudringlich flüsternd Morphium und Kokain an.

Schlepper preisen verborgene Kneipen an.

Ein verendetes Pferd bleckt triumphierend die Zähne über einer Blutlache.... (S. 318 f.).

Das ist die Welt, nein, die Hölle der Eingeengten, ein furchtbares perpetuum mobile, triefend in Tränen und heulendem Gegeifer, voll von Raserei der Vergnügungsgier und Wollust der Sinnlichkeit, stinkend von Armut, Not und Gebrest, eine endlose, unaufhörliche Grausamkeit und ein unsagbarer, ewig sich wiederholender Irrsinn. Um so drückender und härter wirken die ausgedehnten und gehäuften Milieubeschreibungen, als der Dichter nirgendwo in den schwarzen Fluß der Farben freundliche Lichtreflexe einträgt. Nirgendwo ist bejahend dargelegt, daß die Großstadt doch eine stolze Konzentration von Schönheit, Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft und Verkehr bedeutet, daß sie neben Vernichtung auch Millionen Brot und Unterhalt spendet. Es ist ebenfalls nicht gesagt, daß diese böse Großstadt anderseits eine nicht geringe Summe von Werten schafft. Nicht ist dargelegt und eingeräumt, daß es infolge bestimmter zwangsläufiger Entwicklungen innerhalb der modernen Kultur wesensnotwendig zu Großstadtbildungen und Industrieentfaltungen kommen mußte. Jeder verklärende Lichtschimmer ist vermieden. In unerbittlicher, zuweilen brutal wirkender Konsequenz wird die jenseitig-religiöse Deutung festgehalten: Seht, so wird die Welt von Menschen gestaltet, die den Lebenssinn verloren haben! Seht und schaudert, das ist die Welt der Gottverlassenen, die Untergangswelt ohne Glauben und Gott! Ihr habt Gott aus der Welt verwiesen, nun ist sie radikal des Teufels geworden! —

Wenn der Dichter den Milieuschilderungen einen breiteren Raum im Roman zugewiesen hat, so ist das nicht ein Zurückfallen in die oft langatmigen Zustandsbeschreibungen impressionistisch-pointilistischer Vergangenheit oder gar bloß eine naive Freude an naturalistischer Szenenfärberei. Er verfolgt vielmehr das hohe Ziel, dem Leser anschaulichst klar zu machen, welch ein Unmaß von Unglück der gottverlassenen Welt droht. Ganz dieselbe Aufgabe hat er sich bei der Darstellung der Eingeengten selbst gestellt. Nicht um durch rührselige Beschreibung der Aermsten eine großtönende Anklage gegen die herzlose Gesellschaft zu entflammen (vgl. Muth, Eine Glosse zu Herwigs Roman „Die Eingeengten“, Hochland 1925/26, S. 59), desgleichen nicht um die Mitleidspathologie romantizistischer Gesellschaftserklärer zu bestärken, werden die Geschicke der einzelnen Personen mit viel Liebe und Können ausführlich erzählt. Analog der Absicht bei den Mileudarbietungen, heißt jetzt das Ziel, den modernen Menschen in der schrecklichen Trostlosigkeit seiner Gottverlassenheit zu zeigen. Der Roman von den

Eingeengten ist nach der klaren Ueberlegung des Dichters der Roman der gottverlassenen Menschheit.

Schaut man sich die einzelnen Charaktere an, so fällt auf, daß sie durchweg trotz schlimmster Verfehlungen nicht eigentliche Verbrecher sind (siehe Muth, a. a. O., S. 63). Sie alle kommen zu Verstrickung und Fall nicht in erster Linie deshalb, weil starke böse Anlagen sie abwärts hetzen, oder weil sie aus arger Herzensverdorbenheit heraus direkt das Uebel suchen. Sie entwickeln sich auch nicht nach der negativen Seite hin, weil sie etwa das Opfer irgend welcher Milieueinflüsse, einer schlechten Erziehung, einer sittlich gefährdenden Wohnung usf. sind. Nein, tiefster Grund des ganzen Unglücks ist der fehlende Lebenssinn. Die gesamte Charakterdeutung gipfelt wiederum in der Handhabung der philosophisch-metaphysischen Idee. Indem vom Standpunkte der Uebernatur aus die Charaktere gestaltet werden, treten die natürlichen Greifbarkeiten und Gegebenheiten, wie sie in der Wirklichkeit des Lebens tatsächlich ein Menschenbild kneten und formen, etwas zurück. Infolgedessen müssen alle Charakterbildungen notwendigerweise in etwa, wenn auch nicht restlos, der handgreiflichen, klar sichtbaren Tatsachenbegründung entbehren. Letztes und wichtigstes Begründungs- und Formungsprinzip ist eben die jenseitig-religiöse Deutungsidee. Darum sind alle Charaktergestalten, in zugespitzter Weise gesprochen, ohne hervorstechende diesseitige causae. Was von Milieu, Lebensgeschick, Erziehungsart, Beruf, überhaupt von der gesamten Wirklichkeit des Lebens erzählt wird, dient weniger zur Begründung der einzelnen Handlungen und Taten, sondern es ist das alles nur Anlaß, Gelegenheit zur Handlungsauslösung, nicht in strenger Auffassung Quelle und logische Bindung. Daraus mag es sich erklären, daß manchmal einzelne Personen im Roman wie Eisschollen im Strom umhertreiben und sich der Eindruck eines mehr triebartigen, instinkthaften Handelns vordrängt. Die Eingeengten, die Menschen ohne den „Sinn“ des Lebens, handeln oft auch faktisch „sinnlos“. Weil die Charaktere in ihrer Entwicklung und ihrem Tatwirken nicht so sehr durch causae innerlich, wesenhaft vorwärts getrieben, sondern mit Hilfe von occasiones weiterbewegt werden, kann natürlich auch kein einziger Eingeengter großen Charakterformates sein. Wohl frönen sie schändlichen Lastern, sie sind zum Teil erschreckend unrein, sie morden andere und morden sich selbst. Aber trotz der großen Sünden sind es doch alle kleine Sünder. In der unendlichen Weite der Jenseitsperspektive verwischen sich die Wirklichkeitsgrößen, die den Charakteren Grund und Antrieb geben könnten; es mangelt den Personen, um groß zu handeln, die elementare Wucht des Realitätsdruckes, und so sind sie ausnahmslos arme Sünder aus Schwäche. Anderseits bedarf die Tatsache kräftiger Betonung, daß erst durch die Anwendung der philosophisch-metaphysischen Deutungsidee der Dichter in die Lage versetzt wird, die Geschichten von Dirnen und Mördern zu einer hohen Geistigkeit zu erheben. Der Stoff verliert dadurch seine Roheit und niederziehende Natur, über dem Meer von Unreinheit, Verfehlungen und Schwachheit leuchtet verklärend das tröstliche Gestirn des Glaubens, Gottes Auge macht alles rein und schön. Aufs neue dokumentiert der Dichter: die religiöse Sinnerhebung ist das Universalheilmittel, wie der Verlust des Lebenssinnes das Unglück bedeutet. Eingangs wurde die Frage gestellt, wodurch Herwig die Umgestaltung des an sich seltsamen Stoffes zur Höhe des Kunstwerkes gelungen sei. In Beachtung der dargelegten Gedankenreihe ist nunmehr die Antwort klar: es gelingt ihm durch das Mittel der philosophisch-metaphysischen Deutungsidee.

Die Richtigkeit der vorstehenden Allgemeincharakteristik der Herwigschen Per-

sonenzeichnung läßt sich im einzelnen überprüfen an den verschiedenen Typen der Eingeengten, wie sie der Dichter in sorgfältiger Ausmalung dargeboten hat. Als Eingeengte werden in der Sankt-Sebastian-Legende gemeinhin bezeichnet: „Arbeiter, die nichts mehr waren wie Hand oder Fuß, Arbeitslose, die selbst Hand oder Fuß nicht mehr sein durften, Dirnen, in den kalten Gluten bezahlter Hingabe verbrannt, Mütter, ewig gehetzt von der Gier hungernder Kinder, Soldaten, durch einen langen Krieg zu Werkzeugen des Mordes herabgewürdigt, Invaliden, zerrissen und notdürftig zusammengeflickt, alle unter einem Stärkeren knirschend" (S. 59 f.). Im Roman erfolgt eine systematische, planvoll gegliederte Einzelbeschreibung, so daß sich deutlich abgegrenzte Gruppen, Typen von Eingeengten herausstellen lassen.

Achtet man, um ein Ordnungs- und Folgeprinzip in die Typenreihe hineinzutragen, auf die sittliche Qualität bzw. das Maß der sittlichen Entgleisung bei dem jeweiligen Charakter, so steht an unterster Stelle das Ehepaar Markus. Elias Markus, Althändler und Pfandleiher, ist ein schrecklicher Geizhals. Das Geld ist ihm Gott und Götze. Außer diesem hat das Leben nur noch eins für ihn, sein Weib. Er hütet es genau so ängstlich wie seine Goldschätze. Um die Liebe seiner Frau kümmert er sich nicht, ihm ist sie bloß Magd und Weib, nichts als Weib. Nie ruft er die Frau mit Namen, er pfeift sie herbei, wie man einen Hund heranpfeift. 23 Jahre älter als seine Frau, rechnet er ihr jeden Pfennig des Haushaltes vor. Nie ist Friede zwischen den Ehegatten gewesen, nie darf sie allein einen Schritt gehen, nie allein mit jemand sprechen, er duldet es nicht. Wird sie störrisch, so schlägt er sie mit seinen Knochenhänden ins Gesicht, bis sie sich gefügig zeigt. Verpfändete Waffen nimmt er niemals in die Hand, ebenfalls besteigt er keine Leiter. Er hat ebensoviel feige Angst um sein Leben und sein Geschäft, wie um seinen Besitz. Das Geld beherrscht ihn wie der Wahnsinn.

Verkörpert Elias Markus den Typus des mammonistisch Eingeengten, stellt seine Frau den Typus des sexualistisch Eingeengten dar. Als Siebzehnjährige ist Frau Elias Markus an den alten Wucherer Elias Markus verschachert worden. Sie, blutjung, unerfahren, glühend von Begierde nach dem schönen bunten Leben, sieht sich geschmiedet an einen geilen, geizigen, rohen alten Juden. Er hält sie wie ein Haustier, gönnt ihr weder Sonne noch Freude, behandelt sie mit teuflischem Spott und Hohn. Der allzu straff gespannte Bogen reißt bald, ein junger, linkischer, unerfahrener Gymnasiast beschwört das Verhängnis herauf. Für Frau Markus bedeutet er Jugend und Leben, sie zwingt ihn mit dem Wuchergeld ihres Mannes hinein in die Netze schlaffer Sinnlichkeit, verwöhnt ihn mit Reichtum und bettelt um seine Liebe. Seinetwegen tötet sie den Gatten. Er ist ihr Eigentum, das sie gierig und leidenschaftlich nutznießen will. Ohne ihn, den Gegenstand ihrer rasenden Sinnlichkeit, wird das Leben zwecklos. Als er um die Freiheit fleht, wird sie zur Hyäne; als er ihr die Tür verschlossen hält, droht sie mit dem Beile. Da, fast in Notwehr, erwürgt der Junge das leidenschaftliche Weib.

Weniger eindeutig bestimmbar ist Walter Bergmann, Schreiber in dem Bureau einer Maschinenfabrik, als Typus des intellektualistisch Eingeengten. Sehr gut talentiert, äußerst ehrgeizig, ist er jedenfalls der Typus des aus proletarischen Kreisen emporstrebenden Begabten. Durch das Testament seines Großvaters erhält er eine Studienhilfe von 60 Mark. Sein Ziel steht fest: erst das Abitur, dann Hochschulstudium und zuletzt ein gut bezahlter Posten. Er ist linkisch, leicht hilflos und ungeschickt. Aber um so mehr schaut er in sich hinein, durchgrübelt

seine Fähigkeiten, verrechnet die Möglichkeiten von Zukunftschancen, spricht mit gärender Frühreife über das Leben, immer sich selbst im Zentrum. Aeußerungen seiner Umwelt, gleichviel ob von der Mutter oder vom Großvater, bewegen turbinenartig seinen Sinn und stützen sein Selbstgefühl. Er benimmt sich wie einer, der glaubt, daß das Schülerzeichen des Gymnasiums ihm automatisch den Sinn der Welt, des Lebens und besonders der Wissenschaft erschlossen habe. Alles kann man lösen, finden, enträtseln durch Denken. Doch nicht der Wissenschaft an sich gilt sein Streben, Wissenschaft und akademischer Bildungsweg sind ihm nur Mittel zum Zweck. Er will etwas g a n z Großes erreichen. Im Hintergrunde seines Wissensdurstes jedoch steht das Geld. „Geld ist auch etwas Großes und vielleicht das Größte“, sagt er vorsichtig, fast lauernd zu Daniel auf der Rückfahrt von der Leichenhalle. Und dann wieder verbrämt er seine Strebergedanken mit familiärer und sozialer Wohltätigkeit. Die ganze armselige Welt soll Segen haben von seinem durch wissenschaftliche Leistungen eroberten Reichtum. Für die Arbeiter will er Kolonien bauen — ausgerechnet Kolonien — und dann Säle, Theater und namentlich Hochschulen. Große Summen will er für Erfinder aussetzen. Der Motor seines Strebens ist glühend überhitzte Phantasie, nicht etwa Arbeitsdrang, Forschereifer oder Willenskraft. Manchmal kommt ihm der bohrende Hunger seines Herzens, dieses verzweifelte Herumtasten seiner Gedanken selbst ungeheuerlich vor, aber immer wieder weiß er den Lebensdurst oder Genußhunger, oder wie all die gärende Unrast seiner jungen Jahre heißen mag, selbstgefällig in das Mäntelchen des Wissensdurstes zu hüllen. Seine Fortschritte in der Vorbereitungsanstalt erfüllen ihn mit Kraft zu neuen Zukunftsplänen; fleißig will er sein, übers Jahr schon das Abitur machen, schnell die Universität, das Heiligtum seiner Sehnsüchte, beziehen und alles Wissen der Welt gierig auftrinken ... Und dann gerät der junge Mensch mit dem unfertigen Gesicht, der leicht geröteten Nase, dem talentlosen Bürstenhaar und dem ungeschickten Lebenshunger an Frau Markus, an das Dirnentum, an den Sumpf Berlin. Wohl gehen dem Sinkenden die Strebergedanken nach wie lästige, mahnende Schatten, wohl rafft er sich auf zur Flucht und Notwehr, aber dann greift seine Mörderhand nach dem höchsten Ziele seines Lebens ohne den Umweg über Wissenschaft und Universität: er raubt den Reichtum seines Opfers und taucht dann unter in den Sumpf der Großstädte. Und als er später im Gefängnis den Besuch Pauls empfängt, da weint er nicht über Ketten, Einsamkeit oder gar aus Reue, nein, er weint in tiefem Schmerz über den Zwang zur H a n d a r b e i t; das ist für ihn, den intellektualistischen Hochstapler, das Höchstmaß der Entehrung.

In knapper Skizze, doch mit scharfem Stift ist der vierte in der Typenreihe der Eingeengten gezeichnet, der Leichenkutscher Wachowiak als Typus des p r o l e t i s t i s ch E i n g e e n g t e n. Wachowiak hat sich auf seine Art mit dem Leben abgefunden. Alle Tage fährt er Leichen, füttert und striegelt die Pferde und stellt dabei seine eigenen Betrachtungen an. Seine Frau hat neben den fünf Kindern allwöchentlich noch Berge von Wäsche besorgt. Wenn er einen guten Schluck genommen hat, dann springen seine Gedanken wohl mal hin zu ihr. Natürlich kommt er über wärmere Bezeichnungen wie „Olle“ oder „armes Luder“ nicht hinaus. Immer wieder muß er den Abstand zwischen reich und arm sehen. Es liegt ohnmächtiger Haß gegen das dauernd sich verfeinernde Treiben des Ungeheuers Berlin in all seinen Gedanken. Diese Großstadt nahm seinem Häuschen durch die Schattenkälte der Hochhäuser jeden Strahl Sonne. Dumpfe Wut drängt sich ihm in die Kehle, wenn er über den ewig feuchten, ungesunden und kalten Hof nach dem Stall schreitet. Drei seiner Kinder sind ihm in diesem Wohnloch gestorben, das Mädchen

trieb der Lichthunger hinein in die glänzend erhellten Nachtlokale, und als er ihr in hartem Vaterzorn die Tür wies, da ging sie nach Hamburg als eingeschriebene Dirne. Und das Kurtchen? „Ach, Geld macht gemein", sagt Wachowiak von diesem Jüngsten, der immer im Café sitzt, so „klotzig" Geld verdient und dabei sich seiner Eltern schämt. Sicherlich ist er irgend ein Schieber oder raffinierter Zwischenhändler. Soviel bittere Erlebnisse stumpften Wachowiak ab, nur ein tüchtiger Schluck aus der Schnapsflasche und der Beifall der Mitmenschen über seinen echten Mutterwitz helfen ihm über die galligen Nachgedanken hinweg. So ist er mit Leib und Seele Kutscher geworden, hat sich gewissermaßen einen Ritus des Leichenkutscherberufes zurechtgelegt, macht auf seine Art Nebenverdienst und Trinkgeld und dröselt im übrigen von einem Jahr ins andere. Nur die Begräbnisse per Auto hetzen ihm das Blut in die Schläfen. „'Reingeschoben, angekurbelt, weg! Fix, fix! Keine Zeit! Rein in die Kuhle! Weiter mit Vollgas! Wo ist da Pietät bei?" (S. 302). — Aber einmal wird auch dieses armselige Einerlei unterbrochen, und zwar in dem Augenblicke, da der Frauenmörder Walter sich bei ihm einfindet, um vor der Selbststellung noch einmal ein Wort mit einem Bekannten zu sprechen. Da blitzt es in dem Hirn des Kutschers seltsam auf. Längst begrabene, kaum eingestandene Wünsche stürmen über ihn her wie Lenzgewitter und türmen sich herrlich und greifbar vor ihm auf. Er kann ja 1000 Mark Kopfgeld verdienen, wenn er mitgeht und den Mörder abliefert. Mit der unbekümmerten, nackten Unverfrorenheit des Vollblutproleten spricht er seine Gedanken offen aus, würzt sie allerdings, als er Walters trübes Lächeln sieht, mit hergebrachtem Humor. Das ist das Sonnenlicht, das von ihm ausgeht, daß er über alles und jedes eine Schale Humor ausgießen muß. Lächelnd den Kopfpreis von 1000 Mark mit seinen Gedanken umspielend, sieht er voraus, wie er in Röntgental oder Zepernick einen Holzladen mit Flaschenbier, Käse und Heringen aufmacht, wo dann die „Olle" endlich, endlich Kaninchen und Hühner ziehen darf, und er, Kaufmann Wilhelm Wachowiak, endlich, endlich „mal 'raus kann" aus der Leichenkutscherei und dem kalten, feuchten Hof und der ekelhaften Konkurrenz mit den Begräbnisautos. Seine naive Ichsucht weiß sogar noch mehr Trost für Walter: „Wenn du dich anständig führst, dann erlassen sie dir noch ein Jahr oder zwei — ja, und wenn du dann 'rauskommst, dann besuchst du uns mal, mich und meine Olle, auf dem Lande . . ." (S. 446).

Noch der Personenzahl gerechnet, ist die Reihe der Eingeengten mit Elias Markus, Frau Markus, Walter und Wachowiak selbstverständlich nicht erschöpft. Die Fürsorgebeamtin Fräulein Dr. Johanna und der Kapitalist Oppermann gehören ebenso gut zu den Eingeengten wie die Dirnen Heti und Agnes Liane. Wenn sie trotzdem nicht in der Typenbeschreibung berücksichtigt werden, so geschieht es einmal dshalb, weil sie die eine oder andere Typenform wiederholen und damit keine Bereicherung der Typenzahl bedeuten, sodann vor allem, weil sie innerhalb des Romanaufbaues nicht die Aufgabe haben, einen Eingeengten-Typus zu veranschaulichen. Wie sich später zeigen wird, hat der Dichter diesen Charakteren im Romanganzen eine besondere Funktion zugewiesen. Immerhin wäre es möglich gewesen, die Anzahl der Typen noch bedeutend zu vermehren, da die bunte Fülle des Eingeengten-Daseins mit vier Typen keinesfalls zu Ende beschrieben ist. Aber der Dichter durfte sich in der Ausdehnung der Typenreihe ohne weiteres beschränken. Seine Aufgabe ist es nicht, a l l e Eingeengten-Typen darzubieten, also eine komplette Typologie der Eingeengten zu präsentieren. Für ihn bedeutet es sogar einen Kompositionsfehler, wenn er in dem Augenblicke, da er sein Ziel, die Traurigkeit, Dumpfheit, sittliche Haltlosigkeit, Ziellosigkeit und Untergangsstimmung des Men-

schen ohne Lebenssinn zu zeigen, erreicht hat, weitere Typenschilderungen anflicken würde. Nicht mehr könnte es den Dichter berühren, wenn jemand kritisch einwenden wollte, warum denn grade ein geiziger Jude, eine sinnliche Frau, ein junger Streber und ein stumpfer Leichenkutscher die Objekte der Typenschilderung abgeben. Gestützt auf seine jenseitig-religiöse Deutungsidee, wäre er berechtigt, zu antworten: Es ist ganz gleichgültig, ob es sich bei der Typendarstellung um einen gebürtigen Juden oder Christen handelt; gleichgültig ist Alter, Geschlecht Begabung, gesellschaftliche Zugehörigkeit, Beruf, jeder, aber auch jeder, der nicht im Sinne des Lebens Quelle, Kraft und Kompaß besitzt, endigt l e t z t l i c h dort, wo alle Eingeengten ohne ernstliches Besserungsstreben auskommen, im größten Unglück; denn Gottverlassenheit bedeutet für jeden Menschen das Unglück im Höchstmaß. Hält man Herwigs Deutungsstandpunkt fest, wird fernerhin verständlich, weshalb Dirnen, Mörder, Selbstmörder, überhaupt Menschen aus den tiefsten Niederungen der Verkommenheit, als Eingeengte vorgeführt werden. Freilich gibt es Abertausende, die, obwohl sie nicht den „Sinn“ des Lebens beachten, dennoch nicht jedesmal in Unsittlichkeit und Verworfenheit endigen. Gegenüber dieser an sich richtigen Beobachtung aus der Wirklichkeit des Alltagslebens steht aber die tiefere und stärkere Wirklichkeit dichterisch begnadeten Schauens: mag immerhin der einzelne Mensch ohne Sinnbejahung nicht verkommen, doch die Menschen als Gesamtheit und Gesellschaft werden ohne Glauben und Gott sich unweigerlich in der Nacht sittlicher Entartung verirren, und diese l e t z t e n K o n s e q u e n z e n der Zerstörung, wie sie sich auf die Dauer unbedingt in der gottverlassenen Menschheit zeigen müssen, sollten in ihrer ganzen niederschmetternden Tragik vorgeführt werden. Wie hinter den Milieuschilderungen, steht auch hinter den Typenbeschreibungen wieder das sittliche Pathos des Dichters, das ihn mit Prophetenstimme verkünden läßt: Das ist das Ende der gottverlassenen Menschheit, Tod und Untergang ist ihr Los! Zurück zum Sinn des Lebens! —

Vergleicht man die Milieuschilderungen und die Darstellung der Eingeengten-Typen hinsichtlich ihrer tragischen Eindruckskraft miteinander, so ergibt sich ohne weiteres, daß jene ungleich mächtiger und härter wuchten als die Armseligkeitsgeschicke all der kleinen, schwachen Sünder. Man wird jedoch dieses Urteil eben nur als Vergleichsergebnis gelten lassen können; denn aus den beschriebenen Charakteren bricht immer noch soviel große Tragik„ daß es einem oft erschütternd ans Herz greift und die Tränen armen Leidens und kampfseliger Erhebung auspreßt. Auf diese Welt und diese Menschen, wie sie im Eingeengten-Roman leben, hinschauend, steht man zerschlagenen Geistes vor soviel Unglück, Unseligkeit, Verworfenheit und Elend. Namentlich könnte leicht den Pädagogen angesichts der grauenhaften Eingeengten-Misère Verzweiflung ergreifen. Gibt es in dieser Welt, durchdunstet vom widrigen Geruch endlosen Untergangunrates, überhaupt noch Ansätze für eine erfolgversprechende Erweckung des allein rettenden Lebenssinnes? Ist an diesen zermürbten, haltlosen Gestalten großstädtischen Sumpfes nicht alle Liebe und Treue, alle Güte und aller Helferwillen nutzlos vertan? Es gibt Zustände von einer derartigen Zerfahrenheit und Schlechtigkeit, daß man einfach nicht mehr heilen kann und darum nicht mehr heilen soll, weil von einem möglichst raschen Untergange nur noch Rettung für die anderen zu erwarten ist. Und der Dichter hat sich mit seinen besten Kräften bemüht, die Eingeengten-Welt als ausgereifte Untergangswelt und die Eingeengten-Menschen als unsagbar kranke Untergangsmenschen hinzustellen. Beim Anblicke der irrsinnigen Brutalität dieses Weltchaos mag man ohnmächtig weinen und jammern, über den sittlichen Bankerott sich entsetzen und bei Betrachtung des seelischen Ruines betendes Mitleid empfinden; aber die Pädagogik muß

sich hier flüchten vor dem Gespenste des Pessimismus, das ihr aus dem ausgebrannten Trümmerfelde riesengroß entgegentritt. Tatsächlich jedoch werden in der Sebastian-Gruppe im Roman pädagogische Kräfte angesetzt, die tatkräftig zu retten und zu helfen suchen. Dieses Beginnen ist offenbar nur dann sinnvoll, wenn der Zustand der Eingeengten-Welt dennoch nicht so heillos schlecht gedeutet werden darf, wie es auf den ersten Blick scheint. Und wirklich hat der Dichter in seinen Pessimismus ein gerütteltes Maß Idealismus gegossen. Gewiß sind Welt und Menschen der Eingeengten-Sphäre in entsetzliche Nacht versunken; dabei bleibt es, nichts davon wird zurückgenommen. Aber in ihnen lebt und glimmt ein Etwas, so daß sie ihren elenden Zustand als qualvoll und häßlich empfinden, in ihnen frißt und zehrt etwas, was sie schließlich den Sinn des Lebens vermissen und ersehnen läßt. Zwischen dem, was der pädagogische Wille als Ziel setzt, dem Sinne des Lebens, und den beschmutzten Seelen der Eingeengten obwaltet eine tiefverborgene Beziehung, hier liegt eine geheimnisvolle Kongruenz vor, eine köstliche Harmonie, indem die seelische Grundanlage des Menschen überhaupt nur im Sinnbesitz ihr eigentliches und volles Glück suchen will. Ja, jede Seele will den Sinn des Lebens erfassen, weil dieses Wollen in Ursprung und Anlage elementar und wesenhaft verankert ist. Im Staub und Wust des Alltages, in den sittenlosen Kloaken der Großstädte, durch Sünde und Schuld kann diese seelische Uranlage wohl verschüttet und bedeckt werden, nicht aber restlos getötet, denn das Streben nach dem Lebenssinn ist unsterblich wie die Seele selbst. Hat sie den großen Sinn verloren, so hungert sie unaufhörlich danach, so daß stets die wohlberechtigte Hoffnung besteht, die verirrten Seelen zur Sinnbekehrung zu bewegen. Es ist klar, daß Herwig damit zur uralten These von der anima christiana greift, wiederum benutzt er für seinen Romanaufbau ein metaphysisches Konstruktionsprinzip, das mit der philosophisch-metaphysischen Deutungsidee in bestem Einklange steht.

In der Komposition des Romanganzen ist mit dem Satze von der ewigen Sinnsehnsucht der Seele speziell das pädagogische Fundament der Dichtung gesichtet und erfaßt. Weil in den schwarzen Seelen der Eingeengten trotz aller Sündenfinsternis heimlich ein Lichtlein brennt, das nie erlischt und sich von der unsterblichen, nie zu ertötenden Sehnsucht nach Lebenssinn nährt, darum kann und muß der Pädagoge seine Rettungsarbeit getrost beginnen. An den Menschen selbst braucht „nichts verändert“ zu werden. „Sie sind doch ganz gut, so wie sie sind“, meint Daniel zu Walter auf dem Wege nach Heinersdorf. „Sie haben alle eine tiefe Sehnsucht nach Licht und Freiheit. Sonst würden sie sich doch nicht die übelriechenden Talglichtchen Schnaps, Dirnen, Kokain anstecken, begreifst du? Es sind ihnen sogar recht stattliche Lichter gegeben worden, solche, die von den idealen Dichtern gepriesen werden. Aber sie genügen ihnen auch nicht. Sie können schließlich doch nicht dieses oder jenes Lichtchen oder Licht gebrauchen, sie wollen »das« Licht. Es ist ein ganz besonderes Licht, wie du dir denken kannst, das es immer gegeben hat und vielleicht auch heute noch gibt. Wer es hat, für den sind alle Dinge in der richtigen Beleuchtung, und wer es nicht hat — nun, der hat die Sehnsucht danach, ob er es eingesteht oder nicht“ (S. 567).

Jenes Lichtsehnen, das Hungern und Dursten nach dem Lebenssinn, ist für den Pädagogen der ewige Trost- und Hoffnungsstern, geschaffen von der Weisheit des gütigen Schöpfers. Eine ebenso dramatisch packende wie künstlerisch hochwertige Veranschaulichung seines pädagogischen Glaubens hat der Dichter in dem bereits erwähnten „zweiten Bild“ des Adventsspieles gegeben. Vor dem Zuschauer steigt langsam ein Unheimliches auf, springt zuletzt in immer schnelleren und heftigeren

Stößen empor und zeigt sich dann als das namenlose, unbeschreibliche Elend der Masse der Eingeengten. „Der Vater" stöhnt und schreit in Verzweiflung wie ein Ertrinkender, dumpf brütet „die Mutter" in das nächtliche Dunkel hinein, sie kann selbst nicht mehr jammern und weinen, ihr „Tränenkrüglein ist gänzlich leer" (S. 9). Um sich vor Hunger und Not zu bewahren, hat „das Mädchen" seinen Leib verkauft und tritt als Dirne vor die geknickten Eltern hin. Aus der Gewalt des Elends sucht sich die zweite Tochter, „die Frau", durch Selbstmord zu erlösen. Groß und rein ist das Streben des „einen Sohnes" gewesen, durch Denken und Forschen „die unabsehbaren Scharen von Wölfen" zu bannen, nun bricht er angesichts der Eltern und Geschwister zusammen und weiß „nur, daß die Natur, eine große Maschine, alles zermalmt mit gleichgültiger Miene" (S. 21). Verächtlich auf seinen Bruder, den phantastischen Träumer, blickend, verkündet „der andere Sohn" als Heilmittel die ewige Revolution, Raub und Totschlag der vermeintlichen Menschenschinder. Allenthalben Zusammenbruch, Vernichtung, Untergang und Verzweiflung, und doch löst sich zaghaft und still wieder jenes Lichtlein aus der unseligen Finsternis ab, senkt sich leise und tröstlich in alle Herzen hinein, bis „alle" mit erhobenen Händen beten:

„Wir warten, wir wachen in tiefer Nacht,
Die Menschheit wartet, die Menschheit wacht,
Geschlagen, verwundet, zerrissen, verderbt,
Das Antlitz erhoben, vom Elend gekerbt,
Jeder ist einsam und sehr allein,
Wo mag unseres Wartens Erfüllung sein? . . ." (S. 22).

„In diesen äußersten Stunden,
Tief in des Elendes Grunden,
Alle in Sehnsucht verbunden,
Warten wir sehr auf das Licht,
Ach, und im Dunkel der Nacht
Will es sich zeigen noch nicht?" . . . (S. 23).

Ja, wenn auch in jedem Herzen jenes tröstliche „Licht" immerfort leuchtet, und wenn dazu zwischen dem Ziele der Sinnerfassung und der seelischen Uranlage eine gnadenvolle Verbindung besteht, wie soll aber das grausige Eingeengten-Problem p r a k t i s c h gelöst werden? Was kann geschehen, um diese eine große Not zu überwinden? Damit ist die eigentliche p ä d a g o g i s c h e K e r n f r a g e nach den im Roman vorgetragenen einzelnen L ö s u n g e n d e s E i n g e e n g t e n - P r o b l e m s erreicht.

(Schluß folgt.)

Heinrich Kautz.

Das gute Buch *

Im Jahre 1909 konnte ich als Student den Rednern der hier in Breslau tagenden Katholikenversammlung lauschen. Was ich persönlich damals mit der größten Spannung erwartete, das war der Vortrag von Johannes Mumbauer über die Katholiken und die deutsche Literatur. Wir standen damals mitten im sogenannten katholischen Literaturstreit, der nun zwar abgeklungen ist, aber vulkanartig wohl immer wieder einmal an irgendeiner Ecke des deutschen Sprachgebiets hervorbricht und die literarisch gebildeten Katholiken Deutschlands in zwei feindliche Heerlager zu spalten droht. Aber heute ist, so darf man sagen, der Unterschied der Richtungen besser ausgeglichen, der Streit ist akademischer geworden, eine Welt ganz anderer Erschütterungen, als ein Literaturstreit sie hervorzurufen vermag, liegt zwischen 1909 und 1926: die Fackeln des furchtbaren Krieges haben über unseren Häuptern geleuchtet.

Hier im Rahmen des Katholikentages müssen wir uns bewußt sein, daß für uns als die Mitglieder der einen großen Glaubensgemeinschaft der katholischen Kirche kulturelle Probleme nicht im Vordergrunde, sondern im Hintergrunde der religiösen Fragen zu stehen haben. Aber religiöse und kulturelle Fragen sind doch so eng miteinander verknüpft, daß sie einen organischen Zusammenhang bilden und nicht ohne Schmerzen voneinander gelöst werden können. Heute freilich ist die Fragestellung, nicht zuletzt durch die Einwirkungen jener grundstürzenden Zeit, die wir hinter uns haben, eine andere geworden, und es ist vielleicht kein Zufall, daß derselbe Johannes Mumbauer, der 1909 als Redner hier in Scheitnig stand und noch mitten im Kriege sich in den ruhmvollen „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" „Allerhand Literaturschmerzen" von der Seele schrieb, die diesjährige letzte Nummer einer führenden kritischen katholischen Zeitschrift mit einem Aufsatz eröffnet, der die Ueberschrift trägt: „Von der Freude am Buch". Wer aber tiefer in diesen Aufsatz hineinblickt, der könnte sagen, daß er ebenso gut heißen könnte: „Von der Sorge um das gute Buch"; denn gleich der zweite Abschnitt beginnt mit den Worten: „Wir stehen heute mitten in einer K r i s i s d e s B u c h e s —, was hätte es für einen Zweck, uns das feige zu verhehlen?" Diese Krisis des Buches ist vom deutschen Buchhandel, insbesondere von der „Vereinigung des katholischen Buchhandels", niemals so stark wie gerade jetzt empfunden worden, und wie ein Notschrei liest sich die Eingabe, die die „Vereinigung des katholischen Buchhandels" an den Hochwürdigsten Episkopat gerichtet hat. In der Tat, unser kulturelles Erleben droht künstlerisch zu verflachen und sittlich zu verelenden.

So fragen wir uns denn, welche Zeiterscheinungen zu dieser Krankheit unserer Tage, daß das gute Buch keinen genügenden Absatz mehr findet, beigetragen haben. Der Gründe mögen neben dem Hauptgrunde, der wirtschaftlichen Verarmung der geistig regsamen, ideell eingestellten Volksschichten, viele sein:

Wir befinden uns in einer Zeit, die ganz allgemein durch das Vordringen der Körperlichkeit gegen die Geistigkeit gekennzeichnet ist. Aber auch neue Arten der Vermittlung geistiger Kost sind den Völkern beschert worden, der mühe- und wahllose Genuß von Darbietungen des K i n o s und R a d i o s hat eine Ausdehnung angenommen, die der Verbreitung des guten Buches im höchsten Grade verderblich sein muß. Wir bewundern in diesen beiden technischen Erfindungen ein den menschlichen Geisteskräften verliehenes herrliches Gottesgeschenk, aber wir warnen davor, den Geist der mechanisierten Technik mit dem freischaffenden Geiste der Kunst zu

* Rede, gehalten auf dem Katholikentag in Breslau am 24. August 1926

verwechseln. Wir warnen vor dem wahllosen Genuß aller Darbietungen des Kinos und des Radios, weil sie leicht in eine Geisteskneditung derer, die von ihnen Gebrauch machen, ausarten können. Wir erinnern daran, daß mit dem Augenblicke, wo sich die wenigen gut bezahlten Künstler, Vorleser und Redner diesem Geiste der Maschine verschreiben, Hunderte und Tausende anderer redlichen Künstler und Geistesarbeiter dafür hungern müssen, oder sich, um der Notdurft des Lebens willen, zum Dienste der wertlosen, ja geradezu volksgefährlichen Tingeltangelmuse abgedrängt sehen.

Ferner sind Feinde des guten Buches die heute wohl schamloser als je gepflegten seichten, sittlich und künstlerisch unzulänglichen, dem allerniedrigsten Unterhaltungsbedürfnis dienenden Operetten- und Lustspielaufführungen. Zu diesen Kindern der leichtgeschürzten Muse gesellt sich als die neueste Ausgeburt unserer sensationslüsternen Zeit eine lediglich dem niederen Triebleben dienende literarisch-musikalische Kunstgattung, die weder mit Literatur, noch mit Musik, geschweige denn mit dem, was die Geschmacksrichtungen aller Zeiten unter echter Kunst verstanden haben, das Geringste zu tun hat, ich meine die sogenannten Revuen, die, von der Großstadt ausgegangen, nunmehr auch die kleineren Städte verseuchen, zum Teil aus keinem anderen Grunde, als weil die anständige Bühnenkunst vom Kino so aus dem Felde geschlagen worden ist, daß sich künstlerisch wertvolle Darstellungen nicht mehr bezahlt machen. Die Theaterfrage, die hier ja nur gestreift werden kann, ist überhaupt eines der traurigsten Kulturprobleme unserer Zeit. Mit großer Sorge müssen die Freunde des Theaters und die Kulturbünde, die sich zum Schutz einer guten deutschen Bühne gebildet haben, sehen, wie auch die ernsteren Bühnenstücke mehr und mehr der sexuellen Problematik oder gar der sinnlichen Perversität verfallen sind. Flüchtig streifen will ich als weitere Feinde des guten Buches nur die Gefahren, die unserer kostbaren Zeit drohen durch die Halbweltliteratur der großstädtischen Skandalpresse und durch die überall für billiges Geld zu habende Allerweltsliteratur der bewußt glaubensfeindlichen Tagespresse bis hinauf zur Bahnhofsliteratur, grell und schamlos bebildeter Blätter und sogenannter Magazine. Sie bieten zum großen Teile Giftstoffe, die zu nichts anderem dienen, als um unsere ruhelosen, krankhaft erregten Nerven nur noch mehr anzustacheln und aufzupeitschen.

Zum Schlusse fasse ich unter den Feinden des guten Buches nicht nur die Lesestoffe zusammen, die von der ernsten, volkserzieherischen Literaturkritik als Kitsch bezeichnet werden, sondern vor allem auch das, was von der schweren Sorge pflichtbewußter Lehrer und Erzieher, ganz gleich welchen Glaubens und welcher Weltanschauung, unter dem Namen Schund gebrandmarkt wird. Dieser Schund, vielfach sogar von industriellen Firmen der Reklame wegen in Gestalt von Jugendzeitschriften aufgemacht, frißt sich schon frühzeitig an unsere Kinder heran und droht, wenn er nicht gar ihre Sitten verdirbt, doch ihren Verstand zu verblöden und ihren Geschmack zu verderben.

Fast alle diese Schädlinge des guten Buches, soweit sie im literarischen Gewand auftreten, haben die Eigentümlichkeit an sich, sich dem berufsmäßigen, auf Ueberlieferung und Standesbewußtsein haltenden Buchhandel zu entziehen. Sie dringen auf allerlei Schleichwegen oder durch marktschreierische Aufdringlichkeit ins Volk hinein, nehmen ihm Zeit und Geld für ernstere und würdigere Aufgaben weg und untergraben die Wurzeln der Volkswohlfahrt, der Gesundheit, des guten Geschmackes, der Sitte und der Religion.

Demgegenüber fallen dem guten Buche mancherlei wichtige Aufgaben zu, die ich

freilich hier nur andeuten darf. Das gute Buch soll zunächst einmal unseren Geschmack bilden und veredeln und unser Wissen bereichern und vertiefen, im Sinn eines schönen Kulturideals, wie es einst Schiller mit den Worten gekennzeichnet hat:

Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille steh'n,
Willst du die Vollendung seh'n;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit."

Wenn wir in diesem Sinn an der wissenschaftlichen Vertiefung unserer Kenntnisse und an der ästhetischen Weiterbildung unseres Geschmackes mit Hilfe des guten Buches arbeiten, werden wir uns am ehesten den Wirkungen mechanischer und mechanisierender Kunstersatzmittel, wie ich sie anfangs gekennzeichnet habe, zu entziehen wissen und uns vor der Verflachung des Geistes und der krankhaften Aufpeitschung der Sinne bewahren.

Aber was ist für uns, die wir auf dem Katholikentage versammelt sind, um dem Königtum Christi unsere Huldigung darzubringen, alles ästhetische Feingefühl, alle Wissenschaft der Erde, wenn wir nicht das Bewußtsein haben, dadurch auch reinere, edlere, bessere und frömmere Menschen zu werden? Auch dazu soll das gute Buch uns verhelfen, indem es uns zunächst einmal aus dem rastlosen Treiben des Lebens zur Stille einer gesunden, von christlichem Familiengeist erfüllten Häuslichkeit zurückführt. Daran fehlt es gerade dem kulturellen Zuschnitt unserer Zeit, daß wir von einer Zersplitterung und Zerstreuung zur anderen gedrängt werden. Und wir Katholiken im besonderen müssen es beklagen, daß gerade die rührigsten, fleißigsten und selbstlosesten Mitglieder unserer Vereine jeglicher Art durch jene Geschäftigkeit zur inneren Sammlung, zum häuslichen Lesen im Familienkreise, zur tieferen Bildung zwischen Mann und Weib, zwischen Kindern und Eltern nicht mehr kommen können. Hier kann das Lesen eines guten Buches Abhilfe schaffen und wöchentlich ein- oder mehrmals die sonst nach allen Seiten auseinander flatternden Familienmitglieder zu einer geistig wertvollen Geselligkeit unter einem leitenden, alle zugleich beschäftigenden Gedanken zusammenführen. Vergangene Zeiten deutscher Gesittung sind uns hierin mit gutem Beispiel vorangegangen, und der fromme Brauch unserer klösterlichen Genossenschaften tut es noch heute.

So mag dann auf einer weiteren Stufe menschlicher Erziehung und Selbsterziehung das gute Buch uns dazu führen, Einkehr bei uns selber zu halten, uns zum Nachdenken über unseres Lebens Ziel und Sinn bewegen und uns hinlenken auf unsere ewige Bestimmung. Wer niemals Zeit findet, ein religiöses Buch zur Hand zu nehmen, der ist um seiner selbst willen aus tiefstem Herzen zu beklagen.

Ja, aber — so werden Sie, meine verehrten Zuhörer, fragen — woran können wir denn die guten von den schlechten Büchern unterscheiden, und behauptet nicht fast jedes Buch von sich aus, ein gutes Buch zu sein? Hat es sich nicht schon oft erwiesen, daß das nämliche Buch, nach seinen Wirkungen beurteilt, für den einen ein gutes, für den anderen ein schlechtes Buch gewesen ist?

Es ist in der Tat nicht leicht, mit kurzen Worten auf diese brennende Frage eine Antwort zu geben. Und so muß ich denn für die große Allgemeinheit zunächst verweisen auf jene Organisation, die sich die katholische Kirche mit dem Borromäusverein geschaffen hat, und auf die zahlreichen Berater, die aus dem geistlichen oder Laienstande den Zweigstellen dieses Vereins, den anderen katholischen Bildungsvereinen und der katholischen Presse zur Verfügung stehen.

In einem weiteren Sinn aber möchte ich als gute wissenschaftliche Bücher solche bezeichnen, die mit dem ehrlichen Streben nach Erkenntnis der Wahrheit die Beherrschung des Stoffes, die Liebe zur Sache, die Verantwortlichkeit gegen die Seele des Lesers und die Ehrfurcht vor den Geheimnissen Gottes verbinden.

Gute Bücher der schönen Literatur sollen Zeugnis ablegen von einem starken seelischen Erleben und dem schöpferischen Wollen und Können des Verfassers, der sich beim Streben nach höchster stofflicher und formaler Vollendung bewußt sein mag, daß der Menschheit Würde dem Dichter in die Hand gegeben ist, und die Seelen oft zahlloser Menschen dem belebenden oder tötenden Anhauch seines Wesens ausgesetzt sind.

Als guten religiösen Lesestoff wird der Katholik vornehmlich solche Bücher ansehen, die die Druckerlaubnis der zuständigen kirchlichen Behörden erhalten haben. Da mit der kirchlichen Druckerlaubnis über den literarischen Wert oder Unwert eines Buches an sich noch nichts gesagt ist, möge der religiöse Schriftsteller von sich aus nach einer edlen, formvollendeten Darstellung streben.

Wenn — nach dem jüngsten Aufsatze Mumbauers — Walter Hofmann, als Direktor der Städtischen Bücherhallen in Leipzig einer der führenden Männer im deutschen Büchereiwesen, dessen Ideen wir im übrigen nicht kritiklos übernehmen dürfen, den Gedanken vertritt, daß für die inhaltliche Werthaftigkeit der Bücher die Auswahl „von der Grundeinstellung der betreffenden Weltanschauung vorzunehmen ist" — denn „die Weltanschauung, als wichtigste Bildungskraft, ist auch in der Volksbildungs- und Volksbüchereiarbeit dazu da, daß von ihr Gebrauch gemacht wird" —, so versteht es sich von selbst, daß für den katholischen Volksteil dem katholischen Buche, dem katholischen Verleger und dem katholischen Sortimentsbuchhändler eine besondere Aufgabe zufällt. Die Eigenart unserer geschichtlichen und kulturellen Vergangenheit, die konfessionelle und weltanschauliche Schichtung der Staatsbürger deutscher Zunge und die seelische und wirtschaftliche Verflochtenheit jedes einzelnen mit der Gesamtheit des deutschen Volkes wird es den Katholiken im allgemeinen nicht gestatten, ihre Geistesnahrung ausschließlich bei katholischen Schriftstellern zu suchen, ihren Bücherbedarf ausschließlich bei katholischen Verlegern zu decken. Aber wir sind überzeugt, daß der katholische Volksteil, ganz abgesehen von der Wahrung der weltanschaulichen Eigenart, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, den ihm zahlenmäßig zustehenden Anteil an der deutschen Gesamtkultur zu nehmen und seinen nichtkatholischen Mitbrüdern zu beweisen, daß der katholische Schriftsteller kraft seiner religiösen Ueberzeugung aufbauende Kulturarbeit für sein Vaterland zu leisten imstande ist. Je weniger unsere nichtkatholischen Volksgenossen geneigt sind, Bücher katholischer Schriftsteller und Verleger bei sich aufzunehmen, desto größer ist die Ehrenpflicht des katholischen Volkes, den eigenen katholischen Buchhandel nach Kräften zu unterstützen.

Die katholischen Schriftsteller sollen um wissenschaftliche und künstlerische Formbeherrschung redlich bemüht sein und in dem Streben nach den höchsten Zielen sich bewußt bleiben, daß von ihren Leistungen die kulturelle Wertschätzung der

deutschen Katholiken in der Welt und bei ihren andersgläubigen Mitbürgern wesentlich beeinflußt wird. Die katholischen Leser sollten immer wieder daran denken, daß sie kein Recht haben, sich über sittliche und ästhetische Gärungserscheinungen ihrer eigenen Schriftsteller zu entrüsten, solange sie Literaturwerke anderer Herkunft, die oft unter noch viel schlimmeren Uebeln kranken, mögen sie sich auch noch so gesund und urtümlich gebärden, anstandslos genießen. Durch Engherzigkeit und ungerechte Härte können wir ringende Geister, ohne daß wir es wollen, von unserer Glaubensgemeinschaft abdrängen, durch weitherziges Verstehen halten wir sie fest im Bereich unserer christlichen Liebe. Erst jüngst hat der Jesuitenpater Peter Lippert in seinem Aufsatz über den deutschen Katholizismus auf die Gefahren hingewiesen, die aus unduldsamer, wenn auch wohlgemeinter Strenge eines Teiles der deutschen Glaubensgenossen gegen die Träger neuer schöpferischer Gedanken entstehen können. Schon im Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts warnte der um das deutsche Kulturleben und die geistige Schwungkraft des deutschen Katholizismus hochverdiente Martin Deutinger vor denen, die sich „für berechtigt halten, in allen Fragen der Kirche und der Zeit das große Wort und das entscheidende Endurteil zu sprechen". Denn „solche Verteidiger", meinte er, „schaden der Wahrheit unendlich mehr als alle von außen anstürmenden Widersacher." In diesem Sinn und in aller Ehrerbietung vor dem gottgewollten Lehramte der Kirche wiederhole ich auch hier Mumbauers Worte: „Geistiges Leben kann nur in der Luft der Freiheit erblühen." Aber eines brauchen wir nicht: eine reine Aesthetenkultur. Da wir als katholische Bücherleser wohl alle zu denen gehören, die durch eine „Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" aus der Verelendung großer Teile unserer deutschen Dichtung in reinere Luft zu gelangen hoffen, so wollen wir hier, auf dem Boden Schlesiens in der unmittelbaren Nähe des Eichendorff-Standbildes im Scheitniger Park, diesem guten Genius loci huldigen, indem wir mit ihm dem strebenden Dichter ein Glückauf! zurufen und ihm zugute halten, was Eichendorff selber von sich sagt:

Gar viel hab' ich versucht, gekämpft, ertragen;
Das ist der tiefen Sehnsucht Lebenslauf,
Daß brünstig sie an jeden Fels muß schlagen,
Ob sich des Lichtes Gnadentür tät' auf,
Wie ein verschütt'ter Bergmann in den Klüften
Heraus sich hauet zu den heitern Lüften.

Auch ich gelangt' einst zu dem stillen Gipfel,
Vor dem ich schaudert' in geheimer Lust.
Tief unten rauschen da des Lebens Wipfel,
Noch einmal dunkel rührend an die Brust,
Dann wird es unten still im weiten Grunde,
Und oben leuchtet streng des Himmels Runde.

Wie klein wird sein da, was mich hat gehalten,
Wie wenig, was ich Irrender vollbracht;
Doch was den Felsen gläubig hat gespalten:
Die Sehnsucht treu steigt mit mir aus der Nacht
Und legt mir an die wunderbaren Schwingen,
Die durch die Stille mich nach Hause bringen."

Die katholischen Verleger sollten jungen, aufstrebenden Kräften großherzig entgegenkommen und zwischen sich und ihren Schriftstellern nicht nur ein Verhältnis geschäftlichen Vertrauens, sondern auch gegenseitiger Wertschätzung und, wenn es sein kann, der Freundschaft anstreben, wovon die deutsche Kulturgeschichte zahlreiche Beispiele aufweist. Für wohlfeile Preise und gediegene Ausstattung wird das katholische Volk und der katholische Sortimenter ihnen dankbar sein. Daß aber gerade in der Unterstützung des berufsmäßigen katholischen Buchhandels und überhaupt in der Ausnützung der durch diesen katholischen Buchhandel gegebenen volkserzieherischen Möglichkeiten noch sehr vieles zu wünschen bleibt, dafür gibt der mir freundlich zur Einsicht überlassene letzte Jahresbericht der „Vereinigung des katholischen Buchhandels" ein beredtes Beispiel. Danach waren in dem Jugendschriftenverzeichnis für bayrische Schulen „unter 405 Büchern nur 33 Jugendbücher katholischer Verlage der Aufnahme gewürdigt worden".

So können wir es verstehen, daß katholische Verleger und Sortimentsbuchhändler unter Absatzschwierigkeiten besonders leiden, zumal gerade im Bereich unserer eigenen katholischen Glaubensgemeinschaft zur Unterstützung von Klöstern oder anderen frommen und wohltätigen Anstalten mancherlei Druckerzeugnisse, als da sind Kalender und Gebetbücher, den regulären Weg des beruflichen Buchhandels vermeiden. Daß hier für die Erhaltung eines wettbewerbs- und leistungsfähigen katholischen Buchhandels ernste Gefahren bestehen, wer wollte das leugnen? Mögen die, die es mit ihren Geldmitteln irgendwie vereinen können, aus den von mir hier vorgetragenen Gründen es nicht verabsäumen, dem guten Buch ihre besondere Sorge zuzuwenden durch Kauf und Schenkung. Mögen sie dabei aber vor allem auch der Notlage des eigentlichen, berufsmäßigen, namentlich des katholischen Sortimentsbuchhandels gedenken! So nehme ich an, daß in dieser Versammlung niemand ist, der jener von der „Vereinigung des katholischen Buchhandels" abgefaßten Entschließung, um deren Annahme ich hiermit bitte, seine Zustimmung verweigern wird. Die Entschließung lautet:

Je tiefer unter dem eisernen Drucke der gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnisse die Sorge um das tägliche Brot in alle Bevölkerungsschichten hineingreift, um so drohender erwächst die Gefahr, daß die geistige Kost für jeden einzelnen geschmälert und vielleicht sogar ganz beiseite gedrängt werde, zum unberechenbaren Schaden für die Erhaltung eines warmpulsierenden und mit der Kirche fühlenden Katholizismus.

Der katholische Buchhandel, sowohl Verlag wie Sortiment, als Träger und Vermittler hoher Kulturgüter, leidet besonders unter diesen Zeiterscheinungen. Es besteht die Gefahr, daß bei mangelnder Unterstützung dieser vom katholischen Volk abhängigen Betriebe sich diese mehr und mehr einträglicheren Verkaufsgebieten zuwenden.

Die 65. Generalversammlung der deutschen Katholiken zu Breslau anerkennt die gewaltige Bedeutung des guten Buches als der hochwertigen literarischen Volkskost in öffentlichen Büchereien, in Familie und Schule und tritt ein für die Erhaltung eines leistungsfähigen, auf voller Höhe stehenden katholischen Buchhandels. Sie empfiehlt deshalb neben der Unterstützung der einschlägigen Presse mit besonderer Wärme die Förderung und Stützung des katholischen Buchhandels.

Studienrat Dr. Johannes Hönig-Liegnitz.

Um das Kernstück der Bildungsarbeit

Tausende von Bibliothekaren in Stadt und Land beschwingt zu unermüdlicher, opferfreudiger Arbeit der Gedanke, daß sie sich das höchste Ziel gesetzt haben, das sich denken läßt, nämlich Bildungsarbeit zu leisten, im Buche das Kulturgut, die Ideale der Menschheit weiterzugeben, das wahre Wesen des Menschen damit zu entfalten, das Geistige im Menschen zu fördern, Seelen zu formen. Aber kaum eine andere Arbeit läßt größere Enttäuschungen erleben, sobald man sich darauf besinnt, was man denn von dieser Bildungsarbeit bestimmt und sicher wisse. Es läßt sich viel Schönes und Erhabenes von der Bücherei und ihrer Aufgabe als Bildungseinrichtung sagen, aber vielfach ist es nicht mehr als leeres Gerede; den Kern der Sache trifft es nicht. Schon wenn wir uns überlegen, daß der Bildungsvorgang sich gar nicht unter den Augen der Bücherei abspielt, daß er außerhalb der Bücherei, zwischen Buch und Leser vor sich geht — hier stock' ich schon! Wir geben das Buch in die Hand des Lesers, selbstverständlich nach möglichst genauer Abschätzung von Buch und Leser und der mutmaßlichen Wirkung, aber was weiterhin mit dem Buch in der Hand des Lesers geschieht, wissen wir nicht; nur etwas höchst Allgemeines läßt sich in der Bücherei mit Hilfe der Buch- und Leserkarten feststellen, nämlich das Interesse, das den einzelnen Büchern von bestimmten Leserkontingenten entgegengebracht worden ist, weil sie von bestimmten Lesern so und sooft im Laufe der Jahre verlangt worden sind.

Wenn wir nun noch tiefer eindringen und zu der Erkenntnis gelangen, daß sich der Bildungsvorgang nicht nur außerhalb der Bücherei, sondern ganz in der Seele des Lesers vollzieht, so läßt diese Ueberlegung das, was wir vom Bildungsvorgang wissen, auf ein Minimum zusammenschrumpfen. Der Bildungsvorgang ist ein geistiger Vorgang, von dem die wissenschaftliche Psychologie fast nichts zu sagen weiß. Auch die Literatur über Bildungsfragen versagt hier fast vollständig.

Und doch liegt hier im Bildungsvorgang das eigentliche Bildungsproblem. Was dabei in der Seele vorsichgeht und wie es sich abspielt, ist für den Volksbildner zu wissen von höchster Wichtigkeit. Nur dann läßt sich der Bildungsvorgang zweckmäßig leiten. Ob sich jemals die Schleier vor diesem Geheimnisse lüften werden, ob es nicht ewig Geheimnis bleiben wird? Gleichviel, der Volksbildner muß versuchen, in dieses Dunkel des seelischen Geschehens soweit vorzudringen, als überhaupt möglich ist, wenn das ganze Ergebnis solcher Untersuchungen auch nur die Grenzen unserer Bildungsarbeit aufzeigte, wenn auch nur klar würde, wo das Kernproblem beginnt, auch wenn das eigentliche Was und Wie sich nicht aufschlösse. Schon allein das Wissen um diesen Bildungsvorgang in dieser Beschränkung wäre reicher Gewinn für die Bildungsarbeit, wenn uns auch das Wesen des Bildungsvorganges in seiner eigentlichen Tiefe verschlossen bleibt.

Sicherlich ist nicht alles, was in der Seele sich abspielt, Bildungsvorgang zu nennen. Hinnahme von Tatsachen der menschlichen Erkenntnis braucht noch nichts mit Bildung zu tun zu haben. Das Lesen z. B. eines astronomischen Buches kann bloßes Hinnehmen von Kenntnissen sein. Wenn aber dem Leser eines solchen Buches auf Grund seiner Kenntnisse vom Weltall, seiner Größe, seiner Sonnensysteme usw. in stiller Sternennacht etwas aufblitzt in der Seele von der Unendlichkeit der Schöpfung oder von der Größe des Schöpfers, also etwas, was sicherlich über die reine Tatsachenkenntnis hinausführt, so muß das dem nahekommen, was wir Bildungsvorgang nennen. Es ist nicht bloß Wissen um die Sternwelten, nicht bloß Denken oder reines Verstehen, sondern etwas mehr, ein Ergriffensein von dieser Erkennt-

nis, ein tieferes Erfassen aller dieser Tatsachen, ein Ergriffensein aller Fähigkeiten der Seele. Am besten bezeichnete man diesen Vorgang mit dem Worte „Erlebnis“, also ein Intensitätsverhältnis eigener Art. Rob. von Erdberg (Freies Volksbildungswesen, Carl Heymanns Verlag, Berlin 1919, S. 169) glaubt solche Intensitätsverhältnisse im Künstler und Kunstwerk feststellen zu können: „Kunst ist der vollkommene Ausdruck vollkommener Intensitätsverhältnisse“. Er kann darum das Erlebnis folgendermaßen charakterisieren: „Wir erleben ein Kunstwerk, wenn wir das Intensitätsverhältnis des Künstlers voll erfassen, wenn wir durch die Form zu seinem Inhalte vordringen, wenn wir in der Form seinen Inhalt erleben.“

Nehmen wir an, es wäre mit dem Begriffe „Erlebnis“ der Kernpunkt des Bildungsvorganges getroffen, dann ergibt sich für die Bildungsarbeit eben die Aufgabe, diesem Erlebnis im Menschen die Wege zu bereiten.

Am einleuchtendsten scheint die Forderung zu sein, daß man dem Menschen, um ein Erlebnis in ihm wachzurufen, eine Kenntnis in erlebter Form darbietet. Das wäre das Kunstwerk. Es hat Gestalt gewonnen aus einem tiefen Ergriffensein der Seele von einem bestimmten Gedanken, es ist der möglichst adäquate Ausdruck von Intensitätsverhältnissen, es ist gestaltetes Erlebnis, und um dieser seiner Eigenart willen wird es wohl eher als eine ungestaltete Kenntnis geeignet sein, wieder ein tiefes Erleben, ein Intensitätsverhältnis im Menschen hervorzurufen. Für diese Auffassung spricht außerordentlich viel. Nur muß eine Einschränkung gemacht werden. Das Kunstwerk als vollkommener Ausdruck vollkommener Intensitätsverhältnisse braucht nicht in jedem Falle wieder beim Leser dieselben oder ähnliche Intensitätsverhältnisse hervorzurufen. Andererseits besteht die Möglichkeit, daß ein Mensch ohne dieses Vehikel einer vorerlebten Form einen Gedanken in dieser Tiefe, mit dieser inneren Ergriffenheit erfaßt, wie das beim Künstler der Fall ist, der zum erstenmal einem Gedanken diese meisterhaft adäquate Form gegeben hat, oder wie ein Mensch ein Stück Urwald, das noch kein menschliches Auge gesehen hat, als tiefstes Erlebnis in sich aufnimmt. Auf die Spitze getrieben, würde das heißen: die vorerlebte Form eines Gedankens ist nicht entscheidend für das Nacherleben. Damit harmoniert der heute geläufige Gebrauch der beiden Ausdrücke „künstlerisch“ und „ästhetisch“. Der Begriff „künstlerisch“ ist nur immer auf das Kunstwerk anzuwenden. Im Gegensatz zur „Natur“ bezeichnet das Kunstwerk ein Werk des Menschen, das nach künstlerischen Gesetzen gestaltet ist. Für den Theisten ist auch die Natur ein Kunstwerk, eine Verkörperung der Gedanken Gottes. Aber das nennt man gewöhnlich nicht Kunst, sondern Natur. Künstlerisch gestaltet bezeichnet man nur das Kunstwerk aus Menschenhand. Anders verhält es sich mit dem Begriff „ästhetisch“; er bezieht sich nur auf das erlebende Subjekt. Man redet hier von ästhetischem Verhalten, nicht von künstlerischem Verhalten. Aesthetisches Verhalten kann der Mensch nun sowohl den Werken der Kunst wie den Werken der Natur gegenüber aufbringen. Das ist der Sinn der eben genannten Auffassung, daß die vorerlebte Form, das Kunstwerk, für das Erlebnis nicht entscheidend, wenigstens nicht allein entscheidend sei.

Ist dem so, dann ist nur ein kleiner Schritt zu der Auffassung, daß das Entscheidende, das Letzte, die Grundbedingung für das Erlebnis, im Menschen selbst zu suchen sei. Dieser Ansicht liegt die Ueberlegung zugrunde, daß das Kunstwerk allein nicht maßgebend sei für das Zustandekommen des Erlebnisses, sondern, daß auch Rücksicht auf die Eigenart des Erlebnisträgers, in der Bücherei des Lesers, zu nehmen sei. Für sie ist nicht mehr der Kunstwert einer Dichtung allein ausschlaggebend für die Auswahl der Bildungsmittel, sondern auch ihre „Erlebnisnähe“. Sie

geht aus von der Tatsache, daß Menschen eines bestimmten Kulturkreises Kunstwerke eines anderen Kulturkreises vielleicht gar nicht zu erleben imstande sind, weil ihnen diese Kunstwerke nach Inhalt und Form zu ferne liegen, daß ihnen dagegen Kunstwerke eines ganz bestimmten Kultur- und Lebenskreises leichter verständlich sind, weil sie nach Inhalt und Form der Gesamt- und Grundrichtung ihrer Welt- und Lebensauffassung besonders nahe liegen, ihnen „erlebnisnah" sind.

Diese Auffassung ist so alt wie richtige Bildungsarbeit überhaupt. Aber die Prägungen „Kulturkreis", „Lebenskreis" und „Erlebnisnähe" sind neu. Sie stammen von Walter Hofmann, für dessen Büchereitheorie sie eine ebenso notwendige wie begrüßenswerte Bereicherung bedeuten. Sicherlich ist darin nicht bloß eine organische Fortentwicklung seiner Bildungstheorie zu erblicken, sondern etwas Neues, das früher in seinen Gedankengängen keinen Platz hatte, ein Neues gegenüber 1916 ohne Zweifel, wo er in „Buch und Volk und die volkstümliche Bücherei" (Th. Thomas-Verlag, Leipzig) den „Empfänglichen"-Standpunkt und die „dynamische Volksbildungsarbeit" vertrat, aber auch gegenüber 1921, wo sich in seiner „Büchereipolitik" (Felix Dietrich, Leipzig) bereits der Ausdruck „Erlebnisnähe" neben dem Empfänglichen-Standpunkt findet und neben dem sehr schiefen ersten Satze seiner „Leitsätze zur Büchereipolitik": „Volkstümliche Büchereiarbeit ist Schrifttumspflege", der dann auch 1922 in seiner ähnliche Gedankengänge gehenden Schrift „Der Weg zum Schrifttum" (Volk und Geist, Heft 2, Verlag der Arbeitsgemeinschaft, Berlin) nicht wiederkehrt. Bei der Neigung Walter Hofmanns, das wesentliche oder echtbürtige Schrifttum und das Kunstwerk zu betonen, also vom Buch auszugehen, ist dieser Zuwachs an Neuem in seine Theorie von besonderer Bedeutung. Es weist mit Eindringlichkeit auf die Notwendigkeit hin, bei allen Bildungszielen, die unerbittlich verfolgt werden müssen, auch auf die Leserpsychologie Rücksicht zu nehmen, also auch vom Leser bis zu einem gewissen Grade auszugehen, wenn Bildungsziele erreicht werden sollen.

In der exakten Erforschung der Leserpsychologie sind wir nun noch nicht allzu weit. W. Hofmann sieht in den Lebenskreisen, deren Komponenten Alter, Geschlecht und soziale Stellung sind (wobei die Weltanschauung als wichtigste Komponente nicht fehlen dürfte), die Bedingung für eine ganz bestimmte seelisch-geistige Haltung, die es ermöglichte, die Leser in bestimmte Gruppen zu gliedern und für sie die Bücherbestände in ganz bestimmter Ordnung bereitzuhalten. Er spricht ausführlich von diesen Dingen in der Schrift „Von den Sachkatalogen", die mir die beachtenswerteste von seinen zahlreichen, sich oft wiederholenden Schriften erscheint, wenn ich nur auf den Kern der Sache, auf das Prinzipielle, schaue. W. Hofmann sieht hier auch ziemlich scharf die Gefahr einer allzu stark betonten Leserpsychologie. Die Forderung, daß das Buch erlebnisnahe sein solle, bedeutet im Grunde nichts anderes als die alte pädagogische Erkenntnis, daß der Volksbildner an das Interesse des Lesers anzuknüpfen habe; was aber den Leser interessiert, was er will, ist oft, ja meist nicht das, was er, vom Bildungsziel der Bücherei aus gesehen, lesen soll.

Aber es ist mit der Betonung der Leserpsychologie ein richtiger Gedanke ausgesprochen. Wird er beachtet und das Kunstwerk auf die Erlebnismöglichkeit des Lesers angepaßt, ist viel mehr Garantie gegeben, daß ein Erlebnis tatsächlich auch zustande kommt, als wenn ich ohne diese Rücksichtnahme lediglich vom Kunstwerk ausgehe. Das bedeutet ohne Zweifel einen Fortschritt, der in der Büchereitheorie unter allen Umständen festgehalten werden müßte.

Nur ist auch damit noch nicht eine volle Garantie gegeben, daß nun das Buch in der Hand des Lesers auch tatsächlich zum Erlebnis wird. Es ist damit noch nicht

genug getan. Eine Bücherei, die diese Leserpsychologie beachtet, tut damit noch nicht mehr als die Volksbildner „alten“ Stils, die den gesunden Grundsatz hatten, daß die Bücherei die Aufgabe habe, das rechte Buch in die Hand des rechten Lesers zu geben. Um das Erlebnis zu garantieren (auch hier nur in gewissen Grenzen) hat ein Weiteres zu geschehen.

Das ist die Frage, ob überhaupt der moderne Mensch der Großstadt, der Zeitung, der Oberflächlichkeit, des Kinos und Tingeltangels, noch eines tiefen Erlebens fähig ist, wie es als Grundlage der Bildung notwendig erscheint. Das ist in vielen Fällen zu verneinen. Darum heute die unabweisbare Notwendigkeit für die Büchereiarbeit, den Menschen wieder erlebnisfähig zu machen. Die ganze Bildungskrise, von der so viel geredet wird, ist eine Menschenkrise. Und um diese Erlebnisfähigkeit zu schaffen, genügt es nicht, wie wir gesehen haben, Kunstwerke bereitzustellen und zu verleihen, auch nicht, das Kunstwerk dem Leser auf Grund seiner Eigenart anzupassen, sondern es muß dazu das Weitere kommen, den Leser einmal ein Kunstwerk richtig erleben zu lassen unter Anleitung der Bücherei.

Das kann nur außerhalb der Bücherei geschehen, und zwar in Vorlesestunden. Sie haben den Zweck, einmal die Leser der Bücherei in kleinerem Kreise unter den Bann einer echten Dichtung zu stellen, und zwar so, daß sie zum Erlebnis, zum ästhetischen Verhalten kommen. Hier wird Buch und Leser so zusammengebracht, daß eine Buchwirkung im Sinne der Bildungsbücherei eintritt, daß der Zuhörer einmal aus einem Kunstwerke mehr ersieht und erfühlt als er beim Selbstlesen ahnt.

Das rührt an das Kernstück der Bildungsarbeit, an den Bildungsvorgang. Solange der Mensch nicht wieder fähig ist, ein tiefes Erlebnis im Sinne der Bildungsarbeit zu haben, solange wird es keinen Unterschied machen, ob ich Bücher nach der alten oder neuen Richtung ausleihe. Auch Kunstwerke können daran nichts ändern, solange sie der Mensch nicht nacherleben kann. Hier haben die von Dr. Erwin Ackerknecht gepflegten „Vorlesestunden“ (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1923) büchereipolitisch gesehen, ihre Stelle und die Literaturnachweise und Anleitungen für Vorlesestunden von Jos. Zimmermann in dieser Zeitschrift. Es ist keine Spielerei, in kleinen Kreisen Dichtung nacherleben zu lassen, sondern eine absolute Notwendigkeit, um so notwendiger, als die ganze büchereipolitische Literatur (auch die Schriften von W. Hofmann) diesem Punkte und seiner Bedeutung in der modernen Büchereitheorie noch kaum Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Das scheint mir der einzige Weg zu sein, auf jenes uns dunkle, rätselhafte Geschehen in der Menschenseele nicht bloß beim einzelnen, sondern auch bei weiteren Kreisen der Leser Einfluß zu gewinnen. Der Bildungsvorgang bildet das Kernstück der Bildungsarbeit, und das Erlebnis ist die Grundlage wahrer Bildung.

Freilich, wenn das Erlebnis in dem Sinne gefaßt wird, wie es zu Anfang angedeutet wurde, dann wird dieses Erlebnis bei dem einzelnen keine Alltagserscheinung sein, sondern etwas sehr Seltenes. Dann müssen wir uns eben mit dem Gedanken vertraut machen, daß die meiste Büchereiarbeit nur vorbereitender Art ist, d. h. daß die meisten Bücher, die wir mit dem Hochgefühl des Volksbildners ausleihen, nur Materialien zu gelegentlichen Erlebnissen bilden.

Das wird uns lehren, bescheiden von unserer „Bildungs“-arbeit in der Bücherei zu denken. Aber ein Grund zur Mutlosigkeit und Verzweiflung darf das nicht sein. Was nicht sofort Frucht brachte im Sinne des Bildungsprogrammes einer Bücherei, wird in gelegentlichen Erlebnisstunden wieder auferstehen und, von einem Hebelpunkt aus gesehen, den Menschen bilden. Dr. Albert Rumpf.

Allerhand ‚Volksbildung‘

Gedanken zum letzten Jahrgang der ‚Volkskunst‘

Sitze ich da Samstagabend und überfliege noch schnell ein halbes Dutzend Zeitungen, die ja der Kulturmensch von heute täglich gelesen haben „muß“, wenn er mitreden will. Ehrlich gesagt lese ich zuerst die letzte Seite, man will doch sehen, was hier und anderswo am hl. Sonntag „los“ ist. Und wie mir, so wird's wohl allen ergehen; resigniert und mit Verdruß legt man die Zeitungen wieder aus der Hand. Von politischen Dingen will ich nicht reden. Die stehen auf der ersten und zweiten Seite. Aber die letzte Seite! Da wimmelt es von den verschiedensten und merkwürdigsten Sachen der ‚Volksbildung‘. Angefangen von den Tanzvergnügen, Kino-, Sport- und Theaterveranstaltungen bis zu den, in Fastnachtskomödien ausartenden Aufmärschen und ‚Tagen‘ der verschiedensten Frontverbände von ganz rechts bis ganz links. Und da wagt man noch von „Volksbildung“ zu reden! Man kommt sich vor wie ein Mensch, der eine fremde, andere Sprache spricht. Der ganze Jammer des deutschen „Volkes“ faßt einen an. Hat es überhaupt noch Zweck, gegen die weitverbreitete Verblödung kämpfen zu wollen?

Aber man findet selbst auf der letzten Zeitungsseite noch einiges Tröstliche. Ganz bescheiden zeigt ein Jugend-, Gesellen- oder Arbeiterverein eine Veranstaltung mit gehaltvollem Inhalt an. Es gibt doch noch eine Reihe Menschen, für die das Wort „Volkskunst“ kein unbekannter Begriff ist. Zwar haben solche Worte wie „Volkskunst“ und „Volksbildung“ heute viel von ihrer Bedeutung verloren. Doch das ist nicht ganz richtig; die Bedeutung bleibt ihm. Aber was man sich darunter denkt, ist so verschieden. Man braucht heute für die heterogensten Dinge dieselben oder ähnliche Worte. Heute redet man von „gymnastischer Weltanschauung“, vom „Dienste an Jugend und Volk“, von „Volkskunst“, „Volksbildung“, „kosmischer Weite“ usw. und dahinter verbergen sich die banalsten, oft minderwertigen Dinge irgend eines Klubs oder Vereins. Wenn man die bombastischen Ankündigungen liest, die für alles herhalten, wird man gegen neue Wortprägungen mißtrauisch. Es geht mir immer so, wie wenn ich das schöne deutsche Wort „Edel“ zusammengebracht sehe in „Edellikör“, „Edelseife“, „Edelfrisur“, „Edelrollmops“ usw. Haben denn alle die Leute, die für den oben beschriebenen Unfug zeichnen, gar keine Ahnung von Volkskunst oder ist wirklich die Volksbildung so hoffnungslos erledigt, daß wir wieder von vorne anfangen müssen? War denn alles bisher Geleistete einfach wertlos und ist in seiner Wirkung spurlos verschwunden?

Vor mir liegt der letzte (13.) Jahrgang 1925 der „Volkskunst“, Monatsschrift für volkstümliche Bildungspflege, Herausgeber Emil Ritter (M. Gladbach, Volksvereinsverlag, 6 M. jährlich), sowie die „Volkskunst-Liste guter Spiele für die Laienbühne“ (Volkskunstbücherei, Heft 14, 1926). Obige Stoßseufzer erledigen sich mehr oder weniger mit einer Bewertung *dieser* Volkskunstarbeit. Ich möchte vorausschicken, daß ich hier nur vom Standpunkte praktischer Vereinsarbeit oder besser gesagt vom Standpunkte praktischer Verwertung der „Volkskunst“-Hefte rede. Das Grundsätzliche — doch das ist zuviel gesagt: die oft mehr wie grauen theoretischen Erörterungen überlasse ich gerne anderen Leuten, die über prachtvolle moderne Phraseologie im Sinne des deutschen Wortes „Edel“ verfügen.

Wie viele Klagen über Minderwertigkeit, Langeweile, Kitsch und Schund auf der Vereinsbühne könnten sich die Herren Kritiker so gut wie viele Vereinspräsides schenken, wenn sie nach den Stoffsammlungen und Anregungen der „Volkskunst“

gearbeitet, ihre Theaterstücke und Musikalien nach seiner Beratung ausgewählt hätten. In den 13 Bänden dieser prachtvollen Zeitschrift ist eine Unmenge wertvollen Gutes gesammelt. Man braucht nur bei irgend einer Gelegenheit in die Hefte zu greifen und wird stets etwas Geeignetes finden. Doch das ist zu wenig gesagt: das Geeignete ist auch meistens etwas Wertvolles.

Das Volk, unser deutsches Volk, sieht und spielt so gerne Theater. Nun, es hat sein eigenes in seinen Organisationen. Wenn wir bedenken, daß all die Tausende — Zehntausende von katholischen Vereinen meist mehrmals im Jahre gut besuchte Vorstellungen geben, so könnte ein einfaches Rechenexempel beweisen, wieviel Freude und Liebe zum Theater da lebt und arbeitet. Nein, das Theater geht nicht zugrunde. Nur das Theater einer Klique dekadenter Großstädter in seiner heutigen Gestaltung ist vielleicht — und hoffentlich bald eine erledigte Geschichte.

Damit ist aber die Sache nicht abgetan. Es bleibt leider wahr, daß auf dem Gebiete des Vereinstheaters vieles im argen liegt. Hier greift die „Volkskunst" ein. Man weiß, welche Qual und welchen Verdruß auch nur die Auswahl eines literarisch und inhaltlich passenden Stückes macht. Warum nehmen unsere Theaterspieler und Musiker nicht den Ratgeber der Volkskunst? Neben grundsätzlichen und praktischen Aufsätzen bietet jedes Heft eine geschmackvolle, kritisch aufgestellte und durchgearbeitete Menge guten Stoffes für alle Gelegenheiten. Nicht willkürlich und wahllos zusammengestellt, sondern einem leitenden Gedanken der Jahres- oder Festzeit entsprechend. Die „Volkskunst" und Volkskunst-Bücherei ist wirklich der ideale Helfer des Vereinsleiters. In diesem Zusammenhange sei nur noch hingewiesen auf die Sammlung „Musik im Haus" und auf die Zeitschrift „Musik im Leben". Auch diese gehören in das Gesamtbild der „Volkskunst"-Arbeit hineingestellt. Wieviel Gutes und Bestes, Langgesuchtes und Erhofftes liegt hier für jeden Volksbildner bereit. Würde man sich etwas mehr bei Auswahl und Bestellung auf die „V.K." berufen, so würden auch die dickfälligsten Verleger von „Theater"literatur sich schon eines Besseren besinnen. Gewiß, wir erreichen ja nur hauptsächlich die katholischen Kreise, die katholischen Vereine. Immerhin müßten Mittel und Wege gesucht werden, die „Volkskunst" in den sogenannten Dilettanten- und Theatervereinen heimisch zu machen. Ich will mich bemühen, gerecht zu bleiben; aber wenn irgendwo die „Volkskunst" nötig ist, wenn irgendwo mit „Volksbildung" Schindluder getrieben wird, dann ist es in diesen Vereinen. Es ist unsagbar, was da alles herauskommt. Die Theaterwettstreite, Humoristenwettstreite gehören zu den schlimmsten Auswüchsen. Nicht daß der Inhalt des Gebotenen immer sittlich bedenklich wäre, sondern das Ganze. Unglaublich ist es, daß es noch Gemeinden und Kreise gibt, die für derartigen Unsinn noch Preise bewilligen, den Unfug noch fördern. Hier bleibt noch alles zu tun übrig. Augenblicklich werden von diesen Leuten — auch von einzelnen katholischen Vereinen — „Operetten" gespielt: „Winzerliesel", „die Ratsmädel", „Verliebte Leute" usw. Dagegen sind die früher bei uns so sehr getadelten kitschigen Stücke der Vereinsbühne immer noch Gold.

Zunächst ein Wort zur „Volkskunstliste guter Spiele für die Laienbühne". Eine Unsumme von Arbeit, jahrzehntelange mühsame Sichtung und Prüfung verbergen sich darin. Uebersichtlich angeordnet findet sich hier kurz gesagt alles, was in unserm Vereinsleben für diesen Zweig der Arbeit erforderlich ist, für alle Gelegenheiten, für alle Ansprüche. Dabei begrüße ich den vernünftigen, ruhig urteilenden Standpunkt des Herausgebers. Jeder Vereinspräses wird ihm zustimmen, wenn er zwischen dem Stoff der alten Vereinsbühne und dem Spielgut des echtbürtigen Laienspiels vielfach keinen qualitativen Unterschied findet. (Nebenbei ge-

sagt, ist das Wort „echtbürtig" auch so eines, dem ich mißtrauisch gegenüberstehe. Was soll es eigentlich heißen?)

Gegenüber der früheren Auflage ist die Einteilung viel übersichtlicher und praktischer geworden. Inhaltlich und der Besetzung nach zusammengehörige Spiele sind auch im Zusammenhang aufgeführt und besprochen. Bei jedem Stück und Spiel ist die Dauer, Anzahl der Rollen, Schauplatz, Kostüme, Verlag, Preis, Inhalt angegeben.

Der letzte Jahrgang 1925 der „Volkskunst" nimmt insofern eine besondere Stellung ein, als er wertvolle, programmatische Aufsätze bringt. Gleich die ersten zwei Hefte enthalten die viel beachteten Erörterungen über die Volksbildungsarbeit, zu denen E. Ritter einige unserer besten Kenner angeregt hatte. Mit großem Interesse und Spannung liest man diese richtunggebenden und gewissenaufrüttelnden Ausführungen. Nur vom praktischen Standpunkte sei zu einigen das Wort genommen.

„Was fehlt unserer Volksbildungsarbeit?" lautet die gestellte Frage. Das Wort dazu nehmen Robert Grosche, Rudolf Reuter, Friedrich Strauß, Jos. Antz, Hub. Caspers. Namen von Klang, zu der Frage kompetent. Der Raum gestattet hier nicht, die Ausführungen inhaltlich wiederzugeben, man muß sie an Ort und Stelle nachlesen. Im allgemeinen halte ich die Ausführungen für zu pessimistisch und zu wenig auf Erfahrungen beruhend. Gewiß ist das meist richtig, aber zu theoretisch gehalten.

Trefflich kennzeichnet Rudolf Reuter die Lage, indem er auf den „tiefsten und traurigsten Mangel unserer Arbeit" hinweist, den „Mangel an lebendiger opferwilliger Arbeit der katholischen Gebildeten, vor allem der Akademiker . . ., die selbst durch tätige Anteilnahme an der Volksbildung wieder lebendige Mitglieder der Volksgemeinschaft werden sollen".

Auch Jos. Antz setzt diese Tatsache als Schlimmstes an die Spitze seiner Ausführungen. Es ist schon so wie er sagt, für unsere Gebildeten: Hochmütiges Aburteilen; Plebs bleibt Plebs; skeptisches Achselzucken: wir können doch nichts ändern; gedankenloses Nichtbeachten der Not und des Elends: er sah ihn und ging vorüber. So ist's ganz genau und alle katholischen Akademikertagungen haben nichts daran ändern können. (Bei der literarischen Arbeit des Borromäusvereins sahen wir ja das Gleiche.) Danach geurteilt ist es wirklich richtig, wenn man Volksbildung versteht als Bildung eines Volkes. Vorläufig sind wir nur eine Reihe von verschiedenen Schichten, die noch erst ein Volk werden sollen. Wir hoffen ja nun sehr, daß die neue bewegte Jugend die Sünden der Väter wieder gut macht. Viele verheißungsvolle Anfänge sind gemacht, aber auch nur erst Anfänge. Die Einlösung so mancher schönen programmatischen Erklärungen auf ihren Tagungen läßt noch auf sich warten. Vor allem kann man unserer katholischen gebildeten Jugend nicht oft genug sagen: arbeitet mit, steht nicht exklusiv abseits, durchdringt mit eurer A r b e i t die nach eurer Ansicht verbesserungsbedürftigen Bestrebungen der Volksbildung jeder Art. Hier sind Worte und Reden nichts, die Tat, auch die bescheidenste, a l l e s. (Während ich diesen Abschnitt schreibe, zieht an meinem Hause eine Klasse höherer Töchter auf einem Ausfluge vorbei. Ein kräftiges Marschlied höre ich, traue aber meinen Ohren nicht — ein derbes Landsknechtslied: „Vom Barette schwankt die Feder". Nun, warum nicht? Zu Bubikopf und Herrenschnitt passen ausgezeichnet die Stellen wie „Hieb und Stich", „Suff und Fraß", „schmeißt ihn n'aus". Von hohen piepsigen Mädchenstimmen gesungen einfach eine Geschmacklosigkeit. Auch ein Bildchen vom „Volkskunstlied".)

Die Ausführungen von Pfarrer Strauß kann man nur ganz und voll unterschreiben. Mit ihm glauben wir gern, daß auch auf den alten Wegen des Volksbildungswesens viel gewonnen werden kann. Ist denn nicht die Arbeit der „Volkskunst“ bisher doch recht erfolgreich gewesen? Hat sie nicht etwas von dem von ihm verlangten „Volksbildungskatechismus“ an sich? Sind nicht die vielen neu entstandenen Heimatspiele (Freilicht-Spiele) ein viel versprechender Anfang? Aus den letzten Monaten erinnere ich nur an die Godesberger Festspiele (das große Welttheater), an die Spiele auf Burg Nothberg b. Eschweiler (Wilhelm Tell), Kalkarer Spiele in Calcar a. Niederrhein, die zu den an manchen anderen Orten bestehenden hinzugekommen sind. Auch Pfr. Strauß sagt: „Ein gutes, neues Heimatspiel ist uns lieber als zehn Aufsätze über denselben Gegenstand.“

Die vielen Anregungen dieser Aufsätze hätten eigentlich eine lebhafte Erörterung hervorrufen sollen. Das war doch der Zweck der Rundfrage. Gerade die im praktischen Vereinsleben stehenden Präsides und ihre Mitarbeiter sollten zu den grundsätzlichen Dingen das Wort ergreifen. Bitte lest noch mal die Artikel durch.

Von dem übrigen reichen Inhalt kann und muß ich mich auf Titelangaben beschränken. Die Abschnitte „Aus der Volksbildungsbewegung“ (von B. Marschall) unterrichten knapp aber ausreichend über alles Wissenswerte bei Freund und Feind. Ein wertvoller Unterricht. Die Ueberschriften Volkskunst-Ratgeber, Volksbühne, Volksmusik, Vortragsstoffe, Bücher und Bilder, Volkskunstblätter (ausgearbeitete feine Volkskunstabende) verraten schon, welch mannigfaltige Arbeit hier niedergelegt ist. Ich war immer froh, bei meiner Vereinstätigkeit auf die „Volkskunst“ zurückgreifen zu können. Als der Herausgeber mich einmal um Beitrag guter Programme bat, bedauerte ich, dem Wunsche nicht willfahren zu können, weil ich eben meine Programme alle aus der „Volkskunst“ entnommen hatte. Das ist noch lange nicht die schlechteste Form der „Mitarbeit“.

Wir Katholiken sollten bald mal mit dem gegenseitigen Kritisieren und den vielen Tagungen sparsamer werden und frisch und unbekümmert an die Arbeit gehen. Wir haben als Studenten immer so optimistisch und froh unsere Lieder bei Wanderungen in die Gegend geschmettert und heute laufen so manche unserer späteren Mitarbeiter mit durchfurchter Denkerstirn, todernst, problembeschwert durch Gottes schöne Welt dahin. Herrschaften, kommt doch nur etwas öfter zu unseren Jungens und Gesellen, da verliert ihr schon den Pessimismus. Karl Adam sagt in seinem „Wesen des Katholizismus“ irgendwo, daß gerade der katholische Volksteil so viel gute und fröhliche und echte Volkskunst geleistet habe. Und Peter Wust hat recht, wenn er auf einer Akademikerversammlung sagte, „daß unter den deutschen Katholiken eine beinahe unfaßbare Kleingläubigkeit wie eine schleichende Krankheit umgehe“. Kein großer einheitlicher Elan; überall Zaudern und Zagen, überall Reflektieren und Kritisieren usw. . . nur sie handeln nicht. Schließlich ist doch das feste Vertrauen auf sich und auf die Sache immer der Hauptmotor der schaffenden Kraft ... Namentlich auch seine Ausführungen über die Zersplitterung unserer Kräfte, den „Grüppchengeist“ treffen mitten ins Schwarze. Das alles hineingebracht in eine Beurteilung der „Volkskunst“, wird manchem etwas reichlich viel, manches abwegig erscheinen. Sei’s drum. Vielleicht greift jetzt der eine oder andere mal zur „Volkskunst“ und arbeitet nach ihren Anregungen. Das ist auch schon genug. Ich versuchte über „Allerhand Volksbildung“ etwas zu sagen, habe ein Brot gebacken aus allerlei Mehl. Wems nicht schmeckt, backe ein besseres. Ich esse gerne mit davon.

J. Hoven.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Ecce Mysterium. Die Wundmale des hl. Franz von Assisi. Eine Gabe zur 700. Feier des Todestages des Heiligen. Herausgegeben von P. Erhard Schlund, O. F. M. 86 S. München o. J. (1925?), Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer. In Ganzleinen M. 4,—.

Eine sinnige, echt franziskanische Gabe zum diesjährigen Jubelfest des Ordens. Das Mysterium, das hier geschaut, dargeboten, geschildert und kritisch gewürdigt wird, sind die Wundmale des hl. Stifters vom Berge Alvernia. Das Büchlein gibt sich als eine ansprechende Mischung von lieblich-frommen, begeisterten, poetischen Ergüssen und wissenschaftlich-kritischen Darlegungen, das Ganze ist durchweht vom Hauche einer warmen Franziskusliebe. Wie der Herausgeber bemerkt, sind es Schülerarbeiten aus dem kirchengeschichtlichen und religionswissenschaftlichen Seminare der Franziskaner in München, die auch als solche angesehen werden wollen. Es ist denn auch nicht so sehr die streng wissenschaftliche und kritische Seite dieser einzelnen Aufsätze, was das Interesse des Lesers weckt, als vielmehr der franziskanische Duft, der über dem Ganzen liegt und den sozusagen jede Zeile ausströmt.

Im Mittelpunkt der geschichtlichen Darlegungen steht die Stigmatisation des Heiligen. Ist sie geschichtlich echt und bewiesen, ist sie überhaupt glaubwürdig? Die neuesten geschichtlichen und auch medizinischen Untersuchungen werden mitgeteilt und zur Erhärtung des historischen Tatbestandes verwertet, besonders aber wird zum Beweise der Echtheit hingewiesen auf die öffentlichen Kundgebungen von Päpsten, welche dem Ereignis unmittelbar nahestanden und sich für die Geschichtlichkeit einsetzten.

Als Titelbild ist der bekannte schöne Holzschnitt von Dürer, die Stigmatisation darstellend, beigegeben, sowie am Schluß ein Faksimile der einzigen noch erhaltenen Handschrift des hl. Ordensstifters hinzugefügt. Allen Freunden und Verehrern des seraphischen Heiligen sei das Büchlein wärmstens empfohlen.

Bonn. Dr. Wilhelm Stockums.

Erhard Schlund: Exerzitien und Exerzitienbewegung. 117 Seiten. München 1926, Dr. Franz A. Pfeiffer. M. 2,70.

Das lehrreiche und instruktive Buch ist herausgewachsen aus einem Vortrage, „den der Verfasser im Auftrage seiner Obern bei einem Kurse zur Weiterbildung von Exerzitienleitern zu halten hatte“ (S. 7). Theoretische und geschichtliche Untersuchungen höchst feiner Art wechseln mit praktischen Gedanken und Winken ab. Ich möchte glauben, daß der Wert der Schrift in erster Linie in den genannten theoretischen Untersuchungen liegt, bei welchen vor allem die weit ausgeholten religionsphilosophischen und religionspsychologischen Darbietungen beachtenswert sind. Es zeigt sich dabei, wie tief die psychologischen Ziele, welche durch die Exerzitien erreicht werden sollen, die innere Umkehr des Menschen — Verfasser gebraucht den bezeichnenden Ausdruck „Wende“ —, in der Geistesgeschichte alter und neuer Zeit verwurzelt sind, und wie sehr daher die geistlichen Uebungen einem Urbedürfnisse der menschlichen Natur entgegenkommen. Auf dem Hintergrunde philosophischer und

geschichtlicher Betrachtung wird dann das Wesen der Exerzitien als „eines der Mittel der religiösen Wende, mit welchem das letzte Ziel, die Vereinigung mit Gott, erreicht werden will ...“, bestimmt.

Von diesen Dingen handelt das 1. Kapitel. Kapitel 2 und 3 befassen sich mit dem bekannten Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius, das in der Regel heute den geistlichen Uebungen zugrunde gelegt wird. Es begegnen hier die auch sonst in der Gegenwartsliteratur häufig berührten Fragen nach der äußern und innern Geschichte, nach der Struktur und Methode dieses Büchleins. Dazu wird die Frage nach der unbedingt bindenden Norm der Ignatianischen Exerzitien aufgeworfen, die der Verfasser bei aller Anerkennung dieser Art Exerzitien dahin beantwortet, daß es auch andere, wie z. B. christologische, liturgische und marianische Exerzitien gebe. Er hält dafür — ohne Zweifel mit Recht —, daß bei der großen Verschiedenartigkeit der Seelen auch die Mittel und Wege zu ihrer Rettung verschieden sein dürften.

In einem 4. Kapitel wird eingehend über den blühenden und wachsenden Stand der Exerzitienbewegung in der Gegenwart berichtet. In einem Anhange findet sich ein wertvoller Ueberblick über die Exerzitienhäuser in Deutschland und den Nachbarländern, sowie über Exerzitienliteratur. Den Schluß bildet in anschaulicher Schilderung „Ein Tag während der Exerzitien“.

Bonn. Dr. Wilhelm Stockums.

Georg Deubig: Hilfsbuch zum Einheitskatechismus. Bearbeitet nach dem Prinzip der religiösen Lebensschule. I. Band: Vom Glauben. 297 Seiten 8°. Limburg a. d. L. 1926, Gebr. Steffen. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Diese Vorlagen wollen als Skizzen angesprochen sein, die allerdings inhaltlich vollständig sind. Der bekannte Verfasser will nicht nur Glaubenswissen, sondern Glaubenstat und Glaubensleben erreichen und daher die Aktivität der Schüler fruchtbar anregen. Auf der Grundlage des von den Kindern selbst gesammelten Anschauungsmaterials „arbeiten sie weiter in der Beweisführung und Formulierung der im Katechismus stehenden Glaubenssätze“, wobei natürlich an ein Selbstmachen der Glaubenswahrheit nicht im entferntesten gedacht wird. Aus diesem erarbeitenden Tun erfließt wie von selber das nachfolgende Tun (Memorierarbeit, bisweilen manuelle Darstellung, vor allem die praktische Uebung der behandelten Glaubenswahrheit). Wer nach diesem Hilfsbuch betend und studierend gewissenhaft auf den Unterricht sich vorbereitet, hat das beste Rüstzeug zu einer eindringlichen und wirksamen Katechese. Weitschweifigkeiten sind glücklich vermieden. Auch dem erfahrenen Lehrer wird das Buch gute Dienste tun. Für weitere Bände und Auflagen ist besseres Papier erwünscht.

Bonn. Aloys Dünchem.

Wilhelm Schwenz: Katechetische Skizzen mit vollständigem Text des Einheitskatechismus. 270 S. 8°. Hildesheim o. J., Franz Borgmeier. Halblnbd. M. 5,—.

Auf der linken Seite steht der Text, auf der rechten Seite stehen die entsprechenden katechetischen Skizzen, die gut disponiert sind und sich durch Uebersichtlichkeit auch in der Art des Druckes auszeichnen. Der individuellen Arbeit des Religionslehrers wird hier vortreffliches Material und fruchtbare Anregung geboten, namentlich durch vielfältige Verwendung der Biblischen Geschichte. Der angefügte Stoffverteilungsplan ist sehr beachtenswert. Auch die anderen Beigaben (12 kurze Biographien von Heiligen, kirchliche Vereine, Uebersicht über die Weltmission, fünf Papstbilder) werden manchem willkommen sein. Bei den Vereinen ist der wichtige

Borromäusverein vergessen worden. — Das Buch wird den Unterrichtenden gute Dienste leisten.

Bonn. Aloys Dünchem.

Jakob Bernbeck: Katechesen für die Oberstufe nach dem deutschen Einheitskatechismus, mit einem Anhang von Beispielen und Gedichten. 323 S. 8°. München 1926, Kösel und Pustet. Halbleinenband.

Diese Katechesen behandeln nur das zweite Hauptstück von den Geboten, das im Einheitskatechismus gänzlich umgearbeitet ist und zum Gewinn für die Lernenden und Lehrenden das Positive voranstellt und betont. Der Verfasser bekennt sich zum Standpunkt der ‚Münchner Methode', ohne jedoch einem formalistischen Zwange das Wort zu reden. In der ‚Vorbereitung' verbindet er Einstimmung, Vorbereitung und Zielangabe; die Darbietung wurde in ‚Erlebnis', die Anwendung in ‚Auswertung' umbenannt. Die Vorzüge und die Schwächen der Münchner Methode sind in dem Buche zu erkennen. Wer die hier gebotenen Katechesen als Stoff zur Vorbereitung hinnimmt, um ihn in intensiver Eigenarbeit nach Qualität der Personen und der Verhältnisse zu formen und zu vertiefen, der wird viele Anregungen daraus schöpfen. Die angefügten Beispiele, die als Anhang etwa 70 Seiten umfassen, sind zum Teil neu, aber alle brauchbar. Die Katechesen von B. werden vor allem jüngeren Katecheten gute Dienste leisten.

Bonn. Aloys Dünchem.

B. Martin: Glaube und Leben. Ein katholisches Religionsbuch für Fortbildungsschulen. Ausgabe für Knabenschulen. 180 S. 8°. Ausgabe für Mädchenschulen. 175 S. 8°. München 1926, Kösel u. Pustet.

Im 8. Schuljahr werden katholische Grundlehren (Glaubensquellen, Gott und die Welt, Christus, der Heilige Geist, die Kirche) besprochen, im 9. Schuljahr katholische Lebensführung, im 10. Schuljahr katholisches Gnadenleben. Manche Lehreinheiten muten wie kleine Essays an. Die in den beiden Büchlein gebotenen Gedankenreihen sollen eben nur anregen, die betreffenden Themen zu behandeln, dabei aber nach Zeit und Umständen zu vertiefen; die erste Anleitung dazu ist hier im allgemeinen gut geboten.

Bonn. Aloys Dünchem.

Lebensbilder

Ildefons Herwegen: Der hl. Benedikt. Ein Charakterbild. 3. Aufl. IX u. 165 S. 4°. Düsseldorf 1926, Verlag L. Schwann. Geb. M. 6,—.

Dieses Buch des Laacher Abtes ist bekannt und berühmt genug, um noch einer sonderlichen Empfehlung zu bedürfen. Die günstige Aufnahme, die es gefunden, äußert sich auch darin, daß es bereits eine Uebersetzung ins Englische, Ungarische und Holländische erhielt. Eine französische und spanische Uebertragung ist in Vorbereitung. Auf Grund der Regel des hl. Benedikt und der herrlichen Dialoge Gregors des Großen (2. Buch) zeichnet Abt Herwegen ein Charakterbild des Erzvaters Benedikt. Ein Lebensbild zu geben ist ja mit den vorhandenen Quellen unmöglich. Die verschiedenen Stufen und Schichten im Bilde des Heiligen weiß er uns klar und anschaulich zu schildern. Der Einsiedler, der Lehrmeister, der Abt, der Vater, der Gesetzgeber, der Apostel, der Heilige werden vor uns greifbar lebendig. Kein Buch unserer Tage, so kann man wohl sagen, hat uns die Bedeutung und die providentielle Größe und Würde des hl. Benedikt so nahegebracht, wie das Werk Abt Herwegens; vielleicht auch darum, weil Abt Herwegen in ungewöhnlichem und

seltenem Maße den Stand des Benediktinerabtes zu repräsentieren wußte und weiß. So stimmt man gern in den Wunsch seines Nachwortes ein: „Möchten die Wesenszüge im Bilde des hl. Benedikt: die starke, seelenverklärende Christusliebe, die gemessene, edle Form der Antike und das tiefe Empfinden für die sehnenden Notwendigkeiten der Zeit, auch in der anhebenden neuen Weltepoche das unveräußerliche Erbgut seiner Jünger bleiben.“ Ein sehr wertvoller Anmerkungsapparat ist dem Buche beigegeben.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Maurus Wolter, dem Gründer Beurons, zum 100. Geburtstag. Erinnerungen und Studien. Mit 7 Vollbildern in Kunstdruck. 192 S. 8°. Beuron, Verlag der Beuroner Kunstschule. Geh. M. 3,—.

Am 8. Juli 1890 ist Erzabt Maurus Wolter gestorben, nach 3 Jahrzehnten mühevollen, aber auch gesegneten Wirkens in deutschen Landen. Seine Gründung, das Kloster und die Kongregation von Beuron, hat er bei seinem Hinscheiden in verheißungsvoller Blüte schauen dürfen. Erfreulicherweise hört man, daß eine Doppelbiographie der beiden Brüder Maurus und Placidus Wolter in Vorbereitung ist. Als pietätvolle, schlichte Huldigung dem Andenken des Hochseligen sind diese Erinnerungen und Studien gedacht. Zunächst wird das Breve Leos XIII. vom 12. Aug. 1890 an Placidus Wolter abgedruckt, in dem wertvolle Worte über den verstorbenen Maurus Wolter stehen. Dann schreibt P. Nikolaus von Salis über Erzabt Maurus Wolter; P. Odilo Wolff über Erzabt Maurus in seiner Stiftung; P. Suso Mayer über Erzabt Maurus als Gesetzgeber der Beuroner Kongregation; P. Placidus Berner stellt gut die Grundlagen des Mönchslebens nach Erzabt Maurus Wolter dar; P. Athanasius Miller schreibt über das Psalmenwerk des Erzabtes; P. Ansgar Pöllmann gibt dann einen höchst interessanten Bericht über den Anteil von Maurus Wolter an der Stilbildung der Beuroner Kunst, der sehr wichtige Aufschlüsse enthält und manchen wertvollen Blick ermöglicht in den Charakter des Erzabtes und den des P. Desiderius Lenz; P. Anselm Manser versucht dann noch eine Ueberschau der schriftstellerischen Tätigkeit von Maurus Wolter, wählt festliche Lesungen aus den deutschen Schriften von Maurus Wolter aus und gibt als Abschluß ein Blatt aus der Frühgeschichte christlicher Geburtsfeier. Der Band dürfte sehr viele deutsche Katholiken lebhaft interessieren.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Geschichte — Politik

Rafael Sabatini: Das Leben Cäsar Borgias. 410 S. Stuttgart 1925, Julius Hoffmann. 10,50 M.

Vieles ist seit vierhundert Jahren über die Borgias geschrieben worden. Eine Fülle von Schauermären, denen teilweise die Unwahrheit, ja die boshafte Verleumdung auf der Stirne geschrieben steht, wurden aufgetischt. Sabatini unternimmt es nun hier, das gesamte Belastungsmaterial noch einmal zu überprüfen. Er geht anders vor als der Historiker Portigliotti, dessen ‚Familie Borgia‘ im gleichen Verlage erschienen ist. Beide Autoren gleichen sich wie Staatsanwalt und Verteidiger. Portigliotti häuft ein umfassendes Belastungsmaterial zusammen, auf Grund dessen er den Angeklagten Alexander VI. als Simonist aus der Reihe der rechtmäßigen Päpste ausgestoßen sehen will. In einer Hinsicht billigt

er ihm allerdings mildernde Umstände zu. Er hält die Familie Borgia für erblich belastet, degeneriert und deshalb nicht ganz verantwortlich für ihre Handlungen, die nach seiner Ansicht ins pathologische Verbrechertum gehören. Ganz anders Sabatini. Er entlastet Alexander und seine Familie von den schlimmsten Anklagen. Er zeigt, daß das Entsetzlichste meist auf Verleumdung beruht oder wenigstens nicht als wahr zu erweisen ist. Es ist interessant, zu verfolgen, wie er mit psychologischem Verständnis den historischen Quellen nachgeht, die Einseitigkeit, ja Leichtgläubigkeit der modernen Historiker, selbst eines Jakob Burckhardt und eines Gregorovius dartut und die Unwahrscheinlichkeit ihrer Hypothesen klarlegt. Freilich kann und will er Alexander und Cäsar nicht von aller Schuld reinwaschen. Es bleibt auch, als nicht hinwegzuleugnende Tatsache, so viel des Anstößigen an ihnen haften, daß wir nicht ohne Bedauern auf diese Gestalten blicken können. Aber Sabatini bringt sie uns menschlich nahe. Er zeigt, daß ihre Fehler und Laster nicht Ausnahmeerscheinungen, sondern typische Erscheinungen für jene Uebergangszeit waren, in welcher das Eindringen der heidnischen Renaissance und die dadurch bedingte Umwertung der sozialen, politischen und künstlerischen Werte das christliche Leben bis an die Wurzel angefressen hatten. Sabatinis Darstellung gibt uns den Schlüssel zum Verstehen der Persönlichkeiten. Nur in einer Zeit sittlichen Niedergangs konnte man an vielem, was uns heute unbegreiflich, ja abscheulich erscheint, so gelassen vorübergehen.

Wie in jeder Entlastung eines Angeklagten, so steckt auch in der Sabatinis eine Belastung der Zeit, deren Kinder die Borgias waren. Er schildert Alexander und Cäsar als Menschen, die keine Engel, aber auch keine Teufel waren, sondern Renaissance-Fürsten, wie es deren viele gab, nur daß andern das geniale Ausmaß der Borgias fehlte. Als mitbeteiligt an der Verleumdung Alexander VI. erscheint ihm u. a. auch Julius II., den er überhaupt zugunsten seines Vorgängers stark belastet. Ein neues Bild von den Borgia-Gestalten erscheint uns so.

Hat er recht? Die Geschichte wird nie in das Dunkel der Zeit hineinleuchten. Vergleicht man die Wertung der geschichtlichen Dokumente bei Sabatini mit denen bei anderen Forschern, etwa Portigliotti, bei Gregorovius und anderen, so sieht man, daß jedes Problem seine zwei Seiten hat, daß wir stets nur subjektiv uns die Persönlichkeiten der Vergangenheit rekonstruieren, indem wir bald mehr die Lichtseiten, bald die Schattenseiten an einer Persönlichkeit als das Wesentliche ansehen.

Aber Sabatinis Buch bietet noch eine wesentliche Erkenntnis. Es zeigt, wie leicht wir geneigt sind, stets das Schlimmste von unseren Mitmenschen zu denken, und daß wir oft einen falschen Maßstab anlegen, und Menschen anderer Zeit aus unserer Zeitanschauung heraus beurteilen wollen.

Das ist der Gewinn, den Sabatinis Buch uns vermittelt. Es ist keine Skandalgeschichte, sondern eine wertvolle wissenschaftliche Arbeit, die sich auf feinem psychologischen Verständnis, guten historischen Kenntnissen und einer scharfen Urteilskraft aufbaut. Ein reichhaltiges Namens- und Sachregister ermöglicht schnelle Orientierung in dem Stoffgebiet.

Das Buch wendet sich notwendigerweise in seiner Gründlichkeit an den ernsten Forscher. Für ihn ist es wertvoll zur Beurteilung des Quattro- und Cinquecento. Der Nichtfachmann dagegen wird sich in diesem Labyrinth der Haupt- und Staatsaktionen, der Stadtrepubliken und Dynastien kaum zurechtfinden.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

B. Poertner: Geschichte Aegyptens in Charakterbildern. (Sammlung Kösel, Band 104.) 99 S. München, Kösel u. Pustet. Geb. M. 2,50.

Seitdem François Champollion zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Hieroglyphen entzifferte, hat sich die Kenntnis der alten Nilkultur in immer steigendem Maße vertieft und verbreitet. Die ganze gebildete Welt horchte auf, als Howard Carter vor wenigen Jahren das Tut-ench-Amun-Grab entdeckte. Die ägyptische Geschichte ist uns heute kein Buch mehr mit sieben Siegeln. Wir schätzen sie als den „geistigen Fruchtboden, in welchen viele Wurzeln unserer Gegenwartskultur hinabgehen".

B. Poertners schmuckes, mit wertvollen Abbildungen reich verziertes Büchlein führt uns durch die Jahrtausende ägyptischer Geschichte hindurch, wobei — ein großer Vorzug vor anderen doktrinären Abrissen — der Strom der Darstellung nicht in trockener Aneinanderreihung der Begebenheiten versandet, sondern die großen Persönlichkeiten lebendig umkreisend eine Reihe farbenfrischer Bilder gestaltet, auf denen die Höhepunkte in der Kulturwanderung des ägyptischen Volkes zu eindrucksvoller Darstellung gelangt sind.

Linnich (Rhld.). Studiendirektor Dr. August Schmitt.

Hermann Schmalenbach: Das Mittelalter. Sein Begriff und Wesen. (Wissenschaft und Bildung 226.) Leipzig 1926, Quelle und Meyer. Geb. M. 1,80.

Schmalenbach registriert und diskutiert zunächst die verschiedenen philosophischen Kategorien — Kategorie des Organischen, der Qualitativität, der Immanenz des Geistes, des Universalien-Realismus —, durch die man seit der Wiederentdeckung des Mittelalters in der Zeit Goethes diese so merkwürdige und bedeutungsvolle Epoche zu begreifen versuchte, und er arbeitet ihre systematische Einheit heraus.

Im zweiten Teile seines Büchleins behandelt er den Anteil der antiken, germanischen und christlichen Elemente am Aufbau des Mittelalters, deren organische Verbindung die umfassende Einheitlichkeit des spezifisch-mittelalterlichen Welt- und Lebenssystems begründet. Dabei gibt er nicht etwa eine Art kurzen Abrisses der mittelalterlichen Geistesgeschichte, sondern er begnügt sich damit, auf eine kleine Anzahl von Momenten nachdrücklich aufmerksam zu machen, die dem Forscher zwar genau bekannt sind, aber doch in das allgemeine Bild des Mittelalters, den „Begriff des Mittelalters", nicht eingezeichnet zu werden pflegen. Der Einschlag antiken Geistes in der Bildung von Katholizismus und Mittelalter tritt so stark heraus, daß, wie der Verfasser selbst bemerkt, „eigentlich von »Einschlag« gar nicht mehr gesprochen werden kann". „Die Begreifung der Kirche als des »Gottesstaates« und »Gottesleibes« aus primär antiken Prinzipien macht es notwendig, nun aber auch das Christliche als wenigstens einen »Einschlag« zu »retten«." Derartige Aufstellungen haben einen zum mindesten sehr problematischen Wert. Uebrigens schließt das geistvolle und höchst anregende Büchlein mit der richtigen Erkenntnis, „daß das letzte Individuelle unaussprechlich ist".

Seine Lektüre hätte mir einen noch viel größeren Genuß bereitet, wenn es nicht, besonders im ersten Teile, gar zu „philosophisch-konstruktiv" geschrieben wäre. Die Kunst einer klaren, unverschnörkelten und leicht verständlichen Satzbildung ist leider selbst auf den Höhen der Wissenschaft nicht überall zu Hause.

Linnich (Rhld.). Studiendirektor Dr. August Schmitt.

Wilhelm Ohnesseit: Unter der Fahne schwarz-weiß-rot. Erinnerungen eines kaiserlichen Generalkonsuls. Mit einem Bildnis des Verfassers. 194 S. 8° Berlin-Leipzig 1926, Gebr. Paetel. Geh. M. 3,—. In Ganzlwd. geb. M. 6,—.

Der Verfasser dieses kleinen, aber inhaltreichen Buches ist offenbar ein tüchtiger

Mann in seiner früheren amtlichen Stellung gewesen und ist auch ein fähiger Schriftsteller. Daß er ein bißchen zu stark früheren, jetzt vergangenen Zuständen nachtrauert und die heutigen deshalb nicht ganz unparteiisch zu würdigen weiß, kann nicht hindern, seine Berichte, die mancherlei Neues bringen und schon Bekanntes in neuer Beleuchtung, warm zu empfehlen; denn als gebildeter und vornehmer Mann weiß er seine privaten Ansichten in einer für Andersgerichtete nicht verletzenden Form vorzubringen, eher wirkt seine Begeisterung gelegentlich ein wenig komisch. Aber durchweg bleibt er recht sachlich, und der Leser wird sich gern in die wirtschaftlichen, politischen, sozialen Betrachtungen eines gut beobachtenden und maßvoll urteilenden Mannes vertiefen, der bemerkenswerte Einblicke in wichtige Dinge hat gewinnen können, sich dabei auch an fesselnden landschaftlichen und völkergeschichtlichen Schilderungen erfreuen können.

Aachen. Geheimrat Dr. Felix Brüll.

Literaturgeschichte

Josef Görres: Die teutschen Volksbücher. Neudruck mit einem Nachwort, herausgegeben von Lutz Mackensen. XVI u. 352 S. 8°. Berlin 1925, Verlag Herbert Stubenrauch. M. 6,—.

Wilhelm Fraenger gibt eine kleine Volkskundliche Bücherei heraus. Der zweite Band dieser Sammlung ist der Neudruck, und zwar ein originalgetreuer Neudruck dieser bekannten Schrift von Josef Görres, die in Heidelberg bei Mohr u. Zimmer 1807 zum erstenmal erschien, mit dem Untertitel: Nähere Würdigung der schönen Historien, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Jeglichen Vorbildes entbehrend, hat Görres hier mit der ihm eigentümlichen Kraft in erstaunlich kurzer Zeit das erste literarhistorische Werk geschaffen, das mehr als Augenblickswert besaß und in seinen Wirkungen weit über den ihm vom Verfasser gespannten Rahmen hinausreichen sollte, anregend und fruchtbar bis in unsere Zeit. „Nicht klein ist, was hier begonnen, nicht unwürdig das Begonnene ausgeführt, nur der kleinste Teil des Werkes aber ist vollendet.“ Eine sehr schöne und seltsame Widmung eignet das Werk Clemens Brentano zu. Brentano war der geistige Urheber des Buches. Das Werk stieß natürlich auf viel Widerspruch und Widerstand bei Aufklärern sowohl wie bei Gelehrten. Besonders stieß man sich auch an dem eigentümlichen Stil von Görres. Arnim, Brentano, Tieck und Jean Paul waren aber auch nicht voll zufrieden. Lobende Stimmen meldeten sich aber in A. Böckh, Grimm und A. W. Schlegel. Jeder Freund der deutschen Literatur, insbesondere der Volkskunde, wird dieses Buch mit größtem Interesse, mit Nutzen und Dank lesen.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Naturkunde

A. Kistner: Deutsche Meister der Naturwissenschaft und Technik. 2., vermehrte Auflage. (Sammlung Kösel, Bd. 102/103.) I. Teil. 198 S. 8°. Preis M. 2,50; II. Teil. 212 S. 8°. Preis M. 2,50. München 1925, Kösel und Pustet.

Im Ehrensaal des vielbesuchten Deutschen Museums in München finden sich Bildnisse und Büsten einer großen Zahl deutscher Naturforscher und Techniker. Leben und Wirken dieser Männer ist viel zu wenig bekannt. Es könnte der Jugend ein mächtiger Anreiz sein zu eigenem Schaffen. Darum sind diese beiden Bändchen,

die uns mit dem Leben dieser Männer und mit ihrem oft recht mühevollen Arbeiten bekannt machen, sehr wertvoll, und es ist ihnen, besonders unter der studierenden Jugend, weiteste Verbreitung zu wünschen.

Daß durch die Darstellung von organischen Verbindungen im Laboratorium bewiesen sei, daß man in den lebenden Organismen keine Lebenskraft (besser Lebensprinzip) anzunehmen brauche (I, 94), wird zwar vielfach von Naturforschern behauptet, ist aber trotzdem nicht richtig. So ganz willkürlich ist es ferner doch nicht, wenn man der Welt Endlichkeit zuschreibt (I, 134). Zu II, 12 ist zu bemerken, daß das Brevier heute nicht mehr so angeordnet ist, wie es zu Zeiten Gutenbergs war.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Alois Schmitt.

Länder- und Völkerkunde. Reisen

Willi Rickmer: Die Wallfahrt zum Wahren Jakob. Gebirgswanderungen in Kantabrien. (Reisen und Abenteuer 33.) 159 S. 8°. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus.

Eine demokritrische Natur, glaubt der Verfasser, nach seinem Bild am Anfange des Buches eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit, über vieles, sozusagen über alles lächeln und spötteln zu sollen. Aber der Humor, mit dem das Buch von vorn bis hinten gespickt ist, vermag die Leser zu erfreuen; denn nur selten mischt sich etwas Bissigkeit bei. Auch weiß man ja, daß berufsmäßige Spaßmacher schriftlich wie mündlich gern auch Dinge in ihren Bereich nehmen, über die sonst die Leute von Anstand lieber schweigen. Es kommt dann darauf an, ob noch eine gewisse Grenze beobachtet wird; und das ist beim Spaßmacher Rickmer die Regel. Er besitzt dazu großes Sprachgeschick und weiß immer auch für Ungewöhnliches und das mehr oder weniger Bedenkliche einen geschickten Ausdruck zu finden und die Situation zu retten.

Manches in seiner Rede klingt neu und eigenartig, geradezu sprachschöpferisch, ohne daß damit geprunkt wird, aber es fehlt dabei nicht immer das Seltsame. Doch im allgemeinen ist die Schreibart vortrefflich, geradezu vorbildlich.

Daher ist es schade, daß die Schrift nicht auch für jugendliche Leser empfohlen werden kann. Dafür enthält sie zu viel, was nur unter erwachsenen und gereiften Leuten zur Sprache kommen kann. Mag der weitgereiste Weltmann auch über „katholische Keuschheit“ die Nase rümpfen, es bleibt dabei: reverentia puero!

Uebrigens ist das Buch auch nur verständlich und genießbar für den, der über weltmännische und ein gut Teil wissenschaftlicher Bildung verfügt, und will gewiß trotz des spaßhaften Gewandes ernst genommen werden. Wer gedachte Voraussetzungen erfüllt, wird es mit Vergnügen und nicht ohne mannigfachen Nutzen lesen, freilich hin und wieder auf Sonderbarkeiten stoßen. Sonderbar ist sogleich schon der Titel; denn dieser „Wahre Jakob“ soll die berühmte und vielen ehrfurchtsvolle Wallfahrtstätte San Jago di Compostella sein. Sonderbar ist wieder — außer vielem andern —, daß Rickmer bei seinen weiten Fahrten in Kantabrien und anstoßenden Gegenden Spaniens das gesteckte Ziel gar nicht erreicht, aus Geldmangel, wie der Schalk angibt. Dafür entschädigt er den Leser durch einen harmlosen, aber sonst einwandfreien Bericht über eine Bremer Schülerreise zum „Wahren Jakob“, für die er wohl der Pfadfinder gewesen sein wird. Daß es so gekommen, braucht man nicht zu bedauern; hätte der Spötter das Wort gehabt, so würde es nach dem, was man sonst über religiöse Lebensäußerungen und Vertreter der Geistlichkeit hin und wieder von ihm zu hören bekommt, nicht ohne einige Bissigkeiten abgegangen sein.

Text und Bilder des Buches — die letzteren sind zahlreich, gut und ganz einwandfrei — geben erwünschten Aufschluß über ein vom Schwarm der Reiselustigen fast noch gar nicht beunruhigtes, aber höchst eigenartiges Gebiet Europas.

Die Ausgabestellen unserer Bibliotheken werden vorkommenden Falles die nötige Vorsicht gegenüber diesem Buche üben müssen, damit es nur in rechte Hände kommt. Uebrigens gehört es zu den bessern der Sammlung, in die es eingereiht ist.

Ausstattung und Druck sind vorzüglich.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Prinz Wilhelm von Schweden: Unter Zwergen und Gorillas. Mit der Schwedischen Zoologischen Expedition nach Zentralafrika. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 300 Seiten Großoktav. In Halbleinen M. 9,50.

Das inhaltreiche Buch ist aus dem Schwedischen von Professor Schubotz trefflich übersetzt. Die Ausstattung ist besonders gut. Der Titel reizt, auch das seltsame, hübsch ausgeführte Bild des Umschlages: Die feine Gestalt des Verfassers bei einem erlegten massiven Gorilla. Wer nach der Schrift greift, findet eine gediegene und ernsthafte Arbeit, den gedrängten, aber gehaltvollen und formschönen Bericht über achtmonatige angestrengte Forschertätigkeit im Herzen von Zentralafrika. Mit den Zwergen und Gorillas allein ist es dabei keineswegs getan, aber die Abschnitte über das eingehende Zusammentreffen mit ihnen sind besonders reichhaltig und bringen verhältnismäßig viel Neues. Die Zwerge verbergen sich gern und geschickt und haben es damit leicht im Labyrinth des afrikanischen Urwaldes; aber diesmal haben sie ihre Geheimnisse wie nie zuvor dem geschickten wissenschaftlichen Leiter der Schwedenfahrt in ihr Reich enthüllen müssen, dem Grafen Nils von Gyldenstolpe, der darüber selber in einem Abschnitt des Buches berichtet. Er hat auch die scheuen Gorillas in den Verborgnissen der afrikanischen Wildnis besser zu finden und genauer zu beobachten gewußt, als das je zuvor einem Forscher auch nur annähernd gelungen sein dürfte. Auch das schildert er anziehend in einem weitern Abschnitte selber. Der Prinz kann aber wenigstens für seine Person von einer erfolgreichen Jagd auf diese Riesenaffen berichten; auf die Fährte führte ihn dabei glücklich der Vorsteher einer Missionsanstalt der Weißen Väter im tiefen Kongowald. Er erinnert sich lebhaft und dankbar dieses eigenartigen Jagdgefährten und spendet auch seiner Tätigkeit als Missionar hohes Lob. Der Prinz hat auch sonst mit den Missionen mannigfache Berührung gehabt und äußert seine Gedanken darüber, die beachtenswert sind, aber den Kernpunkt der christlichen Mission wohl etwas zu stark in den Hintergrund rücken.

Auch die für manchen so heikle Frage nach der Verwandtschaft von Mensch und Gorilla wird mehrfach gestreift. Die Menschenähnlichkeit des letztern schlägt Verfasser nicht hoch an, kommt jedoch über den Gedanken, ob nicht weit zurückliegende verwandtschaftliche Beziehungen bestanden haben können, um so weniger fort, wenn er seine afrikanischen Jagdgehilfen mit erlegten Gorillas hantieren sieht, und glaubt schließlich doch an Zeiten denken zu dürfen, wo Zwerge und Gorillas „vielleicht einmal ein und dasselbe waren“. Es spielt wohl etwas Sentimentalität mit. Sie verrät sich auch, ohne zu stören, an anderen Stellen des Buches. Der Verfasser ist als Lyriker nicht unbekannt; diese dichterische Begabung macht sich auch bei seinen Prosaschriften geltend.

Zum Beschluß der großen Auslandsreise — es ist nicht seine erste — macht der Prinz von Kairo aus mit den schwedischen Gefährten einen Abstecher nach Jerusalem: „Ich hatte persönlich“, so schreibt er darüber, „mich nicht der Hoffnung hin-

gegeben, auch nur eine Spur von Stimmung in der ehrwürdigen Stadt zu finden. Das erwies sich aber als durchaus irrtümlich. Jetzt habe ich mich so gewandelt, daß ich die drei Tage in Jerusalem für ein Erlebnis höchsten Ranges erachte."

Daß diese Reisebeschreibung nicht für die Jugend berechnet ist, braucht kaum mehr besonders angemerkt zu werden. Ernsten Lesern aber kann sie Freude machen, insbesondere Tierfreunden und Jägern, sowie allen, die gern vom dunklen Erdteil hören.

Aachen. Dr. Felix Brüll.

Kunst

Deutsche Volkskunst in Franken. Herausgegeben von J. Ritz. 40 S. Text. 211 Abb. München, Delphin-Verlag. Geh. M. 7,50.

Diese Veröffentlichung bildet den 6. Band in der Reihe: Deutsche Volkskunst. Auch er zeichnet sich, wie die übrigen Hefte, durch eine sorgfältige Bearbeitung und staunenswerte Sammlung des Materials aus. Gut ist im Text vor allem die Analyse der einzelnen Gebiete der Volkskunst. Dagegen reicht die Charakteristik der stammlichen Eigenart nicht aus, wenn man auch manchmal wertvolle Einzelbemerkungen zu diesem Thema findet (z. B. S. 24: „Der katholische Bauer trägt die Weste rot und die Strümpfe blau, der protestantische liebt das Schwarz in der Weste und den Strümpfen ebenso wie in der ledernen Hose". — Zeichen für die größere Weltfreude und Sinnenhaftigkeit des katholischen Volksteils!).

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

Schöne Literatur

Josef Feiten: Am Aufbau der Zeit. Naives Weltbild und mehr. 107 S. 8°. Paderborn 1926, Junfermann.

— Bunte Fracht. 116 S. Ebenda.

Eigenartig, wie von gewissen Schreibern bei der ersten Begegnung ein seltsam vibrierendes, lebendig anrührendes Geistern herüberweht! Bei Feiten wird's manchem so gehen. Da fühlt man gleich: Das ist etwas. Dem ist jedes Wort aus dem festgefügten Formwillen hervorgewachsen, und wo du stutzig zu werden glaubst, da sieh nur erst recht zu; denn da hat er mit ganz bestimmter Absicht seine Worte so gesetzt, und du hast entschieden Gewinn, wenn du dahinter gekommen bist. So hat Josef Feiten, der Rheinländer, seine Aufgabe zum Wort (dichterische Sendung nennen's die Gequollenen) rasch erwiesen. Ja, er ist auch ein Dichter. Keiner vom Kleistpreis und keiner von den abgestempelten und laut verkündeten „Isten", aber ein stiller, verträumter, feiner; — der oft mit Wehmut, mehr und öfter mit frisch gesundem Fühlen und Zugreifen, immer aber mit Nachdenklichkeit, fest im christlichen Boden verwachsen an die Dinge herantritt. Ich las manches Gedicht von ihm, zerstreut in Blättern; es tritt aber auch aus diesen beiden Prosabänden greifbar hervor. Für diese Prosabüchlein muß man ihm Dank sagen. Man bekommt wieder einmal etwas, was den Ausdruck des Notwendigen, des Von-der-Seele-schreibens sofort erkennen läßt. Dies selbst bei solchen Darstellungen, die wie ‚Der wichtige Schlüssel', ‚Die Kunst, Apfelsinen zu essen', ‚Mein Tintengeschirr' auf den ersten Blick wie journalistische Kleinarbeit aussehen. Kleinarbeit, ja; aber mit journalistischer Betriebsamkeit haben sie nichts zu tun, im Gegenteil wünschte man, alltäglich in den Blättern Auseinandersetzungen, Szenerien, spielerischen Nachdenklichkeiten dieser Art immer wieder zu begegnen statt der Wichtigtuereien politischer Gernegroße oder der Romantizismen und Reisebeschreibungen der Ober-

lehrer. Zeiten regt überall an, weil er ein innerlich gefestigter Beobachter ist, und dann schenkt er mitten zwischen heimattreuen Betrachtungen plötzlich eine funkelnde dichterische Köstlichkeit, wie ‚Die invalide Zikade'. Die „Kleinarbeit" ist darum auch mehr auf den Umfang dieser Arbeiten gesagt; der Sinn all seiner Geschichten und Beobachtungen ist — Aufrüttelung. Aber auch Besinnung der Guten, dem Echten noch nicht Erstorbenen, und Hinführung zu dem, was in dem betäubenden Wust der Gegenwart noch echt ist. Es ist noch recht viel, und Leute wie dieser Eifelmensch machen uns die Augen dafür wieder klar. Man soll nur mal lesen, wie er ein Wegkreuz deutet gleich dem Wachstum edler Perlen aus Urnotwendigkeit in den Tiefen des Volksbewußtseins. So enthüllen all die Geschichten der bunten Tracht einen guten Kern, eine verschlossene Liebe, die frisch und lebendig ihr Wirken wieder anhebt.— Etwas schwerer macht es der Band Am Aufbau der Zeit. Es möchte nicht versucht werden, wie schwer befrachtete Philosophie in manchen dieser Abhandlungen emporsteigt, denn auch hier möchte der Hinweis in erster Linie bewirken, daß der Band nun auch wirklich gelesen wird. Wenn man aber schon Philosophie hört, dann schaudern viele zurück, nicht allein, weil sie das philosophische Kauderwelsch nicht verstehen können, sondern auch weil sie wissen, daß diese Gelehrten vielfach zu den arg verkehrten gehören. Beides ist hier nicht der Fall. Man muß schon etwas Gehirnschmalz gebrauchen bei einzelnen Kapiteln, aber es ist interessant, diesen ebenso eigenartigen wie neuen Gedankengängen eines christlichen Philosophen volkstümlicher Prägung zu folgen, der über so manche Dinge wie Marienverehrung, Deutsche Heimat, Volk, Deutsches Persönlichkeitsideal, Schule, das Unerklärliche als Bedingung und besonders das naive Weltbild so Zutreffendes, Lösendes, Befreiendes zu sagen weiß. Und alles in allem muß man all diese Themen beider Bücher als lebendige Herzenssachen bezeichnen, für die man dem Verfasser die Hand drücken muß, denn er ist kein „Schreiber", sondern ein guter, wackerer, aufrechter Mensch.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Margarete Windthorst: Die Nacht der Erkenntnis. 68 S. 8°. M.-Gladbach, Führer-Verlag. Geb. M. 2,50.

Diese neue Erzählung von Margarete Windthorst zeigt ihre dichterischen Vorzüge wieder recht klar. Sie wird eine gute Erzählerin immer mehr werden. Die „Verkündigung" hatte es schon fast bewiesen. Die Klarheit und Sicherheit der Sprache sind aber seitdem noch gewachsen, überlegen ist die Handlungsführung, das Tempo des Rhythmus ist knapp und rasch, ohne jagend zu sein. An einigen Punkten sind freilich noch einige unepische Reflexionen und Lyrismen. Als Ganzes liegt hier aber eine ausgezeichnete Leistung vor. Zwischen fünf Personen vollzieht sich in kurzer Zeit ein erschütterndes Geschehen. Westfälische Charaktere von großer Härte und Energie des Willens sind es, die die Künstlerin zeichnet. Annaluise Farthmann und Paul Obermöller lieben einander. Annaluise hat aber das Land verlassen und ist zu ihren Studien in die Stadt gegangen. Der tiefere Grund ist aber dieser, daß sie so Paul Obermöller ihre Macht zeigen kann. Als sie nun wiederkommt mit einer Liebe, die nur noch gewachsen ist, hat Paul Obermöller sich verlobt, „der Ehre wegen". Annaluise entbrennt in Haß und Rachgier. Sie muß ihn zerbrechen. Sie verlobt sich mit dem Bruder Pauls, der der eigentliche Hoferbe ist und von fast idiotischem Charakter. Sie weiß, daß sie Paul, der tief mit dem Hofe verwachsen, rechtlich entfernen kann und ihn so vernichten wird. In der Hochzeitsnacht kann sie aber doch die Hingabe an den Idioten nicht vollziehen, der ihr nachsetzt und dabei zu Fall

kommt. Sein Geisteszustand verlangt dauernden Aufenthalt in einer Anstalt. Pauls Frau stirbt im Wochenbett. Es ist jetzt der Weg zur Heirat frei, aber nun verzichten beide. Annaluise will büßen für ihre Schuld. Die Ueberwindung der Sünde und des Naturhaften in diesen Menschen ist ausgezeichnet charakterisiert. Der Friede der Entsagung und Ueberwindung leuchtet nun auf ihren Stirnen. Die knappen Naturschilderungen sind von großer Schönheit.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Hans Heinrich Ehrler: Die Reise in die Heimat. 199 S. München 1926, Kösel und Pustet. M. 3,—, geb. M. 5,—.

Seiner Heimatstadt Mergentheim, dem ehemaligen Sitze des Deutschordens und bekanntem Kurorte, hat Ehrler zur „Jahrhundertfeier ihres wiedergefundenen Heilbrunnens das Buch gewidmet. Als Mann, der bereits den Zenit des Lebens überschritten, kommt der Dichter wieder in seine Vaterstadt, fast wie der verlorene Sohn ins Vaterhaus zurückkehrt. Sie hat ihn wieder, die schöne Knaben- und beginnende Jünglingszeit, wie er sie im Vaterhaus, in den Kirchen, auf den Plätzen und Straßen der Stadt, in der Schule, in verschiedenen Häusern, in den Winkeln, auf den Hügeln und an den Bachufern der Umgebung verlebt hat, wird lebendig und zum Gedichte, das seine Molltöne bezaubernd ins Ohr des Lesers singt und leise Wehmut in der Seele weckt. Dieses Sichwiederzurückfinden zu Jugend, Elternhaus und Heimat in weicher, verträumter Stimmung, dem man in der gegenwärtigen Erzählungsliteratur öfters begegnet, ist gewiß Poesie und Schönheit; aber ist es jene des reiche Früchte verheißenden Frühlings oder diejenige des freundlichen Altweibersommers? In seinem früheren Werke ‚Briefe aus meinem Kloster' hat der Dichter bekannt, daß er wieder zum katholischen Glauben seiner Mutter zurückgekehrt sei. Doch scheint diese Rückkehr, wie einige Aeußerungen der ‚Reise in die Heimat' nahelegen, noch nicht bis zur vollen Klarheit über das katholische Glaubensgut fortgeschritten zu sein. Die verträumte, weiche Stimmung und der hypersensitive Aesthetizismus, der dieser Stimmung den Ausdruck geformt hat, verschulden es, daß das feine Heimatbuch kein V o l k s b u c h werden wird.

Dettlingen. Hermann Herz.

Sophie Hoechstetter: Königin Luise. Historischer Roman. Mit 24 Wiedergaben nach zeitgenössischen Bildern und einem Brieffaksimile. 357 S. Berlin 1926, Rich. Bong.

Romane berühmter Männer und Frauen sind zur Zeit sehr beliebt. Von Michelangelo bis Schinderhannes entgeht kaum irgend eine Größe positiver oder negativer Art dem Schicksal, von einem mehr oder weniger kongenialen Poeten beschworen zu werden. Die bisherigen Bücher dieser Art sind nun keineswegs immer erfreulich. Mit auffälliger Vorliebe zitiert man die großen Buhlerinnen wie Lukrezia Borgia, die Pompadour, die La Vallière, Lady Hamilton, Lola Montez usw. Und vor wirklichen Größen versagt oft die Darstellungskraft der Dichter, ich erinnere nur an Trentinis Goetheroman. Demgegenüber darf man Sophie Hoechstetters Königin Luise-Buch freudig begrüßen. Die edle Gestalt dieser Fürstin, die sich aus einem übermütig fröhlichen Mädchen zu einer treuen Gattin und Mutter, einer feurigen und trotz aller Hindernisse aktiv tätigen Patriotin und zuletzt zu einer gottergebenen Dulderin entwickelte, in ihrer Reinheit auf dem Hintergrunde des sittenlosen Berliner Hofes doppelt hell leuchtend. —Diese Frau strömt einen Zauber aus, der etwas unendlich Rührendes, aber auch etwas sittlich Erhebendes an sich hat. Und man darf sagen, daß die fränkische Dichterin, die auch

sonst durch Romane und Novellen rühmlich bekannt ist, die Asche der liebenswürdigsten Hohenzollernkönigin in engem Anschluß an die Geschichte zu vollem poetischem Leben erweckt hat. Zwar ist die Darstellung nicht überall gleich mitreißend, aber aus manchen Partien weht einem doch das echte Pathos jener Schicksalsdezennien Preußens entgegen. Und um Luise gruppieren sich die führenden Köpfe der damaligen Zeit. Kaum einer von den politisch, militärisch, wissenschaftlich und künstlerisch Bedeutenden fehlt. Wenn viele von ihnen auch nur flüchtig erscheinen, so sind sie doch fast immer in einer wirklich bezeichnenden Situation festgehalten. Die Sprache des Romans ist gepflegt und klar und in den Dialogpartien der Eigenart der betreffenden Personen gut angepaßt. Leider finden sich, wenn auch selten, Reporterwortschöpfungen, wie das scheußliche „beeindrucken". Für den Katholiken ist es interessant, daß die Königin einmal bedauert, nicht einem Priester in der Beichte rückhaltlos ihr Herz erschließen zu können. — Das Buch darf Gereiften aller Stände ohne Einschränkung empfohlen werden.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Otto Gmelin: Temudschin der Herr der Erde. Roman. 318 S. 8°. Jena 1925, Eugen Diederichs.

Temudschin, der große Dschingis-Chan, der einst der Schrecken der Welt war, ist uns heute kaum mehr als ein bloßer Begriff, ein Name. Wie der Herr der Welt wurde, wie er urplötzlich aufwuchs, das zeichnet Otto Gmelin in diesem Buche. Da ist die ungeheure Weite der asiatischen Steppe lebendig geworden, die einsamen Nächte und das Ringen der Dämonen. Uralte Weissagungen steigen auf und entzünden das Feuer der Unendlichkeit. Alles flackert in Temudschin auf, der das ungebändigte Blut seiner Ahnen in sich trägt. Während seine Horden die Welt erobern, das alte Kulturland China mit seinen Schätzen und Reichtümern, während das ritterliche Kalifenreich zerstört wird, bleibt er unbefriedigt und innerlich leer. Nichts kann seinen Durst stillen, weder die Herrschaft über Menschen und Länder, noch die sinnliche Zuneigung der Frauen. Fast unmenschlich ist seine Einsamkeit, bis er erkennt, daß alle Mühen eitel und trostlos sind. In diesem Augenblick erkennt er den Weg und der führt von den Menschen weg. Das alles sah Gmelin in seinem Helden und darum ist es ein gewaltiges Buch geworden. Nicht der Eroberer, der kühne und gewalttätige Herr der Welt, sondern der Mensch steht vor uns in seiner Rastlosigkeit und seiner übersteigerten Machtgier. Deshalb ist das Buch weder Biographie noch Heldengesang geworden, sondern die Tragödie eines unruhevollen Menschen. Gmelin hat, und das soll nicht übersehen werden, diesen Temudschin in unsere Zeit projiziert. In seiner Zerrissenheit, in seinem qualvollen Suchen, ist er ein moderner Mensch, dem die instinktmäßige Sicherheit des Barbaren fehlt. Dieses zu billigen oder abzulehnen ist eine Frage grundsätzlicher Art, die hier nicht zur Erörterung steht; denn was man von einem Dichter fordern muß: daß er das Geschaute so gestaltet, daß es als eine höhere Wirklichkeit erscheint, das ist von Gmelin erfüllt worden.

Emden. Georg Schäfer.

Max Jungnickel: Lichter im Wind. Roman. 235 S. Hannover 1926, Adolf Sponholz.

Jungnickel hat stimmungsvolle Kurzgeschichten geschrieben, fein und zerbrechlich, geschmackvolle Nippsächelchen, aber für größere Werke scheint sein dichterischer Atem nicht auszureichen. Jedenfalls fehlt dem vorliegenden Buche völlig die künstlerische Komposition, die Charaktere sind skizzenhaft, und das Schicksal des

Helden erfährt keinerlei Abschluß. Weich und gefühlsselig, z. T. auch recht schrullig, sind Jungnickels Gestalten, lyrisch weich ist auch seine Sprache, der es an Einzelschönheiten gewiß nicht mangelt, die aber in ihrer gewollten Kindlichkeit nicht selten ins Alberne entgleist. Inhaltlich bedeutet das Buch die Glorifizierung des freien Künstlertums, aber in welcher Form! Ein junger Mensch unter Zwanzig, der jedenfalls besser täte, erst einmal etwas Tüchtiges zu lernen, entläuft dem Seminar, um in Berlin ein Dichterleben zu führen. Dabei fallen abschätzige Bemerkungen über alle möglichen Arten bürgerlichen Daseins. Man sieht daraus, daß dem Verfasser der Blick für die Totalität des menschlichen Daseins fehlt. Einige Seiten lang hofft man, daß der wurzellose Dichter in dem Bauern Brausewetter sein Gegenstück, gewissermaßen seine Korrektur erhalten werde. Aber dieser Herr ist eine so seltsame Pflanze, daß man ihn nicht als Repräsentanten deutschen Bauerntums gelten lassen kann. Wo Jungnickel bodenständiges Menschentum zu gestalten unternimmt, da versüßlicht er: Was soll man z. B. von einem Bauern denken, der am Todestage Wilhelm Raabes einen Rotdornstrauch pflanzt und diesen „Wilhelm Raabe" nennt? Daß auch Weisheiten verzapft werden, wie: „Gottes Wort ist gar nicht nötig usw." sei nur nebenbei bemerkt. Hin und wieder finden sich stimmungssatte, romantisch glühende Szenen, aber im ganzen ist man doch froh, wenn man sich durch so viele Süßigkeit glücklich durchgegessen hat.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Bernhard Arens S. J.: **Die Mission im Festsaal.** 2. u. 3. vermehrte und erweiterte Auflage. gr. 8° (XV u. 258) 2 Bändchen. Freiburg 1926, Herder.

Neben dem Werke von Anton Freitag S. V. D. über denselben Gegenstand hat sich das Buch von Arens wegen seiner durchaus selbständigen Stoffsammlung und -verarbeitung viele Freunde erworben. Seine praktische Brauchbarkeit erweist die erweiterte Neuauflage. Wer mit der Leitung und Durchführung eines Missionsfestes außerhalb der Kirche betraut ist, findet in den zwei Sammelbänden alles, was er braucht: grundsätzliche Darlegungen über Sinn und Zweck des Missionsfestes, über die Technik und die erforderlichen Mittel. Das reiche Material an z. T. packenden Missionsszenen und Schauspielen sowie Gedichten aller Art ist künstlerisch und literarisch ausgesiebt worden, so daß Wertloses ausgeschieden wurde. Das ist besonders zu begrüßen, da leider allzuviel frommer Kitsch auf diesem Gebiete manchem den Geschmack an derartiger Literatur verleidet hat. Wie überall der praktische Zweck der Sammlung, besonders auch bei Gliederung des Stoffes, obwaltet, so ist auch die erschöpfende Zusammenstellung aller in Betracht kommenden Missionsschauspiele (mit technischer Qualifizierung), sowie die Beigabe von Liedern und Musikstücken zu begrüßen. Nur auf Grund einer fleißigen fünfzehnjährigen Durchschau einer reichen Missionsliteratur war dieses Handbuch möglich. Ist einmal der verhältnismäßig spärliche Stoff noch mehr angewachsen, so wird man bei einer Neuauflage den künstlerischen und ideellen Maßstab vielleicht noch schärfer anlegen können, vorausgesetzt, daß unsere katholischen Dichter der Missionsgedankenwelt, die in der gegenwärtigen katholischen Kulturdichtung ein Aschenbrödeldasein fristet, etwas mehr Aufmerksamkeit schenken. Mehr noch als religiös tiefe Missionslyrik, von der die Sammlung von Arens einige Prachtstücke aufweist, brauchen wir Ausbau der eigentlichen Ideendichtung im Anschluß an die Missionsgedanken der katholischen Theologie. J. Peters, S. J.

Verzeichnis der in diesem Hefte besprochenen Bücher

Arens, Bernh., Die Mission im Festsaal 478
Bernbeck, Jakob, Katechesen für die Oberstufe 467
Deubig, Georg, Hilfsbuch zum Einheitskatechismus 466
Ehrler, Hans Heinr., Die Reise in die Heimat 476
Feiten, Josef, Am Aufbau der Zeit . 474
— Bunte Fracht 474
Gmelin, Otto, Temudschin der Herr der Erde 477
Görres, Josef, Die teutschen Volksbücher 471
Herwegen, Ildefons, Der hl. Benedikt 467
Herwig, Franz, Die Eingeengten . . 436 ff.
Hoechstetter, Sophie, Königin Luise . 476
Jungnickel, Max, Lichter im Wind . 477
Kistner, A., Deutsche Meister der Naturwiss. u. Technik 471
Kleinschmidt, Beda, Maria und Franziskus in Kunst und Geschichte . 433 ff.
Martin, B., Glaube und Leben . . . 467
Ohnesseit, Wilh., Unter der Fahne schwarz-weiß-rot 470
Poertner, B., Geschichte Aegyptens . 470
Rickmer Willi, Die Wallfahrt zum Wahren Jakob 472
Ritter, Emil, Volkskunst (1925) . 461 ff.
— Volkskunst-Liste guter Spiele für die Laienbühne . . . . 461 ff.
Ritz, Deutsche Volkskunst in Franken 474
Sabatini, Rafael, Das Leben Cäsar Borgias 468
Schlund, Erhard, Ecce Mysterium . 465
— Exerzitien u. Exerzitienbewegung 465
Schmalenbach, Herm., Das Mittelalter 470
Schwenz, Wilh., Katechetische Skizzen 466
Wilhelm, Prinz v. Schweden, Unter Zwergen und Gorillas 473
Windthorst, Margarete, Die Nacht der Erkenntnis 475
Wolter, Maurus, Erinnerungen an — 468

*

Freundliche Einladung

an die Herren Geschäftsführer, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen unserer Volksbüchereien zur Teilnahme am

14. Kursus des Borromäusvereins

11.—15. Oktober 1926 im Borromäushaus in Bonn a. Rh.

Programm der Tagung:

Montag, den 11. Oktober 1926:

9 Uhr 1. Die moderne Büchereibewegung in ihren Zielen und Methoden
Generalsekretär Dr. Rumpf-Bonn

11 Uhr 2. Der Aufbau der Bücherei (Grundlage, Raum, Mittel, Ausnutzung des Büchermarktes usw.)
Generalsekretär Zimmermann-Bonn

4 Uhr 3. Das Buch bis zur Ausleihe (Signatur, Zuwachsbuch, alphabet. Katalog) Generalsekretär Dr. Rumpf-Bonn
(Nachmittags praktische Uebungen in Arbeitsgemeinschaften)

Dienstag, den 12. Oktober 1926:

9 Uhr 4. Seelische Persönlichkeit und Lektüre Dr. Froberger-Bonn

11 Uhr 5. Die Differenzierung von ländlichen, mittleren und großen Bibliotheken nach Bücherpraxis und Ausleihepraxis
Direktor Braun-Bonn

4 Uhr 6. Seele und Praxis der Ausleihe
Generalsekretär Dr. Rumpf-Bonn
(Nachmittags praktische Uebungen zur Ausleihe und den Ausleihekatalogen)

Mittwoch, den 13. Oktober 1926:

9 Uhr 7. Philosophie der Bücherei — Prof. Dr. Behn-Bonn
11 Uhr 8. Das Wortkunstwerk — Geh.-Rat Prof. Walzel-Bonn
4 Uhr 9. Praktische und fördernde Literaturkritik — Dr. G. Keckeis-Freiburg i. Br.

Donnerstag, den 14. Oktober 1926:

9 Uhr 10. Weltanschauung und Volksbildung — Prof. Dr. Tillmann-Bonn
11 Uhr 11. Das moderne Bildungsproblem in der freien Volksbildung — H. Ruster-Bonn
4 Uhr 12. Kunst und Volkstum — Ernst Thrasolt-Berlin

Freitag, den 15. Oktober 1926:

8 Uhr 13. Akademiker und Volksbildung — Oberstudienrat Dr. Stahl-Düsseldorf
9 Uhr 14. Richtlinien für Vortragen und Vorlesen, gezeigt an praktischen Beispielen — Intendant Dr. A. Fischer-Bonn
11 Uhr 15. Schlußwort

Wie aus dem vorstehenden Plan ersichtlich ist, gliedert sich der diesjährige Lehrgang im Borromäushaus in zwei Teile. Die ersten beiden Tage nehmen Rücksicht auf diejenigen, die sich erstmals oder vollständiger in die Idee und die von der Bonner Zentrale empfohlenen Methoden der Volksbücherei einführen lassen wollen. Zu diesem Zwecke wurden Arbeitsgemeinschaften eingerichtet, in denen unter fachmännischer Leitung namentlich die technischen Methoden und Hilfen an Hand von Modellbüchereien erklärt und geübt werden.

In den drei folgenden Tagen wird versucht werden, die Idee der modernen Volksbücherei und ihrer Bildungsarbeit von einer höheren Warte zu zeigen. Sie dienen den Fortgeschritteneren und denjenigen, die das auf früheren Kursen Gehörte vertiefen und weiterbilden wollen. Die vom Generalsekretariat gewonnenen Referenten garantieren eine allseitige und sachliche Behandlung der von ihnen übernommenen Themen.

Weitere Veranstaltungen an verschiedenen Abenden, die sich in das Programm eingliedern lassen, werden rechtzeitig bekanntgegeben werden.

Die Teilnahme am Kursus ist kostenlos. Anmeldungen sind zu richten an das Generalsekretariat des Borromäusvereins, Bonn, Wittelsbacherring 9. Unterkunft wird gern vermittelt, wobei besondere Wünsche, ob Privatlogis, Hotel, Kloster oder ähnl. bevorzugt wird, geäußert werden können.

Zuschüsse zu den entstehenden Unkosten können, wo notwendig, gewährt werden. Solche Gesuche sind zusammen mit der Anmeldung gleichfalls vorher an das Generalsekretariat zu richten.

Bonn ist nicht mehr besetzt. Für die Durchfahrt durch das besetzte Gebiet genügt ein Personalausweis der Heimatpolizeibehörde mit Lichtbild.

Das Generalsekretariat des Borromäusvereins.

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Die geistigen Strömungen der Gegenwart in der Literatur

Es könnte vielleicht etwas übereilt scheinen, wenn man bereits jetzt eine zusammenfassende Darstellung der geistigen Strömungen, welche uns seit Kriegsende umwehen, geben wollte. Denn einmal ist der Gesichtswinkel der Betrachtung noch zu enge, da man keinen Abstand zu diesen Strömungen hat, sondern von ihnen bewußt oder unbewußt getragen wird. Dann aber auch muß es zweifelhaft bleiben, wie diese Strömungen sich gestalten, entfalten und weiter auswirken werden.

Aber trotzdem läßt sich eine kritische Betrachtung des Geisteslebens der Gegenwart rechtfertigen, denn diese Strömungen tragen ein ausgeprägtes, ja zum Teil abgeschlossenes Moment in sich. Während in früheren Jahrhunderten die Kulturphasen lange Zeitabläufe zu ihrer Entwicklung notwendig hatten, sehen wir, wie dieselben in unserer Zeit schnell aufeinander folgen. Innerhalb der kurzen Spanne eines Menschenlebens können wir heute verschiedene Kulturrichtungen verfolgen, die blitzschnell einander ablösen. Unsere Jugend lag im Zeitalter des Naturalismus, der sich dann zu einem Impressionismus verflüchtigte. Der wurde weiter abgelöst durch den Expressionismus, welcher auch bereits in der Gegenwart zu Grabe getragen wurde.

Wir sehen also, wie unsere heutige Kultur sich in einer Art Gärung befindet. Wie in dem Leben der Völker Staaten auftauchen und wieder verschwinden, alte Ansichten sich schnell überleben und neuen, früher kaum für möglich gehaltenen Platz machen, so auch im Geistesleben der Völker. Auch hier treten neue Ideen schnell auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Ueberall ein krampfhaftes Suchen nach Neuem!

Mit Neid blicken wir da auf jene Zeitalter, z. B. die romanische Kulturperiode, welche dieses krampfhafte Suchen nicht kannten, auf jene Menschen, deren ganzes Dasein auf eine Idee — die göttliche — eingestellt war. Sie reflektierten nicht über Kultur, kannten deren Namen kaum, aber dafür besaßen sie Kultur.

Literatur und Kunst sind der Zeiten Spiegel. So ist es verständlich, daß gerade unsere Zeit, welche so reich an Kulturkrankheiten ist, gerade diesen Gebrechen in ihrer Literatur und Kunst einen breiten Platz einräumt. Thomas Mann läßt in seinem ‚Zauberberg' bezeichnenderweise die Menschen eines Sanatoriums, dekadente Individuen, als Repräsentanten der Gegenwartsmenschen auftreten. Knut Hamsun geht ähnliche Wege, wenn er in seinem ‚Letzten Kapitel' den Gegenwartsmenschen in einer nordischen Sommerfrische zu fassen sucht, wo er uns denselben mit seinen Schwächen, seiner inneren Verlogenheit, aber auch seiner Sehnsucht nach Besserem, seinen Regenerationsansätzen vorführt. Wassermann behandelt in seinem

jüngsten Romane ‚Laudien und die Seinen' das Eheproblem, ebenfalls einen der wunden Punkte der gegenwärtigen Kultur. Sah Goethe noch in der Ehe ein unabänderliches Gesetz (vgl. ‚Wahlverwandschaft'), stand Fontane ihr noch mit der Ehrfurcht gegenüber, welche einer ehrwürdigen gesellschaftlichen Institution gebührt, so hat die heutige Generation hier jegliche Schranke eingerissen. Die Ehescheidung ist nicht das Unmögliche, nicht einmal das Ungewöhnliche, sondern das Normale geworden.

Mit eindringlicher Feder legt Wassermann diese Schäden bloß und zeigt den moralischen Abgrund, vor dem wir stehen. Schon Anfang des Jahrhunderts stellte Thomas Mann in den ‚Buddenbrooks' den Niedergang eines Geschlechtes dar. Gerade dieses Thema ist heute wieder aktuell und findet seine beste Bearbeitung in Galsworthy's ‚Forsythe-Saga', in der er uns die Menschen der Gegenwart vorführt, deren Ideen sich nur noch um Heim und Besitz drehen, die aber längst keine Mehrer, sondern nur noch Zehrer repräsentieren.

Ein Ereignis der Gegenwart hat auf alle tief eingewirkt: der Weltkrieg. Manche hofften, daß auf ihn eine ganz neue Kultur folgen werde. Und in der Tat hat er manche Anregung gegeben. Neues dagegen hat er nicht gebracht, sondern nur dasjenige, was bis dahin auf gewisse Kreise beschränkt war, hat er nun in die breiten Massen hineingetragen. Für diese war er ein Erschütterer und Erreger, aber für noch mehr Menschen ein Verblender.

Die gewaltigen, schier unfaßbaren Ereignisse, bei denen der Wahnsinn Methode geworden zu sein schien, trieb manch einen dazu, seine Weltanschauung tiefer zu begründen, sich mit den Geschehnissen auseinanderzusetzen. Vor allem war es das Problem des Leidens, das in den Vordergrund trat, und das gerade der großen Religion des Ostens, dem Buddhismus, bei uns Tür und Tor öffnete. Daneben setzte man sich mit Krieg und Frieden auseinander, behandelte die sozialen Fragen, welche die Gegenwart aufwarf, und griff vielfach, unbefriedigt von den Ergebnissen, welche die moderne Wissenschaft zu dem Glücke der Menschen geliefert hatte, zu einer oft dunklen Mystik, mit der man sich berauschte.

Alle diese Probleme wurden nicht erst durch den Krieg geboren. Aber sie haben an ihm Nährstoff gefunden und wurden in die Masse geworfen. Der Wegweiser und Bodenbereiter gab es schon um den Anfang unseres Jahrhunderts. Kein Wunder, daß die Schriften jener Männer der Nachkriegszeit zu Führern wurden. Das gilt vor allem von Marcel Proust, der in tiefsinniger Weise nach dem Sinne des Lebens forscht. Aehnliche Wege geht Huysmans. Aber während ersterer in seiner Weltanschauung keinen Platz für die Gottheit hat, entdeckt ihn letzterer wieder und kehrt schließlich in den Schoß der Kirche zurück.

Die Adventsstimmung unserer heutigen Zeit, jene Sehnsucht nach Erneuerung, geistiger Vertiefung hat Claudel wundervoll in seiner ‚Ver-

kündigung' einzufangen verstanden, und er hat damit auf unsere Jüngsten tief eingewirkt. Noch mehr vielleicht Dostojewsky, welcher in seinen großzügigen Romanen immer um das Problem der Menschenliebe kreist. Auch Tolstoi, jener fanatische Prophet, der gleich einer Stimme des Rufenden in die heutige Kulturwüste hinausschrie und zur bußfertigen Rückkehr in primitive, soziale Verhältnisse mahnte, hat einen starken Einfluß ausgeübt. Aber alle übertrifft Strindberg, welcher die gesamten Probleme der Gegenwart durchlitten und sich mit ihnen auseinandergesetzt hat. In ihm erkennt der moderne Mensch das Spiegelbild der Zeit, und weil er wie kein zweiter die Schmerzen und Nöte des Gegenwartsmenschen versteht, wurde er gegen Kriegsende zum Modedichter der ganzen Welt. Er löste hierin Ibsen, Sudermann, Hauptmann und andere Götter des Naturalismus ab.

Das Kriegserlebnis als solches hat uns der Franzose Barbusse am eindringlichsten und genialsten geschrieben. Keiner konnte so wie er die Sinfonie des Kriegswahnsinnes dahinbrausen lassen. In seine Fußstapfen tritt Fritz von Unruh, der sich in seinen Dramen, vor allem in ‚Ein Geschlecht' und ‚Platz' mit demselben Problem auseinandersetzt. Krieg und Liebe sind die Gegenpole, um die seine Kunst beständig kreist (vgl. meinen Artikel Bücherwelt, Juli 1925). Freilich läßt sich bei ihm eine Feminisierung der Kunst nicht leugnen, sieht er doch im Weib die Spenderin des Heils. Er hofft, durch sie werde einmal der Krieg überwunden und das Reich der Liebe aufgerichtet werden, an dessen Einführung die Kultur des Mannes bis heute gescheitert sei.

Aus buddhistischer Einstellung heraus behandelt Mohr das Leiden in seinem ‚Gelben Zelt'. Den sozialen Problemen geht Kaiser in den Dramen ‚Koralle' und ‚Gas' nach. Auch Toller wandelt in seinem vielbestrittenen Jugendwerke ‚Masse Mensch' in ähnlichen Bahnen.

In Frankreich ergreift Savoir in seinem ‚Tierbändiger' (Le dompteur) die Partei der Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Zu letzteren zählt unsere heutige Literatur auch die Eltern. Es gibt eine ganze Anzahl von Dramen, angefangen von Hasenclevers ‚Vater', von der Goltzens ‚Vater- und Sohn' bis hin zu dem Drama ‚Unsere Kinder' des Engländers Israel Zwangswill, welche die Partei der Kinder gegenüber den Eltern ergreifen. Letztere werden als die Unterdrücker und die Vergewaltiger der jungen Generation dargestellt. Den Riß, welcher stets zwischen jung und alt sich findet, hat die moderne Kultur unheilvoll erweitert.

Das alles waren Probleme, welche durch den Krieg angeregt und aktuell wurden. Mit ihnen setzen sich jene modernen Dichter in scharfer Weise auseinander. Immerhin können wir ihnen das Zugeständnis machen, daß sie ehrlich mit ihren Problemen ringen, wenn sie auch oft jegliches Augenmaß für Tradition, Recht und Moral aus dem Auge lassen.

Aber noch eine Richtung geht von dem Kriege aus, welche bewußt darauf

verzichtet, mit Problemen zu ringen, sondern die nur darauf bedacht ist, Betäubungsmittel für die Leiden der Gegenwart zu liefern.

Man liest oft in Büchern, daß Matrosen, die vom Schiffbruch betroffen werden, nun, statt auf Rettung zu sinnen, sich betrinken und so die letzten Stunden in einem Taumel der Leidenschaften zu verbringen suchen. Aehnlich geht es auch vielen nach dem Kriege. Sie weichen jeglichen Problemen aus, suchen Betäubung in den Dschungel-Sinfonien des Jazz, in prunkvollen Revuen und in Cabarets, in denen der Conferencier (Ansager) alles mit Kot bewirft und ins Lächerliche zieht. Eine reiche Zigeunerliteratur ist in den letzten Jahren hieraus hervorgegangen, macht sich in den modernen Witzblättern breit und dringt durch viele Kanäle vergiftend in die Seele des Volkes. Gewiß kann man manchen dieser Cabaretdichter, z. B. einem Joachim Ringelnatz, die Anerkennung des Talentes nicht versagen. Aber man muß bedauern, daß dieses Talent nutzlos vergeudet wird. Spott und Skepsis in formal feinem Gewande durchziehen unsere Literatur und sind ein Zeichen des weitverbreiteten Pessimismus, der sich augenblicklich in den Großstädten durch Selbstmord-Rekorde auszeichnet.

Diese seelische Einstellung macht auch den Engländer Wilde zum Modedichter unserer Zeit. Er stellt ja in seinen Gesellschaftskomödien, z. B. im ‚Idealen Gatten', in ‚Bunbury' oder in seinem Roman ‚Dorian Gray' den Typ der großen Mondänen-Gesellschaft dar. Seine Menschen haben in ihrem korrekten Auftreten, ihrer witzigen Unterhaltung, durch welche vornehme Langweile schimmert, und durch ihren unmoralischen, aber doch großzügigen Gestus eine Fülle dramatisch wirksamer Charaktereigenschaften. Wildes Dramen sichern heute volle Häuser.

In mancher Beziehung nahe mit ihm verwandt und gleich erfolgreich ist sein Landsmann Bernhard Shaw. Auch er nimmt das Leben nicht ernst, bewitzelt und bespöttelt das, was anderen als Ideal erschien. Seine Helden werden von ihm aus der Frosch-Perspektive betrachtet und jeglichen Schimmers entkleidet (z. B. in ‚Cäsar und Kleopatra', ‚Fannys erstes Stück' und ‚Candida'). Gerade darin liegt sein Erfolg. Man ist zunächst erstaunt und entrüstet, muß dann aber doch lachen, wenn man sieht, wie geistreich, wenn auch frivol, er seinen Spott auf alles ausgießt. In Deutschland hat er in Rehfisch einen Nachahmer gefunden. Auch dieser sucht seine dramatische Wirkung in der Verulkung der Zeittypen, so im ‚Juckenack' und weiterhin in ‚Nickel und die 36 Gerechten'. Gleiche Bahnen wandeln Toller im ‚Hinkemann' und Georg Kaiser in ‚Kolportage' oder in ‚Nebeneinander'.

Es ist gewiß eine Tragik, daß die großen Erlebnisse schon heute für uns im Sande verlaufen sind. Neues wurde nicht aus ihnen geboren, ja, wir können sogar in der Problemflucht, welche heute allgemein in der Literatur sich breit macht, eine geistige Ermattung sehen. Man meidet es heute

geradezu peinlich, etwas Tiefgründiges auf literarischem Gebiete zu schaffen. Man gräbt nur an der Oberfläche, um einen seichten Alltagsgeschmack zu befriedigen. Romane, wie die ‚Insel der Unsterblichen‘ von Thea von Harbou, mit ihrer Gegenüberstellung von süßlicher Südsee-Romantik und dem Sausen moderner Maschinen finden ihre Leser. Nicht besser ist auch der soeben erschienene Roman ‚Liliane nnd Paul‘ von Heinrich Mann, virtuos in der Sprache, aber seicht im Inhalt.

Ueberall Problemflucht! Und gerade diese Einstellung, die Stille nach dem Sturm, macht auch den Historizismus wieder lebendig. Spengler hat einmal in seinem berühmten Buche vom Untergang des Abendlandes gemeint, Geschichte solle man dichten. Das scheint unsere Zeit in die Tat umsetzen zu wollen. Das Leben einer Reihe historischer Persönlichkeiten ist in den letzten Jahren bei uns über die Bühne gegangen. Emil Ludwig hatte mit seinem ‚Bismarck‘ Erfolg, Berger mit der ‚Königin Luise‘, Werfel mit seinem ‚Maximilian von Mexiko‘, und wie häufig wurde nicht Friedrich der Große in den letzten Jahren von Dramatikern behandelt! Unruh will nun einen ‚Napoleon‘ folgen lassen. Auch er paßt sich also dem Zeitgeschmack an. Nachdem man die Fürsten und Staatsmänner wieder zum Leben erweckt hat, versucht man dasselbe mit den Genies, so Kasack mit dem ‚Vincent van Gogh‘, Zech mit dem Dichter Rimbaud. Auch der Zwingli-Roman Wilhelm Schäfers sucht unproblematisch historisch die Persönlichkeit zu fassen.

Auf den modernen Menschen wirkt vor allem das Sensationelle, und die Dramen, welche augenblicklich Erfolg haben, müssen auf Sensation eingestellt sein. Anders wäre der Erfolg eines ‚Ramper‘ von Max Mohr nicht zu erklären. Auch der ‚Kreidekreis‘ Klabunds ist in seiner Wirkung mehr durch Sensation bedingt als durch künstlerische Werte. Der Meister der Sensation ist jedoch Pirandello. Mit seinem Drama ‚Sechs Personen suchen einen Autor‘ hatte er einen Riesenerfolg. Der ist aber einzig und allein dadurch begründet, daß der Dichter alle dramatischen Regeln auf den Kopf stellt und statt eines fertigen Dramas eine noch ungeformte Handlung auf die Bühne wirft. Meisterhaft sind auch seine Dialoge, die uns stufenweise den Kern des Stückes enthüllen und dadurch den Zuschauer in Spannung versetzen. Auch die Problemwahl an sich ist bei ihm sensationell, so, wenn er beispielsweise in dem Schauspiel ‚Das Leben, das ich dir gab‘ auf kantischer Grundlage die Idee behandelt, daß der Geist sich die Welt formt. Für eine Mutter ist in diesem Drama der Sohn noch nicht gestorben, weil sie ihn in ihren Gedanken lebendig erhält, sich also einhypnotisiert, daß er noch lebe. Das ganze Stück ist infolgedessen eine Auseinandersetzung zwischen Realismus und Idealismus. Es erschüttert zwar nicht, aber es versetzt durch seine Rätsel in Spannung.

Beliebt sind auch exotische Ideen. Kein Buch der Gegenwart reicht viel-

leicht heran an den ‚Tarzan-Roman', der in immer neuer Verjüngung den Büchermarkt der letzten Jahre beherrscht. Höchstens Ossendowskis ‚Tiere, Menschen und Götter' kann sich mit ihm an Sensation und Erfolg messen. Der Ungar Herczeg bemächtigte sich auch der Tarzan-Idee und brachte sogar vor einigen Wochen den Affenmenschen mit dem Menschenaffen zusammen auf die Bühne, womit er allerdings wenig Erfolg hatte. Besser erging es dem Engländer Friedrich Lonsdale mit einem Detektivstück ‚Mrs. Chenays Ende', das vor einigen Wochen die Berliner entzückte. Auch des Franzosen Pierre Benoit Roman ‚Atlantis' verdankt seine Erfolge nicht zum wenigsten seinem geheimnisvollen und spannenden Stoffe, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß der Roman darüber hinaus noch Qualitäten besitzt. Dagegen leistet sich Hans Henny Jahn in seinem Drama ‚Medea' durch Uebersteigerung des Unnatürlichen und des Widerwärtigen derartiges, daß er wohl darin den Euripides, den Seneca und den Grillparzer in Schatten stellt, aber gerade durch die Häufung uns anekelt.

Die Sucht nach Erfolg hat gerade in den letzten Jahren das Drama mehr und mehr in den Schmutz der Erotik geführt. Gewiß, die Nerven des Großstadtmenschen bedürfen heute, um erregt zu werden, eines starken Rausches. Deshalb arbeitet das moderne Drama vielfach mit Mitteln, vor welchen jede frühere Kultur zurückgeschreckt wäre. Man bringt das Gemeine lediglich um des Gemeinen willen auf die Bühne, und die Stimmung, welche in den Cabarets Platz griff, hat sich nun auch des Theaters bemächtigt. Es wäre sonst unbegreiflich, daß ein Drama wie Zuckmayers ‚Fröhlicher Weinberg', das im Grunde genommen mit einer Sauferei eine Rauferei und eine Sauerei keck verbindet, soviel Erfolg hätte. Das Drama wird aber an Gemeinheiten noch übertroffen von dem ‚Baal' Bertolt Brechts und dem ‚Werwolf' R. Lothars, die beide auch in Berlin aufgeführt wurden. Würdig in ihre Fußstapfen tritt Zech in seinem ‚Rimbaud', in welchem er uns den Werdegang eines verlotterten Genies in einzelnen Bildern vorführt.

Sehen wir somit die Gedankengänge unserer modernen Literatur, so kann nur ein Blinder leugnen, daß sie mehr und mehr dem Abgrunde zuführen. Eine schwache, wenn auch geistreiche Generation, die fern von Idealen dahinlebt, bewegt sich hier in den Niederungen des Lebens, findet keinen Weg und Aufstieg zur Höhe und verkümmert in Pessimismus.

Das Uebel liegt heute vor jedem, der es sehen will, offenkundig zutage. Unsere Kultur ist krank, sie welkt dahin. Und ihr Hauptübel ist der Zweifel.

In bezug auf die Wissenschaft mag Herbart mit der Behauptung recht haben, daß der Zweifel der Vater allen Fortschrittes sei. In der Tat, er führte von Entdeckung zu Entdeckung, von Einsicht zu Einsicht. Aber der Mensch bezahlte das mit dem Preise der inneren Ruhe. Der Zweifel hat nicht nur den religiösen Glauben untergraben, sondern auch den Willen gelähmt.

Der Mensch erhielt durch ihn das Kainszeichen der Unruhe und Unrast. Ja, auch seine Kunstschöpfungen wurden in der gleichen Weise gezeichnet.

Gewiß, solange der Zweifel sich in einem kräftigen Ringen äußerte, kam jene faustische Note in die Kunst, die sogar eine Bereicherung darstellt. Aber in der Neuzeit griff der Zweifel weiter um sich. Er wurde zum gleißenden Wurm, der dem Künstler die innere Kraft zernagte. Der Zweifel drängte den Menschen auf die verschiedensten Pfade des Suchens, ließ jeden seine eigenen Wege gehen und nur für die eigenen Wege Interesse aufbringen. Fremd und verständnislos stehen sich heute die einzelnen Individuen in alledem gegenüber, was bloße Nützlichkeit überschreitet. Ja, vielfach ist jegliches Gefühl für alles das abgestorben, was über die Plattheit des Bequemen und Angenehmen hinausgeht. Das höchste geistige Leben, der Sinn für das Ideale, für das Nichtzubegreifende, sondern nur ahnend zu Erfassende ist gewelkt oder gar abgestorben. Und die Spuren dieser Krankheit zeigen sich überall in der modernen Literatur wie in der modernen Kunst. Abhilfe könnte nur eine geistige Wiedergeburt schaffen. Auf sie zu hoffen, an ihr zu arbeiten, ist die Aufgabe der Gegenwart.

Karl Möhlig.

Das sozialpädagogische Programm in Franz Herwigs Roman „Die Eingeengten“

(Fortsetzung)

Nimmt man eine Zusammenstellung der verschiedenen Lösungsformen vor in dem Bestreben, eine geordnete Folge festzusetzen, so sieht man gleich die äußere Einteilung: Lösungsformen, aus der Gruppe der Eingeengten entwickelt, und Lösungsformen, die von der Sebastian-Gruppe unternommen werden. Eine nähere ideeliche Erfassung der Lösungen, wie sie jedesmal einer bestimmten Person im Roman übertragen sind, ist nur möglich durch eine Charakterzeichnung des jeweiligen Lösungsträgers. Es wird sich dabei zeigen, daß alle falschen Lösungsversuche durch die sie veranschaulichenden Personen selbst widerlegt werden. Charaktere als Verkörperung irriger Lösungswege tragen die Idee der Selbstkorrektur in Wesensanlage und Entwicklung in sich und werden dadurch zur tragischen Figur gesteigert.

An der Spitze der Lösungsformen des Eingeengten-Problems, durch die Eingeengten selbst bewerkstelligt, steht hinsichtlich Weite, Eindringlichkeit und Klarheit der Gestaltung zunächst die intellektualistische, bureaukratisch-mechanistische Lösungsart, Veranschaulichungsobjekt ist Johanna.— Die amtliche Fürsorgerin Fräulein Dr. Johanna hat sich wohl studienhalber an den Kreis der Sebastian-Freunde herangemacht. Sie, die verwöhnte höhere Tochter, ausgestattet mit dem akademischen Rüstzeuge moderner Frauenbildung und dem Doktorhut, findet sich nach Heinersdorf nur, um über einzelne ihrer Kartothekmenschen weiteres Auskunftsmaterial zu erhalten. Die Insignien ihrer hauptamtlichen und höchst korrekten Fürsorgetätigkeit ruhen in der Aktenmappe.

Die gehört zu ihr wie Zepter und Krone zum Krönungsmantel. Und während die alte Scheune des von Bankier Oppermann freigegebenen einstigen Bauernhofes hundert arme Menschen in bethlehemitisch-dürftiger Weihnacht mit echter Bethlehemsfreude erfüllt, bucht ihr Hirn nur Namen und deprimierende Zusammenhänge für die Kartothek. Diese Art Fürsorge, die sie da um sich sieht, nennt sie mittelalterlich und unverantwortlich. So sagt sie nach der Feier zu dem selbstlosen Veranstalter, der unter seinem dünnen Gummimantel friert, weil er seine warme Jacke einem armen Burschen gegeben, und der mit 10 000 Mark in elf verrufenen Gegenden Berlins fromme Weihnachtsfeiern eingerichtet hat: „Wenn ich bedenke, was wir in der organisierten Fürsorge aus dem Gelde hätten machen können, dann werde ich richtig böse auf Sie ... Sehen Sie, da haben wir nun jahrelang gearbeitet und arbeiten noch, täglich 12 Stunden, um die Würdigen von den Unwürdigen zu scheiden. Unter unsern peinlich gewissenhaften Nachforschungen hellt sich jedes Leben auf und liegt dann gleichsam bis ins Letzte klar in unserer Kartothek. Wir zerreiben uns in dieser Arbeit, damit die Mittel, über die wir verfügen, an den Richtigen kommen. Hätten Sie vorher mich gefragt, so würde ich Ihnen von einer ganzen Reihe von Personen, die Sie heute beschenkten, gesagt haben, daß sie durchaus, aber auch durchaus unwürdig sind. Mit Ihrer Art unterstützen Sie die Liederlichkeit, das muß ich Ihnen schon sagen. Sie arbeiten unserer Fürsorge geradezu entgegen! ... Heute ist die Fürsorge eine Wissenschaft, die eine gründliche Vorbildung und eine Reihe scharfer Examina fordert. Pauls Fürsorge ist gänzlich dilettantisch und überdies geradezu mittelalterlich" (S. 679). Ueber Fürsorge als Caritas ist Dr. Johanna hinaus; Fürsorge ist ihr eine Kartothek-, Vortrags- und Diskussionsangelegenheit, wie es sie drängt, jedermann eine Vorlesung „mit erstaunlich beherrschten Zahlen" über sozialen Volksdienst zu halten, wobei sie geschickt zeigt, daß sie die ganze einschlägige Literatur beherrscht (S. 681). Weit hinaus ist sie ebenfalls über die bisherige Auffassung vom Beruf der Frau. Sie kleidet sich nicht als Weib, will nicht Weib sein, erhebt sich über die Heerschar ihres Geschlechtes wie der Vorbote des weiblichen Uebermenschen. Sie bewegt sich vollkommen frei in der Welt, geht mit den Menschen um unter völliger Verneinung des Geschlechtlichen, träumt von einem neuen Typus Mensch, dem sogar der gesamte Organismus frei von allem Tier- und Triebhaften hinauf entwickelt ist. Von den armen Elendstieren, die da Jahr um Jahr irgend ein ehelich oder unehelich Geborenes für die Kartothek anmelden, fühlt sie sich angewidert. All diese Dinge sagt sie Daniel, dem großen, hageren Manne mit dem hellgrauen Priestergesicht, so nackt heraus, wie sie es tagtäglich in den sieben Jahren ihrer amtlich-wissenschaftlichen Fürsorgetätigkeit in ungezählten Sitzungen, Reden und Diskussionen frei herausgesagt hat. Sie ist auch weit hinaus über die Dummheiten wie holder Mai, süßer Fliederduft und inniger Nachtigallensang. Und dennoch geschieht es ihr, daß sie aus diesen kalten, klaren Höhen ihres weiblichen Uebermenschtums in einem Nu abstürzt bis zur selbstverlorenen Hingabe an den Mann, irgendeinen Beamten der öffentlichen Fürsorge. Und dann muß sie das selbst neun Monate lang schleppen, was ihr schon am ärmsten Elendsweib schamlos und tierisch deucht. Kalt und dreist schleppt sie ihre Aktenmappe weiter, zunächst in dem Hoffen, eins der angewendeten Mittel werde sie von den scheußlichen Folgen befreien, dann in dem Gedanken, nach der Zeit, doppelt gewitzigt, die Aktenmappe weiterzutragen zwischen der glänzend ordnenden Kanzlei der Fürsorge und dem wahnwitzigen Elend der Verkommenen.

Auf jener Weihnachtsfeier nimmt sie kopfschüttelnd Pauls Geschenk, ein Sterbekreuz, an. Das Kopfschütteln aber verbirgt nur ein entsetztes Hinhorchen auf die Möglichkeiten der nächsten Zeit. Nun, sie hat es angenommen, behält es auch in der Aktenmappe, auch dann noch, als sie wegen der nahen schweren Stunde zur Klinik gehen muß. Dreierlei wühlt nun in den Untergründen ihrer Seele: Daniels glatte Ablehnung ihrer Aktenmappenphilosophie, die anbrechende Erkenntnis der Haltlosigkeit ihrer Emanzipationsgedanken und Pauls Hinweis durch das Sterbekreuz. In den ersten Qualen der Mutterschmerzen bricht ihr freies Weltgebäude ein, sie schreibt flehend an Daniel um Besuch, sie ändert ihre Bestimmungen bezüglich des Kindes, das sie jetzt doch sehen und behalten will, und sie rechnet unbarmherzig ab mit ihren Höhenflügen. Aktenmappe und Kartothek sieht sie als Symbole satanischer Menschenfeindlichkeit. In reuiger Todesangst langt sie nach dem fernen, fernen Rosenkranz ihrer einstigen frommen, alten Kinderfrau und ruft immer: „Mariechen, wisch mich mal die Tränen ab!“ Und das Wort „Mariechen“ jagt ihre halbirren Angstgedanken zu dem höchsten Idealbilde der Frauen, zu Maria — und in dem kläglichen Aufschrei zu dieser Mittlerin hat sie ihre emanzipiert-egoistisch-hochmütige Aktenmappenphilosophie überwunden und erwacht, frei von allem Eingeengtsein, mit dem Sterbekreuz in gefaltener Hand, zu neuem Leben, neuer Liebe und neuer Weltanschauung. Geläutert zum „Sinn-Menschen“. —

Kaum weniger Mühe und Sorgfalt verwendet der Dichter darauf, in der sexualistisch Eingeengten Heti die zweite Lösungsform vorzuführen. Diese zweite, gewiß seltsame, aber doch in der Moderne beliebte und weit verbreitete Lösungsart ist die spiritistische Lösung des Eingeengten-Problems. Inhalt und Selbstkorrektur derselben gibt der Dichter in folgendem Charakterbild. — Frau Heti Lange aus Staßfurt, seit einem Jahr verheiratet mit dem Bankbeamten Lange, der sie, auch seinerseits nicht ganz ohne bürgerlichen Makel (Unterschlagungen), aus ihrem elenden Berliner Dirnentum erlöste, hat auf der Heimreise zwischen Staßfurt und Berlin den Mann gesehen, der ihr in Wesen, äußerer Erscheinung und Haltung als das stets erträumte Ideal erscheint. Mit fabelhafter Gewißheit errät sie, die Männerkundige, daß diesem Manne viel Uebles geschehen sei und noch viel Bitteres geschehen werde. Da sie nun zufällig durch einen Wagenruck die wertvolle Geige dieses fremden Mannes zertrümmert hat, bindet sie ihn mit Rat und Hinweis auf den alten Markus in der Motzstraße an ihr bekannte Menschen und sichert sich pfiffig den Weg zu ihm. Der Fremde, Daniel Löffelholz, findet dann auch zu dem alten Markus, der durch Heti bereits Bescheid weiß. Da dieser Dirnennatur und -unrast kennt und zudem Heti heimliche Tiefen in dem einsamen Alten zum Klingen gebracht hat, wird sie mit Umsicht und Sorgfalt von Daniel ferngehalten. Aber sie hegt ihn immerfort im Mittelpunkt ihrer Gedanken. Markus wird von ihr mobilgemacht für Daniels nächste Unterkunft, dann zum Erneuern der zerbrochenen Geige. Als sie nach diesem ersten Gang in Berlin heimkehrt, also für den Fremden gesorgt, noch bevor sie ihren Gatten begrüßt hat, da lehnt sie Händedruck und Kuß wegen Ermüdung ab, verkriecht sich schwärmerisch-pietistisch in ihr Innerstes und vertauscht die Rollen so, daß alles, was sie ihrem Manne sagt und tut und gibt, in Wirklichkeit nur Daniel gilt. Die Hingabe der Armutsdirnen an fremde Männer scheint in Seelenqual von Fall zu Fall zu spiritistisch-phantastischen Wirklichkeitsauswechslungen zu drängen, also, daß eine jede Hingabe nicht dem Zufälligen, sondern dem fernen, erträumten, vielleicht nie erreichbaren Idealbild gilt. Diesen fadenscheinigen Trost haben sich Heti und ihre Bekannten von jeher

reichlich gespendet. Eines der Mädchen gesteht: „Wirklich — manchmal, wenn ich gerade an etwas ganz Bestimmtes denke, an etwas ganz Schönes und Liebes — ja, an etwas Hohes — nicht so im allgemeinen, nein, vielleicht an einen bestimmten Menschen —, ja, dann ist mir alles andere ganz gleich. Dann denkt da vielleicht irgend ein Bauer: jetzt sitze ich hier neben der Liane. Keine Spur! Er sitzt neben einem Häufchen Fleisch und Muskeln und Knochen, das vielleicht so aussieht wie ich. Aber ich selber bin wohlgeborgen in warmer, heller, unerreichbarer Tiefe, und denke lachend: mach' doch mit dem Häufchen, was du willst, Bauer!“ (S. 555). Zum Schlusse der Unterhaltung behauptet sogar eine andere Dirne, „sie kenne eine Frau, die von einem längst verstorbenen Philosophen, dessen Namen man nicht behalten könne, ein Kind habe. Die Frau fühle sich mit dem Geist ganz legitim verbunden, und ein richtiger Professor habe die auffallende Aehnlichkeit des Kindes mit den Bildern des Philosophen bestätigt“ (ebda.). Als Heti diese Verstiegenheit hört, schreit sie leise auf; denn sie hat, ganz unerwartet, das Löchlein gefunden, das sie vermeintlich aus ihrer ehegebundenen Enge erlöst. Nun bedarf es keiner Ehescheidung, keiner Szenen, keiner neuen wirtschaftlichen Unsicherheit. Sie heißt und bleibt Frau Lange, und Lange wird stets und immer nicht Lange, sondern Daniel sein. Und auch das Kind, darauf sie wartet, wird nicht Langes, sondern Daniels Züge tragen. Das alles ist in ihr geordnet, bevor Markus ihr die Adresse des Musikers geschrieben und ihr somit den Weg zu ihm freigegeben hat. Da sie noch in dem seligen Rausche dieser spiritistischen Lösung aus ihrer Enge zittert, tritt Daniel selbst ihr unverhofft entgegen. Sie bittet um eine kurze Unterredung und gesteht ihm sowohl ihre Erwartung als auch dunkel die geheimnisvolle Selbsterlösung aus dem Druck all der Engekonflikte (S. 561). Daß der Zusammenbruch dieses trugvollen Hirngespinstes kommen muß, versteht sich von selbst. Zunächst hat sich Heti über das Maß des Kindes gefreut, sich selbst gepflegt und eine schier krankhafte Erwartung geäußert. Als sie dann das Kind zum ersten Male sieht, wird sie fast tobsüchtig vor Enttäuschung, weil das Kind entgegen all ihrer wundergläubigen Hoffnung nicht Daniels, sondern Langes Züge trägt. Den alten Markus schreit sie an: „Und es gibt keinen Geist, keine Seele, kein Wunder, keinen Gott!“ (S. 544). Mit gerungenen Händen wimmert sie zuletzt: „Markus, ich habe es doch so gut gemeint! Ich habe doch so sehr gebetet, damit es Wirklichkeit werde! Dann hätte ich doch einen Halt gehabt. Nun bin ich ja viel, viel schlimmer daran. Früher hatte ich doch noch wenigstens glauben können, daß es vielleicht einen Halt gibt, daß ich die Probe auf die Richtigkeit dieses Glaubens machen könnte, wenn ich es eines Tages wollte ... Jetzt? Was soll ich denn nun wohl machen? Wozu lebe ich noch? ...“ (ebd.). Ihr Ende ist Verzweiflung und Irrsinn. —

Durch Bindungen stofflicher Art wird zwischen vorstehender Lösungsform und einer neuen d r i t t e n, der r o m a n t i z i s t i s c h e n L ö s u n g d e s E i n g e e n g t e n - P r o b l e m s, im Roman ein Anschluß geschaffen. Illustrierung und Widerlegung geschehen wiederum an einer sexualistisch Eingeengten, an der Berliner Dirne A g n e s - L i a n e. Wiederum leistet der Dichter eine umfangreiche, sorgfältig ausgeführte Charakterdarstellung, um zu zeigen: zur Bezwingung der Lebenswirrnisse und endgültigen Sicherung des Heils genügt bei weitem nicht ein überschwengliches, gefühlsheißes Schwärmen für irgendetwas Hohes, Schönes oder Liebes, ein Zurechtmachen und krampfhaftes Hochhalten irgend eines Ideals, erst die S i n n bejahung schützt vor Idealzusammenbruch und meistert absolut das Leben. — Agnes-Liane ist klein, zierlich, hat große, dunkle, rätselhafte Augen. Sie

hat einen unbeschreiblich guten Vater, der sie immer wieder aufnimmt, wenn das bittere Weh sie heimtreibt. Wie ein geheimer Wahnsinn aber jagt sie die fürchterliche Unrast des Blutes ewig auf und davon. Sie lernte Sebastian kennen, bekam einen grenzenlosen Hunger nach erlösender Liebe, nach Liebe, die alle wahnwitzige Unrast beschwörend heilt. Doch Sebastian gehörte allen, und — Sebastian starb. Der Zwiespalt ihres Wesens ist versinnbildet in ihrem Doppelnamen. Wäre sie nur Seele, so würde sie eine Agnes, ein reines, opferfrohes Gotteslamm sein; da sie aber die Seele dem wilden Blut untertan weiß, mag sie auf den Dirnennamen Liane nicht verzichten, der da erinnert an die wild wuchernde, grelle Sumpfschlingpflanze der Sonnenzone, die jeden noch so starken Urwaldriesen erklettert und umschlingt. Von diesem Doppelnamen aus führt sie auch ein Doppelleben, das sie mit erstaunlichem Sophismus zu rechtfertigen weiß. Dieselbe Schwärmerei, die sie zum Doppelnamen und Doppelleben veranlaßt, treibt sie dem Mann entgegen, dem das allgemeine Interesse von Heti, Markus und den andern gilt. Er ist nicht einer der breiten Masse, er ragt durch Gestalt, Gesicht, Lebensauffassung und Beruf über alle empor. Plötzlich sieht sie einen Menschen vor sich, der ihrem Ideal, wie sie es sich erträumt hat, greifbar nahe kommt, und genau so plötzlich erhebt sie ihn vergötternd auf den Thron ihrer A g n e s seele. Nicht nur ihr Blut, ihr ganzes Sein strebt ihm entgegen, ja, sogar überwiegend ihre Seele. Sie fühlt sich fähig, alles für ihn zu ertragen, Magddienste, körperliche Entbehrungen, geschweige Preisgabe. So rennt sie für ihn zum Kapellmeister im Café „Vaterland" und verschafft ihm, weiß Gott um welchen Preis, die Stelle des zweiten Geigers. Sie, die Dreiste, geht mit verlegener, unbeholfener, scheuer Art zu ihm in die Motzstraße und bringt die Anstellungskunde. Als er sich bedankt und sie Fräulein Liane nennt, bittet sie ihn, doch Agnes zu sagen. Für ihn ist sie nur Agnes, ganz rein und ergeben. Nichts soll zwischen ihm und ihr sein als ideale, göttlich erhabene Reinheit. Er wird ihr zum Idol, das sie in allen Tiefen und Untiefen der Seele ausfüllt. Kein niederes Begehren steigt zu ihm auf, nur schwärmerische, glühende, der Anbetung nahe Verehrung. Vor der wahnwitzig elenden Arbeit ihrer Dirnennächte schüttelt sie sich, sucht aber doch dabei ihr Brot und — schwärmt für Daniel, den herrlich genialen Musiker. Scharf hört sie um sich herum, wo er bleibe, was er treibe. Sie weiß ihn in Heinersdorf in dem Zimmer der Ruine. Als Tauwetter losbricht und sie sich vorstellt, daß er nun gezwungen sei, Schnee zu schaufeln, da eilt sie hin. Richtig, sie findet ihn mit der Schüppe in der Hand. „Solche Arbeit machen S i e ? Hier wohnen S i e ? Und Sie haben niemand, der Ihnen das Zimmer in Ordnung hält? Das geht doch nicht, solche Arbeiten sind doch nichts für S i e !" (S. 699). Daß Daniel, ihr Abgott, für sie der erste unter den Sterblichen, so armselig lebt, ist ihr unerträglich. Darum fleht sie ernst und tief ergeben: „Darf ich denn nicht zuweilen herauskommen und Ihnen die Arbeiten machen? — Bitte, ich möchte es so gern!" (ebd.). Daniel rätselt über diese Ergebenheit. Ja, sie war ihm fast in jeder dunklen Frühe, wenn er nach Hause ging, grüßend entgegengekommen; er ahnt indessen noch nicht, daß er ihr bereits Idealerfüllung des Glückes geworden ist. Und als er halb grübelnd halb träumend sich in bittern Reflexionen ergeht, von der Unrast seines Lebens spricht und sagt: „Das Davongehen scheint nun einmal mein Schicksal zu sein" (700), da erschrickt sie bis in den Tod. Sie ahnt, daß sie ihn aus den Augen verlieren wird, und jetzt reift in ihr der triebhaft wilde Entschluß, ihn zu halten, um jeden Preis in seiner Nähe zu bleiben. Zwar sagt sie nur: „Ach, wenn ich nur wüßte, wie ich Sie ein klein bißchen heller machen könnte!" (S. 701).

Das ist ihre düstere Stimmung, die so spricht. „Sie dürfen sich nicht so erniedrigen — zu Vagabunden und Wölfen und Dirnen herab. Sie sind doch ein Schaffender, ein Gestalter. Soviel Großes haben Sie schon getan“ (ebd.), und Daniel sagt bitter lächelnd: „Sie haben sich da ein Bild gemacht, um dasselbe anzubeten“ (ebd.). Doch sie verschließt sich gegen alle Versuche Daniels, dieses „Bild“ nüchtern und ohne Schwärmerei anzusehen: „Das kann mir wahrlich niemand zerstören, Sie selber können es nicht ...; denn es ist ja mein Trost und mein Glück. Ich kann nicht sagen, warum es so ist, und will auch nicht danach fragen“ (S. 702). Es bleibt dabei, er ist begnadet, erhoben über die weite Menschheit, er ist ihr Idol. Dann, als aus dem Händedruck beim verlegenen Abschied eine fatale Zärtlichkeitsgeste wird, die sie an Hunderte und Aberhunderte ihrer nächtlichen Erlebnisse erinnert, stöhnt sie in abwehrender Angst, die alles Gemeine weit weg wünscht: „Das — nicht — das nicht!“ (ebd.). Und dann, in blitzschneller Auswechslung der Agnes-Liane-Gedanken, steigt eine Verzückung auf, die den Höhepunkt ihrer Schwärmerei für Daniel darstellt: das Ideal neigt sich auf unvergleichlich beglückende Weise zu ihr hernieder und berauscht sie. Von nun an hält sie noch krampfhaft an ihrem romantischen Traume von der einmaligen Niederneigung des Ideals fest. Sie will nur noch ganz Agnes sein, ändert ihr Leben, verzichtet auf Nachtverdienst, sucht Heimarbeit, die sie doch wegen ungeübter Hand aufgeben muß, sie wird aus ihrer Wohnung verwiesen, wird Fabrikarbeiterin, ißt das bittere Brot der Proletarier, schläft in der Enge der Proletarier, hat kein möbliertes Zimmer mehr und zehrt immer noch von jener Verzückung. Dann peitscht der schale Alltag sie wieder hinaus in das Nachtleben, ein Duft Schminke ist schuld daran, der Zufall bringt sie in das „Hotel zur Stadt Moskau“, in dasselbe Zimmer, das Daniel bewohnt hat. Und da, als ihr Partner (Walter) Daniel erwähnt, stürzen, wie eine tolle Meute wilder Hunde, die Gedanken über sie her: Was? Daniel hat hier in dieser unsaubern Spelunke gehaust, sich in diesem Zimmer benommen wie ein gewöhnlicher Weibkäufer? Da muß sie fort, muß in die Nacht hinaus; denn Daniel, ihr peinlich behütetes Ideal, ist aus seiner reinen Höhe herabgestürzt, er ist nur mehr einer von den vielen, er hat nichts Göttliches an ihr getan, er hat sie genommen wie sonst irgend eine andere ... Nun ist es aus, die Sonne ihrer Schwärmerei, mit der sie bisher ihr Agnes-Liane-Dasein so gläubig-innig belebt hat, scheint erloschen. Der letzte Sinn und Halt ihres Lebens ist erledigt. Kläglich wimmert sie ihrem Traume nach, dann richtet sie sein Bild wieder auf, dann muß sie selbst es wieder stürzen. Einem Phantom hat sie nachgejagt, einem blöden Phantom. Und darüber wird sie wieder Liane. Dem gröbsten Laster stürzt sie sich rücksichtslos in die Arme, verliert sich brutal darin und erwacht als eine, die nicht mehr leben kann. Möchte Agnes noch einmal empor, so höhnt Liane: „Das Ideal — ja auch das wurde lächerlich belanglos, durchaus ungenügend, mit einem schmutzigen Worte spuckte man darauf“ (S. 318). Und immer muß Agnes anworten: „Ah, alles ist dunkel und gemein! Wenn nicht jener Mensch gekommen wäre, damals, mit seiner zerbrochenen Geige, würde ja alles viel leichter sein. Wozu mußte er dann kommen? Ist nicht alles viel schlimmer durch ihn?“ (ebd.). Und immer wieder dazwischen das herzbrechende Wimmern: Daniel, Daniel! — So vernichtet, wankt sie nach einer Lasterzeche von 380 Mark durch Berlin, erkennt Zug um Zug die Gräßlichkeit ihres Milieus mit einer Hellsicht, die wie ein Todesurteil auf sie wirkt. Daniel schickt sie ihre letzten Gedanken und zwei Ringe, die rein sind. „Trotzdem aller Segen über Sie!“ schreibt sie und geht dann hinein in das einzig klare und reine Element, wie ihr scheint, hinein in das Wasser. —

Während die drei vorgeführten Lösungsformen in der Dichtung durch eingehende Charakterbeschreibungen veranschaulicht werden, ist der vierte Lösungsversuch weniger ausführlich behandelt. Der Grund hierfür liegt in dieser Lösungsart selbst, deren Unzulänglichkeit zu einsichtig ist, als daß eine längere Darstellung erforderlich wäre. Der Dichter führt jene Art der Hilfe und Wohltätigkeit vor, die ab und zu sich erinnert, daß es eine notleidende Menschheit gibt, und in einem Augenblick großmütiger Anwandlung oder guter Laune ein paar Brosamen vom satten Ueberfluß spendet, ohne indessen auch nur ein Tüpfelchen vom eigenen Wohlleben und Treiben zugunsten des armen Mitmenschen aufzugeben. Es ist eine oberflächliche, egoistisch-kalte, zum wenigsten gedankenlose Sozialarbeit, die keine echte Hilfe von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele schenkt; großspurig dokumentiert sie sich als ausgesprochene Weiße-Salbe-Lösung. — Bankier Oppermann, der Träger dieser falschen Lösung, wohnt draußen in Grunewald, in einem schloßartig großen Hause inmitten eines wohlgepflegten und sorgsam gelichteten Kiefernwaldes. Seine äußere Erscheinung sowie seine überhastige Lebens- und Arbeitsweise werden von dem Kunstkritiker auf dem Musikabende, zu dem Daniel durch Pauls Vermittlung eingeladen ist, in köstlicher Weise illustriert: „Was? Sie kennen Oppermann nicht? Dann versäumen Sie wirklich etwas, wenn er nicht kommt. Das ist ein Kerl! Ein Hüne, sage ich Ihnen, ein Gigant, ein Elefant! Seine dreieinhalb Zentner wiegt er unter Brüdern. Und dabei immer im Galopp, wenn man sein Herumjagen im Benz so nennen kann. Wenn er eintritt, zittern die Wände — und die Menschen. Beim Scherzo in Beethovens Dritter denke ich immer: so muß Oppermann tanzen. Und essen sollten Sie ihn sehen! Ein Schauspiel, sage ich Ihnen! Er kaut überhaupt nicht — bei ihm geht es: Mund auf, weg bist du — wie eine Maschine; man wird vom Zusehen schwindlig. Dann gießt er eine Flasche Burgunder hinterher, döst fünf Minuten lang vor sich hin, steht auf, sagt: Mahlzeit! und stampft hinaus; alles klirrt; im nächsten Augenblick rast der Benz mit ihm davon" (S. 177). Wirklich, er rast durch die Welt, durch ganz Deutschland in einer Hetzjagd, von Berlin nach Köln, nach Breslau, dann ins Ausland, nach England. Seine kleinbürgerliche Frau klagt, daß er so selten zu Hause sei, und dann nur für eine knappe halbe Stunde, in der er „Mutterchen" einmal gedankenabwesend streichelt. In Gelsenkirchen war er noch vor Jahren einfacher Bergmann, jetzt ist er Kapitalist, der Landstrecken, Bauernhöfe, Häuser kauft, eine Fabrik nach der andern hochschießen läßt, tausend Geldgeschäfte abschließt und allenthalben handelt, verliert und gewinnt. Die Leute nennen ihn einen Halsabschneider, in Tatsache ist er ein brutales Arbeitstier, das an der Wollust kapitalistischer Arbeitswut krankt. Nur ab und zu springt ihm flüchtig ein Gedanke im überarbeiteten Hirn umher, daß er schließlich auch eine Seele zu betreuen habe. Wenn er dann dazu „viel Wein getrunken" hat, daß er sich „ein bißchen am Geländer festhalten" muß (S. 553), dann hat er seine „großartigen Anwandlungen". In einer seelen- und weinkaterigen Stimmung hat er einmal Paul 10 000 Mark für die Armen Berlins geschenkt, kurz vor seinem Tod eine Handvoll Aktien im Werte von 2000 Mark mit den Worten: „Na, Mann Gottes, hier nimm, steck ein! . . . Aber du mußt auch jeden Tag ein Vaterunser für mich beten, Mann Gottes, ich habe dazu keine Zeit!" (ebd.). Sind dann Gewissenshauch und Weinlaune verflogen, zertritt er wieder skrupellos Existenzen, reißt Fabriken ein und baut andere, verhandelt und paktiert mit allen Parteien abwechselnd oder gleichzeitig, und schiebt das Geld „wie ein nervöses Weib, das in der Wohnung immer die Möbel umstellen muß" (ebd.), von einem Konto auf

das andere. Und das Ende dieses gehetzten Treibens nach zehnjähriger Arbeitstollwut? Ein Herzschlag und kompletter Geschäftsbankerott. —

Eine fünfte Lösungsform des Eingeengten-Problems wird vom Dichter nur angedeutet in einer Unterredung zwischen Daniel und Walter, in der jener die „vielen Zeitgenossen“ ablehnt, die „noch kindlich von der einzigen und großen Bedeutung der äußern Lebensbedingungen überzeugt“ sind (S. 568). Eine bloße Aufbesserung der Massen in Lohn, Essen, Trinken und Wohnen berührt keinesfalls die eigentliche Seele sozialer Hilfe, die psychische Befreiung des Menschen. Der einseitigen „Milieuverbesserei“ ist das eine große Heil der Sinnbekehrung gegenüberzustellen. Im Hinblick auf die gewaltige Anhängerschaft, deren sich die Milieulösung in der Moderne erfreut, wäre es ein guter Griff gewesen, wenn der Dichter über Andeutungen hinaus die Unhaltbarkeit jener Lösungsart in einer besondern Charakterzeichnung nachgewiesen hätte. An Klarheit und Entschiedenheit der Ablehnung mangelt es allerdings nicht. — —

Bis jetzt sind nur die Lösungswege, wie sie von den Eingeengten selbst beschritten werden, zur Besprechung gelangt. Es steht noch aus die Erörterung der Lösungsformen des Eingeengten-Problems, die von den Nichteingeengten, von den Personen der Sebastian-Gruppe dargezeigt werden. Im strengen Sinne gehören zur Sebastian-Gruppe nur der Priester Bernhard und der Gelegenheitsarbeiter Paul Lehmann, weil sie allein direkte Jünger und Nachfolger des in der Sebastian-Legende verherrlichten sozialen Heiligen sind. Den Musiker Daniel Löffelholz und den alten Juden Markus aus der Motzstraße kann man jedoch insofern berechtigterweise zur Sebastian-Gruppe rechnen, als sie ebenfalls zu den Sinn-Menschen gehören und als Träger von Sinn-Lösungen vom Dichter in den Romanaufbau eingesetzt sind. Indem man beide berücksichtigt, wird ein planvoll gegliederter Uebergang von den Lösungsarten der Nichtsinn-Menschen zu der höchsten Sinn-Lösung in Paul sichtbar. Zudem erhält dadurch die Reihe der Sinn-Lösungen selbst eine in sich gesteigerte Aufbau- und Entwicklungslinie. Jenen Uebergang und diese Einzelformen der Sinn-Lösungen gilt es nunmehr darzulegen.

Als Uebergang von den Lösungsformen der Eingeengten zu denen der Nichteingeengten führt der Dichter die rein humanitäre Lösung des Eingeengten-Problems vor. Träger dieser Lösungsart ist der menschenfreundliche, mit angeborener Herzensgüte begabte alte Jude Markus. — In einem Kellergeschosse der Motzstraße hat der kleine, vom Alter gekrümmte Jude Markus mit dem eingezogenen Kopf, dem kurzen, grauen Bart und den klugen, klaren Asketenaugen ein Zigarettenlädchen: „Zigarettenhaus Stambul“. Musiker und Instrumentenbauer von Beruf, war er zu Sebastians Zeiten Teilhaber der Firma Markus u. Co. am Holzmarkt. Die Opferarbeit des Heiligen unter den Allerärmsten Berlins hat ihn damals nachdenklich gemacht, und als eines Tages Sebastian selbst zu ihm hingekommen ist und ihn mit „du“ angeredet hat, da hat ihn der Ekel an den Pfand- und Wuchergeschäften seines Bruders Eli nicht mehr losgelassen. Es ist ihm ähnlich wie dem kleinen Zöllner Zachäus ergangen, als der Herr sich bei ihm zu Gast ansagte. Von der Stunde an hat er „das gute Leben und beinahe den Tabak“ aufgegeben (S. 552), allen Mammonismus draußen gelassen und lebt seitdem als praktischer Philosoph und Menschenfreund, der aller Welttorheit absterben und nur der Weisheit in Ruhe und Beschaulichkeit leben will, unter dem Abschaum. Die Polizei hält ihn für einen harmlosen Narren,

der nachts, wenn die Lokale geschlossen sind, arme Mädels kostenlos mit heißem Tee bewirtet und ihnen Gelegenheit gibt, sich ein wenig auszuruhen. Ueber bürgerliche und konfessionelle Bindungen ist Markus hinaus. Nie fragt er nach der Würdigkeit dessen, der seine Hilfe begehrt. Paul bringt ihm getrost das armselige Nervenbündel Karl, die Dirnen kommen mit eigenen und fremden Nöten zu ihm. Als Markus ihnen eines Nachts nicht öffnet, da weinen sie bitter, als sei jetzt erst die rechte Gottverlassenheit über sie hereingebrochen. Er deckt Langes Unterschlagungen, sorgt für Hetis Heirat, hilft Agnes-Liane, daß sie Friseuse werden kann, unterstützt Betty, die sich vom Nachthandwerk weg in einen ehrlichen Beruf flüchten will, sorgt für Langes Kind, gibt dem Schüttler Karl eine Existenz, besorgt Daniel Frack und Geige usf. So leidet er mit allen Ausgestoßenen und Eingeengten, sucht, sie auf seine Art den Weg des natürlichen Sittengesetzes zu führen, und hadert nicht, wenn es ihm mißlingt. Die Sonne seines Lebens ist der Glaube an die Planmäßigkeit allen Geschehens und an die Weisheit der Vorsehung. —

Nachdem durch den alten Markus der Uebergang von den Lösungsarten der Eingeengten zu denen der Sebastian-Gruppe geschaffen ist, nimmt der Dichter die Darstellung der christlichen Lösung des Eingeengten-Problems in Angriff, und zwar bietet er nicht gleich die volle, **höchste Form der Sinn-Lösung**, sondern zunächst belastet mit dem Gegensatz von Idee und Wirklichkeit. In einem alle übrigen Charakterbeschreibungen der Dichtung an Ausdehnung und liebevoller Einzelausarbeitung übertreffenden Lebensbild des Daniel Löffelholz wird illustriert, daß eine bloß erkenntnismäßige Sinnerfassung nicht ausreicht, daß vielmehr zu dem Erkennen noch die praktische Willenstat kommen muß. Indem dieser Gegensatz von Idee und Wirklichkeit, von Erkennen und Tat nicht einfach als etwas Starres und Unabänderliches dargezeigt, sondern als ein bitteres Ringen und edles Reifen entwickelt wird, mußte die veranschaulichende Charakterschilderung gegenüber einer fertigen, ausentwickelten Figur bedeutend an Umfang zunehmen. Dazu kommt, daß Daniel im Roman noch weitere Funktionen zuerteilt sind. Bereits oberflächliches Zusehen entdeckt, daß er die Grundachse bildet, um die das gesamte Spiel geordnet ist. Seine Wohnungen geben die Schauplätze für die meisten Szenen des Romans ab. An seinem Wesen gelangen zur Entscheidung Johanna, Heti, Agnes-Liane und zum Teil auch Walter. Hier kommt aus dem großen Charakterbild Daniels nur der Ausschnitt in Frage, der ihn als Träger der Sinn-Lösung mit dem Gegensatz von Erkennen und Tat zeigt. — Daniel Löffelholz, als Komponist Karel Stoltenfoot zeichnend, ist der Sohn eines Kantors, der wohl auch Schulmeister war. Von früh als Wunderkind behandelt und von allerlei Tanten und bekannten Damen verhätschelt, geht er mit ungeheuerlich groß gespannten Erwartungen und Hoffnungen ins Leben. Als junger Lehrer kommt er heim ins Elternhaus, bezieht sein Amt, heiratet früh und wahrscheinlich recht leichtsinnig. Seine junge Frau, die Mutter von Franz und Gisela, verzweifelt zuerst an ihm, nimmt Gift und stirbt. Das treibt den Streber, Träumer und Salonhelden hinaus ins Leben, hinaus in die Künstler-Bohême. Seine Geige, eine echte Stainer, trägt seinen Ruf durch die Lande, gibt ihm Allgewalt über die Sinne junger Menschen, die er mit verwüstender Wollust auskostet. Er wird gefeiert, umschwärmt, umworben, verwöhnt. Er dirigiert in den glänzendsten Sälen des In- und Auslandes eigene Kompositionen, er greift eitel und gierig nach den Früchten des verbotenen Baumes, bis ihn ein scheußlicher Eklat ins Gefängnis bringt. Da kommt die erste Besinnung. Bisher haben ihm die Menschen

nur Schmeicheleien erwiesen, nun zeigen sie ihm ihre gräßliche Bosheit. Geschenke vornehmer Damen der Gesellschaft werden ihm von diesen als Diebstahl nachgewiesen, aufgedrängte Darlehen als Betrügerei. Man nennt ihn nicht mehr Genie, sondern Hochstapler. Derartige Erlebnisse bringen Daniel zur Einkehr und Einsicht. Namenlos leidet er unter den Folgen seiner Genielaufbahn, unter den Folgen seines künstlerischen Zusammenbruchs. Und da er im tiefsten Innern sich als ein Produkt unbegreiflicher Umstandsverkettungen und dunkler Zusammenhänge fühlt, flammt ganz klein und doch lebendig die Glaubenszuversicht in ihm auf. Nach der erzwungenen Sühne des Gefängnisses übernimmt er die freiwillige Sühne hinter Klostermauern. Aber seiner Seele scheint ein Kainsmal eingebrannt zu sein, körperlich quälende Unruhe treibt ihn von jeder Stätte der Ruhe auf und davon. Er wandert als Bettelmusikant nach Rom, sucht Heilung für die Unrast seines Lebens und findet sie nicht. Dann geht es in weitem Bogen um die Heimat herum, wiederholt lebt er für kurze Zeit in Berlin, und immer wieder treibt es ihn fort. Kein Vorsatz, kein Entschluß hält seiner Lebensunrast stand. Zur Winterszeit springt er verzweifelt in das Wasser am Engelufer, doch der Tod wird ihm nicht zuteil. Und dann nimmt er wieder seine Geige und zieht als Café-Musikant von Stadt zu Stadt. Die Musik wird das lebendige Gesicht seiner Seele. Wohl kennt und ersehnt er das Licht, aber er ist zu schwach, es zu erreichen, und wie bleiches Entsetzen beim Anblick der zertrümmerten Geige ihn anläuft, so erschrickt er jedesmal bis in den Tod, so oft sein krankhaftes Grübeln über die Lebensrätsel ihn in die Wüstenkälte der verzweifelnden Gottverneinung werfen will. Allemal sinkt er dann herzblutend und mit den Tränen bitterster Verlassenheit in die Knie und b e t e t um Erbarmen.

Als er zum letzten Male nach Berlin kommt und schon wieder abreisen will, da fesselt ihn der alte Markus mit dem Worte: „Daniel heißt: G o t t ist mein Richter!" Also Gott allein, der so vieles zugelassen hat, der alle Zusammenhänge weiß. Und als er alte Jude gar das Rezept seines Lebens ihm erklärt: „Wir liegen vor dir, o Gott, im Gebete, nicht um Gerechtigkeit, sondern um B a r m h e r z i g k e i t" (S. 314), da weiß er sich für vorläufig an Berlin gebunden. Was nun an ihn herantritt, findet ihn im letzten Stadium seines Ringens mit Ideal und Wirklichkeit. In der Theorie zeigt er bereits klares sittliches Handeln. Walter wird von ihm zurechtgewiesen in all seiner jugendseligen Verträumtheit; Heti zeigt er kühle, vornehme, abweisende Beherrschung; Paul gehört seine ehrliche Liebe, ebenso Markus. Obwohl sein Körper infolge der Lebenswirren schwer an Entkräftung, Nerven- und Herzschwäche leidet, rafft er sich zur Geldarbeit auf für — seine Kinder. Sorgfältig begleicht er kleine Kostschulden, gönnt sich aszetisch wenig Pflege, ist von inniger Hilfsbereitschaft für alles Leidende, seien es Mütter, Großmütter, oder gar arme Kätzchen oder hungrige Mäuse. Wie ein echter Sebastianschüler sitzt er die Nacht am Krankenlager Johannas, versorgt den kranken Paul zu Oppermanns, spielt den Armen Weihnachtslieder. Und dann, als die Schwärmerin Agnes-Liane zu ihm kommt, da will er auch ihr wohltun, streichelt der Haltlosen das Haar, hält beruhigend ihre zuckende Hand und läßt sich wohl sein in dem ergebenen Glauben an sein Künstlertum. Daß er mehr von ihr nimmt, als er darf, liegt wiederum begründet in dem Geheimnis der Schwachheit, das ihn so oft schon umstrickt hat. Zunächst erwacht er gar nicht zur Schuld, sondern zu einer jäh aufflammenden Schaffensstunde. Das bittere Erwachen erfolgt diesmal erst an dem Unglückstage, der ihm Walters Mordtat und Flucht, Agnes' Testament und die Nachricht von ihrem Selbstmord um seinetwillen bringt. Diese letzte Schuldverstrickung Agnes gegenüber

gibt ihm den Rest. Wohl ist seit kurzer Zeit ein großes Ereignis in ihm wirksam geworden. In Hildegard erkennt er die erste reine, selbstlos gute, opferfrohe Frauenseele seines Lebens. Wohl fleht er bitter: „Ach neige, du Strahlengleiche“, doch seine Lebensschuld, die schlappe Freundschaft gegen Walter, die Schuld an Agnes reißen ihn zurück von ihrer Reinheit. Er kennt sich zu genau, weiß, daß er auch hier allem hohen Wollen nicht würde entsprechen können, daß ihn die schicksalhafte Kainsunrast wieder auf und davon jagen würde, allen zum Unglück. Ja, er weiß um den „Sinn“ des Lebens, den Sinn s e i n e s Lebens, kennt sehr gut den Rückweg aus allen Irrungen, aber er mißtraut der ewig rückfälligen Schwachheit seines Willens, seines Fleisches. Am Grabe der Selbstmörderin nimmt er freiwillig Abschied von Hildegard. Nur einmal im Leben hat er neben ihr in Stahnsdorf vor Gott gekniet, dann nimmt er seine Liebe, die wirklich himmelhohe Liebe des Geläuterten, und opfert sie in blutendem Sühneverzicht. Eine echte Liebe für all die Talmiliebe seines Lebens. Erlöst geht er davon, macht am Weg irgendwo in einer Kirche seinen Frieden mit Gott und dämmert dann ruhig hinüber, wie er es manchmal in Leidensabgründen träumend geahnt hat. Die letzte Nerven- und Muskelkraft ist Büßertat an einem armen Holzweiblein gewesen, dem er die schwere Fracht zuerst unendlich mühsam bergauf und dann auch noch bergab geschleppt hat in feinster Sinnerfassung des Lebens. — (Schluß folgt.) Heinrich Kautz.

Francis Jammes

Zu den Basken, diesem südfranzösischen, geschmeidigen und elastischen, spiel- und sangeslustigen, allem Steifen abholden Volksstamm, bei deren Volksfesten sich Kunst und Einfalt lieblich vereint findet, empfand Julius Langbehn, wie Momme Nissen in seinem Buche vom Rembrandtdeutschen erzählt, eine tiefe Hinneigung. Aehnlich geht es dem Leser, der in die Dichtungen Francis Jammes' sich vertieft. Hier ist keine Kluft zwischen Kunst und Einfalt, zwischen dem Künstler und dem schlichten, gütigen, einfachen Menschen. Wie der große Vlame Guido Gezelle in seinem ganz schönen und in seiner Schlichtheit tief ergreifenden Lied „Bin eine Blume“ religiöse Naturinnigkeit zeigt, so singt Jammes in seinem Werk ein Lied von der Erde und von Gott, ganz schlicht und ganz schön. In der Dichtung dieser beiden Völker finden wir noch die beseligende Naturnähe, die uns an Franziskus und dem Legendenkranz um ihn entzückt. Auch anderwärts sehen wir Dichter und Menschen auf dem Wege zu schlichtem und religiösem Naturleben, so etwa den nordischen Dichter Gabriel Scott in seinem Buche ‚Die Quelle des Glücks‘, den Franzosen Hémon in seiner ‚Maria Chapdelaine‘. „Zurück zur Natur!“, dies Wort klingt wieder herauf aus zerstörter Welt, aber oft noch fieberheiß und vom glühenden Atem der Sinne umweht wie bei Hermann Löns, der bei aller Naturliebe nicht zur franziskanischen Verklärung der Natur, zur religiösen Naturbetrachtung, kam. Und doch ist die Liebe zur Natur der Weg zum Glück und zu Gott, zu einfältiger Kunst, die reinen Herzens in allem Gott anschaut, den Bildner allen Lebens. Diesen Weg ist Francis Jammes gegangen.

Von seinem Leben erzählt Jammes öfters. Er ist 1868 geboren. Sein Großvater hatte einst ein baskisches Städtchen verlassen, aus baskischer Sehnsucht nach der Ferne, um die überblühten Antillen zu suchen; er kehrte heim aus Guadeloupe, als

der künftige Vater Jammes' 7 Jahre alt war. Die Erinnerung des Vaters an die zärtlich rosigen Blumen und an das klingende Schimmern der Kolibris hat in dem kleinen Francis den Sinn für Licht und Farbe, für die leuchtende Schönheit der Natur geweckt. Wie sehr die Frömmigkeit in den baskischen Familien lebt, erzählt er im ‚Baskischen Himmel' (S. 71/72): „Alle diese baskischen Heime waren gleich schlicht. Kein Geheimnis verbarg sich unter ihrem Dache. Da wuchsen hohe Tugenden auf, und gab es doch Sünder, so waren sie reuevoll und demütig bei ihrem Abstieg von den allzu schlüpfrigen Matten, wo sogar das Hirtenhorn die gar sanften Worte zu betonen schien: Weide meine Schafe, weide meine Lämmer." Oft hat er sich den Himmel ausgemalt: „In der Kindheit war er mir die Hütte, die sich ein alter Mann in unserer Gegend hatte auf der Höhe eines steilen Bergweges errichten lassen und die „Das Paradies" genannt wurde. Mein Vater pflegte um die Stunde, in der das schwarze Heidekraut der Hügel golden wird wie eine Kirche, mit mir dahin zu gehen. Am Ende jedes dieser Spaziergänge wartete ich darauf, Gott in der Sonne, die oben am Kamme des steinigen Steiges einzuschlafen schien, sitzen zu sehen" (‚Paradies der Tiere', S. 109). Ist darin nicht schon ein stilles Beten vom „lumen de lumine". Freilich, auch Jammes ist der Gefahr des Naturliebenden, nur die Natur und nicht ihren Schöpfer zu lieben, zeitweise nicht ganz entronnen. In manchen seiner früheren Werke wird die Liebe der Sinne zur Natur zur Sinnlichkeit, so in seiner künstlerisch kostbaren ‚Almaide', wenngleich seine Seele nie den Blick des Kindes in die Sonne, zu Gott, ganz vergaß. Aber, er glaubte eine Zeitlang an das fraglose Recht der Triebe in der Natur, bis seine religiöse Heimat ihn zurückgeleitete zu dem Gotte seiner Jugend, der das Leben der Menschen gedeihen läßt auf dem festen, sichern Grunde der Pflicht. Sein Büchlein ‚Ma fille Bernadette' weiht er 1910 der Mutter Gottes, seine ‚Géorgiques Chrétiennes' zeigen im Vorworte seine katholische Gläubigkeit. Spätere Werke, so ‚Der Pfarrherr von Ozeron' und ‚Der baskische Himmel' sind wie ein Hymnus auf das katholische Leben, auch der ‚Dichter Ländlich' zeigt bei all seinem Schalk und Ernst, die sich seltsam ablösen wie grober Alltag und festliche Stimmung, oft ein frommes Gesicht. Daß er zeitweise Glauben von Sittlichkeit löste, erklärt sich wieder aus seiner großen Naturliebe, die Menschenleid aus einengender Begrenzung in gesellschaftlichen Formen erwachsen sah, und nun einen Ausweg suchte, der aber kein Ausweg war und nur in tieferes Leid und in Reue hineinführte, wie er dies von Almaide später im ‚Dichter Ländlich', dem er seine eigenen Züge gegeben hat, erkannte (S. 84).

„Das Leben besteht aus Hohem und Niederem, Ernst und Komik und Bedeutungslosigkeit, und es ist ein Irrtum, wenn man Geschichten schreibt, aus allen Kräften erzwingen zu wollen, daß sie ein Faden durchzieht, der etwas Künstliches und Langweiliges, das man ‚Spannung' nennt, vorstellt" (‚Dichter Ländlich', Basel, Rhein-Verlag, S. 64). Kleine und alltägliche Dinge sind ihm liebenswert wie große, ja, bisweilen greift er mitten hinein in den gröbsten Alltag seines stillen Landlebens, daß er fast lächelnd hohe und geistvolle Leser um Verzeihung bitten möchte. Und doch lacht der gerade gewachsene Mensch: „Der Dichter Ländlich nähert sich seinem Garten, aus dem ein Lärm dringt, wie aus den Käfigen des zoologischen Gartens, in denen Arras und Kakadus hängen. Lärm von sechs Kindern, deren ältestes, ein Mädchen, zehn Jahre zählt. Nummer fünf geht, den Zeigefinger im Mund, mit gleichgültigem Gesicht auf seinen Vater zu. Nummer zwei läuft kreischend herbei. Nummer drei wackelt brüllend und rotznäsig näher und verklagt Nummer eins, daß es ihm mit einem Rohr das Auge ausstechen wollte. Nummer vier kommt dazu

und schreit: Papa, ich will mal schießen! Und irgendwo aus einer Ecke zetert Nummer sechs, die noch nicht laufen kann" (S. 13). Wie köstlich notiert Dichter Ländlich in seinem Almanach im Juli: „Beginn der großen Ferien: Kinder- und Grillengeschrei, Faulenzerei, zerbrochene Gegenstände;" und im Oktober: „Schluß der großen Ferien: die Kinder, die euch während zweier Monate gequält haben, schweigen bestürzt. Welch gesundes Morphium für sie und für uns, der saftige Extrakt aus Grammatik oder Rechenbuchblättern!" Und doch hat er seine Buben und Gören so gern, besonders wohl das kleine Paulchen, das seine Lockpfeife für Lerchen der Erde anbot, in der sein Freund schlief, und seine Sparbüchse in die Hände einer armen, toten Witwe legte. Freilich kann auch der Dichter herzhaft spotten über den Auchdichter Schnatterich mit seinem gequälten Ideendrama, auch über Leute aus diesem Krähwinkel. Eine unschöne Bemerkung über die Deutschen (S. 128) muß man aus der Kriegszeit erklären und vergessen. Ueberall, auch im Alltag, leuchtet aus Jammes' Augen eine unendliche Liebe zu allem Lebendigen, ja, auch zu den toten Steinen, selbst zu den ganz schlichten, „die ihr zuweilen die Balken der Strohdächer tragen müßt und so das Sprühen der Sterne spiegeln könnt, und ihr andern, auf die sich der Schäferhund hinstreckt und traurig nun über seine Herde wacht" (‚Paradies der Tiere', S. 68 ff.). Er liebt auch die „armen, grauen Schwestern in den Rinnsalen", wer schaut da nicht in ein Antlitz, so ähnlich dem heiligen Franz? Eine wunderbare Leuchtkraft liegt meist in den Bildern, die Jammes uns schauen läßt, ein Klang schwebt durch die Luft, wie Rainer Maria Rilke so schön von ihm sagt: „Ich habe einen Dichter, der klingt wie eine Glocke in reiner Luft." Von all dem kann ein armer Aufsatz nur wenig sagen, man muß den Dichter selbst lesen, nein, besser: seine Worte *hören*. Die Uebersetzungen, zumal die des Verlages Hegner, wenngleich sich ähnliches auch von den andern Uebersetzungen sagen läßt, haben das feine Klingen der Sprache Jammes' gerettet und bewahrt.

Zunächst besitzen wir von dem Dichter einige Mädchenromane von feinster psychologischer Einfühlungsgabe: Almaide, Klara, Röslein (frz.: Pomme d'Anis) und Marie, die alle im Verlage Jakob Hegner-Hellerau in einer vorbildlich schönen und wohlfeilen Ausgabe erschienen sind. ‚*Almaide oder der Roman der Leidenschaft eines jungen Mädchens*' schildert die Sehnsucht eines elternlosen, adeligen Mädchens nach Liebe, da es an der Seite eines mürrischen Oheims verkümmert. Es durchbricht alle gesellschaftlichen, aber auch alle sittlichen Schranken, und gibt sich dem Peterl, einem Hirtenknaben, hin, ohne in dieser Erfüllung je an eheliche Bindung zu denken, die auch ohnedies dadurch, daß Peterl in einer Gletscherspalte verunglückt, ausgeschlossen bleibt. Sie hat nun ein Kind, das sie innig liebt und findet ihren Trost bei dem alten Herrn d'Astin, der ihr leider einen falschen Trost gibt: „Was Du getan hast, ist vor Gott nicht sträflich. Recht müßte es sein, daß jede Jungfrau, deren Herz verlassen sich verzehrt, sich wählen dürfte, wem sie sich hingebe, und solches Recht, es müßte fraglos sein" (S. 101/102). Es fehlt hier noch die Vergeistigung der Liebe, die Versittlichung des Lebens, aber man muß doch wieder das tiefe Mitleid des Dichters um dies durch ihren gesellschaftlichen Stand so einsame und eingeengte Mädchen verstehen. Selbstverständlich ist ‚Almaide' keine Lektüre für Volksbüchereien, da hier bei Jammes noch eine tiefe Sinnlichkeit mitschwingt, die sich aber von Werk zu Werk vergeistigt. ‚*Klara oder der Roman eines jungen Mädchens aus der alten Zeit*' zeigt uns ein Mädchen, jung, halb unwissend um das Geheimnis des Lebens, mit dem noch ruhenden Erbe der Geisteskrankheit in der Familie, nachgrübelnd

über das Schicksal einer armen Kreolin, der Geliebten ihres Großonkels, die nahe dem väterlichen Schlosse Klaras ihr Grab fand. Aus hinterlassenen Briefen des Großonkels erfährt sie etwas davon, deutet es aber in ihrer Unwissenheit so falsch, daß sie selbst, als sie in einem Gefühl der Ohnmacht einem jungen Manne in die Arme sinkt, glaubt, sie sei Mutter geworden, und findet, wie die arme Kreolin, an deren Grab den Tod durch Opium. Diese Dichtung ist nur für reife Einzelleser geeignet. — ‚Röslein oder der Roman eines leicht hinkenden jungen Mädchens‘ erzählt von dem Schmerz dieses Mädchens, von seiner stillen Liebe, die sie nur aus Mitleid erwidert glaubt, „man liebt keine Hinkende“. Wie sie nun die Hand des Geliebten ausschlägt und nun später erkennen muß, daß er sie doch geliebt hat, da will sie, unsagbar traurig, in ein Kloster gehen. Man gebe dieses schöne Buch den Gebildeten in unseren Büchereien. — ‚Marie oder die Geschichte eines jungen Mädchens vom Lande‘ ist die schönste christliche Krönung dieser Mädchenbücher. Marie ist das ganz schlichte, einfache, nicht eigentlich schöne Mädchen eines Steuereinnehmers, der sein Glück über die Geburt des Kindes durch seine Geige ausspricht. Rührend ist es, wie der Vater das kleine Mädchen über seine groben Schuhe tröstet durch den Hinweis auf die barfüßige Muttergottes, deren Bild daheim steht. Leid um das tote Brüderchen, unerfüllte Sehnsucht nach einem Manne, der ihr nicht gegeben ward, und schließlich Freude, an der Seite eines schlichten, braven Mannes, über den man „in der Gesellschaft freundlich zu lächeln pflegt“, Mutter werden zu können, weiß dies Buch uns zu erzählen, das ich den Büchereien warm empfehle.

Ganz in der katholischen Welt des Baskenlandes wurzelt ‚Der Pfarrherr von Ozeron‘ (München, Drei-Masken-Verlag). Im Jahre 1917 hat Jammes dies Werk beendet, es erzählt von dem friedlichen Wirken des Pfarrers von Ozeron und von dem segensvollen Leben seines Lehrers, des heiligmäßigen Pfarrers von Abrecave, der, ein adeliger Dichter, seine Freude und sein Leid um seine Gattin und sein totes Kind in Liedern ausklingen ließ, dann Priester wurde und, wissend um Menschenleid, Segen spendete, den sein Schüler weiterspenden kann durch eine Perlenschnur, die dem Pfarrer von Abrecave geschenkt wurde. Durch Leiden wissend, voll leisen Lächelns um Torheiten und Menschlichkeiten, um einen Hahnendieb und geschwätzige Menschen, ist das Buch ein franziskanisches Idyll und doch, randvoll von wirklichem, auch alltäglichem Leben. Eine schöne Gabe, für Gebildete in erster Linie. — Und dann: ‚Der baskische Himmel‘ (Hegner, Hellerau). Da ist die ganze fromme Heimat Jammes', die Sehnsucht nach der lockenden Weite und die Liebe zur Heimat, die Freude am Spiel und die reine, unverbrauchte Kraft eines jungen Mannes, Manechs, der sich von einem zigeunerhaften Mädchen nicht verführen läßt, in Pflichttreue stark, in der Fremde reich wird und gut bleibt und schließlich in der Heimat ein reines, gutes Mädchen heimführen kann. Ueber dieses Buch wird sich jeder gebildete Leser herzlich freuen.

Andere übertragene Werke Jammes' handeln von den Tieren und leblosen Dingen, die der franziskanische Dichter liebt wie das Menschengewächs. Da ist ‚Das Paradies der Tiere‘ (Hegner, Hellerau, in der ersten Ausgabe bei Kurt Wolff, München), wo so rührend der arme tote Karrengaul am Himmelstor zum hl. Petrus sagt: „Meine Mutter war eine liebe Stute.“ In einer anderen Erzählung ‚Die Güte des lieben Gottes‘ vermißt man wohl etwas ein Wort von der Schuld der jungen Arbeiterin, die sich Mutter fühlt und sich tötet, aber Mitleid

liebt und schweigt wohl, weil es Angst versteht und Schuldgefühl und Reue annimmt. Wunderschön ist Jammes' Barmherzigkeit gegen die Tiere: „Tief im Blicke der Tiere leuchtet ein Licht sanfter Traurigkeit, das mich mit solcher Liebe erfüllt, daß mein Herz sich als ein Hospiz auftut allem Leiden der Kreatur. Das elende Pferd, das im Nachtregen mit bis zur Erde herabgesunkenem Kopfe vor einem Kaffeehause schläft, der Todeskampf der von einem Wagen zerfleischten Katze, der verwundete Sperling, der in einem Mauerloche Zuflucht sucht — all diese Leidenden haben für immer in meinem Herzen ihre Stätte. Verböte das nicht die Achtung für den Menschen, ich kniete nieder vor solcher Geduld in all den Qualen, denn eine Erscheinung zeigt mir, daß ein Glorienschein über dem Haupte einer jeden dieser Leidenskreaturen schwebt, ein wirklicher Glorienschein, groß wie das All, den Gott über sie ausgegossen hat" (S. 41). Ein wenig seltsam sind seine Gedanken über Astrologie und die Beseeltheit der Dinge, rührend die Worte über den alten Robinson Crusoe, demütig die Gedanken über das Grabmal eines Dichters, franziskanisch das Lob der Steine. Das Buch wird so mancher gebildete Einzelleser liebgewinnen. — Aus gleicher Seele kam sein ‚Hasenroman' (bei Hegner, Hellerau; illustriert durch Richard Seewald bei Kurt Wolff, München). Die Geschichte von Freund Langohr, dem der verklärte hl. Franziskus begegnet, der die armen geplagten Tiere ins Tierparadies geleitet, während der Hase weiter seine Angst und Unruhe haben will, bis ihm ein Schrotkorn den Weg ins Paradies zeigt. Man muß dieses Buch franziskanisch nehmen, dann versteht man es. Es ist schon lange ein Freund der gebildeten Leser.

Es ist ein Glück, daß wenigstens eine kleine Auswahl der Lyrik von Jammes übersetzt ist, die für gebildete Leser, die auch Dichtungen seiner früheren Zeit richtig werten, in deutscher Sprache sich darbietet: ‚Die Gebete der Demut' (Kurt Wolff, München). Man spürt hier den Werdegang des Dichters und auch seine leuchtende, klare Bildnergabe, die beide sich in seinem eigenen Vers ausdrücken lassen: „Von Stunde zu Stunde reiner macht das Licht sich offenbar".— Gedanken über diesen franziskanischen Dichter, den man einfältig lesen muß, wie etwa die Fioretti, kann man wohl nicht besser beschließen als mit Versen aus seinem „Gebet, mit den Eseln ins Himmelreich einzugehen":

„Wenn einst zu Dir, mein Gott, der Ruf zu gehn mich heißt,
Dann gib, daß feiertäglich rings das Land im Sommerstaube gleißt,
Ich will nur so, wie ich getan hinieden,
Einen Weg mir wählen und für mich in Frieden
Ins Himmelreich hinwandeln, wo am hellen Tag die Sterne stehn.
Ich greife meinen Stock, und auf der großen Straße will ich fürbaß gehn
Und zu den Eseln, meinen Freunden, sprech ich dies:
Hier, das ist Francis Jammes, der geht ins Paradies,
Ins Land des lieben Gottes, wo es keine Hölle gibt,
Kommt mit mir, sanfte Freunde, die ihr so die Himmelsbläue liebt,
Arme, geliebte Tiere, die mit einem kurzen Schlagen
Des Ohrs die Fliegen und die Prügel und die Bienen von sich jagen."

Josef Zimmermann.

Kunstpädagogik und kunsthistorische Literatur

L'art pour l'art, l'art pour l'artiste — diese anmaßliche Forderung exklusiver Gruppen und Grüppchen im Reiche der bildenden Kunst, die einmal eine ernsthafte Gefahr, jedenfalls einen Hemmschuh für die gesunde Fortentwicklung der Künste bedeutete, ist heute endgültig abgetan und erledigt. An die Stelle selbstischer Anmaßung in der Aufstellung wechselnder Kunstprogramme, die letztlich immer nur den Wünschen und Nöten der Schaffenden Ausdruck gaben, ist die große entscheidende Besinnung auf den gemeinschaftsdienenden Sinn aller Kunst getreten. Wir sagen heute: Die Kunst dem Volke. Die Kunst soll wieder, wie sie es einmal war, Sprache des Volkes als seelisch-geistiger Gemeinschaft sein. Damit hat sich auch unsere Stellung zu vergangenen Kunstepochen grundsätzlich verändert. Wir suchen nicht mehr das Historische, Antiquarische, das lediglich „Interessante" zu erfassen — jedenfalls nicht ausschließlich, sondern lieber das, was der Mehrzahl gegenwärtiger Menschen noch heute innerlich entspricht. Die Kunstgeschichte hat also, neben ihren rein wissenschaftlichen Zielen, noch eine hohe pädagogische Aufgabe erhalten, nämlich: dem Volk, soweit es irgendwie künstlerisch empfänglich ist, wieder den Weg zum Verständnis seiner eigenen künstlerischen Vergangenheit zu ebnen, ihre Höhepunkte und Meisterwerke und überhaupt den ganzen Komplex der bildenden Kunst seinem Herzen wieder näherzubringen. Inwieweit und auf welche verschiedene Weise eine Reihe neuerer kunsthistorischer Publikationen derartigen kunstpädagogischen Absichten dient, dienen könnte — soll bei Gelegenheit der folgenden Bücherbesprechung kurz untersucht werden.

Wenn wir in der Einleitung zu unserer kunsthistorischen Bücherschau im Dezemberheft der „Bücherwelt" (1925) auf das stetig wachsende Anschauungsbedürfnis des von Natur aus allzu theoretisch veranlagten deutschen Kunstliebhabers aufmerksam machen konnten, das sich in der nachgerade beängstigend werdenden Hochflut kunsthistorischer „Bilderbücher" auszuprägen scheint, so sollte das keineswegs heißen, daß damit die bei uns übliche Ueberproduktion an kunstphilosophischen und -theoretischen Werken plötzlich nachgelassen hätte. Das so eigentümlich und unausrottbar „bildlose" Kunstempfinden des deutschen Menschen läßt sich auf die Dauer nicht verleugnen und verlangt nach wie vor nach seinem Rechte. Aus der Fülle jüngster Erscheinungen auf diesem meist ziemlich unerquicklichen Gebiete seien noch einmal die „Formen der Kunsterkenntnis" von H. M. Lützeler (Friedrich Cohen, Bonn) genannt, die an dieser Stelle schon eingehend besprochen wurden (Dezemberheft 1925). Sie können als das bedeutendste neuere Werk dieser Art bezeichnet werden, das allerdings an die Aufnahmefähigkeit der Leser sehr hohe Anforderungen stellt und deshalb nur akademisch gebildeten Kunstliebhabern wirklich empfohlen werden kann. Von älteren, mehr populär gehaltenen kunsttheoretischen Publikationen liegen die drei bekannten Vorträge von Ludwig Volkmann, die vor 20 Jahren im Leipziger Kunstgewerbemuseum gehalten wurden und unter den Sondertiteln „Die Erziehung zum Sehen", „Das Verhältnis von Naturprodukt und Kunstwerk", „Die Grenzen der Künste" schon mehrfach erschienen sind, nunmehr als geschlossenes Werk unter dem Sammelnamen „Grundfragen der Kunstbetrachtung" in einer wesentlich erweiterten Auflage vor (Hiersemann, Leipzig 1925). Vor allem wird hier jene entscheidende Frage, an der alle naive Kunstbetrachtung immer wieder scheitert, indem sie künstlerische Gestaltung ohne weiteres mit sklavischer Naturnachahmung verwechselt, — die Frage nämlich nach dem Wesen des geheimnisvollen Umsetzungsprozesses des Naturrohstoffes in die geläuterte Materie der Kunstform — klar und sachlich erörtert und durch entsprechende Bildbeigaben jedem Menschen begreifbar gemacht (einer männlichen Plastik z. B. wird die Naturauf-

nahme eines Mannes in gleicher Pose gegenübergestellt). Und trotzdem nicht alles mehr, was Volkmann ausführt, für unser Gefühl stichhaltig wirkt, so will uns doch das Buch durch die unmittelbare Frische seiner künstlerischen Betrachtungsart und die Labilität seiner prinzipiellen Einstellung, kunstpädagogisch betrachtet, bedeutend wichtiger erscheinen, als das reichlich überschätzte Werk von Paul Brandt, „Sehen und Erkennen", das seine „fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage" erlebt hat (Alfred Kröner, Leipzig). Das Buch hat durch die dauernden Erweiterungen durchaus nicht gewonnen. Was einmal in bescheidenen Ausmaßen berechtigt erschien, nämlich eine mit feinstem künstlerischen Taktgefühl — eine Tugend, die Brandt kaum kennt — ausgewählte Anzahl formal und inhaltlich ähnlich gestimmter Bildwerke vergleichend nebeneinander zu stellen, das wirkt nun, zu Hunderten von Vergleichen angeschwollen, ermüdend, erstarrt, ja geradezu monomanisch. Auch scheint der Autor ganz vergessen zu haben, daß die vergleichende Kunstbetrachtung doch immer nur eine mögliche Betrachtungsweise ist und dazu noch eine höchst beschränkte, zumal wenn man die verschiedenen Vergleiche auf rein äußerlichen Momenten aufbaut. Der schwächste Teil des ganzen Buches, wo die erhobenen Einwände doppelt fühlbar werden, ist zweifellos der letzte über modernste Kunst, der als absolut verfehlt zu bezeichnen ist. Denn hier verliert Brandt alle Maßstäbe für das, was ehrlicher künstlerischer Wille und was nur bewußte Mache ist.

Besser als alles theoretisierende Gerede wird dem Verständnis der bildenden Kunst immer die unmittelbare Anschauung bedeutender Werke (und zwar nicht über den Umweg des Vergleiches) dienen. Denn ein Gemälde oder eine Plastik will zuerst und vor allem mit dem Auge erlebt und verstanden sein, ehe es seinen innersten Gehalt offenbart und sein tiefstes Geheimnis preisgibt. Sehen muß man lernen, aber nicht in flüchtigem Augenschmaus, sondern innig und intensiv. Wo Originalwerke nicht erreichbar sind, können vorzügliche, nach Möglichkeit großformatige Reproduktionen wertvolle Aushilfe leisten. Damit ergibt sich die kunstpädagogische Bedeutung und Verwertbarkeit jener heute Mode gewordenen kunsthistorischen „Bilderbücher", mag auch rein wissenschaftlich manches gegen sie einzuwenden sein. Unter diesem Gesichtspunkt sind die drei Monumentalpublikationen über die deutsche Plastik des Mittelalters, die der Verlag Kurt Wolff-München mit je über 100 prachtvollen Lichtdrucktafeln versehen und in einer vorbildlichen äußeren Ausstattung vorlegt, freudigst zu begrüßen. Ein halbes Jahrtausend deutschen plastischen Schaffens ist damit neu lebendig geworden, was nie zusammenzugehören schien, fügt sich jetzt vor uns zu der geheimen Einheit eines geschlossenen Kunst- und Kulturkreises zusammen, innerhalb dessen sich das Werden der deutschen Seele in immer „gesteigerten Gestalten" vollzieht. Die drei Tafelbände: „Die deutsche Plastik des 11.—13., des 14. und des 15. Jahrhunderts" von Erwin Panofsky und Wilhelm Pinder könnten auch innerhalb einer Volksbibliothek wertvolle kunstpädagogische Pionierarbeit leisten; denn da in diesen mittelalterlichen Werken, die hier in glänzenden, großformatigen Reproduktionen vor uns liegen, all das gewaltigste künstlerische Form wurde, was noch heute als deutsche Wesenheit in uns allen lebt und was noch immer breite Schichten des Volkes als religiöses Sehnen gläubig erfüllt, — wird manch naiver Kunstfreund aus dem Volke bei der Betrachtung dieser Bilder (vielleicht auch) dem Geheimnis künstlerischer Gestaltungsgröße und also dem Sinn und Wesen bildender Kunst langsam näher kommen. In diesem Sinne ist auch die wundervolle Sammlung „Gotische Charakterköpfe" von Hubert Wilm (Bruckmann, München 1925) überaus wertvoll, ein „Bilderbuch", in das jeder Deutsche sich immer wieder vertiefen sollte. Denn das geheimste Bild des deutschen Menschen spricht erschütternd aus den tief gefurchten Zügen dieser meist spätgotischen Köpfe, mit jener schicksalhaft eingeborenen

Leidensgewalt, der schon die namenlosen Meister von Naumburg, Bamberg und Straßburg zur Zeit der klassisch-heroischen Phase der deutschen Gotik den ersten unvergeßlichen Ausdruck gaben. Aus dieser großen Periode deutscher Plastik hat Herbert Kunze „Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland“ herausgegriffen und die schönsten Werke zu einem reichhaltigen Abbildungsband zusammengestellt, der an dieser Stelle schon eine ausführliche Besprechung fand. Wieder auf einen anderen geschlossenen Kunstkreis der Gotik lenkt Carl Georg Heise mit seiner „Lübecker Plastik“ die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde, der rein wissenschaftlich interessierten ebenso sehr wie auch derjenigen, die nur Genuß und künstlerische Anregung suchen. „Wie Nürnberg, die fränkische, wie Köln die rheinländische, beherrscht Lübeck — zum mindesten im 15. Jahrhundert — die norddeutsche Kunst in weitestem Umkreis. So ist die Kenntnis lübeckischer Plastik eine Angelegenheit gesamtdeutscher Kunstbetrachtung.“ Und da dieser norddeutsche Kunstkreis bisher allzuwenig beachtet wurde, ist diese reich bebilderte Veröffentlichung besonders zu begrüßen. Sie ist wie auch die vorgenannte in der Reihe der „Kunstbücher deutscher Landschaften“ im Verlage Friedr. Cohen-Bonn erschienen, der sich zusammen mit dem Verlag der bekannten „Blauen Bücher“ (Langewiesche) ein hervorragendes Verdienst um die Weckung künstlerischen Interesses im Volke und der Liebe zu den heimatlichen Kunstherrlichkeiten erworben hat. In bescheidenerem Maße verfolgt diese Ziele auch die Bändchenreihe „Kunst für Jedermann“ (Julius Hoffmann, Stuttgart), aus der ein neues Bändchen: „Mutter und Kind in 60 Meisterbildern“ vorliegt, das Otto Knapp eingeleitet hat und dem Leser mit den Worten übergibt: „Mögen die abgebildeten Werke unser Auge schärfen für die Fülle anziehender Bilder und Szenen, die uns Mutter und Kind auch im täglichen Leben überall bieten.“ So führt alle echte Kunst, deren tiefstes Wesen Steigerung, Verklärung des Lebens ist, letztlich wieder in die Wirklichkeit täglichen Lebens zurück und kann dort zum guten Genius des Menschen werden, ihm die Augen für die Schönheit, die im Alltag verborgen schlummert, öffnend. Erziehung zur Kunst wandelt sich zu einer erzieherischen Wirkung der Kunst selbst.

Damit aber ein Kunstwerk seine menschenerfreuende und -verwandelnde Gewalt voll ausüben kann, muß noch vor dem Erlebnis der künstlerischen Form erst einmal alles Thematische restlos erfaßt sein, jedenfalls beim naiven Menschen, dessen Kunstgenuß ja meistens über das Verständnis des Inhaltlichen führt, sehr oft sogar damit identisch ist. Welch unüberwindliche Schwierigkeiten oft die thematische Erklärung besonders mittelalterlicher Kunstwerke bereitet, ist allbekannt. Diese Schwierigkeiten sucht Karl Künstle mit seinem großen Werk „Ikonographie der Heiligen“ zu beheben (Herder, Freiburg 1926). Bei jedem einzelnen Heiligen wird die Legende kurz historisch-kritisch gewürdigt und im ikonographischen Teil jede wichtigere bildkünstlerische Darstellung in bezug auf Attribute usw. eingehend untersucht. 284 gut gewählte Abbildungen unterstützen den Text des Werkes, das Wissenschaftlern wie Laien zum unentbehrlichen Handbuch werden sollte und sicherlich wesentlich dazu beitragen wird, das Verständnis für die großen mittelalterlichen Denkmäler christlicher Kunst in immer weitere Kreise zu leiten. —

Neben den beiden genannten Hauptwegen aller Kunstpädagogik, der kunsttheoretischen Vorbereitung und der Erziehung des Auges zum künstlerischen Sehen mit Hilfe ausgezeichneter Reproduktionen, muß noch eine dritte kunstpädagogische Möglichkeit hervorgehoben werden, nämlich: die Beschäftigung mit der Persönlichkeit, dem Menschentum eines Künstlers. Und auch dieser Weg zur Kunst ist voll berechtigt; denn das geheimnisvolle Leben, das auf wunderbare Art auf einen Fetzen Leinwand gelangt und auf gleich wunderbare Art in uns neues Leben entzündet, ist ja im Grunde nichts anderes als der Geist des Künstlers, der im Werke waltet. Hinter dem Kunstwerk, dem Geschaffenen,

steht die Persönlichkeit des Schaffenden. Letztlich ist jedes Werk von seinem Schöpfer nicht zu trennen: es ist notwendige Aeußerung seines Wesens, höchstes Dokument seines Menschentums. Daraus folgt der hohe kunstpädagogische Wert aller monographischen Werke, die durch wirklich verständnisinnige Verarbeitung einer Künstlerbiographie Liebe und Verehrung für einen bedeutenden Menschen und sein künstlerisches Werk zu wecken wissen. Wir nennen aus diesem umfangreichen kunsthistorischen Literaturkreise die für die weitesten Kreise gedachten und in dieser Hinsicht vorzüglich redigierten „Delphinkunstbücher" des Delphinverlages München, deren 32. und 35. Bändchen (Rembrandt und Ruisdael) uns gerade vorliegen. — Von neueren Künstlerpersönlichkeiten hat Kurt Karl Eberlein dem größten Landschaftsmaler der Romantik, „Caspar David Friedrich", eine schön ausgestattete Monographie gewidmet (Furche-Verlag, Berlin), bei der nur die etwas schematisch gehaltene Bilderklärungsweise störend auffällt. Doch gibt die Einleitung ein gutes, rundes Bild von Friedrichs Persönlichkeit und seiner Stellung innerhalb der Romantik, während die vorzüglichen Bildbeigaben sein Werk eindringlich und geschlossen dem Leser vor die Seele zaubern. — Das tragische Menschentum eines großen französischen Künstlers des 19. Jahrhunderts behandelt das Buch von Pierre Borel „Gustave Courbet im Kampfe mit den Dämonen seiner Zeit", übersetzt und eingeleitet von Otto Grautoff (Eigenbrödler-Verlag, Berlin). Diese Lebensgeschichte, dessen ergreifendes Dokument der Briefwechsel des Künstlers mit Freunden und Zeitgenossen darstellt, ist eine wahrhafte Tragödie. — Weniger erschütternd als herzerquickend wirkt Wesen und Werk des 1912 verstorbenen Schweizer Künstlers Albert Welti, dem Hermann Hesse einen liebevollen Freundesnachruf verfaßt hat (Furche-Kunstverlag, Berlin). Nicht, wie er selbst sagt, für Sammler und Kenner, sondern für die Familie und die Jugend gedacht. „Ein bestimmtes Stück Deutschtum, ein besonderer Zweig deutschen Wesens ist in diesem Schweizer Maler und Radierer so stark und für die neuere Zeit einzigartig zum Ausdruck gekommen, daß seine Volkstümlichkeit ohne weiteres einleuchtet." — Diese Volkstümlichkeit im höchsten Sinne muß man auch für das kernige Schaffen „Rudolf Schiestl's" erhoffen, zu dessen Verbreitung und Verständnis Leo Weismantels überaus persönliche und anregende Monographie sicherlich wesentlich beitragen wird (Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1926). — Ein bedeutend komplizierteres Kunstempfinden setzt dagegen das malerische Werk des Niederrheiners „Heinrich Nauen" voraus, das von Max Creutz eine eingehende Würdigung erfahren hat (Führer-Verlag, München Gladbach). Ein willkommener Beitrag zur rheinischen Kunst. —

Abschließend seien im Rahmen der hier unter kunstpädagogischen Gesichtspunkten herangezogenen Literatur noch die prachtvollen Bände der Sammlung „Deutsche Volkskunst" des Delphin-Verlages, München genannt, aus der „Brandenburg" (von Werner Lindner), „Niedersachsen" (von Wilh. Peßler) und „Franken" (von Josef Ritz) neu vorliegen. Das sind nun nicht mehr Monographien einzelner Künstlerpersönlichkeiten, sondern geradezu Psychographien der deutschen Volksseele. Und wer von hier aus, von den Werken urwüchsiger Volkskunst, den Weg ins Reich der bildenden Kunst findet, gelangt damit zugleich zu dem, was höher ist als alle Kunst: zum Herzen des Volkes.

Reinhold Lindemann (München).

Werkraum für Volksbildungsarbeit

Vorschläge für den Borromäussonntag und für Vorlesestunden im November

Jedes Ding hat seine Zeit: stille Besinnung wie frisches Schaffen. Mit Absicht wurden in der letzten Zeit dem Bibliothekar Gedanken über die Volksbildung vorgelegt, damit wir alle die Schwierigkeit, dem Leser das Buch ganz nahe zu bringen, erkennen. Nach dieser Zeit der Besinnung auf Schwierigkeiten und Aufgaben wird das frische Schaffen in den Wintermonaten vertiefter einsetzen können. — Für uns alle ist der Borromäussonntag ein Tag, an dem wir in der Gemeinde über die Ziele und Aufgaben des Borromäusvereins sprechen können. Außer Flugblatt und Predigt wird ein gutangelegter Borromäusvereinsabend sehr zweckmäßig sein. Die Zentrale stellt hierfür Prologe von Ernst Thrasolt, A. Vossebrecker und Mathilde Mathis zur Verfügung. Material für den Vortrag über die Ziele des Borromäusvereins, über die Lektüre und ihre bildende Kraft, findet jeder in dem Vortragsmaterial (seitens der Zentrale) und in den einschlägigen Aufsätzen dieser Zeitschrift. Ueber den hl. Karl Borromäus und seinen Geist unterrichtet kurz sein Lebensbild in: v. Pastor ‚Katholische Reformatoren‘ (Freiburg, Herder) und H. Riesch, ‚Menschenfreunde‘ (Freiburg, Caritas-Verlag).

Als Spiel bei diesem Abend wurde im Septemberheft empfohlen: Mathilde Mathis, „Der letzte Freund“ (Borromäusvereins-Verlag). Außer den Prologen findet sich bei manchem Dichter ein wirksames Gedicht, z. B. Karl Gerocks „Mondsblick“ mit der ernsten Frage: „Kind, mein Kind, was liesest du für Bücher?“ Es ist freilich durchaus nicht notwendig, das Thema des Abends gar so eng zu fassen, ja, man sollte durch Vorlesen und Vortragen aus echter Dichtung die lebensvolle Beziehung der Zuhörer zu ihr vertiefen. Das weckt Freude am Lesen. So biete ich denn im nachstehenden Stoff für den Borromäusabend und die Vorlesestunden des November in den Vereinen der Gemeinde, wo die Anregungen des Borromäussonntags vertieft werden können. Ich habe das Vorlesematerial um drei Gedanken gruppiert:

1. Das Franziskusjubiläum dieses Jahres ist ein willkommener Anlaß, auf Franziskus in Legende und Dichtung hinzuweisen und Entsprechendes vorzulesen. Natürlich ist bei der Angabe von Dichtungen Vollständigkeit weder beabsichtigt noch erreicht. Damit die Vorlesestunde für die Ausleihe fruchtbar werde, sollte man beim Vorlesen die Quellen angeben. Zunächst lese man Franziskuslegenden: aus der ‚Legenda trium sociorum‘ (München, Theatiner-Verlag) etwa Kap. 6: Franziskus vor dem Bischof und seinem Vater; der rührend schöne Abschied vom Alvernerberg (S. 129—133) und Kap. 17: Vom Empfang der Wundmale und vom Tod. Ferner: Das Blütengärtlein des hl. Franz (fioretti), dort etwa Kap. 8 über die vollkommene Freude, die 3. Betrachtung über die Wundmale auf dem Alvernerberg. Auch kann man Thomas von Celano ‚Leben und Wundertaten des hl. Franz von Assisi‘ (München, Pfeiffer) oder den ‚Spiegel der Vollkommenheit‘ (Herder), etwa die Stelle, wo Franziskus den Tod begrüßt: „Sei willkommen, Bruder Tod!“ heranziehen (S. 187/88). Ludwig Mathar erzählt im ‚Primavera‘ S. 79 ff.: „Was ich in Assisi suchte und fand“. An Franziskusdichtungen sind wir reich, so finden wir bei Schiprowski ‚Gottes Spielmann‘ (Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt) Franziskusgedichte verschiedenster Auffassung, bei E. Thrasolt ‚Gottlieder eines Gläubigen‘ (Leipzig, Vier Quellen-Verlag) S. 81/83 Franz von Assisi. Am schönsten ist wohl noch immer sein eigener Sonnengesang, der

in vielen Anthologien zu finden ist. Auch die Prosadichtung bietet manches: Federer ‚In Franzens Poetenstube‘ die franziskanische Landschaft, derselbe auch ‚Das letzte Stündlein des Papstes‘ (Heilbronn, Salzer) und „San Benedettos Dornen und San Francescos Rosen“ (in: ‚Gebt mir meine Wildnis wieder!‘ bei Herder), auch Federer ‚Der heilige Habenichts‘ (München, Jos. Müller), etwa S. 11—23, wo von des Heiligen Ernst und Frohmut geplaudert wird. Vor reiferen Lesern lese man auch aus Terramare ‚Stimmen am Wege‘ (Kösel) oder aus Francis Jammes ‚Hasenroman‘, wo die Liebe des Heiligen zu den Tieren so schön dargestellt ist (S. 24 ff, bei Hegner in Hellerau).

2. Der Allerseelenmonat hat eine Fülle von Dichtungen. Die schönste Dichtung vom Tode ist wohl Notkers des Stammlers ‚Media vita in morte sumus‘, das er angesichts eines Brückenbaues dichtete, auch eine Stelle aus dem Buche Job wäre wirksam. Eine ähnliche, über alle Kleinlichkeiten des Lebens erhebende Stimmung gibt uns Otto Ludwig ‚Zwischen Himmel und Erde‘ Kap. 4: „Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich“. Schön und tief ist des Fischers Markus Abschied vom Leben in Gabriel Scott ‚Die Quelle des Glücks‘ (Trier, Lintz) S. 215—224). Sehr schätze ich Adalbert Stifter „Ein Gang durch die Katakomben“ (in ‚Aus dem alten Wien‘, Inselausgabe S. 42—70) mit seiner fast schaurig-ernsten Stimmung, mit seinem Wecken der „frommen Kraft“, die einmal ganz stark durchbricht: „Mitten im Reiche der üppigsten Zerstörung durchflog mich ein Funke der innigsten Unsterblichkeitsüberzeugung“. Auch möchte ich des schönen Kriegsbuches von Walter Flex ‚Der Wanderer zwischen beiden Welten‘ (München, Beck) gedenken, wo der tote Freund nicht Klage, sondern Heimrecht in frohem Gedenken will (S. 88—106). Ich erwähne noch das königliche „Sterben des Hermesburen“ (aus: Hansjakob ‚Wilde Kirschen‘ S. 17—20, Stuttgart, Bonz); Joh. Peter „Wie mein Ahn starb“ (aus ‚Der Richterbub‘, Herder (S. 209 ff); Hémon: „Maria Chapdelaine“ (Zürich, Rascher) mit der Totenwache bei der tapferen Mutter S. 213 ff; Rochus Kohlbach „Der Dorfpfarrer“ (Graz, Styria): ‚Allerseelen‘ S. 235—46; Linzens Gedanken an den Gräbern der Enkel Goethes: „Die Ruhelosen“ (aus ‚Zug der Gestalten‘, Kösel), S. 103—123, von demselben: „Hiob-Christel“ (aus: ‚Um die sechste Stunde‘, Benziger S. 273 ff), vielleicht auch Matthießen ‚Das Totenbuch‘ (Bachem). Ferner nenne ich: Hertha Pohl „Zu spät“ (aus: ‚Die klagende Nacht‘, Regensburg, Manz), S. 100—109, wo eine Mutter stirbt; Ilse Franke „Das Totenwibli und die Laui“ (aus: ‚Der kleine Goliath‘, Herder, S. 44—58), wo eine Frau zuerst dem Tode, dann aber dem Leben dient; Peter Dörfler „Versehgänge“ (aus: ‚Dämmerstunden‘, Herder, S. 153 ff); Heinrich Luhmann „Hoher Herbst“ (aus: ‚Wo die Wälder Wache halten‘, Hannover, Gersbach, S. 183 ff) mit der verstehenden Barmherzigkeit des alten Pfarrers gegenüber einem Toten und seinem eigenen Tod; für rheinische Leser Schneider-Clauß „Allersiele“ (aus: ‚Achzehnhundertsibbenzig‘, Bachem). Auch die Märchen von Grimm: „Gevatter Tod“, „Die Boten des Todes“, „Das Totenhemdchen“, von Bechstein: „Das Tränenkrüglein“ leisten gute Dienste. Ich möchte noch verweisen auf „Friedhofsgedanken“ von Alban Stolz in seinen Büchern: ‚Spanisches für die gebildete Welt‘ S. 33 ff, ‚Kompaß für Leben und Sterben‘ S. 90 ff, S. 105, ‚Vater unser‘ S. 38 ff, S. 109 ff; auf Wibbelts ‚Trostbüchlein vom Tode‘ (Leipzig, Vier Quellen-Verlag), etwa S. 50 ff; auf Silvio Pellico ‚Meine Gefängnisse‘ Kap. 48 ff (Reclam oder Theatiner-Verlag). Besonders wertvoll für unser Volkstum erscheint mir: Benz ‚Rauhnacht in der Rockenstube‘ (Leipzig, Dieterich), wo

S. 44—64, S. 168 ff Volksmären über den Tod gesammelt sind. Als Darstellung des Todes heiliger Menschen sei genannt: ‚Des hl. Augustinus Bekenntnisse‘, Buch 9, Kap. 8—12, „Tod der hl. Monika“ und „Spiegel der Vollkommenheit“ (Herder): ‚Franziskus begrüßt den Tod‘. Als Mahnung zur Friedensgesinnung angesichts des Sterbens empfehle ich: Jakob Boßhart „Das Märchen der Wüste“ (aus: ‚Träume der Wüste‘, Frauenfeld, Huber, S. 51—72). — An Gedichten gibt es eine Fülle: Newman „Der Traum des Gerontius“ (Vier-Quellen-Verlag und M. Grünewald-Verlag), Thrasolts Totenlieder „In memoriam“ (Vier-Quellen-Verlag), Ilse v. Stachs schöne Seelenmesse „Requiem“ (Kösel). An Einzelgedichten muß ich mich beschränken: A. von Droste: „Am Allerheiligentage“, „Am Allerseelentage“, „Die Unbesungenen“, „Der Tod Engelberts von Köln“; Klopstock: „Auferstehn“; Matth. Claudius: „Christiane“, „Bei dem Grabe meines Vaters“; Mörike: „Denk es, o Seele“; Schenkendorf: „Allerheiligenfest“; Eichendorff: „Auf meines Kindes Tod“, besonders 1. und 8. Lied, „Nachtgruß“, der „Spruch“ (Geistliche Lieder); C. F. Meyer: „Einem Tagelöhner“; Grillparzer: „Des Kindes Scheiden“; Hebbel: „Seele, vergiß sie nicht“; Felicia Hemans: „Das bessere Land“; Chamisso: „Die Kreuzschau. Viele dieser Gedichte finden sich in Jud ‚Das neue Seelengärtlein‘ (Kösel), bei Wibbelt ‚Was die Freude singt‘ (Vier Quellen-Verlag) oder in den Werken des Dichters selbst. — Ein solcher Abend könnte ausklingen in Feuchterslebens „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ oder in Theodor Storms schönes Abendlied „Over de stillen Straaten“.

3. Gedächtnis der 100. Wiederkehr des Todestages des Volksdichters Joh. Peter Hebel.

Vom Erzählen und Dichten im Volke sollte an einem Vorleseabend die Rede sein, von der Art des Volkes sich auszudrücken, wie z. B. sich in den Sprichwörtern, bei seltsamen Straßennamen, im Volkslied, bei Spukgeschichten u. a. zeigt. Es sei besonders an Hebel gedacht. In Süddeutschland liest man natürlich seine alemannischen Gedichte, anderswo nur aus dem ‚Schatzkästlein eines rheinischen Hausfreundes‘ und zeigt etwa den armen Kannitverstan, die Gaunergestalten Zundelheiner und Zundelfrieder, den roten Dieter und den Brassenheimer Müller. Vielleicht denken wir auch an ähnliche Dichter: den lieben Wandsbecker Boten, Aurbacher mit seinen sieben Schwaben, die beiden Kalendermänner Alban Stolz und Adolf Kolping, Pocci mit seinen Spielen, etwa den Kasperl bei den Menschenfressern, ja, führt vielleicht auch ein Puppenspiel (ich verweise auf Hoven in der Bücherwelt 1925, Heft 2, und ein Referat „Theater“ im Lit. Ratgeber, und auf die ‚Volkskunst‘ Emil Ritters) oder ein Märchenspiel auf. Der eifrige Volksdichtungsammler Jos. Weigert bietet uns zwei Bücher: ‚Beim Kienspanlicht‘ (Volksverein) und ‚Alte deutsche Volksschwänke‘ (Kösel); auch Emil Ritter hat ein ähnliches Buch ‚Scherz und Schalk‘ (Düsseldorf, Jugendführungs-Verlag); sehr wertvoll ist Benz' ‚Rauhnacht in der Rockenstube‘, alte deutsche Volksmären (Leipzig, Dieterich). Gern verweise ich noch auf die Hans-Sachs-Spiele. Hinzu kämen noch Heimatsagen, z. B. Zaunerts ‚Rheinsagen‘; Otto Schell ‚Bergische Sagen‘; Seidenfaden ‚Das rheinische Narrenschiff‘; Uhlmann-Bixterheide ‚Westfalens Sagenbuch‘ und als Quellen die vielen Sagenbücher des Diederichs Verlages. Auch die heimische Mundartdichtung soll zu Worte kommen (vgl. Wippermanns Referat im Lit. Ratgeber des Borromäusvereins). — Natürlich gehören Volkslieder (vgl. etwa von Hatzfeld „Tanderadei“, Volksvereins-Verlag und den „Spielmann“ von Klemens Neumann) zu einem solchen Abend, auch Scherzgedichte August Kopischs.

Als Beispiel für die Kunst einer Erzählerin nenne ich: Karl Linzen ‚Marte Schlichtegroll' 1. Bd. S. 136 ff, wo Möddersch Ose Märchen erzählt, wie ja auch Märchen erzählt werden sollten. Zur Beschäftigung mit der Frage des Erzählens und Vorlesens verweise ich auf Weigert ‚Vom Erzählen und Vorlesen im Dorfe' (Bücherwelt, Sept. 1925) und meinen Aufsatz über Lisa Tetzner (Bücherwelt, Nov. 1925). — Gerade ein Hinweis auf Volksdichtungen und Erzählen im Volk scheint mir viele Anregungen für die Winterabende in der Familie zu geben. Und das ist ja schließlich auch eine wichtige Aufgabe unseres Vereins, innigerem Familienleben zu dienen. — Leider mußte ich mich bei den Angaben kurz fassen, da die Ueberfülle des Stoffes mich dazu drängte. Man schaue nur hinein in den Reichtum unserer Dichtung: ein Similiberg tut sich dem auf, der das „Sesam, öffne dich!" weiß, und wir sollen dorthin Führer sein.

Bonn. Josef Zimmermann.

Zur Buchausstellung vor Weihnachten

Eine Buchausstellung vor Weihnachten hat einen besonderen Sinn. Nicht allein um die Darbietung wertvoller literarischer Neuerscheinungen handelt es sich dabei; darauf darf sich eine Weihnachts-Buchausstellung nicht beschränken, weil solche Bücher besonders lesenswert als Eigenbesitz sein sollten. Einige mehr technische Anregungen wurden schon in der ‚Bücherwelt', November 1925, gegeben; hier sei etwas gesagt von der Vorbereitung der Buchauswahl. Will man nicht übereilt wählen, so muß die Buchausstellung früh vorbereitet werden. Vorsichtig wird der Büchermarkt gesichtet, was natürlich auch für die Aufgaben der Volksbücherei gilt. Man muß wissen, an welche Kreise sich die Ausstellung wendet. Bei einer solchen wägenden Auswahl treten die wertvolleren Bücher heraus aus der Masse, von selbst werden auch ältere Werke, die nicht das Glück haben, ausgesprochene Neuerscheinungen zu sein, hinzukommen. Der Bibliothekar arbeitet in einem Kreise verantwortungsbewußter Menschen den ‚Literarischen Ratgeber des Borromäusvereins" und die Jahrgänge der ‚Bücherwelt" durch und notiert sich die bedeutenderen Werke mit kurzer Bewertung in ein sog. Desiderienbüchlein, ein Wunschbüchlein, ein Heftchen, das übrigens auch für die Buchauswahl der Büchereien von Wert ist. Mehrmalige Ueberprüfung der so gewählten Bücher sichtet neu, und manches, was auf den ersten Blick geeignet erschien, wird nun gestrichen. Das scheint mir ein Weg zu sein, um bei der Buchausstellung wirklich gute und wertvolle Bücher empfehlen zu können. Hierbei ergibt sich von selbst, daß mit der Vorbereitung der Buchausstellung früh begonnen werden muß.

Bonn. Josef Zimmermann.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

I. Glaubenslehre

Krebs, Engelbert, **Dogma und Leben** II. (Slg. Kathol. Lebenswerte V, 2). Paderborn 1925, Bonifacius-Druckerei. Geb. M. 10,—.

Dem ersten Bande des bekannten Werkes fügt Krebs jetzt einen zweiten hinzu, in dem er die Lehre von der Kirche dogmatisch darstellt und ihre Verwendung für das praktisch-religiöse Leben zeigt. Er faßt dabei die Kirche in ihrer Tiefe als den mystischen Leib Christi und zeigt das Fortwirken des Herrn in Lehr-, Priester- und Hirtenamt, weist auf Wesen und Wert der Merkmale der wahren Kirche hin, führt hinüber zu den „letzten Dingen" und faßt dabei auch die Eschatologie christozentrisch. Diese Bemühung, die Dogmatik um ihren Mittelpunkt, die Lehre vom Gottmenschen, zu konzentrieren, erweist sich für Lehre und Leben als durchaus fruchtbar. Die Glaubenslehre erhält dadurch echte „Lebenswerte".

Pesch, Chr., **Gott der Eine und Dreieine.** Düsseldorf 1926, Schwann. Geb. M. 6,—.

Aus dem Nachlasse des bekannten Jesuitentheologen herausgegebene dogmatische Studien. Vom „Ursachentrieb" steigt der Verfasser durch Natur und Geisteswelt hinauf zu ihrem Gründer und Gestalter, zeigt Gott als Gegenstand gläubiger Erkenntnis, entwickelt die Lehre vom Wesen Gottes und entfaltet das trinitarische Dogma. Hervorzuheben ist die warme religiöse Ueberzeugung, die durch alle begrifflichen Bemühungen hindurchpulst.

Schmidt, Expeditus, **Magnalia Dei.** München 1926, Kösel. Geb. M. 3,50.

Ein ganz knapper Aufriß der kathol. Glaubenswelt, von ihrem Ausgangspunkt aus Gott bis zu ihrem Endziele, der Gottesgemeinschaft. Keine gelehrte Theologie, aber irenische Unterhaltungen eines Seelsorgers mit denen, die in Zweifel und Unklarheit sich Rat holen möchten. Zwischen Katheder und Katechismus sollen diese kurzen Abhandlungen stehen und vorab praktisch-seelsorglicher Verwendung, doch auch einer guten Selbstorientierung dienen.

II. Apologetisches

Brunsmann, Joh., **Religion und Offenbarung.** Mödling b. Wien 1924, Missionsdruckerei St. Gabriel.

Der erste Band eines neuen Lehrbuches der Apologetik. Aus Vorlesungen hervorgegangen, dient das Werk zunächst einer theologisch-wissenschaftlichen Vertiefung. Die Form ist streng schulmäßig, als „scholastische Methode" kennzeichnet sie der Verfasser. Die Lehre von Gott, Seele, Freiheit und Sittengesetz bleibt, weil der Philosophie zugehörend, fort. Dagegen ist großer Wert auf die Behandlung der „natürlichen Religion" gelegt, da „das natürliche Fundament des kathol. Glaubens, im Wesen des Menschen und im Leben der Völker, voll und ganz zur Geltung" kommen soll. In der Lehre von der übernatürlich geoffenbarten Religion ist auf moderne Fragestellungen (Bibelkritik, Religionsgeschichte u. a.) Rücksicht genommen. Eine Einstellung in die Borromäusbüchereien empfiehlt sich nur dort, wo akademische Leser in Frage kommen.

Donat, Jos., Die Freiheit der Wissenschaft. 3. Aufl. Anastatischer Neudruck. Innsbruck 1925, Fel. Rauch.

Ein schon älteres Buch des Innsbrucker Philosophen, das den modernen Freiheitsbegriff nach allen Seiten beleuchtet. Der unveränderte Neudruck vom Jahre 1911 kann nicht die große Krise des Autonomiegedankens in der heutigen Philosophie und in manchen Richtungen der protestantischen Theologie aufweisen. Das Buch bleibt im ganzen eine Kampfschrift gegen den „Liberalismus" der Vorkriegszeit und seine heutigen Reste.

Fahsel, Helmut, Gespräche mit einem Gottlosen. Freiburg 1926, Herder. Geb. M. 6,—.

Lebendige Dialoge, die nicht den Anspruch methodischer Wissenschaftlichkeit erheben, aber in die Gedanken- und Gefühlswelt des Großstadtmenschen tief hineinschauen lassen. Das ist ihr Wert. Keine schulmäßige Apologetik, aber der Versuch einer ehrlichen Antwort auf ehrliche Fragen. Großstadtbibliotheken dürften Leser des Werkes finden und manchem Leser mit diesem Buch Antwort bieten auf Fragen, die er selbst mehr oder weniger bewußt in sich trägt.

Zach, Franz, Modernes oder katholisches Kulturideal? Wien 1926, Herder. 3. Aufl. Geb. M. 10,—.

Der Verfasser ist „Soziologe". Als solchem ist ihm alles gelegen an einem geschichtlichen Verständnis des Werdens unserer heutigen Gesellschaftskultur. Er verfolgt dieses Werden nach einem skizzenhaften Ueberblick über die Entwicklungsgeschichte der Menschheitskultur, die in der hellenischen Kultur einen ersten und in der Blütezeit der christlich-germanischen Kultur einen zweiten Höhepunkt erlebt, von den Zeiten der Renaissance über Reformation, Aufklärung, Idealismus und Romantik bis zum „Bankrott der Renaissance- und Reformationskultur". Rettung bietet ihm einzig ein neues katholisches Kulturideal. Daß ein solches heraufzieht und sich schon in Ansätzen durchzusetzen sucht, ist des Verfassers froher Glaube. Das Buch stellt sich damit hinein in die Diskussion über das katholische Bildungs- und Kulturproblem. Ueber manche historische Beurteilungen kann man anderer Meinung sein. Unseren „Gebildeten" ist die Lektüre solch großer Zusammenhänge sehr zu empfehlen. Geschichtlich und kulturkritisch interessierte Leser unserer Großstadtbibliotheken soll man auf das Buch aufmerksam machen. Das letzte Urteil über die Prognose des Verfassers ist Sache des Glaubens. Die apologetisch-aktivistische Einstellung des Verfassers zeigen Aufforderungen wie diese: „Wir Katholiken müssen die geistige Weltherrschaft wieder erobern".

III. Asketisches. Religiöse Selbsterziehung

Fey, Mutter Klara, Fastenbetrachtungen. Freiburg 1925, Herder. 2. u. 3. Auflage. Geb. M. 4,—.

Religiöse Betrachtungen einer schlichten, aber großen Ordensfrau. Ohne Ueberschwänglichkeit, ganz praktisch die Einzelheiten des täglichen Lebens klar ins Auge fassend und keine unmögliche Spiritualisierung. Echte Kost, der es um wirkliches Wachsen, nicht um ästhetisch-spielerische Verfeinerung zu tun ist. Und nicht bloß für Ordensleute. Bei aller gemütstiefen Versenkung in die Passion doch die ganz religiöse ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Mysterium und echt fraulicher Takt.

In die Persönlichkeit des Herrn führen zwei neue Herz-Jesu-Bücher ein:

Pitynek, A., **Am Herzen Jesu.** Paderborn 1925, Schöningh. Geb. M. 4,50.

Das Buch eines praktischen Seelsorgers, der die wirklichen Fragen der religiösen Bildung des einzelnen und den Wert religiöser Energien für die Gestaltung des Soziallebens kennt und an ihrer Lösung mitarbeiten möchte. Ein Buch voll Freude und Ernst zugleich, meist auch glücklich in der Fernhaltung alles Uebertriebenen, der großen Gefahr vieler Herz-Jesu-Bücher.

Pörtzgen, P. J. M., **Das Herz des Gottmenschen im Weltenplane.** Trier 1926, Paulinus-Druckerei. 4. Aufl. Geb. M. 4,50.

Eine eigenartige religiöse Geschichts- und Lebensbetrachtung, aufbauend auf der Erfassung der Persönlichkeit des Heilandes und ihrer Bedeutung für die Arbeit an der eigenen Lebensgestaltung wie an den geschichtlichen Aufgaben des Menschenlebens. Lesern, die mehr als momentane Erbauung suchen und ihres Christusglaubens auch in den Aufgaben der Gegenwart froh werden wollen, zu empfehlen. Alle Askese erscheint hier unter den höchsten Gesichtspunkt gestellt: „Jesus Christus".

Laur, Elred, **So sollt ihr beten.** Limburg (Lahn) 1925, Steffen. Geb. M. 3,—.

Eine einfache Erklärung des Vaterunsers, bemerkenswert durch fleißige Benutzung der Schrift und der Väter. Hier und da verrät der rhetorische Schwung noch die Herkunft dieser Abhandlungen aus Predigten.

Sinner, Franz, **Demut, die Grundtugend des christlichen Lebens.** Wiesbaden 1925, Rauch. Geb. M. 7,50.

Eine umfassende Darstellung des Wesens, der Quellen, der Motive und der praktischen Uebung der christlichen Demut. Schrift, Väter und scholastische Theologie bilden das Fundament des Aufbaues. Die Gestalt des Herrn tritt immer wieder in den Mittelpunkt der Erörterungen. Das Ganze durchzieht eine edle Begeisterung für demutsvolles Dienen vor Gott und den Menschen. Die viel verkannte Tugend enthüllt sich als die echte Größe des von Gott begnadeten und an ihm sein Leben orientierenden Menschen. Eine Aszetik hoffnungsfreudiger und emporziehender Art, die weder ermüdet noch entmutigt.

Nümmer, Franz, **Wahres Leben.** Paderborn 1924, Schöningh. Geb. M. 2,40.

„Ein Büchlein von der Gnade", wertvoll durch strengen Anschluß an das Neue Testament. Jesus selbst, wie das Johannesevangelium ihn schildert, erscheint als der große Gnadenlehrer. Petrus, Johannes und namentlich Paulus schließen sich an. Vor allem ist die paulinische Gnadenlehre schön und ernst und bei der Schwere des Stoffes auch verständlich behandelt. Solche asketische Ausmünzung des neutestamentlichen Schrifttums sollte mehr geboten werden. Was haben wir Größeres? Das Büchlein empfiehlt sich durch Inhalt wie durch Schönheit und Einfachheit der Sprache. Es sei ernsteren Lesern gut empfohlen.

Willam, Franz Michael, **Unser Weg.** Wiesbaden 1925, Rauch. Geb. M. 5,—.

Eine ganz volkstümliche katholische Sittenlehre, ausgehend nicht vom Gesetz, sondern — endlich! — vom Gewissen. Keine trockene Aufzählung der Pflichten und Pflichtenkreise, sondern Gruppierung der christlichen Grundtugenden um Gottes Gebote in lebensnaher Wärme und dann vor allem gesund psychologische und fein pädagogische Anwendungen. Diese Art der Behandlung kommt vor allem auch der Erziehung zur geschlechtlichen Lauterkeit zugute. Hier ist der Verfasser ebenso nüchtern wie ernst und aufmunternder Führung kundig. Ueberall erweist sich

Willam als mitten im Volksleben stehend. Das erklärt freilich auch die etwas schematische Behandlung der Kapitalismus-Sozialismus-Frage.

Wartensleben, Gabriele von, **Wahrhaftigkeit und Wesenserfüllung.** Regensburg 1926, Habbel. Geb. M. 1,—.

Eine sehr feine ethische Studie, die mit moderner Psychologie und Lebenskunde wohl vertraut ist und auch der Lebensphilosophie und Phänomenologie manches verdankt. Bei aller Kürze doch das Wesentliche einer wirklichen Ganzheitsgestaltung des persönlichen Lebens gut herausstellend. Für tiefere Leser!

Rohr, Erich, **Franziskus und Ignatius.** München 1926, Pfeifer. Kart. M. 1,80.

Diese vergleichende Studie sucht ohne streng wissenschaftliche Form, doch in ehrfurchtsvoller Versenkung in die Seele zweier Heiligen über deren Frömmigkeitsform zu orientieren. Haben sie beide das gleiche Ziel, so ist ihr Weg doch grundverschieden. Bei Ignatius der soldatische Weg der Pflicht, bei Franz die große Gottesliebe als lebendiger Quell religiösen und sittlichen Lebens. Der Verfasser behandelt das — immerhin heikle — Thema mit allem Respekt auch vor Ignatius, aber sein Ordensvater Franz erhält den Vorzug: „Zweifellos steht aber der ‚Vater im Himmel', ‚der Vater der Erbarmung und Gott alles Trostes' seinem (des hl. Ign.) Denken und Fühlen nicht so nahe wie dem hl. Franziskus". Wir meinen, das sei entscheidend: der Vater unseres Herrn Jesu Christi ist doch Kern und Stern aller an der Verkündigung Jesu orientierten Frömmigkeit.

Religion und Seelenleben. Vorträge der Sondertagung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker in Kevelaer. Herausgegeben von Wilhelm Bergmann. Düsseldorf 1926, Schwann.

Diese Vorträge behandeln das sehr umstrittene Gebiet der seelischen Erkrankungen, insbesondere der Psychopathien und Neurosen vom medizinischen, psychologischen, ethischen und pädagogischen Blickpunkt aus. Besondere Berücksichtigung finden die psychoanalytischen Probleme und ihre Beziehung zu christlichem Leben und Seelenführung. Die beigedruckten Aussprachen offenbaren die ganze Zerrissenheit und das tastende Schwanken der heutigen katholischen Einstellung gegenüber den hier behandelten Fragen. Eine Frage drängt sich auf: Weshalb kommen katholische Fachleute, die ernste Arbeit in der Vertiefung der Psychoanalyse und ihrer Verwertung für die katholische Moralpädagogik geleistet haben und leisten, wie Rh. Liertz und Th. Müncker, nicht zu Wort? In solch ernsten Dingen dürfte die begründete Meinung jeder „Richtung" gehört werden.

IV. Zur Mystik

Dolezich, Gabriele, **Die Mystik Jan van Ruysbroeks des Wunderbaren** (Wittig-Seppelt, Breslauer Studien zur historischen Theologie IV). Habelschwerdt 1926, Franke. Kart. M. 6,—.

Eine streng wissenschaftlich-quellenmäßige Behandlung des bekannten Mystikers des 14. Jahrhunderts. Seine Mystik wird geistesgeschichtlich eingeordnet, ihre spekulativen Momente und ihre praktischen Folgerungen werden dargelegt. Eine für die Geschichte der mittelalterlichen Mystik und ihre Wirkungen bis auf Nicolaus von Cues sehr wertvolle Arbeit. Vielleicht finden sich Leser, die über allem Mystizismus gern wieder zu den großen Gestalten namentlich des deutschen Mittelalters zurückkehren, auch unter den Mitgliedern der Borromäus-Bibliotheken.

Das Suso-Buch. Eine Auswahl aus den deutschen Schriften des Mystikers. Stuttgart 1925, Hädeke. Geb. M. 4,50.

Eine gute Auswahl auf Grund der alten Diepenbrockschen Uebersetzung vom Jahre 1829. Sie wahrt den charakteristischen Klang der mittelhochdeutschen Sprache. Wertvoll ist der Auszug aus der Einleitung von Jos. Görres in Susos Schriften. Die buchtechnisch schöne Ausgabe empfiehlt sich allen Freunden der deutschen Mystik, die nicht mehr als eine Auswahl suchen. Die hier vorgenommene Auswahl bietet das Zarteste dieses „Minnesängers unter den deutschen Mystikern".

Ernst, Agnes, **Zwei Freundinnen Gottes.** Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. M. 3,20.

Der Verlag stattet das Werkchen vortrefflich aus, dem Inhalt ganz entsprechend. Die Verfasserin beschreibt das Leben zweier mittelalterlicher Frauen, Julianens von Lüttich und Evas, der Reklusin, die an der Einführung des Fronleichnamsfestes so hervorragenden Anteil hatten. A. Ernst hat sich in das Innenleben dieser Frauen in feinem Verständnis eingelebt und macht es den Freunden mystischer Seelen wieder lebendig.

Des heiligen **Johannes vom Kreuz Geistlicher Gesang.** Nach den neuesten kritischen Ausgaben aus dem Spanischen übersetzt von P. Aloysius ab Immaculata Conceptione aus dem Orden der unbeschuhten Karmeliter. München-Rom 1925, Theatiner-Verlag. (IV. Bd. der Gesamtausgabe.) Geb. M. 6,50.

Die Mystik des 16. Jahrhunderts erschließt der vorliegende Band. Die glutvolle spanische Seele des Barock erscheint hier als ein gegenüber der deutschen mittelalterlichen Mystik neuer Typ. Der Weg zur Gotteinigung ist auch hier der alte dreifache: der Reinigungs-, Erleuchtungs- und Einigungsweg, dem noch ein weiterer Ausblick auf die zukünftige Vereinigung in der Seligkeit hinzugefügt wird. Dieser geistliche Gesang des Seelenführers der gewaltigen Mystikerin Theresa von Jesus und ihres Mithelfers in der Reform des Karmeliterordens wurde zum größten Teil im Gefängnis von Toledo gedichtet. Er trägt die tiefen Spuren eines durch schweres Leid geläuterten Geistes, der seine Ruhe nur findet in Gott. Johannes selbst nannte dieses Werk das „Vermählungsgedicht" der gottliebenden Seele mit ihrem Gott. Man hat nicht mit Unrecht an die Aehnlichkeit dieses Jubelhymnus der Liebe mit dem Hohenlied erinnert. Daß er nur reife Leser anspricht, braucht nicht erwähnt zu werden.

Heilmann, Alfons, **Herrlichkeiten der Seele.** Mystik des Auslandes. Freiburg 1926, Herder. Geb. M. 8,—.

Diese Sammlung bildet den IV. Band der bekannten Schriftenreihe ‚Bücher der Einkehr'. Natürlich ist die christliche Mystik des Auslandes gemeint, die spanische, italienische, französische, flämische Mystik. Die Auswahl tritt der Heilmannschen Sammlung der schönsten Stellen aus den deutschen Mystikern, dem ‚Seelenbuch der Gottesfreunde', würdig zur Seite.

Via Sacra. Winke und Worte der Heiligen auf dem Wege zu Gott. München. Ars sacra. Josef Müller.

Auf diese nach Inhalt und Form vollendete Sammlung sei nachdrücklich hingewiesen. Sie bietet das Beste und Schönste aus Leben, Reden und Schriften der Heiligen in einer den Bedürfnissen und dem Geschmack unserer Zeit angepaßten Form, ohne das Zeitgemäße durch mangelnden Ernst und Verzicht auf das Unbe-

queme zu erkaufen. Ihr Zweck ist, je ein Heiligenbild in seiner Ganzheit und in den sie belebenden letzten Gestaltungskräften erstehen zu lassen. Diesem Zwecke dienen eingehende Einleitungen, die aus besten Federn stammen. Die Auswahl ist so gestaltet, daß das Charakterbild des Heiligen aus ihr selbst mehr und mehr ersteht. Eine strenge und saubere wissenschaftliche Arbeit liegt jedem Bändchen zugrunde, aber auch ein feines Vermögen, die Struktur jedes Heiligen in ihrer Sonderheit und Lebendigkeit zu erfassen. Sehr zu begrüßen sind die literarischen Quellennachweise. Man darf nur auf die Fortsetzung dieser, auch in ihrer künstlerischen Ausstattung erstklassigen Sammlung hoffen. Die übersichtliche Einteilung ermöglicht zugleich ein kurzes Nachschlagen irgend eines Gedankens, der im Alltagsleben den Blick zum Ewigen erheben läßt. Aber ein letztes Verständnis gewinnt man doch immer erst aus dem Ganzen heraus. Für dieses Mal sei auf folgende Bändchen verwiesen:

Sankt Franziskus, der seraphische Wandersmann. Von Johannes Schuck. Geb. M. 3,60.

Als Wandersmann, als Spielmann Gottes ist Franz hier gemalt, der voll göttlichem Frohsinn die umbrische Au durchzieht, freundlich und gütig gegen alle, doch auch nicht ohne Kreuz, Gott im Herzen, den majestätischen und gütigen, voll Sehnsucht nach dem verborgenen Gott im Sakrament der Kirche, immer und überall in Gott und für Gott lebend und auf ihn bauend. Ein frohes Bild und eine frohe Religion.

Augustinus, Das religiöse Leben. I. Teil: Die Seele und ihr Gott. II. Teil: Gemeinschaft. Gesammelte Texte mit Einleitung von Otto Karrer. Geb. je M. 4,80.

Die Teilung dieses Buches in diese zwei Teile sagt alles: Gott und die Seele ist nicht alles in der Religion, wohl das Grundlegende und ursprünglich Beglückende. Aber wo Gott ist, ist auch Gemeinschaft mit allem Gotteswerk, mit den Gotteskindern und mit Gottes Kirche zumal. Karrer, als feinsinniger Biograph wie als Erforscher der Mystik gleicherweise geschätzt, gibt uns in seiner ausführlichen Einleitung und in der vieles Verborgene neu entdeckenden Sammlung den ganzen Augustin: den in Gott Versunkenen, der nichts weiter wünscht als Gott und die eigene Seele, und den anderen, der sich als Glied des mystischen Christusleibes weiß und in der Gemeinschaft des Glaubens, Liebens und Hoffens Gott und die Brüder findet. Keine von den anderen Augustinussammlungen gibt so die eine, geschlossene Gestalt wie diese Karrersche Auswahl, und die Einleitung darf man als ein Kunstwerk bezeichnen, in dem ein ebenso ehrfürchtiges psychologisch-künstlerisches Nacherleben weht wie ein gründliches theologisches und philosophisches Verstehen das Bild zum Ganzen gestaltet.

Der königliche Weg des Kreuzes. Nach den Betrachtungen der gottseligen **Katharina Emmerick.** Von Johannes Schuck. Geb. M. 3,60.

Wer erstaunt sein mag über die Aufnahme dieses Büchleins in die vorliegende Sammlung, sei an ein Wort des bekannten kritischen protestantischen Theologen Alb. Schweitzer, der unverdächtig sein dürfte, erinnert: „Und doch liegt in diesen naiven Ausmalungen und Erfindungen etwas Ergreifendes: man kann das Buch nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht in den Händen halten, wenn man bedenkt, unter welchen Schmerzen diese Offenbarungen erlebt wurden". So wollen und sollen diese „Fastenbetrachtungen" genommen werden: als ein Beispiel, wie Jesu Leiden sich in einer leidenden Seele spiegeln. Das, und nicht die realistische Ausgestaltung, über deren Wert man sehr geteilter Meinung sein kann, ist das Ergreifende.

V. Liturgisches

Grisar, Hartmann, **Das Missale im Lichte römischer Stadtgeschichte.** Freiburg 1925, Herder. Kart. M. 7,60.

Eine für die Erklärung des römischen Meßbuches trotz vieler noch ungelöst bleibenden Fragen aufschlußreiche Schrift. Die Erforschung der römischen Stadtgeschichte wurde dem Verfasser der Schlüssel für das geschichtliche Verständnis der Perikopenwahl und anderer Teile der Meßliturgie. Namentlich wirft die Beschäftigung mit den Stationen helles Licht auf die Zusammenstellung und die Eigenart der Fastenmessen. Topographie, Heiligenkult, Festsitten, z. T. auch religiöse und profane Volksbräuche vermitteln einen manchmal überraschenden, aber doch so allein das scheinbar Willkürliche erklärenden Einblick in die liturgischen Formulare. Die bisherige rein ideelle Erklärung des Zusammenhanges vor allem der Fastenmessen untereinander und der einzelnen Gebete innerhalb eines Formulares erweist sich nun erst recht als gekünstelt, wenn auch der übergreifende Ideenzusammenhang der betr. Festzeit dabei gewahrt bleiben wird.

Zur Erklärung der hl. Messe im einzelnen:

Simons, G., **Das Opfer des Neuen Bundes.** Uebersetzt von Jak. Hoffmann. Paderborn 1926, Schöningh. Geb. M. 6,—.

Dogmatik, Geschichte und Praxis der hl. Messe werden hier in einer leicht verständlichen Form geboten, zumal von theologischen Streitfragen abgesehen wird. Wertvoll ist die klare Herausstellung der Opferidee, die in allen drei Teilen des Buches die Leitidee ist. Die hl. Messe wird als Akt der höchsten Gottesverehrung dargestellt. Der religiöse und der geschichtliche Gehalt und die einfache Form der Darstellung empfehlen das Werkchen für liturgisch interessierte Laien.

Eucharistische Funken VI: Die heilige Messe. Aus dem Italienischen übersetzt von Ottilie Bödiker. Freiburg 1925, Herder. Geb. M. 2,—.

In der aphoristischen Art der bekannten ‚Eucharistischen Funken' geschriebene Erklärung der hl. Messe, die deren Mystik und Theologie berücksichtigt und zum verständnisvoll-andächtigen Mitopfern anleitet.

Anwander, Anton, **Im Heiligtum.** Lesungen über die hl. Messe für Frauen und Mädchen. Wiesbaden 1926, Rauch. Geb. M. 3,60.

Schlicht und einfach will dieses Büchlein dem „Streben nach Belebung unserer Meßandacht und feinerem Verständnis des Vermächtnisses Christi" dienen. Keine Einzelerklärung der liturgischen Gebete und Gebräuche, aber ein Gang durch das Ganze der hl. Messe und ihres Gebetsgehaltes.

Oberhammer, Clem., **In Leid und Sieg.** (Liturgische Lebensbücher II). 2. Aufl. Innsbruck 1925, Tyrolia. Geb. M. 4,20.

Der zweite Band einer Sammlung kurzer Betrachtungen über die Messen des Kirchenjahres. Erschienen sind ferner bisher: ‚Im Lichte des Christkinds', ‚Im Feuer des Hl. Geistes', ‚In Herbstestagen'. Im vorliegenden Bändchen schließen sich diese „liturgischen Tagesgedanken" an Offertorium und Kommunion der Messen der Fasten- und Osterzeit sowie der in diese Zeit fallenden Heiligenfeste an. Nicht ausgeführte Betrachtungen, aber praktische Anleitungen zum Nachdenken und zur inneren Anteilnahme an der Tagesliturgie.

Zum Kirchenjahr:

Lucas, Josef, Das Jahr entlang. Limburg (Lahn) 1926, Pallottiner-Verlag. Geb. M. 4,50.

In gehobener, doch leicht verständlicher Sprache führt der Verfasser den Leser durch das Kirchenjahr. Der Tenor der einzelnen Feste und Zeiten ist gut getroffen, die Anwendung bei allem Ernst doch nie finster, sondern auf die Erziehung zu einem frohen Christenleben hinzielend. „Schlichte Blümlein am Lebenswege."

Gießen. Prof. Dr. Theodor Steinbüchel.

Karl Boventer: Caritas und Kerker. Beiträge zur kath. Gefangenenseelsorge und -fürsorge. Mit Bild. 60 S. gr. 8°. Freiburg 1926, Caritasverlag. M. 2,75.

Diese so zeitgemäße Schrift habe ich mit immer wachsendem Interesse in einem Zuge gelesen. Die einzelnen Kapitel, die von verschiedenen Verfassern stammen: Franz Josef Anton, Reichsgraf von Spee, ein Laienapostel der Gefangenenfürsorge, Ich war im Kerker und ihr habt mich besucht, Zur Seelsorge der zum Tode Verurteilten, Und wenn alle . . . ich werde deiner nicht vergessen, Geschichtliche Entwicklung des sozialen Gedankens im deutschen Strafrecht, bringen viele neue Rückblicke und Ausblicke. Die kath. Caritas, die im Dienste der Gefangenen immer führend war, erhält in dieser Jubiläumsschrift der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft eine kurze, aber festbegründete Würdigung. Das Seite 17 angeführte Urteil des Geheimrats Krone wird bedeutend gemindert werden müssen, wenn einmal das archivalische Material der Gefängnisse des 17. und 18. Jahrhunderts durchgearbeitet ist. Für Baden z. B. treffen wir in jener Zeit zu Mannheim, Bruchsal und Breisach eine geordnete Gefängnisseelsorge nach Ausweis der Akten. Ich mache auf das Studium dieser Archivalien besonders aufmerksam. Dann könnte das Buch von Kraus, Im Kerker vor und nach Christus, das aus jener Zeit für deutsche Gefängnisverhältnisse ganz wenig zu berichten weiß, in der schon längst notwendigen zweiten Auflage viel Lobenswertes von der kath. Caritas verkünden. Die Schrift Boventers sollte jeder Seelsorger und alle diejenigen lesen, welchen fremdes Elend zu Herzen geht.

Bruchsal. Strafanstaltspfarrer Ebner.

Erziehung und Unterricht

Linus Bopp: Vom Verstehen und Verstandenwerden. Ein Beitrag zur Grundhaltung des Erziehers. (Die Erziehung, Beiträge zur katholischen Erziehungsfürsorge, 1. Bd.) kl. 8°. V u. 75 S. Freiburg i. Br. 1926, Caritasverlag. Ganzleinen M. 2,70.

Vorliegendes Bändchen, das nur Wegbereiter sein will für ein (mittlerweile erschienenes) Buch: Das Jugendalter und sein Sinn, wendet sich an alle Erzieher, die ihre Zöglinge verständnisvoll, d. h. nach den Forderungen kluger Erfahrungsweisheit und gründlicher Seelenkunde behandeln wollen. Wer die Jugend verstehen will, muß „viel wissen und viel lieben" (S. 16). Bopp kennt sich aus in der modernen Psychologie und ihren Hilfswissenschaften, und er geht an die Erziehungsfragen heran mit einem warmen Priesterherzen. An feinsinnig gedeuteten Beispielen aus Literatur und Leben zeigt er allen Jugendführern und Jugendfreunden den Weg in die Seele des jungen Menschen. Wer sich in dieses Büchlein

vertieft hat, wird sich von Bopp gern noch tiefer in den „Sinn des Jugendalters“ einführen lassen.

Dalheim (Rheinland). P. Meinrad Vonderheide O. F. M.

Geschichte. Politik

Ludwig, Freiherr von Pastor: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Zehnter Band. Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration: Sixtus V., Urban VII., Gregor XIV. und Innozenz IX. (1585—1591). XXXII und 666 S. 8°. Freiburg i. B. 1926, Herder. M. 20; geb. in Leinen M. 24.

Die gewaltige Persönlichkeit Sixtus V. und die gefahrvolle Lage des Katholizismus in einer politisch wie religiös stürmisch erregten Zeit hat mehrere hervorragende Historiker angezogen, gerade dieses kurze aber inhaltreiche Pontifikat zum Gegenstande ihrer Forschung zu wählen. Ranke, Hübner und Herre haben dies getan und die Forschung durch viele von ihnen neu erschlossene Quellen bereichert. Pastor hat, über seine Vorgänger hinausgehend, vor allem auch die kirchenpolitische Tätigkeit und den katholisch reformatorischen Geist des großen Papstes ins rechte Licht gestellt. So ist es ihm gelungen, zumal auch auf Grund zahlreicher wertvoller Funde, ein gänzlich neues scharf umrissenes Bild und eine lebensvolle erschöpfende Charakteristik Sixtus V. zu schaffen.

Zwei große hehre Aufgaben stellte Sixtus V. sich beim Antritt seines Pontifikates: Innerkirchliche Reform und Befestigung der überall von den Machthabern bedrohten kirchlichen Rechte. Hier eröffnet sich der Blick in eine ganze Welt und in eine Fülle von Fragen, die das Interesse jedes Lesers gefangen nehmen. Hier schöpft der Verfasser aus voller Forschungsarbeit; in seiner tiefen Einfühlung in diese Fragen und ihrer Lösung liegt weitaus der Hauptteil und der Hauptwert seines schönen Werkes. In übersichtlicher Ausführung legt Pastor die Lage der Kirche in den einzelnen Ländern Europas dar. Mit unanfechtbarer Begründung weist er die vielen Angriffe neuerer Schriftsteller auf die Politik des Papstes zurück und bringt uns seine charakterfeste, unbeugsame und kluge Persönlichkeit lebendig nahe. Immer bleibt Sixtus V. der strenge Hüter der kirchlichen Rechte. Ergreifend ist Pastors Schilderung der letzten Lebenstage Maria Stuarts und ihres heldenhaften Sterbens, weniger deutlich hervorgehoben ihre Ablehnung der Pläne zur Ermordung Elisabeths. In sorgfältigster Bearbeitung gibt der Verfasser ein Bild der Zustände in Deutschland. Die tiefgehende religiöse Spaltung und der Verlust zahlreicher Bistümer an die Protestanten, die Verweltlichung des höheren und niederen Klerus bedrohten hier die Kirche in ihren Grundfesten. Durch äußerst klug und vorsichtig ausgewählte Nuntien für Deutschland, Holland und die Schweiz suchte Sixtus überall das Bedrohte zu erhalten und das Verlorene wiederzugewinnen. Wie sehr die Interessen des Katholizismus Sixtus am Herzen lagen, offenbart sich ebenso kraftvoll in seiner Förderung der Wissenschaft wie in seinen Bemühungen um den Ausbau der Stadt Rom als Hauptstadt der Christenheit. In diesem fesselnden Abschnitt des Buches erhebt sich der Verfasser, der Rom kennt und liebt wie kein anderer, wieder zu jenen schwungvollen, ebenso gewaltigen wie kenntnisreichen Gedankengängen über die großen Bauten, wie man sie in ähnlicher Weise bei seiner Darstellung der Renaissancepäpste findet. Eine ganze Geschichte der Roma aeterna zieht hier an dem Blicke des Lesers vorüber. Den drei Nachfolgern Sixtus V., Urban VII., Gregor XIV., Innozenz IX., war es in der kurzen Spanne ihrer

Regierungszeit nicht verliehen, ihr Wollen und Streben zu voller Entfaltung zu bringen. Um so mehr hat Sixtus V. seiner Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Pastor hat diese vielumstrittene Persönlichkeit wahr und ganz erfaßt. Mit Bewunderung der Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit des gelehrten Forschers werden die Leser den 10. Band der Papstgeschichte freudig begrüßen und voll Dankbarkeit für die schöne Gabe dem hochverdienten Verfasser aufrichtigste Wünsche zur Fortsetzung seines Lebenswerkes widmen.

Siegburg. Prof. Dr. Wilhelm Felten.

Karl Alexander von Müller: Görres in Straßburg 1819/20. Eine Episode aus dem Beginne der Demagogenverfolgungen. XVI u. 272 Seiten. 8°. Mit einem Görresbilde. Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt. In Leinen M. 6,50.

In Görres' innerer Entwicklung bildet der Straßburger Aufenthalt den bedeutsamsten Wendepunkt. Geraume Zeit schon hat ihn der Zauber der katholischen Kirche und ihrer Vergangenheit gepackt. Nun läßt er ihn nicht mehr los. Eine Weile noch, und die empfängliche Seele des ehrlichen Gottsuchers findet Ruhe und Klarheit im Schoße der Kirche.

Die tieferen Probleme in Görres' geistigem Leben während dieser Periode berührt K. A. von Müller kaum. Sie schimmern nur hier und da durch die Tatsachen und Geschehnisse des äußern Lebens hindurch. Aber dieses äußere Lebensbild ist aus umfassenden Görresstudien emporgewachsen und hat aus ihnen seine Kraft gesogen. Jeder Strich ist quellenmäßig begründet, meist durch bisher unbekanntes Material. Das gibt dem Buche seinen bleibenden historischen Wert. Die Kunst der Darstellung macht es zu einem „historischen Genrestück", dessen feinsinnige Schilderungen — man lese etwa die klassisch schöne Gegenüberstellung von Görres und Hardenberg (S. 34 ff.) — jedem deutschen Lesebuche zur Zierde gereichen würden.

Linnich (Rhld.). Studiendirektor Dr. August Schmitt.

Robert Stein: Görres. Ein Weckruf zu seinem 150. Geburtstag am 25. Januar 1926. Mit 54 Abbildungen und einem Umschlagbilde. Bielefeld 1926, Velhagen und Klasing.

Seiner „lieben rheinischen Heimat und Vaterstadt Koblenz" hat der Verfasser diese kleine Görresbiographie gewidmet, die ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes ist wegen der schlichten Darstellung, des reichen Bilderschmucks und der wohltuenden Wärme einer echten vaterländischen Begeisterung.

Möge dieser Weckruf, der — bezeichnend und erfreulich! — aus nichtkatholischem Verlage kommt, den letzten Rest unverdienter Verkennung und Mißachtung eines unserer größten deutschen Männer hinwegblasen helfen!

Linnich (Rhld.). Dr. August Schmitt.

J. Jak. Wagner: Coblenz-Ehrenbreitstein. Biographische Nachrichten über einige ältere Coblenzer und Ehrenbreitsteiner Familien. 218 S. Selbstverlag des Verfassers. Brosch. M. 6,50, geb. M. 9,—.

J. Jak. Wagner, Dechant zu Ehrenbreitstein, hat seiner engeren Heimat durch diese biographischen Nachrichten einen wertvollen Dienst erwiesen. Aber nicht bloß der Koblenzer und Ehrenbreitsteiner wird sich an ihnen erfreuen können. Sie sind von allgemeinem kulturhistorischem Interesse, besonders da, wo sie mit Namen wie Beethoven, Brentano, Laroche, Lasaulx weit über den heimatlichen Horizont

hinausweisen. 36 gute Bildtafeln sind dem Buche beigegeben. Ein sorgfältiges Register erleichtert die Orientierung. Leider lassen Druck und Einband, wenigstens in der mir vorliegenden broschierten Ausgabe, sehr zu wünschen übrig.

Linnich (Rhld.). Dr. A. Schmitt.

R. F. Kaindl: Oesterreich, Preußen, Deutschland. Deutsche Geschichte in großdeutscher Beleuchtung. Wien und Leipzig 1926, Wilh. Braumüllers Universitätsbuchhandlung. Gr. 8°. XXVII u. 321 S. Brosch. M. 10,—, geb. M. 14,—.

Herbert Dankworth: Die Entwicklung der großdeutschen Idee. (Staatsbürger-Bibliothek Heft 1411/42.) M.-Gladbach 1926, Volksvereins-Verlag. 8°. 74 S. M. 1,20.

1. Seit Jahrzehnten als Vorkämpfer des großdeutschen Gedankens unermüdlich tätig, hat der Grazer Geschichtsprofessor Kaindl in dem vorliegenden umfassenden Werke das Fazit seiner wissenschaftlichen und publizistischen Lebensarbeit gezogen. Es gipfelt in der These, daß die kleindeutsche Gewaltlösung der deutschen Frage, die 1866 Oesterreich aus Deutschland hinausstieß, eine Versündigung am Geiste der deutschen Geschichte, aber auch am deutschen Volke selbst gewesen sei, die zu einer gänzlich verfehlten Blickrichtung der deutschen Politik (Ueberseel) verleitet und schließlich zu der Katastrophe von 1918 geführt habe. Daran ist zweifellos sehr vieles richtig. Auch darin hat Kaindl durchaus recht, daß er den Todfeind der großdeutschen Idee in dem engstirnigen Partikularismus der deutschen Territorialfürsten sieht, der mit allen Mitteln, auch mit dem des offenkundigen Verrats und der Preisgabe deutschen Landes und Volkes, seine selbstsüchtigen Interessen verfolgte. Besonders P r e u ß e n hat in dieser Hinsicht schwere Schuld auf sich geladen, nicht bloß unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich d. Gr., sondern auch in der napoleonischen Aera und im Zeitalter des Deutschen Bundes. Man darf K. keinerlei Vorwürfe machen, wenn er diese peinlichen Dinge mit spitzem Griffel zeichnet, im Gegenteil: gegenüber der Geschichtsklitterung T r e i t s ch k e s und seiner Schule, die alle Ehre auf Preußen, alle Schmach auf Oesterreich häufen möchte, ist die nachdrückliche Herausstellung des wirklichen Sachverhalts eine unbedingte Notwendigkeit. Sie ist es namentlich auch deswegen, weil diese ungerechte Verteilung von Licht und Schatten bei unsern österreichischen Brüdern eine sehr berechtigte Verstimmung und im Reich eine sehr unberechtigte Mißachtung Oesterreichs erzeugt hat, die beide dem Anschlußgedanken nicht förderlich sein können. Anderseits will es uns scheinen, als ob K. der Gefahr, die allen Apologeten droht, nämlich zuviel zu beweisen, in seiner Apologie für Oesterreich nicht ganz entgangen sei. Es kann doch im Ernste nicht bestritten werden, daß Oesterreich 1849 durch seine Forderung, auch mit seinen sämtlichen n i ch t d e u t s ch e n Ländern in den Deutschen Bund aufgenommen zu werden, die Gegensätze verschärft und die erstrebte Einigung Deutschlands außerordentlich erschwert hat. Auch daß es 1859 im Kampfe mit Frankreich und Italien lieber Venetien opferte, als daß es sich mit einigen Zugeständnissen an das preußische Prestige die Bundeshilfe gesichert hätte, hat damals nicht bloß in Preußen verschnupft. Damit soll natürlich Preußens nachheriges Vorgehen und zumal die Gewalttat von 1866 in keiner Weise entschuldigt, sondern nur festgestellt werden, daß eben auf b e i d e n Seiten Fehler gemacht worden sind. — K.s Buch ist eine sehr tüchtige Leistung, aus kernhafter deutscher Gesinnung und warmem deutschen Herzen geboren. Die leichtflüssige, volkstümliche Sprache macht es auch dem Nichtwissenschaftler zugänglich.

2. H. Dankworth hat den Rahmen seiner Betrachtung erheblich enger gezogen als Kaindl. Seine Untersuchung geht vom Jahre 1848 aus, also von den heißen Kämpfen, die in der Frankfurter Nationalversammlung um Deutschlands Einigung ausgefochten wurden. Leidenschaftslos und unparteilich, ohne jeden polemischen Unterton, wird auf das Auf und Ab des Ringens zwischen dem großdeutschen und dem kleindeutschen Gedanken geschildert, das erst dann zum Abschlusse gelangte, als Bismarck dem Streite mit Blut und Eisen ein Ende machte. Daß das, was so erzielt wurde, keine befriedigende Lösung bedeutete, hat Bismarck — worauf D. leider nicht eingeht — nachher selbst anerkannt durch sein ebenso beharrliches wie erfolgloses Bemühen, Oesterreich als Großmacht dauernd zu sichern und es durch ein staatsrechtliches Band aufs engste mit dem neuen Deutschen Reiche zu verknüpfen. Die Großmacht Oesterreich gehört heute der Geschichte an. Der übriggebliebene Torso ist nicht lebensfähig. Wird nun die Wiedervereinigung Deutsch-Oesterreichs mit Deutschland kommen? Mit D. hoffen wir es gerne. Seine kleine Schrift ist vortrefflich geeignet, das Interesse an einer Sache zu wecken, die jedem Deutschen Herzenssache sein sollte.

Bonn. Prof. Dr. A. Lauscher.

Pauline Montgelas: Zeitenwende. Briefe an einen Freund in Ostasien. (Zeit- und Streitfragen der Gegenwart, herausgegeben von Dr. Karl Hoeber. 18. Bd.) Gr. 8°. 84 S. Köln 1926, J. P. Bachem. Br. M. 3,80. Geb. M. 5.

Eine klare und tapfere Auseinandersetzung mit der Fülle der drängenden und drückenden Probleme, die der Weltkrieg und sein tragischer Ausgang uns allen auf die Seele gelegt haben, wird hier von einer geistvollen, hochgebildeten Frau unternommen, die selbst unter den Schrecknissen dieser Zeitenwende schwer gelitten hat, aber darunter nicht wie so viele andere seelisch zusammengebrochen ist. Der deutsche Zusammenbruch, der Sturz der Monarchie, die Demokratie und ihr inneres Recht, die soziale Umschichtung, der Kampf um eine neue Wirtschaftsordnung, die Amerikanisierung Deutschlands, Pazifismus und Völkerbund, die paneuropäische Frage, das Erwachen Asiens, Religion und Kirche in der Perspektive der neuen Zeit — damit haben wir nur das Wichtigste von dem herausgegriffen, was hier mit klarem Blick und warmem Herzen, immer geistvoll, vielfach eigenartig, bisweilen auch ein wenig eigenwillig, untersucht und gewertet wird. Der vortrefflichen Schrift ist die weiteste Verbreitung, besonders unter den gebildeten Katholiken, zu wünschen.

Bonn. Prof. Dr. A. Lauscher.

Naturkunde

Naturwissenschaftlicher Wegweiser. Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen. Herausgegeben von Prof. Kurt Lampert. Serie A. Jedes Bändchen ungefähr 100 S. Stuttgart, Strecker u. Schröder. M. 1,40.

Popularisierung der Naturwissenschaften ist oft eine bedenkliche und schwierige Sache; wenn sie aber immer in der Form dieser Sammlung geschieht, ist sie sehr zu begrüßen. Die Heranziehung von Fachgelehrten wie Klein, Migula, Feucht, Messerschmidt und Gräbner, um nur einige Namen zu nennen, bürgt für die Wissenschaftlichkeit des Inhaltes der einzelnen Bändchen. „Nur das Beste soll geboten werden", und was besonders für die „Wegweiser" hervorzuheben ist, „Polemik wird nach

Möglichkeit vermieden; Hypothesen werden sich stets als solche gekennzeichnet finden".

In bunter Folge lassen uns die „Wegweiser" Blicke tun in die „Welt der Sterne", in „Vulkanismus und Erdbeben", dann vor allem in unsere Pflanzen- und Tierwelt. Ueber Moose, Farne, Pilze, Käferleben und Süßwasseraquarien und vieles andere wird interessant und lehrreich geplaudert. Besonderes Interesse verdienen Bändchen wie: Mißbach, Der Pflanzensammler, in dem gute Anleitungen zum Mikroskopieren und Präparieren geboten werden, und Zimmermann, Die Naturphotographie. Wir sehen hier köstliche Momentaufnahmen aus der Tierwelt, und durch leicht verständliche Erklärung wird auch der jugendliche Liebhaberphotograph angespornt zu Pflanzen- und Tieraufnahmen. Ein ernstes Wort spricht Prof. Bock der Naturdenkmalpflege.

Text und Bilderschmuck sind durchweg bei allen Bändchen für volkstümliche Wegweiser vorbildlich. Der äußeren Ausstattung ist alle Sorgfalt zugewendet, und so präsentieren sich die Bändchen in einfacher und schöner Form und bilden eine Zierde jeder Hausbücherei. Möge die Sammlung ihren Zweck erfüllen, „den Leser immer mehr einzuführen in die noch lange nicht genügend erforschte heimische Natur und hinauszuführen in weite Fernen, das Wirken der ewig gültigen Naturgesetze zu zeigen im Kleinen wie im Großen".

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim O. F. M.

Heinrich Bals: Das Staatswesen und Staatenleben im Tierreich. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek, Bd. 8.) Mit 23 Illustrationen. 2., verbesserte Auflage. Regensburg 1926, Manz.

Ein rechtes Büchlein für die Jugend, das neben naturkundlichem Wissen viele ethische Werte vermittelt. Der junge Leser wird eingeführt in Leben und Weben der staatenbildenden Insekten, der Wespen, Hummeln, Bienen, Ameisen und Termiten, wird bekanntgemacht mit den sauberen und reinen Wohnungsverhältnissen, mit der gesetzmäßigen Ordnung, der sich alle in diesen Staatengebilden zum Nutzen und Wohle der Gemeinschaft unterwerfen. Ein Büchlein für die Jugend unserer Zeit.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim O. F. M.

Länder- und Völkerkunde. Reisen

Joseph Weingartner: Sizilien. Wanderbilder. Mit 15 Illustrationen. 12° (VI u. 162 S.). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinw. M. 4,—.

Mit feinem künstlerischen Verständnis und einem lebendigen Sinn für Volk und Landschaft beschreibt der Verfasser in anschaulich persönlicher Weise eine Reise durch Sizilien, die alle wichtigen Orte berührt, auch — und das bemerkt man mit besonderer Freude — entlegene und darum oft vergessene, wie Segesta und Selinunt. Die Darstellung ist zwar sprachlich nicht ungemein und erobert auch nicht unserm Blick noch unentdeckte Tiefen dieses glühend konzentrierten und tief geheimnisvollen Landes, das mitten in Europa ein Stück Urmenschentum, ein Stück Orient und in starker zauberhafter Gegenwärtigkeit ein Stück Antike bietet, aber sie ist so sympathisch, durch Frische und Verständlichkeit ausgezeichnet, daß sie unter den vielen Beschreibungen Siziliens, die es gibt, am ehesten für Volksbibliotheken in Betracht kommt.

Bonn. Dr. Heinrich Lützeler.

F. Börnstein-Bosta: Mandana baschi. Reisen und Erlebnisse eines deutschen Arztes in Afghanistan. Mit 38 Abbildungen und 1 Karte. 176 S. Berlin 1925, Reimar Hobbing. Geh. M. 9,—, Ganzleinen M. 12,—.

Emil Trinkler: Quer durch Afghanistan nach Indien. Mit 68 Abbildungen, 2 farbigen Skizzen und 1 Karte. 234 S. Berlin-Grunewald 1925, Kurt Vowinckel.

Oestlich von Persien wird das unter englischer Herrschaft stehende Indien und das asiatische Rußland durch einen Pufferstaat voneinander getrennt, der sich bis auf den heutigen Tag fast vollkommene Selbständigkeit bewahrt hat, ohne daß ihn bisher der eine oder andere der eifersüchtigen, landgierigen Rivalen zu verschlucken vermocht hätte. Es ist das Emirat Afghanistan. An Flächenraum besitzt es ungefähr die Größe des Deutschen Reiches, seine Bevölkerung zählt aber nur 6 Millionen Seelen. Es ist ein wahres Bergland, denn hier liegen die westlichen Vorläufer des Himalaya und die wilde Alpenwelt des Hindukusch mit ihren romantischen Tälern und Schluchten. Und doch befinden wir uns hier auf althistorischem Gebiet. Sind doch schon vor Jahrtausenden die Arier und dann im Laufe der Geschichte manche anderen Völker durch diese Täler gezogen und über den Kaiberpaß, das Einfallstor Indiens, in dessen gesegnete Tiefebene hinabgestiegen. In diesen Gegenden kämpfte einst Alexander der Große gegen die Skythen; hier gründete er die Stadt Alexandra und erhob die schöne Roxane zu seiner Gemahlin. Hier trifft man noch Volksreste, die sich auf griechische Abstammung zurückführen, und hier harren noch zahlreiche Ruinen aus griechisch-baktrischer Zeit der Erforschung. Durch diese Täler reiste als Pilger im 7. nachchristlichen Jahrhundert der bekannte chinesische Buddhist Hsüen Tsang, dessen berühmte Memoiren zu den wichtigsten Quellenwerken asiatischer Geographie und Kulturgeschichte gehören, und durch sie raste im 13. bis 15. Jahrhundert der Gewittersturm der Mongolenhorden, unter einem Dschingis-Khan und Timur. Hier laufen noch die alten Handelsstraßen, die einst Ost- und Westasien miteinander verbanden, und auf denen noch heute die Kamelkarawanen historischgetreu wie einst dahinziehen. Da ist es kein Wunder, daß wir in diesen Gegenden eine so tolle Volks- und Sprachmischung finden, werden doch nach dem soeben in Oslo erschienenen „Report on a linguistic Mission to Afghanistan by Georg Morgenstierne“ in Afghanistan allein acht verschiedene Sprachen und mehrere Dialekte gesprochen.

Als Nachbarn Indiens sind die kriegerischen Stämme Afghanistans mit England begreiflicherweise des öfteren in Konflikt geraten. So wurde im Jahre 1841 in den Schluchten von Djegdelleh und Surkh-pul die anglo-indische Armee unter General Sale buchstäblich vernichtet. Der Militärarzt Dr. Brydon sollte der einzige Ueberlebende sein, der die Hiobspost nach Dschelalabad brachte. Das letzte englisch-afghanische Kriegsereignis liegt in den Jahren 1919—1920, es endete mit der Anerkennung der afghanischen Autonomie durch England, 1921. Seit 1919 herrscht der Emir Amanullah Khan, er folgte seinem Vater Habibullah, der am 20. Februar 1919 ermordet wurde. Einer seiner Vorgänger, der Emir Jakub Khan, ließ 1880 die englische Gesandtschaft ermorden; er wurde von den Engländern gefangengenommen und starb nach 42jähriger englischer Gefangenschaft im Frühjahr 1924. Während des Weltkrieges hat Afghanistan gegen Deutschland eine wohlwollende Neutralität beobachtet. Der heutige Emir ist ein moderner Mann, der seinem Lande die Errungenschaften der Neuzeit, Sanitätswesen, Schul- und Volksbildung, industrielle Anlagen usw., möglichst zuführen will. Um diese Aufgaben zu lösen, be-

rief er vor ein paar Jahren ausländische Fachleute in sein Land, besonders Deutsche, die als die ersten Pioniere hinausgingen, um nach den Verleumdungen der Kriegszeit den deutschen Namen im Auslande wieder zu Ehren und Ansehen zu bringen. Zwei dieser Deutschen haben ihre Reiseerlebnisse geschildert: Börnstein-Bosta, der Arzt, und Trinkler, der Geograph. Beide waren fast zur selben Zeit in Afghanistan, beide fuhren über Rußland und kehrten über Indien heim, beide wurden auf ihrer Rückreise in gleicher Weise von der indischen Wunderwelt gefangengenommen. Beide stimmen hinsichtlich des Substantiellen miteinander überein, und doch zeigt sich natürlicherweise das Individuelle, das durch Alter, Erfahrung und Beruf schärfer ausgeprägt ist. Börnstein-Bosta ist der ältere, nüchternere, der Offizier, der schon manche Länder gesehen hat, bei dem manchmal der schnarrende Ton leise durchklingt: Trinkler ist der jüngere, noch ideale, auf den zum ersten Male der farbenfrohe Orient einwirkt. Ersterer bringt mehr das Konkrete, letzterer verzeichnet seinem Beruf entsprechend genauer, pedantischer, ihn reizt mehr die Natur mit ihren Farben. Beide Bücher sind lesenswert, beide unterhaltend und belehrend, beide sind gut ausgestattet und mit interessanten Bildern illustriert. Beide eignen sich für unsere Volksbibliotheken, und wenn man die Wahl zwischen beiden hat, so ist es schwer zu sagen, wem man den Vorzug geben soll.

Godesberg. Prof. Dr. W. Kirfel.

Hans von Chamier-Glisczinski: In Kamerun. Reise- und Expeditionsskizzen eines ehemaligen Schutztruppenoffiziers. Mit 39 Abbildungen und 3 Karten. kl. 4°, 164 S. Berlin 1925, Reimar Hobbing. Geh. M. 9, geb. in Ganzl. M. 12.—.

Unserer früheren hoffnungsreichen Kolonie Kamerun trauern viele Deutsche mit dem Verfasser dieses Buches, der viel für die Erschließung des großen Landes getan hat, herzlich nach und werden gerne lesen, was er ebenso gründlich wie anziehend über seine Beobachtungen und Erlebnisse daselbst zu berichten weiß. Er ist ein fähiger Offizier der Kolonialtruppe gewesen, aber auch ein sehr tüchtiger Forscher und ist auch ein recht geschickter Schriftsteller, ein moderner Xenophon, wie er uns in der Anabasis so freundlich und anziehend entgegentritt; wie bei ihm fehlen die hie und da bis zu Wiederholungen sich steigernden Gleichförmigkeiten nicht, aber man nimmt sie gern auch schon als Ruhepunkt in den Kauf, weil sonst die Abwechslung fast zu reichhaltig wäre.

Das Militärische drängt sich nicht übermäßig vor. Auch dieser „Pionier vordringender deutscher Kultur“ glaubt wie sie alle seit den Tagen der Konquistadoren wie über die Tiere der Wildnis so auch über die dortigen Menschen und ihr Eigentum den unbeschränkten Herrn spielen zu dürfen, wo Entgegenkommen verweigert wird, ist aber keineswegs ein Freund ungebührlicher Grausamkeit. Daß ihm der Umschwung in der alten Heimat nicht gefällt, kann man dem treuen Soldaten nicht verdenken; von einer bissigen Wendung solcher Art (S. 137) ruft er sich selber alsbald mit der zutreffenden Bemerkung zurück: „Doch das gehört ja eigentlich nicht hierher!“ Sonst wird sich niemand über irgendetwas in dem überaus empfehlenswerten Buche zu ärgern brauchen. Es wird ein guter Zuwachs sein für Volks- und Schulbibliotheken, und dürfte auch schon jüngern Benutzern in die Hand gegeben werden können; für letztern Gebrauch mag immerhin der Jugendpfleger selbst entscheiden, wie er über die Abbildungen 14, 17, 29 und seine Leser denkt, nicht als ob diese Bilder im allgemeinen zu beanstanden wären. Die Illustration ist reich und gut; die Karten beweisen, ein wie großes Verdienst sich ihr Bearbeiter um die Topographie Kameruns erworben hat trotz aller Kämpfe und Gefahren, die er fern von der

Küste in ganz unaufgeschlossenen Teilen des Landes gegenüber der Natur und den meist sehr wilden Einwohnern so oft bei Tag und Nacht hat bestehen müssen.

Die Darstellung erweckt durchaus den Eindruck schlichtester Wahrheit und zeigt nirgends Uebertreibung; sprachlich ist sie einfach, aber schön, ganz wie bei Xenophon, so daß jüngere Leser ein Beispiel daran nehmen können. Nur im Gebrauch der Kommata werden sie, um mit der Schule nicht in Konflikt zu kommen, nicht alles nachmachen dürfen.

Aachen. Geheimrat Dr. Felix Brüll.

Schöne Literatur

Fritz Reuter: Ut de Franzosentid. Mit einer Einführung und Erläuterungen von Prof. F. Wippermann. 184 S. Halle (Saale) 1925, Buchhandlung des Waisenhauses. M. 3,60.

Derselbe: Aus der Franzosenzeit. Ins Hochdeutsche umgeschrieben von Ernst Thrasolt. 237 S. Aus der Sammlung: Die Hausschatzbücher. München 1925, Kösel & Pustet.

Stärkere Heranziehung mundartlicher, besonders heimatlich-mundartlicher Dichtung im deutschen Unterricht ist ein Gebot der Stunde und wird auch von den neuen preußischen Richtlinien für den Unterricht an höheren Schulen gefordert. Von Reuters Werken nun eignet sich kaum ein anderes so für die Jugend wie der Roman „Ut de Franzosentid“. Denn er ist von mäßigem Umfange, klarem durchsichtigen Bau und von stark nationalem Gehalte. Dazu kommt, daß das Erotische ganz zurücktritt. Man darf deshalb die Wippermannsche Schulausgabe freudig begrüßen. Der Herausgeber, als feinsinniger Kenner und Förderer niederdeutschen Schrifttums bekannt, hat dem Roman eine treffliche Einführung vorausgeschickt, die knapp und gut über niederdeutsche Sprache und Dichtung im allgemeinen und speziell über Reuters Leben und Schaffen, seine Sprache und Rechtschreibung und über die Eigenart der „Franzosentid“ orientiert. Besonders dankenswert ist der Abschnitt über die Geschichte des niederdeutschen Schrifttums. Hier werden manche Schüler Anregung schöpfen, sich auch mit anderen Werken der niederdeutschen Mundart zu beschäftigen. Diese werden sich auch von der am Schluß angehängten Bücherkunde gern die Wege weisen lassen. — Doch nun noch ein Bedenken: Der Preis erscheint mir für eine Schulausgabe und auch im Verhältnis zur Ausstattung reichlich hoch.

Thrasolt begründet seine Uebertragung mit der Tatsache, daß 75 Prozent aller Deutschen Reuter plattdeutsch nicht so lesen könnten, daß sie Genuß davon hätten. Man muß das gelten lassen, wenn man auch das Bedenken nicht unterdrücken kann, daß nun wahrscheinlich viele zu dem hochdeutschen Text greifen werden, die sich sonst in den niederdeutschen einarbeiten würden. Immerhin ist die poetische Leuchtkraft Reuterscher Gestalten so groß, daß auch die Uebertragung noch einen guten Teil des Zaubers ausströmt, den das Original birgt. Die Uebersetzung ist, wo nur angängig, eine wörtliche. Notwendige Aenderungen in Satzbau und Wortfolge nimmt Thrasolt mit Geschick vor. Dagegen ist er in der Ersetzung solcher niederdeutscher Wörter, die im Hochdeutschen fehlen, nicht immer glücklich. So heißt z. B. „sawwerig“ nicht „lausig“, sondern „mit Speichel beschmutzt“, wäre also etwa zu übersetzen mit „schleimig“. Leider finden sich in dem Büchlein eine größere Anzahl von Auslassungen, Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, die zum Teil wohl auf die Rechnung des Setzers kommen.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Ferdinand Krüger: Järwschaden. 290 S. Dortmund o. J. (1925), Verlag Fr. Wilh. Ruhfus.

Krüger gehört neben Wette, Wibbelt und Wagenfeld zu den Großen der münsterländischen Dialektliteratur. Er war es, der mit seinen umfangreichen, leider zu wenig gekannten Prosadichtungen „Rugge Wiäge" (1882) und „Hempelmanns Smiede" (1893) neben Wette („Was der Wind erzählt", 1884) zuerst den Beweis erbrachte, daß das Münsterländer „Platt" in der Poesie noch zu etwas anderm zu gebrauchen sei als zum Dönkes-Erzählen. Vorwiegend ernsten Charakter trägt denn auch der vorliegende Roman, der von Dr. K. Gellhorn aus dem Nachlasse des 1915 verstorbenen Dichters herausgegeben wurde. Er ist unvollendet, der Tod nahm Krüger die Feder aus der Hand. Das ist natürlich zu bedauern, beeinträchtigt aber den Wert des Fertiggewordenen und den Genuß der Lektüre nicht wesentlich. Denn die Stärke des Dichters liegt nicht in der originellen Erfindung und spannenden Führung der Fabel, er arbeitet hier sogar nicht selten mit den verbrauchten Mitteln des Familienblattromans, wenn er auch im großen und ganzen die Handlung sich aus der Eigenart der Personen entwickeln läßt. Dafür entschädigen aber seine meisterhafte Charakterisierungskunst und seine einzigartig urwüchsige Sprache. Gestalten wie Beßmoder, Bännatzöhm und Henrich Westhoffs werden sich zweifellos dauerndes Bürgerrecht in dem mundartlichen Schrifttume Westfalens erkämpfen. Sie sind meines Erachtens noch lebensechter als die meisten Figuren Wibbelts, da sie weniger karikiert sind. Und nun erst die Sprache! Ein so däftiges, vom Hochdeutschen völlig unbeeinflußtes „Platt" findet man nicht oft, und das Buch ist mit seiner Fülle von seltenen, auf dem Aussterbeetat stehenden Wörtern und Redewendungen geradezu eine Fundgrube für den Sprachforscher und ein beseligender Jungbrunnen für jeden, der das Glück hatte, an seiner Wiege die herzlichen Laute des Niederdeutschen erklingen zu hören. Das Thema des Romans ist die Vererbung, von Krüger wohl zum erstenmal in der westfälischen Dialektliteratur verwendet. Die Wissenschaft glaubt heute nicht mehr so unbedingt an die Macht der Vererbung wie vor dreißig oder vierzig Jahren. So läßt denn auch Krüger die Nachfahren des verkommenen Bauerngeschlechtes der Spellens nicht restlos untergehen, wie die Naturalisten des ausgehenden 19. Säkulums es getan haben würden, sondern die Tüchtigen unter ihnen schaffen sich unter Aufbietung aller Willenskraft mit Erfolg eine neue Lebensbasis. So ist der Ausklang des Buches ein erhebender. Man darf es für Erwachsene und auch wohl für die reife Jugend warm empfehlen.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Alexander Lernet-Holenia: Demetrius. Haupt- und Staatsaktion. Berlin, S. Fischer.

Auch auf dramatischem Gebiete herrscht in der Stoffwahl Mode, und gerade für das Problem der Umwälzungen mit dem Akzent auf starker Persönlichkeit hat unsere Zeit aus leicht durchsichtigen Gründen viel Verständnis. Das Demetrius-Godunow-Problem hat schon häufig Bearbeitungen erfahren. Schiller, Hebbel und Puschkin hat es schon interessiert, und neuerdings feiert es in Mussorgskys Oper seine größten Triumphe.

Neue Seiten konnte ihm auch Alexander Lernet-Holenia nicht abgewinnen. Bei ihm ist es wie in jener Oper eine Haupt- und Staatsaktion. Lebhafteste Darstellung aufregenden Geschehens, und alles in einzelnen Bildern lose aneinandergeknüpft. Malerisch und sicher gegeben, äußerst bühnenwirksam, dem aber eins

fehlt — die dramatische Entwicklung. Ja, das Stück hat auch keinen Helden im Sinne des alten Dramas. Statt seiner eine Gruppe führender Persönlichkeiten, unter denen Demetrius nur teilweise herausragt.

Im Grunde genommen liefert Lernet-Holenia die Fortsetzung der Godunow-Oper. Genau wie diese hat auch sein Drama einen starken lyrischen Einschlag. Die Sprache klingt wie Musik, schlägt oft Akkorde an, welche die Seele zu kräftigem Mitklang bringen. Manchmal allerdings wirkt sie auch etwas gesucht. Immerhin besitzt das Werk Qualitäten. Ist es auch nicht neu und neuartig, so ist es doch wirksam, ein Filmdrama im besten Sinne des Wortes.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Alois Johannes Lippl: Das Spiel von den klugen und den törichten Jungfrauen. Ein dramatisches Gleichnis. Berlin 1926, Bühnenvolksbundverlag.

Fernab vom geschäftigen Dasein, aus den heiligen Gefilden des Evangeliums, holt sich Lippl die Motive seines dramatischen Spiels. Der dankbare Stoff von den klugen und törichten Jungfrauen, den schon die gotischen Steinmetzen zur Belebung so manches Domportals heranzogen, und der in seinem melodischen Flusse, seiner anschaulichen Lebendigkeit und seiner prächtigen Symbolik ein Kunstwerk für sich ist, mußte zur dramatischen Darstellung locken. Die Umgießung in die neue Form birgt die Gefahr in sich, daß dabei der stark konzentrierte Gehalt verflüchtigt wird. Und Lippl ist ihrer nicht völlig Herr geworden. Seine Sprache ist zwar von seltener Formschönheit. Eine weiche Lyrik voll prächtiger Bilder und straffer Melodik singt durch das ganze Spiel. Unwillkürlich wird man an die Psalmen oder an Racines prächtige Chorlieder aus der Athalia gemahnt. In etwa auch an die Chöre des Sophokles. Aber diese Dichter geben die Lyrik nur als Einlage in die dramatische Handlung. Lippl dagegen löst diese vollständig in Lyrismen auf. Gewiß, in der Untermalung durch eine kräftige Musik — und Lippls Spiel schreit nach Vertonung — kommt man leicht über diese Schwäche hinweg. Aber auf der Sprechbühne wird sich die Blutarmut der Aktion bemerkbar machen. Die dramatischen Momente von Spannung und Lösung sind nicht zahlreich genug. Die Personen sind zu wenig individuell geschaut, zu schwach charakterisiert, um bühnenwirksam zu sein. Lippl ist ausgesprochener Lyriker, voll von feinem seelischen Empfinden, und seine bewußt antikisierende Sprache ist mächtig genug, den Stoff beim Lesen unserm Gefühle nahezubringen. Auf der Bühne jedoch wird er nur schwach wirken.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Verzeichnis der in diesem Hefte besprochenen Bücher

Anwander, Anton, Im Heiligtum . . 516
Bals, Heinrich, Das Staatswesen usw. im Tierreich 522
Bergmann, Wilh., Religion und Seelenleben 513
Bödiker, Ottilie, Eucharistische Funken VI: Die heilige Messe 516
Bopp, Linus, Vom Verstehen und Verstandenwerden 517
Borel, Pierre, Gustave, Courbet im Kampfe mit den Dämonen seiner Zeit 505
Börnstein-Bosta, Mandana baschi . 523
Boventer, Karl, Caritas und Kerker 517
Brandt, Paul, Sehen und Erkennen
Brunsmann, Johann, Religion und Offenbarung 510
Chamier-Glisczinski, In Kamerun . 504
Creutz, Max, Heinrich Nauen . . . 505

Dankworth, Herbert, Die Entwicklung der großdeutschen Idee 520
Delphinkunstbücher (32. Rembrandt und 35. Ruisdael) 505
Deutsche Volkskunst (Lindner, Brandenburg, Peßler, Niedersachsen. Ritz, Franken) 505
Dolezich, Gabriele, Die Mystik Jan van Ruysbroeks 513
Donat, Jos., Die Freiheit der Wissenschaft 511
Eberlein, Kurt Karl, Caspar David Friedrich 505
Ernst, Agnes, Zwei Freundinnen Gottes 514
Fahsel, Helmut, Gespräche mit einem Gottlosen 511
Fey, M. Klara, Fastenbetrachtungen . 511
Grisar, Hartmann, Das Missale im Lichte röm. Stadtgeschichte . . . 516
Heilmann, Alfons, Herrlichkeiten der Seele 514
Heise, Karl Georg, Lübecker Plastik 504
Herwig, Franz, Die Eingeengten . 487 ff.
Hesse, Hermann, Albert Welti . . . 505
Jammes, Francis, Almaide . . . 497 ff.
— Klara . . . . „
— Röslein . . . . „
— Marie . . . . „
— Der Pfarrer von Ozeron . . „
— Der baskische Himmel . . . „
— Das Paradies der Tiere . . „
— Die Güte des lieben Gottes . „
— Hasenroman . . . . „
— Die Gebete der Demut . . . „
Des hl. Johannes vom Kreuz Geistlicher Gesang 514
Kaindl, R. F., Oesterreich, Preußen, Deutschland 520
Karrer, Otto, Augustinus, Das religiöse Leben 515
Knapp, Otto, Mutter und Kind in 60 Meisterbildern 504
Krebs, Engelbert, Dogma und Leben 510
Krüger, Järwschaden 526
Kunze, Herbert, Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland 504
Künstle, Karl, Ikonographie der Heiligen 504
Lampert, Kurt, Naturwissenschaftlicher Wegweiser 521
Laur, J., So sollt ihr beten 512
Lernet-Holenia, Alexander, Demetrius 526
Lippl, Alois Joh., Das Spiel von den klugen und den törichten Jungfrauen 527
Lucas, Josef, Das Jahr entlang . . 517
Lützeler, Heinr., Formen der Kunsterkenntnis 502
Montgelas, Pauline, Zeitenwende . . 521
Müller, K. A. v., Görres in Straßburg 519
Oberhammer, Klemens, In Leid und Sieg 516
Panofsky-Pinder, Die deutsche Plastik des 11.—13., des 14. und des 15. Jahrhunderts 503
Pastor, L. v., Geschichte der Päpste. 10. Bd. 518
Pesch, Chr., Gott der Eine und Dreieine 510
Pitynek, A., Am Herzen Jesu . . . 512
Pörtzgen, P. J. M., Das Herz des Gottmenschen im Weltenplane . . 512
Reuter, Fritz, Ut de Franzosentid . . 525
— Aus der Franzosenzeit . . . 525
Rohr, Erich, Franziskus und Ignatius 513
Nümmer, Franz, Wahres Leben . . 512
Schmidt, Expeditus, Magnalia Dei . 510
Schuck, Johannes, Sankt Franziskus 515
— Der königliche Weg des Kreuzes. Nach den Betrachtungen der gottsel. Katharina Emmerick 515
Simons, G., Das Opfer des Neuen Bundes 516
Sinner, Franz, Demut, die Grundtugend des christl. Lebens 512
Stein, Robert, Görres 519
Das Suso-Buch 514
Trinkler, Emil, Quer durch Afghanistan nach Indien 523
Volkmann, Ludwig, Grundfragen der Kunstbetrachtung 502
Wagner, J. Jak., Coblenz-Ehrenbreitstein 519
Wartensleben, G. v., Wahrhaftigkeit und Wesenserfüllung 513
Weingartner, Jos., Sizilien 522
Weismantel, Leo, Rudolf Schiestl . . 505
Willam, Fr. M., Unser Weg . . . 512
Wilm, Hub., Gotische Charakterköpfe 503
Zach, Franz, Modernes oder katholisches Kulturideal 511

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Der Schriftsteller und der Zellengefangene

Stimmen aus der Zuchthauszelle

Dargereicht von Oberpfarrer Jakob Ebner (Bruchsal)

Gegen Weihnachten 1914 hatten wir in einem durch eine Granate übel zugerichteten Hause uns eingenistet; es war im Priesterwalde. Wir waren zu viert. Ein Professor, zwei Architekten und ein Pfarrer. Mitten in der Küche auf dem Boden brannte spärlich ein Feuerlein aus halbnassem Holz; es dunkelte. Eine Talgkerze half dem Feuerlein noch etwas nach, unsere abgemagerten Gesichter zu beleuchten. In der herumliegenden Hausbibliothek hatte der Professor Xenephons ‚Anabasis' aufgestöbert. Wie ehemals in der Schulklasse des Gymnasiums las er uns ernst und gemessen aus dem griechischen Texte die auf uns Feldgraue besonders zugeschnittenen Stellen vor. Unsere Aufmerksamkeit wuchs mit jedem Satze. Wir saßen im Geiste wieder in der Heimat auf den Gymnasialbänken. Wir folgten den zehntausend Kriegern über Berg und Tal bis an das so längst ersehnte Meer. Was diese litten, erlebten jetzt auch wir. Vielleicht noch mehr, und vieles, vieles war noch zu ertragen. Xenephon stand fast lebendig unter uns, belichtet durch den abendlichen Schein der Kerze und des Quartierfeuers. Er war unser Freund geworden, der auch morgen und übermorgen in unserer Küche als lieber Gast Einkehr hielt.

Schon 1½ Stunden nach Bekanntgabe des Waffenstillstandes, am 11. Nov. 1918, marschierte unsere Division ostwärts der Heimat zu. Wir waren genau einen Monat auf dem Marsche durch Belgien, Ardennen, Schnee-Eifel, Rheinland, Westfalen bis ins Fürstentum Waldeck, wo wir in Chorbach bis nach Neujahr 1919 warten mußten. Dieser Rückmarsch war eine traurige Fahrt. Ein kleines Büchlein blieb mir, wie schon oft im Kriege, ein treuer Freund und Weggefährte: eine deutsche Ausgabe der ‚Nachfolge Christi'. Auf dem Lagerplatze der Marschroute, im Quartier, das fast jede Nacht irgendwo anders lag, holte ich dieses Trostbüchlein vor und las und las und wurde wieder froh und mutig. Der Geist des seligen Thomas von Kempen begleitete mich auf dem Wege, wo er einst leibhaftig gewandelt und seine Lebensweisheit sammelte und zu Pergament brachte. Fast meine ich, Thomas sei durchs absterbende Heidekraut in seiner ärmlichen Mönchskutte neben uns hergegeistert Ende November 1918, als wir von der Schnee-Eifel sorgenvoll ins Rheintal wankten. Dank dir, lieber guter Thomas! Du hast im Kriege manchem Kameraden den Schützengraben, die blutige Wunde und das Sterben leichter gemacht und uns das Wandern in die schwergeprüfte Heimat.

Ich habe einmal einen edlen Menschen kennengelernt, der öfters in sein Gebet die Bitte einflocht: Gott der Herr möchte ihm die Gnade geben, daß gerade das Buch, das jetzt für seine Seelenverfassung passe, in seine Hände komme.

Wir haben in Nummer 4/1926 der ‚Bücherwelt' über das gute Buch in der Zelle gehandelt. Jeder Bibliothekar einer Gefangenenbibliothek weiß, daß er die Bücher und Zeitschriften nicht wahllos ausgeben darf, sondern genau abwägen muß, welche Seelennahrung jetzt für diesen oder jenen Gefangenen paßt. Das Buch hat auch eine Buchseele und kommt zu einer Menschenseele. Die Buchseele ist die Psyche des Schriftstellers, Geist von seinem Geiste. Der Schriftsteller kommt zum Gefangenen in die Einsamkeit der Zelle bei der Lesung. Er beugt sich zu ihm herab und flüstert ihm Gutes oder Böses zu. Ich habe schon bei Zellenbesuchen an stillen Sonntagnachmittagen Gefangene angetroffen, bei denen die gerade aufgeschlagenen Buchblätter ganz mit Tränen benetzt waren. So kann ich mich erinnern, daß ein Ge-

fangener, der sonst kalt und kühl war, durch die Lesung des ‚Vaterunsers' von Alban Stolz innerlich erschüttert und zu Tränen gerührt wurde.

Die einsamen Leser in der Zelle mögen nun ihr Urteil über die einzelnen Schriftsteller abgeben:

1. Werde ich gefragt, welche Bücher ich während meiner Strafzeit gelesen, so kann ich eine große Anzahl nennen, über 100. Innerhalb 7 Jahre habe ich meine Unterhaltungs- und Belehrungsbücher manchesmal umgetauscht. Soll ich mich aber auf einige besinnen, die besonderen Eindruck auf mich machten, so bezeichne ich ohne weiteres zwei, nämlich Heinrich Federers ‚Mätteliseppi' und ein kleines, unscheinbares Büchlein, eines der bekannten Reclambüchlein: ‚Meine Gefängnisse' von Silvio Pellico. Gewiß habe ich schon berühmtere und bedeutendere Autoren gelesen. Als Büchernarr von Jugend auf, kann ich mich einer gewissen Belesenheit rühmen. Trotzdem erwähne ich die zwei genannten zuerst, vielleicht weil sie mir in einer Lage begegneten, in der man den Wert und die Wohltat eines Buches erst recht schätzen lernt, sicher aber deshalb, weil das ‚Mätteliseppi' viel dazu beitrug, meine verwirrten Sinne aufs Gesunde und Nüchterne zu lenken, in meinem Kopf klärend zu wirken, während ich bei Pellicos Leiden und Not die eigenen Drangsale vergaß.

Zum besseren Verständnis muß man sich in die Verfassung eines 19jährigen Menschen kurz nach dem Weltkrieg denken. Dem Elternhaus entwachsen, voller Äußerlichkeiten, mit dem Sinn nach Kleidern, Geld, Auto, d. h. immer „fashionable" und „gentlemanlike" sein, ohne ernsthafte Arbeit, in allen möglichen Spielen bewandert, den Kopf voller Flausen und Nietzscheschlagwörter; über das Weib sprechen wie ein erfahrener Weltmann, beständig einen Browning in der Tasche tragen, um die etwa beleidigte „Ehre" wiederherzustellen. Kurzum, ein Leben führen, wie es bei kleinen und großen Schiebern nach den Novembertagen an der Schweizergrenze und sonstwo zu sehen war. Bald fehlten die Grundlagen zu solchem Leben, nämlich das liebe Geld! Man hat den Mut Schulden zu machen, bringt aber die Energie zur Umkehr nicht auf. Die Gläubiger mahnen und drohen, es kommt die Katastrophe, Bilanz = Todesurteil, schließlich lebenslängliche Zuchthausstrafe, ein vernichtetes Menschenleben, in Kummer und Schande gebrachte Angehörige und bei mir selbst eine grausame Ernüchterung. Es folgen Wochen des Hinbrütens und Vegetierens, das Suchen nach Sinn und Zweck des Daseins, ein Sicherinnern an unschuldige Jugendtage und endlich das Bewußtsein einer Tat, die gesühnt werden muß. Bald darauf las ich das ‚Mätteliseppi', las es wiederholt. Es brachte meine Gedanken aufs Natürliche, Einfache und Gesunde. Ich gewann den Roman aufrichtig lieb und hatte Muße genug, ihn mit vielen anderen, ehemals in der Freiheit gelesenen, zu vergleichen, mit den sentimentalen, perversen, abenteuerlichen, auf die Sinnlichkeit spekulierenden. Mit solchen zu vergleichen, in welchen Herrenmenschentum gepredigt wird, sozusagen ein Freibrief ausgestellt wird für gewissenlose Streber, Egoisten und Schwächlinge. In Federers Roman sind die Menschen bodenständig, charakterfest, leiden nicht an Ueberkultur. Da zeigt sich das Leben nicht wie ein moderner Kriminalroman, interessant und abenteuerlich, sondern man spürt, daß das Leben ein Kampf ist, und zwar für die größte Zahl der Menschheit ein ernster Kampf, wobei das Wort ums tägliche Brot erst recht Bedeutung gewinnt. Ich hatte dieses Buch etwa ein Vierteljahr auf meiner Zelle, bis ich's zum Umtausch gab. Manches Buch ging mir seitdem noch durch die Hand, aber das schönste konnte nicht die

Menschen und die Landschaft aus Federers Roman verdrängen, so sehr hatten sie damals Gestalt angenommen.

In meinen vier Wänden bin ich inzwischen 6 Jahre älter geworden. Die Bücher sind meine Freude und Freunde geblieben, ja ich habe gelernt, sie besser auf mich einwirken zu lassen; es ist nicht mehr das Stoffliche, das ich in ihnen suche, sondern der Geist dessen, der dahinter steckt. Es stimmt, der Mensch ist für den Menschen da. Das habe ich so recht empfunden, als ich Pellicos Erzählung aus seiner Leidenszeit vor mir hatte, das zweite der oben erwähnten Bücher. Da ist wahrhaft Selbsterlebtes! Das Furchtbare, das dieser Mann in langen Jahren im muffigen Kerker auf der Zitadelle des Spielberg mitgemacht hat, ließ meine Leiden zusammenschrumpfen. Pellicos Schilderungen wurden mir Halt und Stützpunkt, wenn ich sagen darf: heiliges Erlebnis. Hier hat ein Mensch dem Menschen wirklich etwas zu sagen, das ihn wohl erschüttert und nachdenklich macht, das sein besseres Ich herausfordert, ihm vielleicht über gewisse Stunden hinweghilft, aber sicher auch etwas fürs ganze Leben mitgibt. Für ein solches Buch bin ich immer in Bereitschaft, bin ich immer ein Empfangender. (Ein Lebenslänglicher)

2. Noch nie habe ich ein Buch mit mehr Skepsis und kritischeren Augen, mit größeren inneren Hemmungen, ich möchte fast sagen innerer Abneigung, begonnen, und noch nie ein Werk mit solch wachsendem Interesse, seelischem Mitklingen und Miterleben fortgesetzt und durchkostet, wie ‚Ritas Briefe‘ von E. v. Handel-Mazzetti. Dieses mit so viel Innigkeit und warmer Natürlichkeit niedergeschriebene Bekenntnis einer jungfräulichen Seele, zu hoch, um von jedem verstanden, zu klar, um von irgend jemandem mißverstanden zu werden, ist ganz dazu berufen, unserer heutigen im Sexuellen aufgehenden Menschheit, wenn nicht eine Idealgestalt des Weibes im praktischen Leben, so doch eine helfende Hand aus dem versumpften Triebleben zu sein. Obschon ich den Ausgang der Handlung aus dem Werke ‚Brüderlein und Schwesterlein‘ genau kannte, schwebte ich doch, mitgerissen und ergriffen von den Ängsten, der Seelenqual und dem Todeskampf Ritas, zwischen Furcht und Bangen, ob der ränkevolle Lorenzen nicht doch ... Daß dies nicht die mit dem Herzblut einer lebenden, leidenden, kämpfenden und siegenden Rita geschriebenen Bekenntnisse sind, will mir fast unmöglich scheinen, so sehr hat die Verfasserin es verstanden, in der Sprache des Herzens zu reden, deren Laute allein imstande sind, die Saiten einer fremden Seele mitschwingen zu lassen in einem dissonanzfreien Akkorde. Die in meisterhaften Zügen gezeichnete Gestalt unserer Zeit brennt dem Leser die schamglühende Frage ins Herz: Auch Du? Das Lesen dieser herzergreifenden Briefe Ritas weckte in mir ein unsagbares Sehnen nach dem seligen Nichtwissen und dem kindlichen Blick der Heldin, führte mir die seelischen Qualen eines reinen Herzens lebendig vor Augen und erfüllte mich mit solch tiefem Abscheu vor allem, was dem Verbrechen eines Lorenzen nur im entferntesten ähnlich sieht, daß ich wohl einen Stein in der Brust tragen müßte, wenn nicht gewisse Entschlüsse in mir ausgereift wären.

3. Empfing ich von Paul Keller ein Buch, so kam Sonne in meine Zelle. Die Stumpfsinnigkeit und die innere Not, die Sehnsucht und das nagende Weh in der Seele wurden verdrängt und etwas Überwuchertes und oft Verratenes keimte auf: das Vertrauen auf sich selbst und den Herrgott, der Glauben an Menschengüte, Menschenliebe und ausgleichende Gerechtigkeit. Ernst und gütig ist er in seinen Werken, mild und verstehend wie ein Vater. Und wo er anklagt, rügt und zurechtweist, steht immer der Wissende, Verzeihende dahinter; der Gläubige. Der unerschütterlich Gläubige, daß noch Gutes und Edles, Wahres und hilfsbereite Liebe in

seinem Volke, ja in der Menschheit wohne. Und nur um dies zu wecken, klagt er an. Ist der ihm verwandte Ernst Zahn der Anwalt der Bedrängten und Bedrückten, der Verfolgten, Verkannten und Gehetzten, so ist Paul Keller deren Vater. Er lehrte mich wieder glauben, wenigstens an das Gute im Menschen, und wenn ich nicht als vollendeter Pessimist dies Haus verlasse, so danke ich dies vor allem Paul Keller. Aber nicht nur uns, den Schuldigen, hat er etwas zu sagen, nein, auch den „Unschuldigen". Vorab denen, die Steine werfen und Furcht haben, andere möchten sie aufheben und nach ihnen werfen. Wie recht tat man daran, ‚Auferstehung' in das Lesebuch für die Volksschulen Badens aufzunehmen. Möge es Früchte tragen, damit auch uns (den Willigen wenigstens und an die Güte und hilfsbereite Liebe ihrer Brüder und Schwestern jenseits der furchtbaren Mauern Glaubenden) eine warme, verzeihende Stimme sage: „Du gehörst uns, Du bleibst hier!" So wie Peter Wenzel einer ward, als ihn der warme Hauch verzeihender Liebe umwehte und er in gläubigen, liebesstarken Augen seine sühnende Zukunft sich spiegeln sah. Und es gibt der Peter Wenzel gar viele unter uns! Und noch eins ruft er ihnen zu: „Messet nicht alle mit einem Maße und glaubt!" Glaubt auch denen, die öffentlich als Sünder gelten! Tragt Sorge, daß sie, wenn sie den letzten Tag in solchem Hause zubringen, gläubig sagen: Und morgen ist Ostern!

4. Wie oft friert es den Einsamen innen und außen. Nuhlos suchen seine Gedanken die Ursachen und Wirkungen seines vergangenen Lebens zu erforschen, nicht nur seines, sondern des Lebens „Sinn und Wert". Wie höhnt und lockt es: was willst du mit deinem Freiheitsdrang, die Weltordnung ist doch nur eine rein mechanische. Ja, und die relative Freiheit des Menschen? nur ein spielendes Glied in dem großen Weltmechanismus. Da! — der helle Glockenton schreckt ihn aus seinem dumpfen Brüten ... noch etwas Lektüre heute: ‚Kämpfer und Sieger' von Dr. Klug. Bald ist alles vergessen um ihn, wer sollte auch nicht, wenn Dr. Klug erzählt? er nennt nämlich alle, die ihm lieb sind, im Denken „Du". Wie unvergleichlich sind die großen Männer in dem Buche da gestaltet. Heute ist es die Geschichte des hl. Augustinus, die ihn fesselt. Ja, woher kommt das Böse? frägt der hl. Augustinus. Fragte sich das der Einsame nicht oft? Es wächst aus der Seele, es ist da und muß bekämpft werden ... sie haben alle gesiegt die Großen. Leise gleitet das Buch zurück und Licht wird es in der Seele des Einsamen, stumme Dankgebete steigen zum Himmel. Dank dir lieber Dr. Klug! Bist wohl auch Maler? Deine Gestalten leben, sagt der Einsame. Wenn dunkle Stunden kommen, dann schaut er nach ihnen aus, sie kommen gerne und helfen. Vergelts Gott! Er wird kein Heiliger werden, das weiß er, der Einsame, aber ein guter Mensch, wozu ihm noch viele liebgewordene Bücher helfen.

Da ist es besonders ‚Rembrandt als Erzieher' von Langbehn, dem großen Vertreter der organischen Ordnung. Ich möchte dieses Buch den philosophischen, künstlerischen Leuchtturm nennen, der in Rembrandt seinen Zünder und in Shakespeare seinen geheimnisvollen Wächter hat. Die großen Gestalten des Nordens verteilen die Lichtfluten, damit es wieder Tag werde im dunkeln Norden. Früher war es die Natur, die den Norden Europas vereiste, heute der Materialismus. Die größte Bresche schlug dieses Werk. Es ist kein philosophisches System und darum über alle Systeme erhaben, eine Schatzgrube, bei der man nicht weiß, wo zuerst hinlangen. Dieses Werk stimmt zur geistig schauenden Andacht. Es ist kein Kartenhaus, sondern ein Gebäude mit erdfester Struktur, ein Dom (mit einem tiefen reinen Glockenton), der jene einzigartige seltsame Architektur trägt, die sicher und langsam zur Höhe führt. Wahrheiten, die lange in der gleichen Form im Volkskörper ruhen, werden vom

Volke nicht mehr geachtet, bis jemand kommt, der sie wiederholt und mit der Neuzeit ins richtige Verhältnis setzt. So machte es Langbehn. Auch sprachlich wirkt er erzieherisch. Ich habe noch in keinem Buch eine solch treffende Begriffsdefinition gefunden. Es ist wohl selten mit wenigen Worten mehr ausgedrückt, wie in diesem Werke; kein Satz, der nicht etwas Köstliches sagt.

5. Beim Lesen in der Zelle offenbart sich eine leidmüde und -wunde Seele einer schon wach und stark gewordenen ungefähr in folgendem Sinne, nur daß ihr die Worte fehlen: „Bruder, mein Leid erdrückt mich, ich versinke und sehe keine rettenden Hände, keine lichten Sterne mehr. Gott ist tot in mir, denn wie kann ein Gott der Liebe so hart sein?“ Hier tut Dr. Paul Wilhelm von Kepplers ‚Leidensschule‘ not. Einer von denen, deren Geist schon manches schwere Kreuz, das die Schulter wund drückte, wieder tragbar machte, Balsam spendete, trübe Blicke erhellte. Und dieses Buch in der Hand einer Seele, die, obschon sich gegen das harte Joch aufbäumend, mit der Menschheit grollend, augustinische Wege geführt wird: „Unruhig, unruhig, o Herr, ist unser Herz, bis es ruht in Dir“, das wirkt im Stillen. Man drücke dieses Buch allen, die in ihrem Leben leiden, mit einem warmen Wort und Blick in die müde Hand. Sie finden alle etwas, was sie seelisch und körperlich zur Gesundung vorbereitet und stärkt. — ‚Mehr Freude!‘ Mehr Freude auch denen, die irdische Freude höherer Art oft so lange entbehren müssen. Es ist schwer zu sagen, welches der beiden Kepplerschen Bücher das schönste ist, denn Kleinode bergen beide. Freuden der Art, wie sie der Verfasser empfiehlt, können und werden dazu beitragen, dem Nachahmenden das Leben mit verklärenden Freuden zu erfüllen, selbst auch dann, wenn schwere Wetterwolken die Sonne verbergen. Selbst in der Hand eines blasierten, materialistisch gesinnten, modernen Lebemenschen muß ‚Mehr Freude‘ einen gewissen Neid und eine Sehnsucht nach solcher Lebenslust erwecken, die, anstatt Leere und Entkräftung, Inhalt und Kraft verleiht, die einen noch im vorgeschrittenen Alter die Schönheiten der Natur genießen läßt, während der andere sich auf selbstverschuldetem Krankenlager wälzt oder seinem inhaltslosen Leben ein Ende macht. Die Galerie froher Menschen wirkt ganz besonders herzerquickend, und vor allem der allzeit frohe Bruder Franz. Die ganze weite und schöne Gottesnatur, was da kreucht und fleucht, singt und jubiliert, die Geheimnisse und ungeheure Kräfte bergenden Elemente, die stillen, ehrwürdigen Genossen seiner Einsamkeit, Wälder und Berge, umarmt Bruder Franz mit freudeschwellender Brust liebkosend als „mein lieber Bruder“. Und den sich sonst als trauernder Himmelsbote Nahenden sieht Franz nicht als solchen. Für ihn ist es ein von Licht- und Ewigkeitsglanz umflossener Seraph, ihm sinkt er mit Jubel und Gotteslob in die Arme und läßt sich emporgeleiten in die ewige Gotteswelt.

Die Galerie froher Menschen führt mich zu Alban Stolz und seinem ‚Christlichen Sternhimmel‘. Eigentlich gehört dieses Buch erst in die Hände einer fest in Gott ruhenden Seele, um seine volle und gewollte Wirkung zu erzielen. Die eben erst hineinwachsende Seele steht den Begebenheiten und Gestalten noch zu sehr als prüfender Kritiker gegenüber. Das verleitet aber in einzelnen Fällen zu einem vorschnellen, einseitigen Urteil. Obschon dies eine rein persönliche Äußerung ist, wird doch mancher zugeben, daß sie berechtigt und möglich ist. Aber der Gesamtwirkung und der Wirkung einzelner, dem Leser wesensverwandter Persönlichkeiten wird sich keiner entziehen können. Wer nur die Schar hl. Märtyrer an sich vorüberziehen läßt, der erlebt viel im Innern, denn hier äußert sich ausgereifter Positivismus und Heroismus und offenbart sich Ewigkeitsleuchten auf der Schwelle, die die Gottfremden meistens nur zagend, bangend und sich gegen das harte Naturgesetz aufbäumend betreten.

Dr. J. Klug! Einer der Lebenden. Seine ‚Lebensfragen‘, die ‚Ewigen Dinge‘, ‚Gottes Wort und Gottes Sohn‘, ‚Gottes Reich‘ werden wohl jedem jungen, gebildeten Gottsucher Kompaß und Steuer. Eine so vornehme, ideale und konsequente Sprache kann Funken zur hellen Flamme anfachen, wenn einmal die trüben Nebelschleier des Geistes fallen und die Hemmungen überwunden sind. Eine ganz besondere Stellung nimmt sein Christusbuch ‚Der Heiland der Welt‘ ein. Hier wird alles zu einem tiefaufwühlenden Erlebnis, zu einer treibenden Offenbarung. Wenn der Heiland der Evangelien etwas fremd und mehr als Kind seiner Zeit erscheint, Dr. Klug zeichnet ihn von der Warte unserer heutigen Anschauung aus.

Enrica v. Handel-Mazzetti. Auch eine jener zarten und begnadeten Seelen, die mit ihrem Pfund gewuchert und der ganzen Menschheit von dem Kostbaren, das in ihrem Seelengarten wuchs, mitgeteilt hat. Sie läßt vor allem Gestalten der vergangenen Jahrhunderte lebendig und warm vor das Auge treten, führt uns in die Kultur und Sitten jener Menschen ein und läßt uns an deren Leben, Hoffen, Freuden und Leiden teilnehmen. Dabei merkt man den Schmerz, der die Seele dieser edlen Frau durchzieht, daß die Christenheit sich trennen mußte, und in ihrer heiligen Hoffnung sieht man die endliche Wiedervereinigung Gestalt annehmen. Die ‚Stephana Schwertner‘-Trilogie hat mir Wochen schöner und reiner Seelenfreuden gebracht. Schon vor Jahren, ihren Idealen noch ferner stehend, fühlte ich mich sehr sympathisch zu dieser Künstlerin hingezogen, als ich ihr Werk ‚Der deutsche Held‘ gelesen hatte. Diese schweren, ernsten Konflikte zwischen Freundschaft, Gerechtigkeit und Pflicht sind schon dazu geeignet, in der eigenen Seele vertiefende und läuternde Affekte zu erregen. Wenn auch das Sichhineinleben in ihre Personen, so daß man mit ihnen fühlt und leidet, und das Reagieren auf diese Reize einen die Wirklichkeit um so drückender fühlen läßt, besonders den großen Mangel einer Gemeinschaft mit gleichgestimmten, guten Seelen — ihr zartes, taktvolles Werben, dieses und jenes Schöne von ihren Gestalten und Idealen mit ins Leben zu nehmen und einwirken zu lassen, fällt auf guten Boden.

Und nun noch eine Gestalt, obschon noch viele zu nennen wären, die ein Recht auf den Dank eines Einsamen und Schwergeprüften hätten: ‚Der hohe Gefangene des Vatikans‘, aus dessen alpinen Schriften uns unser lieber Seelsorger einige Stellen vortrug. Ein passionierter Bergsteiger ist man zwar nicht gerade und über die Sandhaufen, auf denen der kleine Knirps herumkraxelte, den Brocken und einige weitere Erhöhungen Mitteldeutschlands ging es nicht hinaus. Aber deshalb kann man doch ein Bewunderer von Gottes Majestät sein, mit der er sich in der keuschen Stille und ätherreinen Höhe der Hochgebirgswelt offenbart. Dort, wo alles menschlich Kleinliche, in die Tiefe Ziehende von einem abfällt, wo irdische Sorgen und niedere Lüste schwinden und eine Beleidigung des Ewigen sind, muß der Mensch wieder zum Urquell aller Größe, Schönheit und allen Seins geführt und, wenn auch nur für Stunden, demütiges, glaubensfrohes und liebendes Gotteskind werden, das sich der Ewigkeit nahe fühlt. Das gigantische Schauspiel des Meeres ist gewiß auch imstande, höhere Gedanken zu wecken. Stunden am Meere können auch Gottesdienst sein, Geheimnisse und Schönheiten offenbaren. Und doch verstehe ich die zwei Schweizer Jünglinge, die, als wir junge Schüler wieder einmal an der Küste der Nordsee standen, mit Heimweh in der Stimme sagten: „Unsere Berge sind doch schöner!“ Abends vertraute der Ältere seiner Geige an, was in seinem Innern wogte, während der Jüngere ihn auf dem Piano begleitete. So trugen sie beide mit Andacht der Heimat ihre Grüße zu: „O heiliges Leuchten von Bergeshöh'n!“ Ja, erst wenn man die heilende und tröstende Gottesnatur entbehren muß und sie nötig

hat, um an Leib und Seele zu gesunden und zu erstarken, lernt man es, mit feinen Sinnen in sie hineinzulauschen, ihre Lehren zu verstehen, und freut sich auf eine lichtvollere Zeit, die einem nach dem Entbehren um so mehr wieder schenken und Wunden heilen wird, die in der Stickluft eines so begrenzten Lebens immer wieder aufbrechen, bluten. Wenn man an solchen Orten all die Furchen deuten könnte, die das Leid in die Stirne grub, mehr als eine würde von einer großen Sehnsucht nach den Freuden und Heilquellen der Natur sprechen. Sehnsucht nach einem menschenwürdigeren Dasein zehrt, zehrt besonders, wenn das Leben so jung und der Gewalt dunkler Mächte folgend zerschellte. Und wenn auch all die großen Nöte und die langsame Wiedergeburt des inneren Menschen auf den Trümmern des ersten ein neues, besseres aufbauen können, die Wunden, die man sich und anderen schlug, verheilen nie richtig. Dazu gehört viel Sonnenschein und eine vergessenmachende Liebe.

Wie schwer mag auch der nunmehrige Stellvertreter Christi an seiner Bürde tragen, die es ihm nicht mehr gestattet, in die einst so geliebte Welt der Berge zu eilen, die er in seinem Exil vielleicht bei klarem Wetter nur noch mit den sehnsuchtsvollen Augen umfassen kann. Heute ist er geistigerweise selbst so ein ehrwürdiger Fels, um dessen Gipfel sich alle Getreuen des Gottmenschen scharen, und wie der einstige Priester, Gelehrte und sinnige Naturfreund in stillen und heiligen Stunden auf den Gipfeln der eisbedeckten Alpenriesen eins mit seinem Herrn und Schöpfer wurde, so werden alle, die dem Ewigen Folgschaft leisten, still in ihrem Herzen sprechen: „Daß wir mit Dir stets eins seien, Du Fels, auf dem der Ewige seine Kirche gründete.“ Damit will ich schließen und all denen herzlich danken, die auf Anregung unseres lieben Seelsorgers so manches schöne und kostbare Buch opferten. Möchte auch die Liebe zu den Verirrten deshalb nicht erkalten, wenn auch Diese oder Jene selbstlose Hilfe und Aufopferung mit schweren Enttäuschungen lohnen. Einige sind stets darunter, die es verdienen, daß man ihnen verstehende und verzeihende Hilfe und ein warmes Menschenherz entgegenbringt. So mancher Irrende hat eben dadurch, daß man noch an sein Gutes glaubte und ihm in den ersten Nöten eines neuen Lebens half, den Weg zur Höhe gefunden und gedankt. Man kann hier das Wort der Schrift anführen: „Habe ich nicht alle zehn geheilt und nur einer dankt!“ „Was ihr getan einem dieser geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir getan“. Oder wie ein neuerer Dichter sagt: „Ein Menschenleben, ach, es ist so wenig, ein Menschenschicksal aber ist so viel!“

6. Es ist sicherlich die beste Kritik an den Verfassern der einzelnen Werke, wenn man ihr Wissen, ihre Kämpfe und ihr Streben auf sich selbst bezieht und sie in sein Leben eingreifen läßt, wo sie sich dann als Führer und Berater, als Halt und Stütze meisterhaft bemühen, in allen Lagen des Lebens auf der Warte zu sein. Ich war als Kind in einer Simultanschule und bin hier mit meiner geistigen Mutter, der Kirche, zum erstenmal in Berührung gekommen. Gebetet wurde bei uns zu Hause nicht. Ich kann mich noch an die großen, ach so großen Augen erinnern, die mein erster Seelsorger gemacht hat, als ich noch nicht richtig ein Vaterunser beten, das Kreuz machen sowie die Hände falten konnte. Es verblieb natürlich in einer solchen Atmosphäre beim Erlernen des Katechismus und der biblischen Geschichte. Im Laufe der Zeit jedoch kam ich plötzlich mit dem Mittelalter, seiner damaligen Kirche, seinen Päpsten, seinen Klöstern, seinen Gotteshäusern, seiner Kunst und Wissenschaft in engere Berührung. Es war die Behandlung des Stoffes aber derart ohne Seele und Innerlichkeit, daß mit Fortschreiten der Jahreszahlen auch die Eindrücke schwanden.... Ich kam aus der Schule, kam ins Leben, ohne Kirche, sank und fiel tief, kam ins Zuchthaus nach einem kurzen Leben voll schalen Genusses, mit einer

leeren Seele, aus der Großstadtluft, aus einer Freudelosigkeit und inneren Zerrissenheit. Ich kam in die nackte Zelle mit ihren kahlen Wänden und ihrer stummen Sprache der Sünde, Reue und Buße. Bei dieser Gelegenheit trat ich nun zum zweiten Male mit meiner geistigen Mutter, der Kirche, in Beziehung. Ich warf mich ihr an die Brust, doch seltsamerweise nicht als verlorenes Schäflein, sondern zum ersten Male mit Tiefe und Innerlichkeit, mit dem Gefühl des Geborgenseins, ja mit Ueberraschung durch das Eindringen mit gereiftem Verständnis in die ewigen Wahrheiten. „Werfen Sie sich in das große Meer der Liebe" waren die ersten Worte, die der Gefängnisseelsorger zu mir „Blauen" in der Zelle sagte, einen Rosenkranz überreichend. Und doch muß ich heute gestehen, daß Jahre voller Kämpfe zu bestehen waren, bis aus einem Neuheiden ein Halbheide, ein Skeptiker und Nörgler und zuletzt ein Christ wurde. Auf der anderen Seite war aber der Zusammenprall mit der Kirche in diesem Hause ein derart intensiver, so daß jenes Bild aus meiner Schulzeit nicht recht in den Rahmen der jetzigen Auffassung passen wollte, wodurch auch meine „Festung" geschleift wurde. All die großen Fragen: Gibt es einen Gott? Einen Heiland? Gibt es noch Klöster (die suchte ich nämlich im Anfang meines Hierseins noch im Mittelalter!)? Gibt es noch Männer und Frauen, deren Leben auf- und untergeht im Gottesdienst? Gibt es überhaupt noch Katholiken im 20. Jahrhundert so recht nach des Heilands Herzen? Was will neben dem „modernen" Heidentum der Katholizismus, was seine Moral und seine Sittenlehre? Stimmts noch mit der Nächsten- und Feindesliebe? Auf diese Fragen geben unsere katholischen Schriftsteller eine erschöpfende Auskunft. Welch ein Idealismus, welch hoher Seelenadel und welche Herzensreinheit spricht doch aus den Werken einer E. v. Handel-Mazzetti, Gräfin Hahn-Hahn und vieler anderer! Wie tief schneidet ein Prof. Dr. J. Klug ins menschliche Leben ein, wie führt, beweist und mahnt er und wie scharf ist seine Beobachtungsgabe auf der breiten Straße! Wie sondert ein P. Cathrein S. J. mit kurzen bündigen Federstrichen das Recht vom Unrecht, die Moral von der Unmoral, die Sittlichkeit von der Unsittlichkeit, und wie weiß er überzeugend die Vernunft als die Urheberin der Sittlichkeit und aller Zufriedenheit über alles Niedere haushoch zu heben! Wie trägt ein P. Deharbe S. J. das Material zu einem Katechismus, einem Lebensführer und -berater ohnegleichen, zusammen! In welch lautere Sphären führt einen ‚Hochland' usw.! Ja, wie sagt einem der kleine Diözesankatechismus schon die Gebote und seine Pflichten! Es charakterisiert die Verfasser treffend, wenn ich betone, wie entscheidend sie gerade für mich nach den kurzen Darlegungen aus meinem Leben gewesen sind. Sie haben mich vom Schafott abgelenkt und vom Scheiterhaufen heruntergeholt. Ihnen allen ein herzliches Vergelts Gott. Wenn ich bei meiner ringenden Innenschau in schlaflosen Nächten, das Herz voll Weh, stöhne und wimmere wegen der harten Strafe, so ist es immer und immer wieder nur das eine, das mir unauslöschlich im Geiste vorschwebt: O Kindheit, o Jugend, wie öde und leer war deine Schule, wie kalt dein Wissen und wie herzlos dein Begehren! Werden die einst bestehen können, deren Lebensaufgabe es zu sein scheint, immer mehr Erkaltung und Finsternis in die Schulen hineinzutragen? Welch eine Verirrung! Welch eine Sünde an dem herangewachsenen und noch heranwachsenden Geschlecht! Welch ein Wahn, bei einem Kinde schon anzunehmen, die Religion, sein Lebensmark, sei seine Privatsache, wo es doch erst vorbereitet werden soll, um fürs spätere Leben ein Fundament zu erhalten, das auch tragfähig ist inmitten des heutigen sittlichen Verfalls des Unglaubens, der Lieblosigkeit, Habsucht und Charakterlosigkeit.... Das ist „modern", schreien heute die oberen Zehntausend so laut wie die unteren Millionen. Dabei

braucht man in dem Wörtchen „modern“ nur das o zu betonen und jene schaufeln ihr eigenes Grab.

7. Am liebsten lese ich ein Buch, das mir, wenn es dunkelt und ich nicht mehr lesen kann, Anlaß gibt zum Beten, wodurch ich zufrieden und froh werde und auch besser schlafen kann. So z. B. hatte ich kürzlich 6 Wochen lang die Zeitschrift ‚Raphael‘ und hätte sie gern immer behalten, weil ich darin vieles immer wieder gelesen habe, was mir immer von neuem gut tat. Weiter lese ich die ‚Stadt Gottes‘, ‚Deutscher Hausschatz‘ und einige Missionsbücher. Sie alle enthalten so schöne und natürliche Geschichten, die einen im Geiste zurückversetzen in noch ungetrübte sonnige Kinderjahre und frühere Jugend und Anlaß geben, mit dem lieben Gott wieder mehr zu verkehren. Besonders möchte ich noch die Bücher von Prof. Dr. Klug erwähnen. Hätte ich vor 10 Jahren in seinen Büchern gelesen, statt mich von der „modernen Unterwelt“ in Diesseitsfreuden hineinziehen zu lassen, ich wäre nicht so dumm gewesen und hätte mich unerfahren wie ich noch war an Leib und Seele vergiften lassen. Auch glaube ich nicht, daß ich jemals in so ein Haus hereingekommen wäre. Jetzt ist's zu spät, um noch einmal glücklich zu werden auf dieser Welt. Das Bewußtsein aber, mich mit meinem Herrn und Heiland noch versöhnen zu können, läßt mich nicht verzagen und verzweifeln. Ich freue mich oft im stillen, daß ich das Glück habe, katholisch zu sein, denn sonst hätte ich den Glauben an eine Ewigkeit wohl erst wiedergefunden, wenn es zu spät gewesen wäre.

8. Unter Büchern, die wirklich geeignet sind zu bleiben und zu wirken, erwähne ich vor allen Dingen ‚Stephana Schwertner‘ von E. v. Handel-Mazzetti. Verkennen möchte ich es nicht, daß die Dichterin (vielleicht im Unterbewußtsein) so einen gewissen Zug durchscheinen läßt, der gerne Blut fließen sieht. Doch von großem Können und geistvollem Schaffen ist die Dichterin beseelt. Zieht man die Tendenz in Erwägung, so muß man sagen, so kann niemand schreiben, der nicht durch und durch religiös ist. Nur wahres Vorbild wirkt!

Il faut casser la noix, pour en avoir le noyau! heißt es, wenn man Peter Dörflers ‚Neue Götter‘ zur Hand nimmt. Nach dem Öffnen dieser Schale zeigt sich ein wunderbarer Kern, den der Dichter mit reichlich Geist umgeben hat. Dabei habe ich aber nicht seine herzhafte Erzählung ‚Der Roßdieb‘ vergessen. Wie sinnig! wie warm! O dieser Dichter muß ganz in der Seele des Volkes aufgehen.

9. Als ich wegen einer blutigen Tat zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt ward, bekam ich von meiner kindlich frommen Schwester ein kleines Büchlein: ‚Die Nachfolge Christi‘ von Thomas v. Kempen mit dem schriftlichen Rat: „Lieber Bruder, wenn es Dir schwer wird, Du nicht mehr ein und aus weißt, dann lies in diesem Büchlein und es wird Dir leichter und klarer im Herzen. Glaub' mir, 's ist wahr!“ Ich weiß noch, wie ich lächeln mußte ob dieser Zeilen, aber bitter lächeln, warum? Ist es nicht eine eigenartige Zumutung, als Mörder Jünger Jesu zu werden? Dazu hatte ich in religiöser Hinsicht schweren Schiffbruch gelitten in den Jahren des frühen Jünglingsalters und bis zur schweren Tat war mir Gott und Ewigkeit Luft, Nichts. Und dann die schwesterliche Mahnung: Jünger Jesu zu werden! Ist das nicht zum Lächeln? Sagte mir doch in jener Zeit ein „Gebildeter“, ich solle mich nur gar nicht bemühen, die Lehren des Büchleins in die Tat umzusetzen. Das gelänge nicht einmal den Kuttenmenschen männlichen und weiblichen Geschlechts — wie er sich ausdrückte —, wieviel weniger einem Menschen wie mir in der Sträflingsjacke, der zudem nichts glaube und ein leichtes Leben, d. h. eine Periode des Genußlebens in nicht immer einwandfreiem Sinne hinter sich habe usw. . . . Ja, ich habe auch gelacht und halb geweint. Und das Lachen war ein Zorn über Satan, der mich in den Ab-

grund gestürzt, wobei meiner bürgerlichen Ehre und dem guten Namen das Kreuz gebrochen ward, und meine Seele, das bessere Ich in mir, das leise sich zu rühren begann, in ein Chaos von Gedanken, Gefühlen und Kämpfen gestoßen wurde.... Und mein Weinen war eine Klage und eine Frage. Eine Klage über das zunächst irdisch Verscherzte, eine Klage mit leisem Heimweh verbunden nach dem seligen Kinderglauben, den mir als kleiner Knabe die Mutterliebe ins Herz senkte. Eine Frage nach dem „Warum“. Meine Seele kam nicht mehr aus dem geschlossenen Kreis, den Lachen, Zorn, Klagen und Fragen und leises Sehnen um mich geschlossen. Und die Mächte rückten mir immer näher und näher, die Seele fühlte ihr Drängen und war in Nöten, wie man sie niemand schildern kann. Gott weiß es. „Wenn Du nicht mehr aus und ein weißt...“ so schrieb und mahnte das Schwesterherz, und ich vernahm die Mahnung nun in der Seele... bin ein Jünger Jesu geworden und habe den Kampf aufgenommen. (Ein Lebenslänglicher)

Der Heiland hat bei den Werken der Barmherzigkeit auch an die Gefangenen gedacht. Die Gefängnisse der ganzen Erde bis ans Ende der Tage öffneten damals ihre Tore und er sah all die Schuldigen und Unschuldigen, all die Büßer und Unbußfertigen, und sein unendliches Erbarmen über diese unglücklichen Menschenkinder rief in alle Jahrhunderte und in alle Herzen: „Ich war im Kerker und ihr kamt zu mir“ (Matth. 25, 36). Da höre ich Dich, mein lieber Leser, entschuldigend sagen: „Es ist mir nicht möglich, Gefangene im Kerker zu besuchen.“ Ganz recht! Aber Du kannst einen Stellvertreter hinschicken, einen zuverlässigen Freund, ein gutes Buch, das nicht bloß zu einem Gefangenen kommt, sondern von Zelle zu Zelle wandert, und mahnt und warnt und tröstet und stärkt. „Ich war im Kerker und ihr kamt zu mir.“

Das sozialpädagogische Programm in Franz Herwigs Roman „Die Eingeengten“

(Schluß)

Bevor der Dichter die Lösung des Eingeengten-Problems darstellt, schaltet er noch eine dritte Lösungsform der Sebastian-Gruppe ein. Während er Daniel am Ende seines harten Lebenskampfes um die Ueberwindung des Konfliktes zwischen Idee und Wirklichkeit, Erkennen und Tat die Siegespalme überreicht, läßt er den Priester Bernhard, den Träger dieser zweiten Variation der christlichen Sinn-Lösung, an dem Dualismus zwischen moderner Kultur und Christentum körperlich und seelisch zerbrechen. — Bernhard kam zu Sebastian, nachdem er eine Zeitlang ruhig, geschmackvoll und vornehm amtiert hatte. Er gab alles auf, was er besaß: eine ästhetisch hochwertige Wohnung, sichere Anstellung, geordnetes Leben, standesgemäßen Umgang. Eine ganz tief versteckte Eitelkeit vergiftete sein Leben. Er fühlte sich wohl als erster Sebastianschüler aus dem Weltklerus, der all sein Hab und Gut restlos an die Armen dahingab. Dazu kam ein schwärmerischer Hang zu Extravaganzen. Ihn riß der schale und widrige Alltag des Armeleutpriesters aus dem Gleichgewicht. Da gab es nur und immer blöde Armut, ewiges Vagabundentum, unheilbare Trunksucht, unverbesserlichen Leichtsinn, rückfälliges Verbrechertum, kraftloses Laster. Diesen zähen Kleinkrieg mit

dem Abschaum führen aber heißt, alleräußersten Selbstverzicht fordern, sogar Selbstvernichtung um der Seelsorge willen. Dieses Ideal, das nur große Heilige restlos verkörpern können, ist jedoch nicht Bernhards Ideal. Und weil er dazu nicht die Kraft spürt, anderseits aber eigensinnig den Eiferer abgibt, so tritt er mit der neuen Forderung wie ein anderer Brand auf: Alles oder nichts! Das war nicht die Sebastian-Formel, das war seine eigene, die Bernhard-Formel, die Formel des Katharers. Schnelle, augenblickliche, ganze Erfolge will er sehen und nicht in jahrelanger, zuwartender Pflegearbeit das Samenkorn betreuen. Er übersieht, daß der Seelsorgeerfolg ganz Gottes ist. Und weil er unbedingt Erfolge sehen will, redet er zu den Brüdern und Schwestern Sebastians nicht mehr in der mütterlich hätschelnden Art des Vaters, der dem verlorenen Sohne n u r seine Freude zeigt über die Heimkehr, auch nicht in der Art des guten Hirten und des Sünderheilandes, sondern als Kulturzertrümmerer, Kulturverneiner und Kulturhasser. Er beachtet nicht, daß der Heilandsrat zur völligen Weltentsagung nur seinen Aposteln, nur wenigen eigens Berufenen gilt, sondern dehnt diesen Rat für wenige aus zur Forderung, ja Bedingung für alle. Dabei stellt er in satter Ichspiegelung seinen Werdegang als Beispiel dar: „Jedenfalls habe ich also gezeigt, daß ich ganz persönlich an ein neues Land gesprungen war, indem ich mit einem Fußstoß die letzte Planke hinter mich warf, die mich mit der Welt noch verband" (S. 38). Aus dem Benutzen der Dinge dieser Welt macht er ein ausdrückliches Zugeständnis an Satan-Luzifer. Alles, was nicht geeignet ist, direkt zur Heiligkeit zu führen, verdammt er. Von Klubsessel, Kinotheater, Theater überhaupt, Flugzeug, Malerei, Weinkeller, asphaltierten Straßen, Daunenbetten, Teppichen und Grammophon (S. 39) behauptet er: „Wir können vielleicht trotz ihrer zur Heiligkeit kommen, n i e m a l s a b e r m i t i h n e n. Sie sind da, weil Gott sie zuließ, um Hindernisse zu sein, H e m m u n g e n, Versuchungen, die wir überwinden und besiegen müssen . . . Wird man uns kulturfeindlich nennen? M a n s o l l e s t u n!" (ebd.). Nach ihm ist derjenige überhaupt kein Christ, der nicht gehaßt und verfolgt wird. So wird er zum Irrlehrer. Paul schenkt ihm mit feinem Spott „die Fioretti", die köstlichen Einfaltsblümlein des hl. Franz. Aber Bernhard hat darum doch kein Weihnachten. In seinem Weltbilde bedeutet Franziskus, der sich kurz vor seinem Tode noch Schwester Jakobe kommen ließ, damit sie dem ausgedienten Bruder Esel noch einmal ihre so köstliche Mandelcreme bereite, nichts. Mit keinem Wort geht er auf ihn ein, er lehnt nur kurz und selbstbesessen Pauls Einladung zur Weihnachtsrede vor der Versammlung der Sebastian-Lieblinge ab mit den Worten: „Laß mich, ich kann doch nicht so sprechen, wie du es wünschst! I c h w e i ß n i c h t, w o h i n d e r G e i s t m i c h r e i ß e n w i r d" (S. 570). So tritt er, der das Verhältnis von Kultur und Christentum abgrundtief und heillos auseinandergerissen hat, ab als fanatischer Eiferer, Ketzer, Kulturverneiner und — sicherlich als Gemüts- und Geisteskranker ob der verzehrenden Arbeit in der Weddingseelsorge. —

Abgesehen von der bloßen Andeutung einer Lösungsart (Milieu-Lösung), sind in der Dichtung, wie vorstehend beschrieben, insgesamt sieben verschiedene Lösungsformen des Eingeengten-Problems, die mehr oder weniger irrig erscheinen, durch besondere Charakterdarstellungen eingehend behandelt. Wenn eine derartige stattliche Reihe von Lösungswegen veranschaulicht wird, so geschieht das nicht allein, um überhaupt mit den einzelnen Lösungsformen bekanntzumachen, sondern dazu mit dem Ziel, die echte Lösung möglichst vielseitig zu beleuchten und klar überzeugend gegenüber den falschen Lösungsarten herauszustellen. Auf dem Hintergrund all der Lösungsirrungen soll um so stärker und verpflichtender das Licht der einzig wahren Lösung erstrahlen. Eine Rückbesinnung auf die allgemeine ideeliche Grundlage des

Romans, die These vom Heil und Verlust des Lebenssinnes, und besonders auf die hieraus sich ergebende pädagogische Konsequenz, Sinnbekehrung durch Liebe und Güte anstreben zu müssen (S. 7), ergibt ohne weiteres Inhalt und Art dieser vierten Lösungsform der Sebastian-Gruppe, die als Lösungskrönung anzusehen ist; danach muß es sich handeln um eine Sinn-Lösung als christliche Liebes- und Gütepädagogik. Veranschaulichungsperson ist diesmal der Herzensfreund und Mitarbeiter Bernhards, der echte Sebastian-Jünger Paul. — Paul Lehmann, einst Gelegenheitsarbeiter, ist jener junge Mensch, der zu Sebastian kam, weil er sich mit raubmörderischen Absichten gegen seine Mutter trug (Legende, S. 27). Um das zu sühnen, hat er vollkommene Selbstentsagung geübt. Seit Sebastians Martertod ist er, ein einfacher, treuer, herzensguter Mensch, dem das Helfenmüssen in allen Fingerspitzen steckt, die Seele seines Erbes. Sein Tagewerk besteht allemal aus Caritas. Bald besucht er die Sträflinge in ihren Zellen und verteilt geschenkte Zigaretten unter sie, dann schafft er Geld zusammen für die Unterkunft einer verfolgten Siebzehnjährigen, dann liest er arme, verkümmerte Bettelkinder auf und bringt sie in geregelte Lebensverhältnisse. Das Wort von den zwei Röcken nimmt er wörtlich. In seliger Unbekümmertheit und Anspruchslosigkeit gibt er seine warme Jacke einem Frierenden, obwohl er keine zweite besitzt. Andern verschafft er Obdach und Unterkunft, selbst hat er keine sichere Wohnung. Die Polizei findet ihn in kalter Frostnacht draußen auf einer Bank eingeschlafen, in schwerer Lungenentzündung. Im Krankenhaus, in schwerem Fieber und großer Schwäche, sorgt er sich um jeden einzelnen der Mitkranken. Er ist Apostel, ein Laienapostel, will allen alles sein um Christi willen. Seine große Ehrfurcht gilt den Priestern, sowohl Bernhard wie dem launigen Pfarrer, der ihn im Krankensaal findet. Mit sehr herben Schmerzen empfindet er Bernhards Abkehr vom Sebastian-Ideal. Aber wie stark er auch betroffen ist, er beugt sich vor all dem rätselschweren Geschehen wie vor Geheimnissen. „Das Schönste ist doch wohl, einfach zu glauben, daß Gott weiß, was ich nicht weiß und was niemand weiß" (S. 175). Daniel wird von ihm bemuttert mit fast hellsichtiger Sorgfalt. Ihm, dem schöpferischen Künstler, verschafft er in Heinersdorf eine warme, ruhige Wohnung. Er bringt den heiß Ringenden zur Ruhe und erbittet sich von ihm den Christensegen, als wolle er sagen: Du bist genau so gut Christ und Gotteskind wie ich, also neu begonnen! Weiter zieht er ihn zu weltvergessener Weihnachtsfeier heran, führt ihn bei Oppermanns ein, streicht seine menschlich guten Eigenschaften liebevoll heraus, gibt ihm Lust und Luft zu neuem Leben und bringt ihm trotz der eigenen Liebe zu Hildegard in schwerer Stunde, da die Polizei draußen Aufsicht führt, das Bild der edlen Bankierstochter mit ihren mutigen Worten: „Ich glaube dennoch!" In ewig gleich lebendiger Nächstenliebe behandelt er alle, die in seinen Lebenskreis treten. Ihm ist es „das Schönste, wenn man jemand eine Freude machen kann" (S. 449). Geht er „zu den Leuten, denkt er vorher immer nach, was er ihnen bringen kann" (S. 450). Paul wird allen alles, weil er in jedem, der ihm begegnet, den Sinn des Lebens wie ein neues Licht anzündet. Das ist seine Großtat. Und doch erlebt auch er, wenn nicht einen Zusammenbruch, eine Stunde der Einkehr. Dieses geschieht, als Bernhard sich von der Sebastian-Sache lossagt, die Lungenentzündung seine furchtbare Enttäuschung mild zudeckt und der Moabiter Volkspastor ihn im Krankenhaus aufsucht und mit derben Worten durcheinander bringt. Dieser Pfarrer hat mit goldgutem Herzen und scharfem Verstand die Sachlage durchschaut. „Sie Aufrührer und Unruhestifter!" redet er Paul an, „Sie Zerstörer mancher schönen Pfarrerbehaglichkeit! Sie verdammter Sauerteig!" (S. 313). „Gewiß, Samenkörner müssen

ausgestreut werden“ (ebd.). Für ihn war Sebastian das Samenkorn, er war es, der den aus allen Provinzen nach Berlin zusammengekommenen Priestern den Weg zur Seelsorge in dieser modernen Wüste zeigte. Aber den Nachfahren Sebastians konnte diese *einmalige* Aufgabe nicht zugefallen sein, um so weniger, als die Gesamtheit der Berliner Priester mehr oder minder, je nach Anpassungsfähigkeit und Kraft, dem großen Seelsorgekomplex ihre volle Aufmerksamkeit und Hingabe widmete. Für sich bekennt der Pfarrer: „Aber es war schon gut, daß ihr kamt. Ich zum Beispiel wäre mir sonst der Gnade gar nicht bewußt geworden, die Gott mir erwiesen hat, indem er mich in eine Großstadtpfarre setzte“ (ebd.). Paul ist ihm durchaus kein Rätsel. Sofort durchschaut er seine hilflose Lage seit Bernhards Flucht, die er streng verurteilt. Diesen demütigen, selbstlosen Caritasmenschen kann er nicht verurteilen, kann ihn auch nicht entbehren für Vorpostenarbeit, jedoch er wird ihn schon einordnen, ihn in ein gesundes, geregeltes Arbeitsleben hineinstellen und ihn ein wenig väterlich betreuen. Mit diesen Gedanken scheiden Paul und der Moabitpastor, und die nächsten Ereignisse zeigen schon die Wirkung. Drei Feuerseelen von Priestern übernehmen das Erbe Sebastians und verbinden mit der Caritas von Fall zu Fall die organisierte Betreuung *aller* Seelen dieses Sprengels. Paul aber wird seiner Sorgen ledig. Er kann genesen, sich erholen und nach einem festen Lebensplan umschauen. Als Arbeiter will er unter den Arbeitern einer Betonfabrik weitere Vorpostenarbeit tun und nun besonders durch das gute Beispiel, *das Vorleben des Ideals*, den Mitmenschen wegweisend beistehen. Er will zeigen, wie man *seßhaft* wird, wie man staatsbürgerliche Werte schafft. Draußen in Röntgental und Zepernick, wo die Allerärmsten ihre Hütten bauen, und seien es nur Holzbüdchen in kleinen Gärten, da will er sein Häuschen bauen für die verarmten Oppermanns. Nichts, gar nichts gibt er von seinem Caritasideal auf, nur erstrebt er seine Ziele jetzt von einer geordneten bürgerlichen Existenz aus. Und auch das *Ideal der christlichen Familie* will er in seinem Leben predigen. In seinem Häuschen ist Platz gedacht für viele, viele Kinder. Klar steht ihm vor den Augen, „daß wir erst einmal wieder lernen müssen, das Nächste und Einfachste mit Freude und Treue zu tun und die Dinge geradezu mit nüchternen und sachlichen Augen anzusehen“ (S. 554 f.). Zu dem Sträfling Walter äußerte er: „Ich finde, daß viel zu viel gepredigt wird ... Zum Beispiel sollten sie ruhig einmal versuchen, den Tagelöhnern und Wochenlöhnern, die sie immer als materiell beschimpfen, *vorzumachen*, wie man viele Jahre hart arbeitet und sich dabei ein kleines Stückchen eigene Scholle erwirbt — also ein winziges, aber festes Ideal *verwirklicht* und dadurch vielleicht an große Ideale glauben lernt!“ (S. 555). Die schlechteste Stelle draußen in Zepernick will er feierabends in Angriff nehmen und richtig liebevoll sich dort den Lehm zum Steinebacken herausstechen. Diese franziskanische Liebe zu allem Geschaffenen wird auch dem Widerlichsten eine schöne Seite abgewinnen, sei es nun Lehm, Dünger oder die Würmchen in der Gartenerde. Mit fast dichterischer Tiefsicht hat er sich das neue Leben mit seinen neuen Aufgaben ausgedacht. Die Art, wie er dem jungen Mörder dieses neue Leben einschließlich aller Konsequenzen ausmalt, ist programmatisch für Paul. So geht er hinaus ins Leben, *ein Musterchrist der Caritas, der Arbeit und der Familie*. Die erste Etappe seines Lebens war Nachfolge Sebastians, der Rest wird edelste *Nachfolge Christi in weltzugeneigter, kulturbejahender Beispielarbeit* sein. — —

Mit der durch Paul vertretenen Lösungsweise ist die ganze Reihe der im Roman veranschaulichten Lösungsformen des Eingeengten-Problems beschrieben, so daß

nunmehr eine Gesamtschau über den Aufbau der Dichtung in den Hauptlinien möglich erscheint:

Aufbau des Romans

I. Allgemeine ideeliche Grundlage:

Philosophisch-metaphysische, jenseitig-religiöse Welt- und Menschendeutung: alle Menschen ohne den Sinn des Lebens sind „Eingeengte“.

a) Diese „Nichtsinn“-Menschen schaffen eine unsagbar traurige Welt, die Darstellung erfolgt durch Milieuschilderungen.

b) Das Ende der gottverlassenen Menschheit ist letztlich eine Hölle voll Unseligkeit. Der Nachweis hierfür geschieht in der Darlegung der

Eingeengten-Typen:

1. Elias Markus: mammonistisch Eingeengter
2. Frau Markus: sexualistisch Eingeengte
3. Walter Bergmann: intellektualistisch Eingeengter
4. Wilhelm Wachowiak: proletistisch Eingeengter

II. Spezifisch pädagogische Grundlage:

Idealistische Ergänzung der philosophisch-metaphysischen Deutungsidee: in allen Menschen glimmt „das Licht“, die Sehnsucht nach dem Sinne des Lebens, darum ist eine Lösung des Eingeengten-Problems möglich.

III. Lösung des Eingeengten-Problems:

A. Lösungsformen der Eingeengten selbst:

1. Johanna: intellektualistische, bürokratisch-mechanistische Lösung
2. Heti Lange: spiritistische Lösung
3. Agnes-Liane: romantizistische Lösung
4. Oppermann: Weiße-Salbe-Lösung
5. — Milieu-Lösung

B. Lösungsformen der Sebastian-Gruppe:

1. Markus: humanitäre Lösung
2. Daniel Löffelholz: Sinn-Lösung mit Gegensatz von Idee und Wirklichkeit
3. Bernhard: Sinn-Lösung mit Dualismus von moderner Kultur und Christentum
4. Paul Lehmann: Sinn-Lösung als christl. Liebes- und Gütepädagogik

C. Lösungsträger:

Hauptträger ist der sozial sich restlos aufopfernde Priester und der religiöse Mensch überhaupt als Tatchrist.

Der Ueberblick zeigt, wie aus der allgemeinen ideelichen Grundlage des Eingeengten-Problems, der jenseitig-religiösen Sinndeutung von Welt und Menschen, in logisch scharfsichtiger Weise und künstlerisch plastischer Gestaltung sich zunächst die Milieuschilderungen und Eingeengten-Typen ableiten, wie dann durch die idealistische Ergänzung der philosophisch-metaphysischen Deutungsidee, durch die These von der Sinnsehnsucht, die pädagogische Grundlage des Romans geschaffen wird, und wie endlich die Darstellung der einzelnen Lösungsformen des Eingeengten-Problems in planvoll aufsteigender Linie gipfelt in der Sinn-Lösung als Liebes- und Gütepädagogik und somit ein sicherlich bedeutsames sozialpädagogisches Programm als Endkrönung aufweist.

Gerade dieser zusammenfassende Rückblick offenbart eine rühmenswerte Geschlossenheit, klare Konsequenz und wesenhafte Ausprägung des gesamten Romanaufbaues. Nichts ist hier überfällig und überflüssig, nichts ist zufällig enthalten oder ausgefallen, alles ist sauber und präzise von dem gesetzten Grundprinzip aus durchkomponiert. In seiner aszetisch strengen Durchführung der Grundidee, sowie in der Schärfe, Knappheit und Systemhaftigkeit im Ausbau der Einzellinien ist der Roman ein Musterbeispiel einer Ideendichtung. Ergänzend muß noch bemerkt werden, daß außer der erörterten sozialpädagogischen Grundstruktur noch eine moralphilosophische vorliegt. Faßt man die sozialpädagogische Ideenführung als vertikalen Aufriß der Dichtung auf, kann man die moralphilosophische als horizontale Querschichtung bezeichnen. Muth hat bereits darauf verwiesen, daß in dieser Hinsicht „die Idee des Romans gegen zwei gleich große, in scharfem Gegensatz zueinander stehende Uebel der Zeit gerichtet ist, gegen ihre zweckhafte Moralität, die sie zum Hochmut, und gegen ihren hemmungslosen Fatalismus, der sie zur Trostlosigkeit führt" (a. a. O. S. 61). An dieser Stelle würde eine Besprechung der an sich bedeutungsschweren moralphilosophischen Probleme über den Rahmen der vorliegenden sozialpädagogischen Themasetzung hinausgehen.

Wie besprochen, hat der Dichter, entsprechend der Voraussetzung, daß alle Unseligkeit der Welt und Menschheit aus dem Verlust des Lebenssinnes erwächst, als die Lösung des Eingeengten-Problems im allgemeinen vorgeführt die Sinnbekehrung. In der Sinn-Lösung als Liebes- und Gütepädagogik ist jener Lösungsumriß näher nud konkreter ausgezeichnet und in Pauls Charakterbeschreibung das rettende sozialpädagogische Programm formuliert. Wer soll nun nach Ansicht des Dichters dieses große Programm tatsächlich ausführen? Wer soll Lösungsträger in der Lebenswirklichkeit sein?

Das ganze Weltbild der Dichtung besitzt als Zentralpunkt die religiöse Sinnidee, von da aus ist ebenfalls die endgültige Lösungsform gestaltet. Es ist darum durchaus konsequent, wenn der Dichter als Hauptlösungsträger den Stand nennt, dem die Erweckung und Pflege des Lebenssinnes als heiligste Verpflichtung und Aufgabe übertragen ist, den Priesterstand. Damit der Priester das rettende Sozialprogramm erfüllen kann, muß er das haben, was dieses Programm als Kerngehalt in sich trägt: die opferstarke Liebe und Güte zu den Eingeengten um Christi willen, eine Liebe ohne Ende, die ihn alle Alltagseinengungen restlos abstreifen läßt und als Helfer und Freund mitten hineinstellt unter die Aermsten. Wie sich Herwig im einzelnen die Ausführung seiner sozialpädagogischen Forderungen denkt, hat er mehrmals dargestellt. Im ‚Adventspiel' tritt im „dritten Bild" Johannes, der Vorläufer, als Vertreter des modernen Seelsorgers auf. Von einer geheimnisvollen Macht ist er „sausenden Schwungs" aus seiner lieben Wüste, die ihm immer als „überlaufender Gnadenkelch, Treppe zur Ewigkeit und Gottesgarten" erschienen ist, hineingeschleudert worden in diese Wüste des Lebens, d. h. in die Welt des Gegenwartsmenschen. Er sieht hier Heerscharen von Hyänen und Schakalen, aus deren Atem Blutdunst aufsteigt und von deren Tritten Grausen ausgeht, Menschen, tot wie Wüstensand, und verschollene Gesetze lasten, leere Formen der Jahrhunderte, die wie wüster Felsen schauerliche Gerippe drohen (S. 30). Und da er diese Welt ohne Gott als grausige Wüste erschaut, verlangt er zurück nach seiner Segenswüste, wo ihn Gott umrauscht wie ein Meer. Schon hat er den Fuß zur Flucht gewendet, da trifft ihn „die Stimme des Herrn":

„Johannes! Ungetreuer Knecht! ...
Du fauler Knecht hast dir gedient, nicht mir!
Nur, daß du warm dich in mir betten könntest
War dein Begehr. Ich aber kehre mich
Von dir, du Ichling, ab!" (S. 31).

Johannes ist Ichling gewesen als Genießer seiner Stille und Einsamkeit. Nichts hat er getan für seine Brüder und Schwestern, die an eine entsetzliche Welt gefesselt sind. Obgleich die Menschheit, „der halbflügge Vogel, der, aus dem Nest der Ewigkeit gefallen, verzweifelt flattert" (S. 32), im Unglück liegt und seufzt, ist er in seinem trauten Heim geblieben, damit er selig werde. Als schlechter, feiger Krieger hat er das Schlachtfeld der Zeit verlassen, mochte auch die verlassene, entgottete Menschheit elendiglich leiden und jammern. Nun darf er sich nicht mehr länger in seine Wüsteneinsamkeit vergraben, hinaus muß er auf göttliches Geheiß, hinaus in den Kampf, dann wird der Herr „geheimnisvoll aus seinem Wesen den Gottessohn erwecken, der als Mensch zu seinen Brüdern niedersteigt und leidet" (S. 32) und erlöst.

Restlose Selbstentäußerung, Aufgeben der allein weltabgewandten Beschaulichkeit, Hineinstellen mitten unter die arme Menschheit und Liebe und Güte endlos spenden und Liebe und Güte immer wecken: das verbürgt die Verwirklichung des heilbringenden sozialpädagogischen Programms. Dasselbe Motiv spricht in noch schärferer Betonung aus der Sebastian-Legende. — Sebastian ist Mönch geworden um seines Seelenheils willen. Zwölf Jahre schon pflegt er seine Seele wie der Weltmensch seinen Leib. Das tut der Weltmensch mitten in der Unrast seiner Geschäfte; Sebastian aber pflegt seine Seele fern vom lauten Leben, mitten in schöner Natur, umgeben von der majestätischen Wucht der Berge, fein gepflegten Gärten und nahe einem romantisch schönen, brausenden Strom, der auch das letzte unangenehme Lebensgeräusch aufschluckt und davonträgt. Er betet fern von den raubtierartig verwilderten Menschen wie ein Lamm, das nichts zu fürchten hat. Vorsichtig hält er sich von den „Wölfen" zurück. Nie geht er auf den lauten Markt des Lebens, nie wagt er sich unter die modernen, gottentfremdeten Menschen, in ihren Beratungen und auf ihren Tagungen fehlt sein sanfter Widerspruch, sein wegweisender Rat. In ihre Wohnungen gehen? Nein, das hieße in die Löwengrube hinabsteigen, nie ist er in der Wohnung eines Gottes- und Religionshassers gewesen. Hätte es ihn nicht verunreinigt, wenn er das Spottgeheul der Wölfe in sein Ohr eingelassen, ihre üblen Reden mitangehört haben würde? So sitzt Sebastian in seinen vier Wänden. Mögen sie auch nur eine arme Zelle umschließen, so ist es doch wohl eingerichtet darin vom harten Bett bis zur lieben Betbank und dem Arbeitspult. Er verrichtet seinen frommen Dienst im Chorgestühl und am Altare nach einer Regel, die zu anderen Zeiten, aus gänzlich anderen Lebenskreisen entstanden war, aus Zeiten, da der Priester sich um der Seelsorge willen absperren mußte gegen öffentliche, private und familiäre Ausnutzung seiner angesehenen sozialen Vorrangstellung. Was einst ein heroischer Akt der Entsagung war, das hat sich im Wandel der Zeit durch starre Sanktionierung der Regel verwandelt in eine unfruchtbare Abseitsentwicklung, der jede praktische seelsorgerliche Beziehung fehlt. Und so sagt sich Sebastian: unsere Weltflucht ist Arbeitsflucht geworden, unser abgeschlossenes Klosterleben und unsere glatt geregelte mönchische Tagesordnung ist angesichts der Seelenverwilderung nichts als religiöses Rentnertum ohne seelsorgliche Daseinswerte, unser Eifer ist kein Gottesdienst mehr, sondern Ichdienst. „Wo sind die Jünger Jesu, die

auf den Marktplätzen und vor den Rathäusern von ihm sprechen, die mit den Bestien hausen, zusammen in einem Käfig, und ungerufen zu den weißen Heiden gehen und sie mit „Bruder" anreden? Sitzen sie nicht vielmehr in ihren wohleingerichteten Zimmern und warten, daß die Wölfe kommen? Stehen in ihren wohlgewölbten Kirchen und warten? Thronen in ihren wohlverschlossenen Beichtstühlen und warten auf die Wölfe?... Ist ihnen ihres Leibes Notdurft und Bequemlichkeit nicht mehr als Gottes Gebot? Lieben sie sich selber nicht mehr als die in Wolfsleibern gefangenen unsterblichen Seelen ihrer Brüder?" (S. 6 f.). Lange grübelt Sebastian diesen Fragen in der Einsiedelei nach und sucht, Gottes Willen zu erforschen, und dann zieht er mitten unter die „Wölfe". Sein soziales Arbeitsprogramm ist dieses: er will das Los der „Wölfe" teilen, um zu erfahren, was sie drückt, und wie geholfen werden muß; er nimmt das Rezept dienender Liebe, weil er nur so allen, auch den Fanatikern, predigen kann, er übt äußerste Demut gegen seine Obrigkeit, damit die Stimme seines Beispiels durchdringenden Klang bekommt; nicht als Revolutionär will er arbeiten, sondern als stiller Pfadfinder; endlich übt er die evangelischen Räte, vollständige Armut, Keuschheit und Gehorsam gegen die Kirche und den Gottesruf; den Erfolg überläßt er Gott und seiner Erbarmung. Die „Wölfe" sollen sich wieder an den Priester gewöhnen, an seinen Anblick und seine Tätigkeit. Was Sebastian dann unter den Aermsten wirkt, ist ein einziger, herrlicher Hymnus gottesreiner Liebe und ein einziger köstlicher Kranz von Wohltun.

Genau dieselbe Weise, wie das sozialpädagogische Programm im Adventspiel und in der Sebastian-Legende seine Erfüllung findet, wird im Roman beibehalten. Das im Mysterienspiel und in der Legende kurz angeschlagene Motiv ist hier nur ungleich tiefer und weiter durch die Darstellung der verschiedenen Lösungsformen unterbaut und ausgesponnen. An die Stelle von Johannes und Sebastian ist nunmehr Paul getreten, der wieder als Apostel der Liebe und Güte das Eingeengten-Problem löst. Unverändert schwebt dem Dichter als Lösungsträger ein Heros der Liebe vor, ein Wunder der Gnade, letztlich ein Heiliger; denn es muß als gänzlich ausgeschlossen bezeichnet werden, daß die Masse eines Standes dieses außergewöhnliche Maß von Selbstentäußerung, Opfermut, Hingabe an jeden, an Verworfene und Bösewichte schlimmster Art, aufzubringen vermag. Selbst wenn man individuelle Veranlagung, Spannkraft, Können, die Macht des Bösen usw. nicht in Anrechnung bringt, bleibt immer noch der unberechenbare Faktor der Gnade des freien Gottes. Die Gesamtheit der Priesterschaft kann darum das Amt, Lösungsträger zu sein in der vom Dichter entworfenen Weise, die stets eine Sonderberufung des Himmels voraussetzt, nicht annehmen, weil es einfach über Können und eigenes Wollen weit hinausgreift. Nur als Ideal ist der geschilderte Lösungsträger denkbar und annehmbar, als Hinlenkung zum großen Ziel, das zwar nicht alle erreichen können, aber wohl alle anstreben müssen, und das Ideal hat der Dichter auch nur gestalten wollen.

Ist im Adventspiel und in der Sebastian-Legende der Priester als idealer Lösungsträger gezeichnet, liegt im Eingeengten-Roman insofern eine Erweiterung vor, als jetzt neben die Priester Bernhard und Peter noch ein weiterer Lösungsträger gestellt wird. Daß der Dichter Paul nur Gelegenheitsarbeiter sein läßt, soll offenbar heißen: nicht nur der Priester ist als Verwirklicher des sozialpädagogischen Programms anzusprechen, sondern ebensogut jeder religiöse Mensch, und sei es auch der einfachste Christ. Schaut man auf die

Tätigkeit Pauls bis zur Flucht Bernhards und seiner Erkrankung, so handelt es sich nur um eine Uebertragung des priesterlichen Johannes-Sebastian-Ideals in den Bereich des Laienapostolates, einfach um idealen Caritasdienst. Aus der Tatsache, daß Paul seine Stunde der Einkehr erlebt und danach ein neues Lebensprogramm entwirft, ergibt sich jedoch, daß als Lösungsträger der Christ schlechthin nicht eine bloße Kopie des Priesters ist. Wie in Paul geschildert, hat der religiöse Mensch als solcher seinen Beitrag zur Lösung des Eingeengten-Problems zu leisten im Rahmen seines Berufes, seiner Familie und seiner bürgerlichen Existenz. Treu die berufliche Arbeit erledigen, die Familie als eine Zelle des Gottesstaates pflegen, die christlichen Ideale der Welt tatsächlich vorleben und der gedrückten Armut jeglicher Art einen unversieglichen Willen zur Liebe und zum Helfen zeigen: das ist es, was den Christen zu einem lebendigen Lösungsträger erhebt. Er soll Arbeit, Beruf, Familienpflichten, all sein Handeln und Tun bis in den letzten Alltag hinein adeln und heiligen durch die Liebe, die letztlich aus dem Einen und Einzigen quillt. In jedes und alles soll er etwas Franziskus-Wesen hineinsenken, etwas Urchristen-Leben, dann mag das große Verhängnis, die Entgottung, schließlich doch noch einmal weichen und das eine große Heil sichtbar werden, die Sinnbekehrung der modernen Menschheit. —

Hat nun Herwig tatsächlich eine ausreichende, erschöpfende Lösung des Eingeengten-Problems geboten? Deutet man den Ausdruck „die Eingeengten“ so, wie es der Dichter in tiefster Absicht will, als Menschen ohne Lebenssinn, dann steht hier eigentlich ein rein seelsorgliches Problem zur Behandlung. In Wirklichkeit schieben sich dauernd in diese ausschließlich religiöse Fragestellung noch die ungeheuren Ausmaße des Sozialproblems von heute hinein, indem allenthalben die Konturen des Industriemenschheitsproblems mehr oder weniger deutlich sichtbar werden. Richtet man hierauf das Augenmerk, so liegt das proletarische Problem vor. Wegen der eigenartigen Vermischung der beiden großen Fragenkomplexe kommt weder das eine noch das andere Problem eindeutig zur Darstellung. Mag man nun die „Eingeengten“ als Gegenstand einer religionspädagogisch-seelsorglichen oder einer allgemeinen sozialpädagogischen Angelegenheit auffassen: in beiden Fällen reicht die vorgeführte Lösung, ausschließlich als praktische Handhabe gewertet, keinesfalls aus. Sowohl in der Seelsorge wie in der Sozialpraxis liegen ganz ungeheure Problemhäufungen organisatorisch-technischer, wirtschaftlicher, soziologischer, psychologischer Art usw. vor, die sich praktisch mit der metaphysischen Sinnformel nicht erschöpfen und meistern lassen. Demgegenüber muß zur Verteidigung des Romans gesagt werden, daß jene Fragen der praktischen Lösungsmöglichkeiten direkt nicht zum Aufgabenbereich des Dichters gehören. Indem er die Sinn-Lösung als Liebes- und Gütepädagogik die Befreiung der Eingeengten nannte, wollte er doch nur wieder einmal den Finger nachdrücklichst auf jenes Letzte und Tiefste legen, was allem menschlichen Handeln erst Sinn und Wert für Ewigkeit und Zeit verleiht, auf das Leben in totaler Gottbezogenheit. Und in diesem Sinne kann man seiner Lösung wohl voll zustimmen: „Kindlein, liebet einander! — Es ist das Gebot des Herrn; wenn er dieses erfüllt, so genügt es.“

Heinrich Kautz.

Der 14. Kursus des Borromäusvereins zu Bonn

vom 11.—15. Oktober 1926

Der diesjährige Schulungskursus für Leiter und Mitarbeiter der kath. Volksbüchereien bewies durch die große Zahl von 295 Teilnehmern, die sogar die vorjährige Zahl von 240 überstieg, wie sehr eine Woche der Besinnung und der Aussprache von den Bibliothekaren als notwendig empfunden wird. Nicht nur die Referate und die Arbeitsgemeinschaften gaben dem tätigen Bibliothekar neue geistige und praktische Anregungen, sondern auch die rein persönliche Aussprache der einzelnen untereinander. Es führt eben eine solche Tagung Menschen gleichen Wollens und oft ähnlicher Arbeitsverhältnisse zusammen und fördert so die Arbeit des einzelnen durch Erkenntnisse. Der Besuch und die Ansprache des hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Waitz von Vorarlberg und Tirol zeigten, wie sehr Führer des katholischen Volkes unsere katholische Bildungsarbeit schätzen.

Von Vorteil für die nachhaltige Wirkung des Kursus wird sein, daß diejenigen Vorträge, die sich mit den Fragen des Bildungsziels, des Bildungsvorgangs, mit dem Leser und dem Buche beschäftigten, in einer Broschüre gedruckt erscheinen werden. Somit erübrigt sich vorläufig ein genaueres Eingehen auf die einzelnen Referate. Die beiden ersten Tage des Kursus wollten vor allem den Teilnehmern, die zum erstenmal einen solchen Kursus mitmachten, die technischen Methoden und Hilfen in der Büchereiarbeit darlegen. So sprach Generalsekretär Zimmermann über den „Aufbau der Bücherei“, Generalsekretär Dr. Rumpf über „Das Buch bis zur Ausleihe“, Direktor Braun über „Die Differenzierung von ländlichen, mittleren und großen Bibliotheken nach Bücherbestand und Ausleihepraxis“, Generalsekretär Dr. Rumpf über „Seele und Praxis der Ausleihe“; Arbeitsgemeinschaften boten praktische Uebungen zur Katalogisierung einer Bücherei und zur Ausleihe selbst. Der Einleitungsvortrag des Kursus, in dem Generalsekretär Dr. Rumpf „Die moderne Büchereibewegung in ihren Zielen und Methoden“ darlegte, bot den Gesamtüberblick über die Büchereifragen und über die Ziele des diesjährigen Kursus, die sich in Vertiefung der Erkenntnis des Bildungsziels und des Bildungsvorgangs zusammenfassen lassen. Als Ueberleitung auf das Arbeitsgebiet der zweiten Hälfte des Kursus, auf die grundsätzlichen Büchereifragen, diente das Referat von Dr. Froberger „Seelische Persönlichkeit und Lektüre“, das den Primat der seelischen Werte der Persönlichkeit gegenüber den literarischen Werten des Buches betonte. Vom „Schicksal des Buches“ sprach, feinsinnig und zugleich voll Verständnis für die Schwierigkeit, ein wertvolles Buch, eine Dichtung an das Volksganze heranzubringen, Univ.-Prof. Dr. Behn. „Das Wortkunstwerk“ nicht nur in seinem Gehalt, sondern auch in seiner künstlerischen Gestalt zeigte Geheimer Hofrat Univ.-Prof. Dr. Walzel vor allem durch Darbietung von Beispielen. Der Vortrag über „Fördernde Literaturkritik“ von Dr. Keckeis bot das Erlebnis eines Mannes, der sich der großen Verantwortung des Kritikers vor Dichtung und katholischem Leserkreis bewußt ist. Univ.-Prof. Dr. Tillmann sprach über „Weltanschauung und Volksbildung“ und klärte auch die Begriffe Bildung und Erziehung. Schriftsteller Ruster betonte in seinem Vortrag „Das moderne Bildungsproblem in der freien Volksbildung“ die Bedeutung der Bildungspsychologie. Ernst Thrasolt sprach aus tiefer Kenntnis der Volksseele über „Kunst und Volkstum“, Oberstudienrat Dr. Stahl aus praktischer Arbeit in Akademikerkreisen und im Unterricht über „Akademiker und Volksbildung“ und zeigte

Schwierigkeiten und Wege auf. Ein Genuß war es, am letzten Tage dem Intendanten des Bonner Stadttheaters, Dr. A. Fischer, zuzuhören, wie er „Richtlinien für Vortragen und Vorlesen“ an praktischen Beispielen aufzeigte, was für unsere Vorlesestunden in den Vereinen von Bedeutung ist. Das Schlußwort von Direktor Braun, das eine Mahnung zu stärkerer Aktivität, Solidarität und vertiefter Qualität in der Büchereiarbeit war, gab einen guten Abschluß des Kursus. Abgesehen von den praktischen Arbeitsgemeinschaften der ersten Tage, den Referaten und Aussprachen wurden noch die Universitätsbibliothek und die Münsterbibliothek besichtigt; eine Bildausstellung, die Dichter, lesende Menschen und Volksdichtung zeigte, wollte zu würdigem Schmucke des Bibliothekheimes anleiten. Alle Besucher gewannen einen Einblick in die Zentrale des Vereins. Als Erholungsstunden waren gedacht: der „frohe Abend der Buchgemeinde“, den Frl. Dr. Wolff uns schenkte, und der „Märchenspielabend“ der Spielschar der Jünglingskongregation Waldorf (bei Bonn), durch den Vikar Thomas zeigte, wie wirkliche Volksbildung auf dem Lande sich ermöglichen läßt. Der Dichter Ernst Thrasolt erfreute an diesem Abend durch Proben seiner Dichtung.

Viele Anregungen bot der diesjährige Kursus. Die Drucklegung derjenigen Referate, die sich mit den Zielen und Aufgaben der katholischen Büchereiarbeit befaßten, wird zweifellos die Wirkung des Kursus bei den Teilnehmern vertiefen und eine weitere Durchsprache ermöglichen, die der Volksbildungsarbeit förderlich sein wird. Auf ihr wird der nächste Kursus aufbauen.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Andreas Eberharter: Das Buch Jesus Sirach oder **Ecclesiasticus.** (Die Heilige Schrift des Alten Testamentes übersetzt und erklärt. In Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von Franz Feldmann und Heinrich Herkenne, VI. Bd., 5. Abt.) VIII u. 167 S. Bonn 1925, Hanstein.

Das Buch Jesus Sirach ist entstanden zwischen 187—171 v. Chr., also in einer Zeit, wo den Juden viele Gefahren in Religion und Sitte vom heidnischen Hellenismus drohten. Der Verfasser will seinen Zeitgenossen im engen Anschluß an ihre Religion ein Lehrbuch der Lebensweisheit bieten, das ihnen in allen Lebenslagen ein zuverlässiger Berater und Wegweiser sein soll. „Da findet man Belehrungen über Gott und sein Verhältnis zu den Menschen, seine Offenbarung in Natur und Geschichte, über Sünde und Vergeltung, Gebet und Opfer, über Fasten und Almosengeben, Geloben und Schwören, Erziehung der Kinder und Behandlung der Töchter, über Gesundheit und Lebensgenuß, Reichtum und Vermögensverwaltung. Da sind behandelt die Pflichten der Eltern und der Kinder, des Mannes und der Frau, der Freunde und der Ratgeber, der Handelsleute, der Schriftgelehrten und der Aerzte, das Benehmen zu Hause und im Strome des Verkehrs, bei Gastmählern und beim Weingelage, im Reichtum und im Verkehr mit Reichen, am Krankenbett und an der Bahre. Da stößt man auf Empfehlung des Gottvertrauens und der Wohltätigkeit, der Bescheidenheit und der Demut, der Selbstbeherrschung und der treuen Freundschaft, der Eintracht und der Verschwiegenheit, auf eindringliche Warnungen vor falscher Scham und vermessenem Vertrauen, vor Lüge und Ungerechtigkeit, vor Borgen und Bürgen, vor falschen Freunden und falschen Weisen, vor Buhlerinnen und Sängerinnen, vor Zorn und Groll, Streitsucht und Unzucht, Klatscherei und Ohrenbläserei" (N. Peters, das Buch Jesus Sirach oder Ecclesiasticus 1913, S. XXXVIII—XXXIX). Wegen seines überaus reichen Inhaltes an praktischer Lebensweisheit hat es auch uns Christen viel zu geben an Belehrung und Erbauung. Dies ist der Grund, weshalb es in der alten Kirche so viel gelesen und mit Vorliebe den Katechumenen zur Lektüre in die Hand gegeben wurde. Dieser seiner bevorzugten Stellung im christlichen Altertum verdankt es seinen Namen Ecclesiasticus (sc. liber) = Kirchenbuch. Möge die neue Uebersetzung des Buches von Eberharter, die mit einer vorzüglichen Einleitung versehen ist, dazu beitragen, ihm recht viele neue Leser zuzuführen!

Godesberg. Pfarrer Dr. H. J. Heyes.

Edmund Jehle: Leben Jesu Christi. XIII und 343 S. Paderborn 1926, Ferd. Schöningh. M. 4,80; geb. M. 6,30.

Ein glücklicher Gedanke, das Leben des Heilandes in einer Art popularisierender Evangelienharmonie zu bearbeiten, um damit gemäß den Weisungen der Fuldaer Bischofskonferenz „die erhabene Schönheit der Persönlichkeit Jesu Christi, seine göttlichen Vollkommenheiten und seine menschlich edlen Eigenschaften zur anschaulichen und ergreifenden Darstellung zu bringen"! Die knapp gefaßte Einleitung bietet einen Ueberblick über die Quellen des Lebens Jesu, Zeitrechnung und andere Vorfragen, Palästina und seine Bewohner. Gerade dieser Teil dürfte noch eine

Erweiterung erfahren, wodurch dem Leserkreis — als solcher ist neben Eltern und Erziehern besonders die heranreifende und reifere Jugend gedacht (Vorw. IV) — auf der Grundlage chronologischer und geographischer Voraussetzungen nicht bloß eine verlässige Kenntnis für das öffentliche Leben Jesu, sondern auch ein klares Verständnis für die Beweise seiner Messianität und Gottheit gesichert wird. Für den am Schluß beigegebenen zusammenfassenden Rückblick auf das verborgene und öffentliche Leben Jesu würde damit ein desto bestimmteres Festhalten beim jugendlichen Leser gewährleistet werden. Die Anwendungen auf Glauben und Leben des einzelnen sind in treffender Kürze jeweils passend eingeflochten, so daß die in fromme Betrachtung ausmündende Belehrung die Verbindung zwischen der heiligen Gabe des Vorbildes und der ernsten Aufgabe der Nachahmung ungezwungen herstellt. Möge der Verfasser sich entschließen, eine ähnlich anziehende Bearbeitung der apostolischen Zeit zu unternehmen!

Horb a. Neckar. Studienrat Dr. St. Lösch.

Joseph Herkenrath: Die Ethik Jesu in ihren Grundzügen. 5. Bd. der Abhandlungen aus Ethik und Moral. Herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Tillmann. 315 S. Düsseldorf 1926, L. Schwann.

Zum erstenmal erscheint mit diesem Buch auf katholischer Seite in Deutschland die Sittenlehre Jesu in systematischer Zusammenfassung und sachlicher Vollständigkeit. Gewiß lagen Vorarbeiten mannigfachster Art, Bearbeitungen einzelner und wichtiger Teile dieser Ethik von katholischen Federn vor. Aber es bleibt das große Verdienst von J. Herkenrath, als erster das einzelne zusammengefaßt und zu einem abgerundeten Ganzen gestaltet zu haben. Die Aufgabe war kühn und nicht leicht. Es handelte sich darum, die erhabenste und tiefste Ethik, die je gelehrt worden ist, zur Darstellung zu bringen, was um so schwieriger sein mußte, als die sittlichen Lehren Jesu zusammenhanglos in den einzelnen Evangelien zerstreut liegen. Der Wurf ist gut gelungen, die theologische Wissenschaft wie auch das katholische Volk werden dem Verfasser dankbar sein.

Als Quellen benützt der Verfasser die synoptischen Evangelien, unter Ausscheidung des Johannesevangeliums, was durchaus berechtigt und notwendig ist. Er geht dann in diesen Quellen allen Lehren Jesu über sittliche Fragen bis ins einzelne und kleinste nach, um den wahren Sinn derselben möglichst sicher festzustellen. In der exegetischen Deutung und Beurteilung mancher Stellen gibt es scharfsinnige Auseinandersetzungen mit der liberalen Kritik, die überall eingehend beachtet worden ist. In geschickter Weise werden die Versuche, die Ethik Jesu von eschatologischen Vorstellungen abhängig zu machen oder sie ihrer idealen Würde zu entkleiden, zurückgewiesen. Von den vom Verfasser selbst oft gegebenen Lösungen von Schwierigkeiten muß man wohl annehmen, daß sie das Richtige treffen, jedenfalls sind sie im Rahmen der traditionellen katholischen Exegese gehalten und entsprechen dem natürlichen katholischen Empfinden. Vielleicht hätte der Verfasser bei solchen Gelegenheiten, aber auch sonst, auch die Väterliteratur heranziehen können, um Sinn und Gestalt schwieriger Texte zu eruieren. Leider ist diese Literatur sozusagen gar nicht benutzt worden. Allerdings würde sich durch eine Heranziehung der patristischen Exegese der Charakter, vor allem aber auch der Umfang des Buches stark verschoben haben.

Inhaltlich ist das Buch in fünf Hauptabschnitte zerlegt: die Normierung, die Vereinfachung, die Verinnerlichung, die Vollendung, die Motivierung der Ethik. Indes, wie vielsagend an sich auch diese Bezeichnungen sind, sie geben doch nur ein

schwaches Bild von der reichen Stoffülle, die hier geboten wird. Beachtenswert sind m. E. besonders die Darlegungen über die sittliche Gesinnung im Gegensatze zur äußern Tat, über die Stellung Jesu zu Reichtum und Besitz und über die Lohnfrage in der Ethik. Auffallenderweise fehlt jedoch ein eigenes Kapitel über Jungfräulichkeit und Zölibat, während Ehe und Familie ausführlich behandelt sind. Und doch muß wohl zugegeben werden, daß die genannte Frage im Leben Jesu theoretisch wie praktisch eine bedeutsame Rolle spielt. Bei einer folgenden Auflage könnte darauf wohl Rücksicht genommen werden.

Stil und Darstellung des Buches fließen ruhig und gleichmäßig dahin. Der Verfasser hütet sich fast ängstlich vor Schwung und Begeisterung, auch da, wo man angesichts des erhebenden Inhalts einen frischeren und wärmeren Ton erwarten dürfte. Vor der strengen und nüchternen Sachlichkeit muß alles andere zurücktreten, auch das ist gut.

In dieser Arbeit, die gerade wegen ihrer peinlichst gewahrten Objektivität größten Wert besitzt, steckt ein ungeheurer Fleiß und eine bewundernswerte Energie. Schon die Durcharbeitung der gewaltig angewachsenen protestantischen Literatur stellte an die Ausdauer des Verfassers sehr hohe Anforderungen. So ist uns ein Werk geschenkt worden, das in der theologischen Literatur eine beachtliche Stelle einnehmen wird, und dessen Lektüre und Studium nur bestens empfohlen werden kann. Durch ein ausführliches Sachregister wird die Benutzung sehr erleichtert.

Bonn. Konviktsdirektor Dr. W. Stockums.

Rundschreiben unseres Heiligsten Vaters Papst Pius XI. über die Einsetzung des Festes Christi Königstag (Quas primas vom 11. Dezember 1925), übersetzt und erläutert von Prof. Dr. v. Meurers. Trier 1926, Verlag der Paulinusdruckerei. Steif geheftet M. 1,20.

Rundschreiben unseres Heiligsten Vaters Papst Pius XI. zum 200jährigen Jubiläum der Heiligsprechung des hl. Aloisius von Gonzaga (Singulare illud vom 13. Juni 1926), übersetzt und erläutert von Prof. Dr. von Meurers. Trier 1926, Verlag der Paulinus-Druckerei. M. 0,80.

Beide Kundgebungen des Hl. Vaters haben ihre besondere hochaktuelle Bedeutung. Die erste, weil sie die Gedankengänge der Enzyklika Ubi arcano Dei consilio über den Frieden Christi im Reiche Christi vom 23. Dezember 1922 gleichsam weiterführt und in das Licht des Königtums Christi rückt und sich über den praktischen Ausbau des Reiches Christi in den Staaten, den Familien und Seelen verbreitet, damit Christi Königsfest wirklich das Symbol einer Erneuerung der Welt in Christus sei. Die zweite, weil sie in lichtvollen Darlegungen die Bedeutung der Aloisiusverehrung auch für die neue Jugend behandelt und das Patronat des hl. Aloisius bekräftigt und bestätigt.

Die neuen Trierer Ausgaben der Päpstlichen Rundschreiben haben folgende Vorzüge: gute Uebersetzung, reiche Gliederung und zum Schluß Erläuterungen, in denen die Lehren der Rundschreiben kurz zusammengefaßt sind, damit nach der Absicht des Herausgebers eine weitgehende homiletische Verwertung der Rundschreiben erleichtert werde. Das ist praktisch von so großer Bedeutung, daß die „Trierer Rundschreiben“ sich bald das Feld erobert haben dürften.

Mainz. Domkapitular G. Lenhart.

Moritz Meschler: Das Exerzitienbuch des hl. Ignatius von Loyola. Erklärt und in Betrachtungen vorgelegt. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Walter Sierp. Zweiter Teil: Ausführung der Betrachtungen. Erste Hälfte. 12°. (XXXII u. 372 S.) Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 5,—; geb. in Leinwand M. 6,40.

Nachdem im vergangenen Jahre der erste Band der Exerzitienschriften von P. M. Meschler erschienen ist (vgl. Besprechung in der „Bücherwelt" 1926, 2. Heft, S. 70), liegt nunmehr schon der freudig erwartete zweite Band vor. Der erste Band enthielt den Text des Exerzitienbuches in deutscher Uebertragung nebst einer Erklärung von Meschler; der zweite bringt eine große Menge von ausgeführten Betrachtungen desselben Autors, die sich auf das sog. Fundament, die erste Exerzitienwoche und noch einen Teil der zweiten Woche erstrecken. Ein in Aussicht gestellter dritter Band soll die Betrachtungen abschließen. In dem vorliegenden Band sind mehrere Betrachtungen in verschiedener Ausführung gegeben, so daß der Exerzitienleiter nach eigenem Ermessen auswählen kann. Meschler hat die Betrachtungen ursprünglich für die Novizen seines Ordens, die er jahrelang zu leiten hatte, verfaßt. In dankenswerter Weise hat jedoch der Herausgeber die besonderen Anwendungen, die nur für Ordensnovizen bestimmt waren, entweder ganz ausgelassen oder für allgemeinern Gebrauch umgeändert.

Was bei der Besprechung des ersten Bandes bereits hervorgehoben wurde, gilt im wesentlichen auch hier. Auch der zweite Band zeichnet sich aus durch eine edle, natürlich einfache und sehr verständliche Darstellung, durch fein geschliffenen Stil und eine warme, herzliche Sprache. Meschler offenbart sich auch hier geradezu als Meister des deutschen Stils. Wer die Betrachtungen, die bis zum letzten Worte ausgeführt sind, besinnlich liest, wird nicht nur einen religiösen Gewinn davontragen, sondern auch nebenher einen ästhetischen Genuß verspüren. Inhaltlich bietet der Band eine gediegene, gesunde aszetische Kost, echte und erprobte christliche Wahrheit, der nichts Fremdes und Problemhaftes beigemischt ist. Gerade dadurch unterscheiden sich überhaupt die Schriften Meschlers von so vielen andern Erzeugnissen der modernen religiösen Literatur. Das Buch gestattet eine mannigfache Benutzung, nicht nur als Vorlage für Exerzitienleiter, sondern auch für die private Betrachtung, für religiöse Vorträge und Predigten. Auch dem religiös denkenden Laien gibt es viele Gedanken und wertvolle aszetische Anregungen. Es wird ohne Zweifel eine weite Verbreitung finden, die es wohl verdient.

Bonn. Dr. W. Stockums.

Worte des Lebens. Wandinschriften aus stillen Häusern. Herausgegeben von P. Novatus Flashar, O.F.M. 108 S. Werl i. W., Franziskus-Druckerei. Geb. M. 1,30.

Das Büchlein, das 3. Bändchen der von P. Flashar herausgegebenen „Bücher der Stille" will dem Exerzitiengedanken dienen. Es ist Brauch geworden, in den Gängen und Zellen der modernen Exerzitienhäuser Sprüche anzubringen, und man glaubt, daß „die Spruchtafeln schon wahre Wunder der Bekehrung und auch der Verinnerlichung gewirkt haben". Darum hat P. Flashar in der Zeitschrift „Neues Leben" eine Reihe von Spruchartikeln erscheinen lassen, die er hier in dieser Buchsammlung vorlegt. Im ganzen sind es 20 Lesungen, schlicht und einfach, aber warm besinnlich. Die Ueberschriften heben den leitenden Gedanken hervor, der durch die Wandsprüche mit der Fülle des Lichtes übergossen wird. Wenn man bedenkt, wie nahe die Spruchweisheit der Volksseele steht, wie gern sie auf die Spruchgedanken

eingeht, wie oft sie bei ihrer Beweisführung mit Spruchweisheit operiert, dann kann man sich über die reiche Spruchverwendung in den Exerzitienhäusern nur freuen, auch ein Büchlein, wie das vorliegende, wegen seiner Apostelaufgabe nur warm begrüßen.

Mainz. Domkapitular G. Lenhart.

John Henry Kardinal Newman: Predigten der anglikanischen Zeit. Deutsche Uebertragung aus dem Englischen von M. Ignatia Breme O.S.U. (John Henry Kardinal Newman: Ausgewählte Werke, Bd. V.) Mainz 1925, Matthias-Grünewald-Verlag; XXIV u. 416 S.

Mit einer leichten Variierung dürfen wir das Wort des Geschichtsforschers James Antony Froude (1849), auf die Gegenwart angewandt, hier an die Spitze stellen: „Ich glaube nicht, daß ein junger Mann Newman predigen höre, ohne zu vermuten, jemand habe ihm seine eigene Geschichte verraten und die Predigt ziele nur auf ihn.“ Der tiefe Ernst des immer neu sich Prüfenden; das ergreifende, erschütternde Ringen des Suchenden; die eiserne Konsequenz, die im Denken und Wollen auf das Letzte geht; dazu die meisterhafte Kunst, die Hörer oder Leser, seien es stille Zweifler oder schüchterne Widerredner oder laute Opponenten, mit eigenen Waffen zu schlagen: all dies stempelt die Predigten Newmans aus der anglikanischen Zeit zu einem wundersamen Instrument ungeschminkter Gewissenserforschung und treuer Lebensheiligung. Denn es ist nichts Weltfernes in ihnen bei aller strengen Herbigkeit, sondern zuletzt immer wieder ihr Gegenstand und Ziel das reiche wechselnde Leben mit seinen Probungen und Entscheidungen, bedrängenden Fragen und beängstigenden Antworten, Kollisionen und Konflikten, schmerzvollen Kämpfen und gnadenreichen Befreiungen. Noch nicht über die Schwelle der „Catholica Ecclesia“ gelangt, führt er doch schon hinab in die tiefst katholische Unterscheidung zwischen Tugend der Natur und Tugend des Christentums; und es ist, als höre man näher und näher das Pochen seines katholischen Herzens und den Jubel seiner Stimme zum Lobpreis der „Una Sancta“. Die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge einzelner Stellen werden vom Herausgeber in kurzen Anmerkungen beleuchtet und so die Hintergründe zu Newmans dem Leser von heute nicht ohne weiteres verständlichen Andeutungen oder noch nicht zur vollen katholischen Reife gelangten Anschauungen vorbereitet. Auch heute werden die Predigten als Ganzes das bewirken, was sie in dem Geiste des Konvertiten Newman selbst bewirkten und nach seinem Geiste bewirken sollten: demütige Bußgesinnung und beharrlichen Eifer, der sich das Streben nach christlicher Vervollkommnung nicht leicht denkt und nicht leicht macht!

Horb a. Neckar. Studienrat Dr. St. Lösch.

Max Pribilla: Um die Wiedervereinigung im Glauben. VIII u. 79 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Kart. M. 2,20.

Die in den „Stimmen der Zeit“ 1925 (Sept. und Nov.) veröffentlichten Aufsätze zur Frage der Wiedervereinigung der Kirchen werden hier vom Verfasser in erweiterter Ausarbeitung vorgelegt. Man wird ihm hierfür dankbar sein. Denn die religiöse Bewegung des letzten Jahrzehnts im allgemeinen und die Entwicklung innerhalb des Protestantismus im besondern müssen in noch weit stärkerem Maß als bisher auf katholischer Seite Beachtung finden. Wenn auch S. 43[1] mit Recht bemerkt wird, daß „man von einer katholisierenden Bewegung im heutigen Protestantismus kaum sprechen kann“, so gibt eine wie hier vom Verfasser mit ruhiger

Klarheit und mildem Verstehen angestrebte Darstellung der wirklichen Differenzpunkte oder scheinbaren Grenzschwierigkeiten lehrreiche Fingerzeige, wie „der Vereinigung die Verständigung vorausgehen muß“ (S. 40). Dabei fallen ernste Mahnungen ab über die Gegenwartsaufgaben der katholischen Apologetik, Sakramentenlehre, Aszetik, Geschichtsauffassung und Einführung in die katholische Gedankenwelt überhaupt, worin der Verfasser angesichts des hohen Zieles freilich der gegenwärtigen Generation zunächst nur eine Reihe von „Schutt- und Aufräumungsarbeiten“ (S. 77) zuweisen kann. Die Ausführungen über „protestantische Versuche der Einigung“ (S. 4—14) verraten eine wohlbedachte und wohlbegründete Beurteilung der in der Stockholmer Weltkonferenz wirkenden bzw. ihr mangelnden Leitgedanken. Wir geben dem Wunsch Ausdruck, der Verfasser möchte auch die Einigungsversuche und -aussichten der anglikanischen und russischen Kirche in ausführlicher Darstellung einbeziehen. Die tüchtigen Vorarbeiten von Pfeilschifter und Simon (vgl. unsere Anzeigen in dieser Zeitschrift: 1925, März, S. 129; 1925, September, S. 418) sowie die Verhandlungen der diesjährigen (Pfingsten 1926) Wiener Unionskonferenz zwischen Rom und der Kirche des Ostens müßten dazu einladen.

Horb a. Neckar. Studienrat Dr. St. Lösch.

Martin Grabmann: Thomas von Aquin. Eine Einführung in seine Persönlichkeit und seine Gedankenwelt. (Sammlung Kösel, Band 60.) Fünfte, vom Verfasser verbesserte Auflage. 172 S. München, Kösel u. Pustet. Geb. M. 2,—.

Uebersetzung in eine Reihe fremder Sprachen und fünf deutsche Auflagen sprechen für sich selbst. Neue Forschungen des bekannten Verfassers sowie die zahlreichen Veröffentlichungen anläßlich des Thomasgedenkjahres sind der Neuauflage, besonders den Abschnitten: Lebensgang, schriftstellerisches Lebenswerk, Ringen der thomistischen Lehre zugute gekommen. In dieser knappen Form ohne Zweifel die beste Einführung in Persönlichkeit und Gedankenwelt des Aquinaten, auch weiteren Kreisen verständlich.

Bonn. Dr. Heinrich Ostlender.

Johannes Brunsmann S. V. D.: Lehrbuch der Apologetik. Bd. I: Religion und Offenbarung (1924), IX u. 403 S. — Bd. II: Kirche und Gottesglaube (1926), VII u. 466 S.; St. Gabriel bei Wien, Missionsdruckerei; Bd. I/II geb. M. 21,60.

Das Schwergewicht des Werkes liegt, wie bei der St. Gabriel-Mödlinger Schule mit ihrem epochemachenden Organ „Anthropos“ zu erwarten, in der Beleuchtung der religionsgeschichtlichen Probleme. Hier ist, sowohl was die Behandlung der religiösen Vorstellungen der Primitiven als die Offenbarungsgeschichte des A. und N. T. und ihrer Parallelen in den außerchristlichen Religionen der antiken Kulturvölker betrifft, alles Wichtige eingearbeitet. Beide Bände ragen hervor durch eine wohltuende Bestimmtheit des Standpunktes, eine weite Beherrschung des Stoffes und eine durchsichtige Klarheit der Darstellung, in der sich zugleich die für Unterrichtszwecke durch Jahrzehnte ausgeprobte Bestimmung des Lehrbuches bekundet. In Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Manche Abschnitte hätten im Hinblick auf die heute veränderte Problemstellung exegetischer und dogmengeschichtlicher Art eine andere Fassung oder Kürzung erfahren müssen. Die Schrifttexte und der Wortlaut kirchlicher Entscheidungen wären besser in deutscher Uebersetzung beigegeben worden, um auch dem mit der fachtheologischen

Terminologie weniger Vertrauten eine rasche Orientierung zu erleichtern. Ein ausführliches Verzeichnis der Schriftstellen, Personen und Sachen ist für die bis jetzt vorliegenden beiden Bände dem Bd. II angeschlossen. Die im ersten Teil übergangenen philosophischen Fragen über Gott und die menschliche Seele plant der Verfasser in einem eigenen Bande gesondert noch nachzuholen. Möge ihre Darlegung ebenso klar und erschöpfend gelingen wie die der in den bisherigen Bänden gebotenen!

Horb a. Neckar. Studienrat Dr. St. Lösch.

Prießnig: Sittliche Volkserziehung auf zeitgemäßer kath. Grundlage. 214 S. Habelschwerdt i. Schles., Frankes Buchhandlung. Geb. M. 5,—.

Das merkwürdige Buch zerfällt in zwei Teile. In dem ersten Teil ist zunächst die Rede von „den seelsorglichen Schwierigkeiten in der Jetztzeit und von der mangelnden Schulung und Erfahrung vieler Geistlichen in Hinsicht auf die moderne Seelsorge“, sodann von den „Mitteln zur sittlichen Einwirkung auf das katholische Volk“, drittens von „modernen Keimen zu einer reicheren und empfindenden Sittlichkeit“. Der zweite Teil befaßt sich mit den „Beziehungen zwischen der klösterlichen Askese und dem Ideale der Standesvollkommenheit in der Welt“, ferner mit der „Standesvollkommenheit im Weltleben“, und endlich mit den „Versuchen kirchlicher Reformkreise zur Verwirklichung eines heiligen Weltlebens“.

Es soll nicht bestritten werden, daß der Verfasser von besten Absichten geleitet gewesen ist. Allein, seine Ausführungen enthalten doch manches Bedenkliche, und sowohl der denkende Theologe wie auch der praktische Seelsorger würden sich veranlaßt sehen, an vielen Stellen ein Fragezeichen anzubringen. Der Verfasser bemüht sich zwar, bei Behandlung schwieriger pastoraltheologischer Fragen, wie Beichte, Ehe u. a., probate Autoren zu Rate zu ziehen, und will unter keinen Umständen etwas Unkirchliches sagen. Aber es muß doch verlangt werden, daß solche Fragen, namentlich in ihrer Anwendung und Auswirkung auf das religiöse Volksleben, tiefer und gründlicher behandelt werden, als es hier von Laienhand geschieht. Auch insbesondere die praktischen Reformvorschläge, die zahlreich gemacht werden, haben ohne Zweifel ihre bedenklichen Seiten, wenn auch mitunter gute und brauchbare Gedanken einfließen, die dem Seelsorger Anlaß zum Nachdenken und zur Selbstprüfung bieten. Sehr zutreffend erscheinen z. B. die Darlegungen über die Gefahren der gemeinsamen Wanderungen von Jungmännern und Mädchen, sowie über das Opferleben und die Askese des arbeitenden Menschen in der Welt; weniger gut und teilweise unkorrekt sind dagegen manche Bemerkungen über die Motive zum guten Handeln (S. 128 ff.).

Nach der methodischen Seite hin hätte eine straffere Einheitlichkeit in dem Aufbau des Ganzen erstrebt werden können. Auch die Art der Zitierung und die Interpunktion lassen manches zu wünschen übrig. Das Buch paßt nicht in die Hände von Laien, sicherlich nicht von jugendlichen Lesern. Weshalb die kirchliche Approbation, die durch den theologischen Inhalt der Schrift doch wohl notwendig gewesen wäre, nicht beigefügt ist, erscheint auffallend.

Bonn. Dr. W. Stockums.

Alois Mager O. S. B.: **Theosophie und Christentum.** Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin u. Bonn 1926, Ferd. Dümmlers Verlag. M. 2,50.

Vorliegende Neuauflage ist vermehrt um ein für Auseinandersetzungen mit Theosophen sehr instruktives Kapitel über anthroposophische Apologie. Die sieben

Millionen eingeschriebener deutscher Theosophen zeigen die Gefahr dieser ebenso reizvollen wie verwirrenden okkultmystischen Bewegung. Magers auch für weitere gebildete Kreise berechnete Schrift sollte in keiner unserer Großstadtbibliotheken fehlen.

Bonn. Dr. Heinrich Ostlender.

Caritas im Trierer Land. Festschrift zum 27. Deutschen Caritastag vom 25. bis 29. Mai 1926. Herausgeg. vom Caritasverband der Diözese Trier. Kunstdruck mit 26 Abbildungen. 136 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei. M. 2,—.

Was die christliche Caritas im Trierer Land in der Vergangenheit geschaffen hat, und was sie in der Gegenwart in rühriger Arbeit leistet, das wird in dieser vornehm gehaltenen Festschrift in Wort und Bild gezeigt. Gerade der historische Teil dürfte weit über die Grenzen der Trierer Diözese hinaus reges Interesse wecken.

Trier. Prof. Eisen.

Philosophie

Hans Meyer: Geschichte der alten Philosophie. (Bd. X der Philosophischen Handbibliothek.) München 1925, Jos. Kösel u. Fr. Pustet.

Vorliegendes Werk gibt in klarer, ansprechender Form ein Bild der alten Philosophie und vermittelt in ausgezeichneter Weise das Verständnis für das Wesen der verschiedenen Systeme. Besonders eingehend sind Platonismus und Aristotelismus behandelt. Die Philosophie der Kirchenväter wird, wie der Verfasser in der Vorrede angibt, in einem anderen Bande der „Philosophischen Handbibliothek" im Zusammenhange mit der Scholastik gewürdigt. Literaturangaben mit besonderer Berücksichtigung der neueren Erscheinungen werden in einer trefflichen Auswahl geboten; für die Vollständigkeit wird auf Ueberweg-Prächter, Grdr. d. Gesch. d. Philosophie, Bd. I, verwiesen.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

F. W. Schelling: Das Wesen der menschlichen Freiheit. Mit Einleitung, Namen und Sachregister, neu herausgegeben von Christian Herrmann (der Philosophischen Bibliothek Band 197). Leipzig 1925, Felix Meiner. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Gewiß bietet Schellings idealistisches Freiheitssystem als Ganzes genommen keine Auffassung, die heute noch unserm modernen Denken gerechtwerden kann. Die Behandlung dieses Kernproblems der Philosophie wird von uns auf ganz andern Voraussetzungen und mit ganz anderer Methode aufgebaut. Das muß selbst der Neuromantiker und der moderne Irrationalist zugeben.

Schelling ist zu wenig sachlich, schiebt mit einer verblüffenden Kühnheit das in sein System nicht aufgehende Tatsachenmaterial brüsk beiseite, wie es nicht einmal Hegel gewagt hat. Dennoch ist Schellings Werk für uns als historisches Dokument interessant. Es gibt uns den Schlüssel zum romantischen Denken des 18. Jahrhunderts, jener Zeit, die vielleicht zum letzten Male sich vermaß, die schwierigsten Probleme des Daseins durch reines Denken und kühnes Kombinieren, also mit dem bloßen Verstande, zu lösen.

Keiner kann wohl diesem genialen Versuche Schellings die Achtung versagen. Es ist erstaunlich, wie dieser vielseitige und gedankenfruchtbare Philosoph hier die großen philosophischen Systeme der Welt zu der gewaltigen Synthese eines neuen

Systems zu verschmelzen unternahm, das den Pantheismus Spinozas mit der neuplatonischen Ideenlehre, den Monismus mit dem Theismus, die absolute Freiheit mit der kausalen Gebundenheit verbindet.

Der Mann, der hinter solchem Problem steht, ist sicher eine Persönlichkeit, die eine große Gedankenwelt ihr eigen nennt. Und so wenig auch das System als Ganzes befriedigt, so sehr interessieren uns die einzelnen Gedanken und die Fruchtbarkeit der Ideen, welche auch einen Schopenhauer und einen Eduard von Hartmann anregten und beeinflußten. An der Sprache und Anschaulichkeit Schellings, die mehr an einen Mystiker als an einen exakten Philosophen gemahnt, an der Wärme seines Naturempfindens wird jeder Leser seine Freude haben.

Die neue Buchausgabe dürfte deshalb vielseitigen Beifall finden, zumal sie handlich gut ausgestattet und billig ist.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Nicolai Hartmann: Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis. 551 S. Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co.

Nicolai Hartmann ist keiner von den Vielzuvielen, die sich Philosophen nennen, aber im besten Falle höchstens Philosophie-Interpreten sind. Er ist nicht nur ein Mann, der das Erreichte kritisch sichtet und ordnet, sondern selbst ein Pfadfinder, der in seiner „Metaphysik der Erkenntnis" das Gebiet der Erkenntnis-Theorie in einer Weise weitergebracht hat, wie seit Kant kaum ein zweiter, selbst nicht Husserl.

Man könnte seine Leistung die antikantische Revolution nennen, denn er erobert der menschlichen Erkenntnis „das Objekt" zurück, welches Kants transzendentaler Subjektivismus für immer beseitigen wollte, und das Husserl und Driesch postulatorisch forderten, aber nicht herbeischaffen konnten. Nicolai Hartmann dagegen schafft es nicht nur herbei, sondern er gibt ihm auch die dominierende Stellung wieder, die es nach seinem Phänomengehalt auch beanspruchen muß. Er füllt so den Abgrund aus und überbrückt die Kluft, welche wissenschaftliches Denken seit Kant vom naiven Denken trennte.

Nicolai Hartmanns Erkenntnis-Theorie basiert auf der Ontologie. Er zeigt, daß nur auf dem Fundament der letzteren eine brauchbare Lösung des Erkenntnisproblems zu liefern ist. Die Weise, in welcher er das tut, ist geradezu klassisch hervorragend. Sie ist ebenso klar faßlich wie tief durchdacht und stilistisch edel geformt. Kein Philosoph moderner Zeit erreicht auch nur annähernd Nicolai Hartmanns Prägnanz, Faßlichkeit und Fluß der Darstellung. Seine phänomenologische Herausarbeitung des Problemgehaltes, seine Problemformulierung (Aporetik) und der historische Ueberblick der Problembehandlung im Laufe der Menschheitsentwicklung sind mustergültig. Nicht minder die Herausarbeitung und Fassung des Apriori, weniger die des Aposteriori.

Eine vollbefriedigende Lösung des Erkenntnis-Problems freilich kann Nicolai Hartmann ebenso wenig geben, wie ein anderer Sterblicher. Das will er auch nicht. Aber er scheidet das Lösbare des Problems sauber vom Unlösbaren ab, reduziert die unlösbaren Restbestände auf ein Minimum und zeigt weiterhin, was an diesen stets unlösbar (irrational) bleiben muß, und weshalb es so bleiben muß. Die Art und Weise, wie er in die Wunderwelt des Irrationalen einführt, fern von jeder vagen Phantasie und Spekulation, und wie er den Problemgehalt desselben mit dem des Rationalen verknüpft, sind bedeutsame neue Wege zur Auffassung der Sachlage. Der Philosoph nimmt hier eine überstandpunktliche Position ein, die sich von den

Fehlern des Realismus ebenso fernhält, wie von den Spekulationen des Idealismus. Er öffnet somit der methodischen Behandlung in der Philosophie einen Weg, welcher sich in Zukunft höchst fruchtbar erweisen dürfte. Denn ihm ist die Ueberbrückung der Einseitigkeiten von Idealismus und Realismus gelungen. Man kann seine Methode ein unvoreingenommenes Hineinfühlen, ein Anpassen an das Gegebene bezeichnen, wie sie von der modernen Naturwissenschaft in ihrer strengen Sachlichkeit gehandhabt wird.

Ob Nicolai Hartmann überall das Richtige getroffen hat, ob also die Details seiner Leistungen sich im einzelnen gleichwertig in seinem System der Sachlichkeit gegenüberstehen, mag bei der Bedeutung des Ganzen zurücktreten. Es ist weniger von Belang, daß sein Postulat des „Minimums an Metaphysischem" der Realität des Seins nicht so angepaßt ist, wie es als methodischer Faktor bedeutsam ist. Denn an sich wäre es möglich, daß die richtige Lösung in einer Hypothese vorhanden wäre, welche mehr als ein Minimum an metaphysischem Gehalt enthielte. Ebenso bezweifele ich füglich die totale Indifferenz des Objektes gegenüber dem Erkenntnisproblem; denn das ethische Problem stößt uns hier auf anderen Sachgehalt. Man könnte sagen (wenn auch mit gewisser Uebertreibung), das Objekt will erkannt sein, damit an ihm gehandelt werde. Es r e i z t, und das ist doch nach meiner Ansicht ein H a n d e l n. Auch Kant scheint mir dieser Auffassung gewesen zu sein, denn das „Affizieren" des Objektes kann nur in einem „Handeln" verstanden werden. An anderer Stelle soll diesem Problem einmal nachgegangen werden. Hier sei lediglich noch bemerkt, daß Nicolai Hartmanns „Metaphysik der Erkenntnis" ein Werk ist, dem an Bedeutung in der neuesten Philosophie nichts Gleichwertiges gegenübergestellt werden kann. Mit ihr muß sich jeder, der Erkenntnis-Theorie studieren will, eingehend auseinandersetzen.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Lebensbilder

Hubert Fr. Schiel: Johann Baptist von Hirscher. Eine Lichtgestalt aus dem deutschen Katholizismus des 19. Jahrhunderts. Mit 5 Bildbeigaben und einem Brieffaksimile. VI und 280 S. Freiburg 1926, Caritas-Verlag. Hlbd. M. 8,80.

Die alle früheren zerstreut liegenden Einzelforschungen zusammenfassende Biographie über Hirscher liegt hier vor. Seine Jugend- und Studienzeit wird vom Verfasser erstmals näher aufgehellt; die Quellen für die Jahre seiner Tübinger Lehrtätigkeit (1817/37) sind allerdings nicht sonderlich ergiebig. Doch konnte der Verfasser zwei bisher unbekannte Schreiben Hirschers an den Heidelberger Pädagogen Friedrich Heinrich Christian Schwarz, einen Vertreter orthodox-pietistischer Richtung, der Verborgenheit entziehen und so die Einflüsse weiter aufhellen, die auf des jungen Hirscher pädagogisch-katechetische Richtung neben dem katholischen Ueberlieferungsgut mitbestimmend eingewirkt haben. Hirschers Stellung und Tätigkeit an Universität und Domkapitel Freiburg (1837/65) ist eingeleitet durch den von der „Schweizer Kirchenzeitung" gegen ihn geführten Kampf der Bemängelung seiner Rechtgläubigkeit. Durch Beigabe des bisher unbekannten Briefwechsels zwischen Freiherrn Franz Rinck von Baldenstein, der später in der politischen Aktion der badischen Katholiken mit Hirscher treu zusammenging, und dem zufolge seiner Konversion bekannt gewordenen Friedrich von Hurter konnten die Anschuldigungen gegen Hirscher aktenmäßig in der Entstehung ihrer versuchten Begründung aufgedeckt, ihre Widerlegung durch Hirscher erst ganz verständlich gemacht

und so die Ehre eines bald ein volles Jahrhundert umdunkelten Namens wiederhergestellt werden. Ueberaus anziehend ist die Schilderung von Hirschers Betätigung für die altdeutsche Kunst: nicht weniger als 275 Bilder und Schnitzwerke der schwäbischen und fränkischen Schule und solche niederländischer, spanischer und italienischer Meister zählte seine allerdings schon zu seinen Lebzeiten teilweise, und bald nach seinem Tode ganz aufgelöste Sammlung (heute in Berlin, Karlsruhe, Stuttgart; anderes in Privatbesitz). Die rege Förderung der caritativen Anstalten der Erzdiözese Freiburg zeigt den ganz aus dem Geiste des Evangeliums lebenden Priester und Seelsorger, dessen Moraltheologie (3 Bände 1835/51 in 5 Auflagen) zu den entscheidendsten Gegenwartsfragen wie Idee des Staatenbundes, Völkerbund und Schiedsgericht in überraschend scharfer Prinzipienscheidung — vom Verfasser sind die betreffenden Abschnitte aus der Moraltheologie Bd. III (1851) 737 ff.= Biographie 232 ff. abgedruckt — schon Stellung nimmt; dessen Katechetik (1831/40 in 4 Auflagen) fast einem halben Jahrhundert seelsorglicher Unterweisung die Richtung gab; dessen Erbauungsbücher (Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien des Kirchenjahres 1837/62 in 6 Auflagen; Betrachtungen über die sämtlichen Evangelien der Fasten mit Einschluß der Leidensgeschichte 1829/48 in 8 Auflagen und in Auswahl unter dem Titel: Tage des Ernstes. Biblische Lesungen von Prof E. Krebs. Kempten und München 1912; Das Leben der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria 1854/89 in 6 Auflagen und von J. Mumbauer gekürzt hrsg. Kempten 1921) bis in die jüngste Gegenwart herein als Meisterstücke innerhalb der aszetischen Literatur sich behaupteten.

Die Darstellung der sorgfältigst gearbeiteten Biographie, fern von allem effekthaschenden Stil, liest sich flüssig und angenehm. Einzelne Abschnitte dürften sich für Vorlesungsabende entsprechender Zusammensetzung empfehlen. Die Zeit um 1845/50 ist inzwischen durch die Veröffentlichung unbekannten Briefmaterials in neues Licht gestellt worden. Von L. Pfleger, Bischof Andreas Räß und Johann Baptist von Hirscher: Hochland XXIII (1925/26), September, 654 ff.

Horb a. Neckar. Studienrat Dr. St. Lösch.

Ernest Renan: Jugenderinnerungen. Uebersetzt aus dem Französischen von Hannah Szaß. Frankfurter Verlagsanstalt. M. 7,50.

In diesen Jugenderinnerungen des bekannten französischen Skeptikers, der nichts recht ernst nahm, auch nicht seine Skepsis, und darum ein viel gefährlicherer Feind des Christentums war als offene, es fanatisch bekämpfende Gegner, zeigt sich, daß er mehr, als er selber zugeben will, seiner Tradition als Sohn der gläubigen Bretagne und seiner Erziehung im Theologieseminar (der Verfasser des ‚Lebens Jesu' hatte Priester werden wollen!) zu danken hat. Auch wenn Renan den Katholizismus sowohl seiner Kindheitsumgebung wie des Seminars von St. Sulpice als eine Angelegenheit für im Grunde genommen unkritische, unmoderne Menschen ansieht, so merkt man doch, daß er dies nicht ganz ruhigen Gewissens tut. Hinter aller gespielten Ueberlegenheit der Kirche gegenüber birgt sich die innere Unruhe, ob er recht daran getan hat, sich von ihr zu trennen. Wenn auch Renan gewisse Einblicke in die Welt des französischen Katholizismus am Ende der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts tun läßt, so muß man seine Urteile nur mit größter Vorsicht betrachten. Einem Manne wie Gratry wird Renan z. B. in keiner Weise gerecht. Und doch versteht man nach der Lektüre seiner Jugenderinnerungen, welche Bedeutung der gesellschaftliche Zug im französischen Katholizismus hat, man sieht aus ihnen, wie stark der Gallikanismus im katholischen Frankreich des 19. Jahr-

hunderts nachgewirkt hat und wie vielleicht aus ihm teilweise der eigenartige Nationalismus der französischen Katholiken zu verstehen ist. Renans Jugenderinnerungen haben also als zeitpsychologisches Dokument einen gewissen Wert, wenn auch die auflösende Skepsis ihres Verfassers ihnen einen unerfreulichen Gesamtcharakter verleiht. — Die Uebertragung ist weniger als mittelmäßig; die Einleitung von Stephan Zweig ist so nichtssagend, daß sie ruhig hätte fehlen können.

Godesberg a. Rh. Waldemar Gurian.

J. Anker Larsen: Bei offener Tür. Mein Erlebnis. Mit einem Vorwort von Prof. v. Grönbech, Kopenhagen. Leipzig, Zürich, Grethlein & Co.

Wenn man die gedankentiefen und dabei doch so lebendigen und anschaulichen Romane des Dänen Anker Larsen liest, glaubt man, hier und da hinter den Gestalten das Gesicht des Dichters selbst zu schauen. Seine Werke packen, aber man spürt, daß hinter denselben sich eine Persönlichkeit birgt, die noch größer ist. Auch sie interessiert uns, und man möchte gern wissen, welch eigenartige Erlebnisse in ihr jene mystische Schau ausgelöst haben, die in den beiden Romanen ‚Stein der Weisen' und ‚Martha und Maria' so mächtig unsere Seele ergreift.

Diesem Wunsche kommt Larsen in einer Art Selbstbiographie entgegen. Er erzählt uns nichts von dem Bürger Larsen, der da irgendwo in Dänemark lebt, sondern lediglich von dem Mystiker, von seinen feinfühligen Erlebnissen, die aus ihm den gottbegnadeten Dichter machten.

In dieser Selbstbiographie zieht der Meister den Schleier von seinem Seelenleben. Er beichtet „bei offener Tür", also so, daß der Interessierte es mit vernehmen kann und einen Einblick in die tiefste Herzkammer des Dichters erhält. Es ist nicht „die Beichte eines Toren", ein Bekenntnis der Schwäche, vielmehr das Bekenntnis einer schönen Seele, die Beschreibung der Heimkehr zu Gott. Und Larsen erzählt alles ohne irgendwelche Sentimentalität, mit der ihm eigenen rührenden Bescheidenheit.

Man wird überall gespannt zuhören, mag man nun ihm beipflichten, das heißt, die Tatsache ähnlicher Erlebnisse bestätigen, oder sie als rein subjektive dichterische Ausdeutung von bloßen Seelenstimmungen werten. Eines ist sicher: Larsen ist ein Mann von edler Gesinnung. Er ist nicht der Typ eines Kämpfers, wie Strindberg, der sich aus der Qual herausretten will, sondern er ist ein glücklicher Besitzer des Seelenfriedens; er ist einer, der die Hast und die Unruhe unserer Zeit überwunden und der in der verrauschenden Zeit die Ewigkeit erlebt. Larsen ist Mystiker, nicht so sehr in streng christlich-mittelalterlichem Sinn als vielmehr im allgemeinen Sinne des Gotterlebers. Rein begrifflich ist seine Anschauung schwer zu fassen. Er muß naturgemäß zum Vergleiche greifen, um das klar zu machen, w a s er in seiner Seele fühlt, und um anzudeuten, w i e er es fühlt. Manchmal glaubt man, Meister Eckarts Worte aus ihm zu hören, aber sie bilden sich um, werden zu Ansichten Buddhas, zu Aussprüchen Laotses. Larsen sieht hierin keinen Widerspruch; denn für ihn sind sie alle Künder des „Ewigen im Menschen". Und in ihre Fußstapfen tritt er, bekennt sich zu ihren „Familiendokumenten", zu ihrer Familie, nicht als Nachbeter, sondern als Wiedererleber.

Alle großen Persönlichkeiten, mit Einschluß Christi, sind ihm Wegweiser zum Ewigkeitserlebnis, keine dogmatischen Lehrer, sondern Lebensführer. In der Religiosität sieht er das Primäre, in der Religion etwas bloß Sekundäres. Und hier ist vielleicht der Urgrund zu mancher schiefen Ansicht des Dichters zu suchen.

Er stellt beide wie These und Antithese gegenüber, wo es sich, meines Erachtens, doch um zwei notwendige Ergänzungen handelt, die z u s a m m e n das Heilige umfassen, etwa wie Knochen und Fleisch das individuelle Leben. Vielleicht überschätzt Larsen auch das Kindheitserlebnis, welches für ihn selbst so entscheidend war, daß ihm hierdurch der Weg zum Seelenfrieden gebahnt wurde. Aber nicht jedem wird das Jugenderlebnis in dieser befruchtenden Weise sich offenbaren.

Mit diesen und ähnlichen Einwürfen wird der Intellekt häufig bei der Hand sein: denn er kann nicht überall Larsens Ansicht teilen. Aber die Seele wird nie aufhören, mit Ergriffenheit die Darlegungen des Dichters in sich aufzunehmen. Und das eine oder das andere wird jeder aus dem Buch als Gewinn mitnehmen können.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Adalberta Maria, Schwester vom armen Kinde Jesus: **Mutter Klara Fey und ihr Werk für die Kinder.** Mit einem Titelbild. 8° (VIII u. 102 S.). Freiburg i. B. 1926, Herder. Kart. M. 1,20.

Mutter Klara Fey hat bereits zwei Biographen gefunden (Pfülf und Watterott). Schwester Adalberta Maria will mit einer kleineren Schrift die ehrwürdige Stifterin der Schwestern vom armen Kinde Jesus nur denjenigen nahebringen, denen die größeren Lebensbeschreibungen verschlossen bleiben. Daß sie mit glühender Tochterliebe die Mutter schildert, zu deren Seligsprechung die ersten Schritte getan sind, ist ihr gutes Recht, angesichts der Heldengröße dieser starken Frau, die beweist, daß auch in Deutschland die kathol. Religion Schule wahrer Heiligkeit ist, wenn der Glaube wirklich von der Liebe beseelt und durchglüht ist.

Mainz. Domkapitular G. Lenhart.

Karl Kammer: Trierer Kulturkampfpriester. Auswahl einiger markanten Priestergestalten aus den Zeiten des preußischen Kulturkampfes. Nach authentischen Berichten mit einem kurzen Leben des seligen Bischofs Matthias Eberhard und einer Einleitung. Trier, Paulinus-Druckerei. In Halblwd. M. 4,50.

Die hier gesammelten Lebensabrisse hat der Herausgeber im letzten Jahre größtenteils in der religiösen Wochenbeilage der Trierischen Landeszeitung veröffentlicht. Eine kurze Einleitung gibt einen Ueberblick über die Hauptphasen des Kulturkampfes, dazu kommt eine Darstellung des Lebens des Bekennerbischofs Eberhard; zuletzt werden auf rund 30 Seiten die „hauptsächlichsten Ereignisse des sogenannten Kulturkampfes in unserer Diözese" aufgezählt. Weder hier noch bei den eigentlichen Bildern will der Herausgeber das reiche Material erschöpfend zur Darstellung bringen. Das hindert indes nicht, daß jetzt schon in der Presse Stimmen laut werden, die von „vergessenen" Kulturkampfspriestern berichten. Diese Stimmen hätten recht, wenn Kammer eine Geschichte des Kulturkampfes der Trierer Diözese beabsichtigt hätte. Aber das lag ihm ganz fern; er wollte die für den Staat so schmachvolle, für die Kirche so ruhmreiche Zeit lebendig machen, damit das katholische Volk, das vielfach von diesen traurigen Dingen nichts oder doch herzlich wenig weiß, daraus lerne für den leicht möglichen Fall, daß Machtpolitik wieder versuchen sollte, die katholische Kirche zu knebeln. In diesem Sinne ist auch die Einleitung geschrieben, an der uns allerdings der journalistische Stil nicht sonderlich gefallen will; hier wäre eine ruhige, streng historische Darstellung sicher von tieferer Wirkung gewesen; im Schlußabschnitt wird von „den Lesern unseres Blattes" gesprochen; das ist für den Leser des Buches nicht recht verständlich; es wird sich

wohl noch um einen Satz aus den früher veröffentlichten Zeitungsartikeln handeln. Abgesehen von diesen Beanstandungen dürfte das Buch heute mehr denn je am Platze sein. Wenn nicht alle Zeichen trügen, dann stehen der Kirche in Deutschland schlimme Tage bevor, und da ist es gut, wenn das katholische Volk mobil gemacht ist. Gut wäre aber auch für diesen Fall eine Geschichte des Trierer Kulturkampfes von einem Historiker vom Fach. Vielleicht gibt das Buch Kammers dazu Anregung; das wäre seine schlechteste Frucht wahrlich nicht.

Trier. Prof. Eisen.

Erziehung und Unterricht

Januarius Grewe O. F. M.: Jugendbilder/Jugendbildner. Lesungen für die studierende Jugend. Nach des Verfassers Tode überarbeitet und herausgegeben von P. Dr. Eugen Schatten O. F. M. Wiesbaden 1926, Hermann Rauch. In Lwd. M. 3,60.

In diesem Buche ist das Wirklichkeit geworden, was eigentlich Sinn und Wesen der katholischen Heiligenverehrung ist. Eine ganze Menge von Heiligenleben sind hier der studierenden Jugend menschlich näher gebracht in ihren jugendlichen Fehlern und Neigungen und Irrungen, aber auch in ihrem Ringen und Kämpfen und endlichem Siegen. Jede Lesung weist den jugendlichen Leser auf irgend ein Ziel hin und sein Erstreben bedeutet für ihn Wachsen und Ausreifen zum Manne, zu einem Charakter, zu einer Persönlichkeit. So werden diese Jugendbilder zu wirklichen Jugendbildnern. Am ganzen Ton, an der Art, wie sich diese Lesungen geben, und nicht zuletzt an der mustergültigen Kürze merkt man, daß Verfasser und Herausgeber die Jugend und ihren Geschmack verstehen.

Trier. Prof. Eisen.

Unser Heim in der Sonne. Ein Buch der Freude und Liebe. Zusammengestellt von Maria Domanig. 155 S. Innsbruck, Tyrolia. Halblwd. M. 3,50.

Was hier Maria Domanig gesammelt und zusammengestellt hat, ist wie eine Schnur kostbarer Perlen. Wenn diese unsichtbare Perlenschnur doch von recht vielen jungen Mädchen getragen würde, und mit hineingenommen würde ins Leben, es stände wahrlich gut um Familie und Heim. Was sie auch immer vorbringt, und mag es sich auch um prosaische Dinge wie Kochen, Aufräumen und Aehnliches handeln, es ist alles überstrahlt vom hellen Sonnenlicht der Liebe und der Freude. Immer sind es gesunde, praktische Anschauungen, die sie dem jungen Mädchen mit auf den Lebensweg gibt. Ein vortreffliches Geschenkbüchlein für junge Mädchen!

Trier. Prof. Eisen.

Handbücher — Zeitschriften

Der kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Band. 804 S. Mit über 5400 Abbildungen und Karten im Text und auf 88 einfarbigen und bunten Tafel- und Kartenseiten, sowie 36 Uebersichten und Zeittafeln. A—Z. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus.

‚Der kleine Brockhaus' ist ein sehr reichhaltiges Nachschlagewerk, das kurz, prägnant und sachlich Auskunft auf den mannigfachen Gebieten des Wissenswerten gibt. Die beigefügten Tabellen sind sehr übersichtlich, die zahlreichen Abbildungen sauber ausgeführt und zweckdienlich, die teils farbigen Tafeln und Karten technisch vorzüglich gelungen.

Bonn. Dr. Maria Virnich.

Die Schildgenossen. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Romano Guardini und Josef Außem. Mainz, Matthias Grünewald-Verlag. 6 Hefte im Jahrgang. M. 12,—. 6. Jahrgang. Heft 1. Preis M. 2,—.

Die Schildgenossen sind aus der Jugendbewegung hervorgegangen, und zwar aus dem Quickborn. Das dürfte ihr erstes Charakteristikum sein. Es tauchen viele junge Namen dort auf, viele Anfangende und erst Versuchende. Sie spiegelt heute aber wohl nicht mehr den Gesamt-Quickborn, sondern vor allem den Kreis um Guardini, den man aber nicht zu eng und ausschließlich verstehen darf. Im Gegenteil, es sind oft fremde Gäste geladen. Die Zeitschrift nähert sich dem Revuecharakter und dürfte wohl in dieser Form eine Zukunft haben bei energischem und entschlossenem Ausbau. Das zweite Charakteristikum ist dies, daß sie als einzige deutsche Zeitschrift der Liturgie eine besondere Liebe bezeugt, nicht nur dadurch, daß sie Arbeiten bringt über Liturgie und liturgische Dinge, sondern auch durch selbständige Uebertragungen der hl. Texte. Hierzu gehört auch, daß sie der patristischen Zeit mehr Aufmerksamkeit widmet als andere Zeitschriften das können oder wollen. Die Schildgenossen haben also ein Gesicht, und man mag sie nicht mehr missen unter den katholischen Zeitschriften. Damit ist wirklich nicht jeder Artikel gelobt. Eine Zeitschrift erweist aber ihre Existenzberechtigung, wenn sie dann und wann einen bedeutenden Aufsatz veröffentlicht und häufiger gute und beachtenswerte Arbeiten. Im 1. Heft des 6. Jahrganges spricht Romano Guardini über die Gefährdung der lebendigen Persönlichkeit. Sein Weihnachtsaufsatz „Ja, das Leben ist offenbar geworden“, ist sehr bekannt geworden. Pfarrer Weiger gibt einen Bericht über das Verhältnis Gregors von Nazianz und Basilius des Großen, das ja mit einem Bruch endete. Trefflich sind die Uebertragungen Wolfgang Rüttenauers aus Notker des Stammlers Sequenzen. Drei Aufsätze befassen sich mit dem Thema: Frau und Politik. Eine sehr schöne Bildbeilage: ein Muttergottesikon aus dem 12. Jahrhundert gereicht dem Hefte, das neben guten auch einige belanglose Arbeiten bietet, zur besonderen Zierde. Die Ausstattung ist trefflich.

Bonn. Dr. Paul Adams.

Geschichte — Kulturgeschichte — Politik

Ernst Tiessen: Versailles und Fortsetzung. Eine geopolitische Studie. Gr. 8°. 62 S. Berlin-Grunewald 1924, Kurt Vowinckel.

Die scharf polemisch gehaltene Schrift bezweckt „die Feststellung der politischen Tragweite von Versailles bis in ihre letzten sichtbaren oder möglichen Folgerungen und die Bloßlegung der Zusammenhänge zwischen ihm und dem Sachverständigen-Gutachten“ (S. 7). Unter Anwendung der politisch-geographischen Betrachtungsweise, die er in ihren Grundzügen skizziert, gelangt T. zu dem Ergebnis, daß Deutschland seit Versailles aufgehört habe, ein Staat zu sein, was im Hinblick auf die an unzähligen Punkten durchlöcherte Souveränität des Reichs in der Tat mit Fug behauptet werden kann. Auch darin wird man ihm zustimmen müssen, daß die deutsche Unterschrift, weil sie unter brutalem Zwange geleistet wurde, nicht imstande ist, dem Versailler Frieden wirklichen Vertragscharakter zu verleihen. Er ist ein Diktat, nichts weiter. Aber T.'s scharfes Verdikt über den Völkerbund kann nur eine vorläufige Geltung beanspruchen; es wird abgewartet werden müssen, was Deutschlands Teilnahme an seinen Arbeiten auszurichten vermag. Auch dem Dawes-Gutachten tut der Verfasser entschieden Unrecht, wenn er in ihm lediglich die konsequente Fortsetzung des Versailler Diktats sehen will. Es bedeutet doch

einen wesentlichen Fortschritt, daß nunmehr das ganze Reparationsproblem aus der politischen in die wirtschaftliche Sphäre übertragen worden ist und daß künftig die wirtschaftliche Vernunft bei seiner Lösung entscheidend mitzuwirken hat. Wenn T. die Unterzeichnung des Versailler Vertrags seitens der deutschen Vertreter „verbrecherisch" nennt, so bekundet er damit einen bedauerlichen Mangel an Gerechtigkeit, aber auch an politischem Augenmaß, denn eine Weigerung wäre einfach finis Germaniae gewesen. Der Tilsiter Friede von 1807 war sicherlich nicht milder als Versailles. Und doch hat Preußen ihn unterzeichnet, um überhaupt am Leben zu bleiben. Ob T. das auch verbrecherisch nennt?

Bonn. Prof. Dr. A. Lauscher.

Paul Wentzcke: Rheinkampf. 2 Bde. 8° (1. Bd. XII und 387 S.; 2. Bd. 267 S.). Berlin-Grunewald 1925, Kurt Vowinckel.

Das vorliegende umfangreiche Werk des bekannten Düsseldorfer Bibliothekars darf in der ziemlich weitschichtigen Literatur zur rheinischen Jahrtausendfeier einen besonderen Platz beanspruchen. Dieser Feststellung muß aber sofort hinzugefügt werden, daß bei aller Anerkennung der Erudition des Verfassers, die in dem der Darstellung der tausendjährigen Schicksalsgemeinschaft von Reich und Rhein gewidmeten ersten Bande stattlich hervortritt, von einem in irgendwelchem Sinne klassischen Werke nicht gesprochen werden kann. Wentzcke hat eine Unsumme von Material zusammengetragen, das den doch wahrlich nicht enggezogenen Rahmen des Buches zu sprengen droht. Es fehlt an klarer, sicherer Linienführung, man hat das unerquickliche Gefühl, als habe nervöse Hast dem Verfasser nicht die Muße und Ruhe gewährt, die nötig war, um die Fülle des Stoffes architektonisch zu meistern. Die Unfreundlichkeiten gegenüber dem Katholizismus würde man, so zahlreich und befremdlich sie auch sind, am Ende noch hingehen lassen; wir sind in dieser Hinsicht ja nicht verwöhnt. Was aber entschiedenen Widerspruch herausfordert, das ist die unleidlich tendenziöse Art, wie P r e u ß e n s Sünden wider Reich und Rhein vertuscht oder beschönigt werden. Des „großen" Kurfürsten Mahnruf: Gedenke, daß du ein Teutscher bist! wird gewissenhaft registriert, aber davon, daß dieser Fürst jahrzehntelang im Solde Frankreichs gestanden hat, erfährt der Leser nichts, obwohl es doch nahe genug gelegen hätte, zu berichten, daß eben dieser Mann die Hauptschuld an dem erstmaligen Verlust Straßburgs und des Oberrheins trägt. Verschwiegen wird auch, daß es Friedrich der Große gewesen ist, der die Rückeroberung des Elsaß verhindert und sich mit zynischer Offenheit zu dieser Tat bekannt hat. Daß Friedrich Wilhelm II. im Baseler Frieden das Rheinland der französischen Republik preisgegeben hat, wird aus Wentzckes Bericht (S. 265) wohl niemand entnehmen, der nicht ohnehin mit diesen Dingen vertraut ist. Selbstverständlich hütet sich Wentzcke, etwas davon verlauten zu lassen, daß selbst Bismarck vor dem Bruderkrieg gegen Oesterreich bereit war, nötigenfalls Napoleon III. am Rhein zu befriedigen. Die Gründe für diese merkwürdig eklektische Geschichtsdarstellung sind nicht schwer zu finden: Das Buch ist aus Vorträgen entstanden, die in rheinischen Städten gehalten worden sind und augenscheinlich das Rheinland davon überzeugen sollten, daß die deutsche Westmark ihr D e u t s c h t u m nur unter der Bedingung retten kann, daß sie p r e u ß i s c h bleibt. — Der 2. Band enthält Vorträge und Aufsätze über den K a m p f u m R h e i n u n d R u h r (1919—1924), dem Vorwort zufolge eine „Auswahl aus einer weit umfangreicheren publizistischen Tätigkeit". Man ist einigermaßen verblüfft, hier (S. 143) zu lesen: „Preußen, so wird das Votum des Historikers vor allem lauten, muß seine Staatspersönlichkeit zum

Opfer bringen, damit Deutschland ein Nationalstaat werde". Aber das war 1919, zwei Jahre später ist diese unitaristische Anwandlung verflogen (S. 181), jetzt ärgert er sich gar, daß man die Rheinländer nicht Rheinpreußen nennt! Das ist übrigens einigermaßen verwunderlich, denn nach der Art, wie er sie sonst einschätzt, dürfte er sie solcher „Ehre" eigentlich nicht für würdig halten. Nur eine Probe: „Zwei Haupteigenschaften der rheinischen Eigenart, Mangel an nationalem Selbstbewußtsein und ausgeprägter Erwerbssinn, machen sich in erschreckender Weise geltend (S. 163). Es genügt, diese Leistung niedriger zu hängen. In den Ruhrkampf ist Wentzcke mit hochgeschwellten Hoffnungen gegangen, um dann nachher im tiefsten Pessimismus unterzugehen. Auf der letzten Seite seines Buches redet er gar „von uns im französischen Deutschland". Gut, daß die angeblich so „leichtlebigen Rheinländer" doch etwas mehr Widerstandskraft besaßen! Alles in allem: Man wird nicht behaupten können, daß der Historiker Wentzcke als Politiker, der er im 2. Bande sein möchte, sonderlich exzelliert habe.

Bonn. Prof. Dr. A. Lauscher.

Eilhard Erich Pauls: Von der Postkutsche zum Flugzeug. Mit 30 Abbildungen. Gr. 8°. 213 S. Lübeck 1926, Otto Quitzow. Geb. M. 8,—. (Bd. VIII der Sammlung „Deutsches Leben". Eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen.)

Die schon früher erschienenen Bände dieser Sammlung kenne ich nicht, vorliegender aber ist jedenfalls angenehm und unterhaltend, auch bis auf wenige Kleinigkeiten gut geschrieben. Es handelt sich um eine filmartig abrollende, geschickt zusammengestellte Uebersicht über die Kulturentwicklung unserer Heimat, hauptsächlich um die äußere.

Wer nicht wenigstens Gymnasialbildung besitzt, wird wohl nicht alles völlig verstehen, aber doch vielleicht das etwas kunterbunte Buch mit Vergnügen lesen. „Wer vieles bringt, wird manchen etwas bringen."

Verfasser ist kein einseitiger laudator temporis acti und schaut auch nicht pessimistisch in die Zukunft; er hält eine wohltuende Mitte und weiß vergnüglich und verständig zu plaudern aus reichem Schatze von Erfahrungen und Lesefrüchten. Er ist nicht Katholik, aber ebensowenig intolerant wie indifferent. Nur einmal hat er sich aus vergifteter Quelle eine Gehässigkeit zu eigen gemacht; S. 55 heißt es: „Anhalt-Köthen führte, weil sein Herzog jesuitisch-katholisch geworden war, den lieblichsten Zoll- und Schmuggelkrieg an der Elbe". Schade bei dem sonst durchaus nicht einseitigen Mann!

Die Bilder sind, wie der Druck des Textes gut, hätten aber, weil meist ohne rechten Zusammenhang mit letzterem, fast alle ebensogut wegbleiben können. Für einige Ausdrücke muß man schon zum Wörterbuche greifen und bleibt auch dann gelegentlich noch in dubio.

Aachen. Geheimrat Dr. Felix Brüll.

Urgeschichte — Naturkunde

F. Birkner: Der diluviale Mensch in Europa. Mit 2 Tafeln und 278 Figuren im Text. 3., vermehrte Auflage. 148 S. München 1925, Tyrolia.

Die neue Auflage dieses klaren und objektiven Buches über die Urgeschichte des Menschen bedarf keiner besonderen Empfehlung mehr. Die anerkannt wissenschaftliche Feder des Verfassers bürgt für die gediegene Durchführung des Themas. In der 3. Auflage sind die neueren Anschauungen über die Eiszeitchronologie ein-

gehender berücksichtigt, und der Abschnitt über die Fundplätze außerhalb Westeuropas ist wesentlich erweitert worden. Den Erzeugnissen prähistorischer Kunst widmet Birkner in Text und Abbildung einen breiten Raum. So ist jedem, der sich für die Urgeschichte des Menschen interessiert, die Möglichkeit geboten, sich über die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten ein eigenes Urteil zu bilden.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim O. F. M.

B. Dürken: Die Hauptprobleme der Biologie. (Sammlung Kösel, Bd. 40.) Mit 25 Abbildungen im Text. 3. Aufl. 287 S. München 1924, Kösel u. Pustet.

Die beste Art, den Laien in die Biologie einzuführen, ist die, ihn bekanntzumachen mit den Arbeitsmethoden und Hilfsmitteln der biologischen Forschung. Darum läßt der Verfasser den Leser zunächst einen Blick tun in die Forschungsart dieser Wissenschaft und stellt dann diese in allen ihren Teilen als ein einheitliches Ganze dar. Von den morphologischen, paläontologischen und tiergeographischen Tatsachen geht Dürken zur Zellenlehre über und bespricht dabei die Grunderscheinungen tierischen Lebens und seiner Hauptentwicklungsstufen. In der neuen Auflage finden gegenüber den früheren Auflagen die Entwicklungsmechanik und die Lehre von der Vererbung eine eingehendere Berücksichtigung. Gerade hier zeigt sich Verfasser als ein Meister in der gemeinverständlichen Darstellung der oft sehr verwickelten Ergebnisse der Forschung.

Im Schlußkapitel werden die beiden Hauptanschauungen über das Wesen des Lebens, Vitalismus und Mechanismus, in gleich sachlicher Weise gewürdigt. Dürken kommt zu dem Schluß: „Vorläufig müssen wir ehrlich genug sein, weder den Mechanismus noch den Vitalismus in ihrer heutigen Form als das schon erreichte Ziel der Forschung zu betrachten", und er sieht mit Recht die beiden Anschauungen nur als „Arbeitshypothesen" an.

Wer sich gediegene biologische Bildung aneignen will, findet hier ein ausgezeichnetes gemeinverständliches Werk über allgemeine Biologie.

Essen. P. Dr. Cäcilius Papenheim O. F. M.

Reisen

Fritz Strauß: Schiggi-Schiggi. Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens. Gr. 8°, 256 S. 9 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. Berlin, K. F. Koehler. Ganzleinen M. 7,—.

Nicht bloß der Titel dieses Buches ist ungewöhnlich, vielmehr ist das Ganze ein überaus seltsam Produkt; aber es wird sicher vielen gefallen wegen seiner guten Schreibart, die mustergültig genannt werden darf, seines abwechslungsreichen und ungewöhnlichen Inhalts und der muntern Art des Vortrages. Der nicht ganz arglose Leser wird sich allerdings des Gedankens nicht erwehren, daß es sich mehr um Visionen als um Reiseberichte handelt; aber der Verfasser versteht es zu fesseln und die Illusion nachhaltig hervorzurufen und durchzuhalten. Die Abbildungen sind nicht übel.

Schiggi-Schiggi ist die gefällige Indianermaid, die dem unter die Wildesten der Wilden („Indios bravos") geratenen Abenteurer als Dienerin und „Gattin" vorsorglich zur Verfügung gestellt wird. Heikle Sache! Aber der Verfasser weiß so geschickt damit fertig zu werden, daß man es nicht glauben sollte; so auch in vielen anderen Fällen, wo er Entsetzliches und Abscheuliches zu berühren hat. Man möchte wünschen, daß diese gewandte Feder weiterhin ernsteren Stoffen ihre Tätigkeit zuwende. Dann kann was Gescheites herauskommen. Hier und da läuft etwas Satire unter über Schimmy und andere Unarten der Kulturwelt von heute, noch

häufiger philosophische Betrachtung, die aber meist zu weltschmerzlich und nicht klar genug ist. Daß der Stamm der Parintintin, um den es sich hauptsächlich handelt, in Art und Sprache den Affen so stark ähnelt, wie es unserem Reisenden nach monatelangem, wohl bangem, aber nicht ganz unfreundlichem Aufenthalt vorgekommen ist, und keine Spur von Gottesbegriff besitze, wird sich gewiß ernsthafterer Forschung als Irrtum erweisen; aber leider wird den vielen Lesern, die Schiggi-Schiggi sicher findet, solcherlei Reflexion nicht sonderlich frommen. Man muß auch aus andern Rücksichten wünschen, daß nur völlig gereifte Leute diese Abenteuergeschichte in die Hand bekommen. Für unsere Bibliotheken eignet sie sich leider nicht. Es könnte aber der Stoff mit Leichtigkeit sogar zu einer anziehenden Jugendschrift über die Rätsel des Urwaldes und der Pampa verarbeitet werden; sie würde zugleich das trefflichste Stilmuster abgeben.

Lobenswert ist die Einteilung des Buches in Kapitel von meist mäßigem Umfang und die Erklärung der vielen fremden Ausdrücke — just wie wir es neulich noch gerade für „Indianergeschichten" besonders empfohlen haben.

Aachen. Geheimrat Dr. Felix Brüll.

Schöne Literatur

Heinrich Federer: Das deutscheste ABC. Ein Volksgeschichtlein. 94 S. Heilbronn 1926, Salzer. Geb. M. 1,50.

Ein köstlich erzähltes Geschichtlein, randvoll von solider Bürger- und Staatsmoral, dem der Dichter als Schauplatz ein protestantisches Dorf, wohl in einem Winkel am südlichen Schwarzwaldabhang, angewiesen hat. Kommt da die bisher so friedliche Gemeinde in die größte Erregung, weil ein Feuerkopf von einem jungen, hereingeschneiten Volksschullehrer partout das gotische, das deutsche Alphabet einführen will, während der Pfarrer nicht weniger hitzig sich für das bisherige lateinische Alphabet ins Zeug legt. Jeder sucht dem anderen klar zu machen, daß an seinem Alphabet, als dem Symbol bestimmter Ideen und Geistesströmungen, das Wohl und Wehe des deutschen Volkes hänge. Als nun beide den dicken Schädel aufsetzen, das Dorf sich in zwei Heerlager zu spalten droht und der Vulkan just am Tage, da des Pfarrers 25jähriges Pfarrjubiläum gefeiert werden soll, auszubrechen droht, führen der hochbetagte Altbürgermeister, der gar kein ABC als das der Menschenkenntnis kennt, und sein schlaues Enkelkind, das der Küsterstochter den Lehrer wegfängt, auf die alleroriginellste Weise die Versöhnung und den Ausgleich herbei zwischen den hartnäckigen Kämpen, die sonst die allerbesten Menschen sind. In der fröhlichsten Weise feiert die Pfarrersfamilie ihr Jubiläum im Kreise der Gemeinde mit ihren 25 Brautpaaren. Es war ein Alphabet ganz anderer Art, das diese Menschenkinder wieder zusammen und in die Gemeinde den Frieden gebracht hat. Und der Altbürgermeister, der alles so hübsch einrenkte, war Analphabet. Die ganze Fabel hat Federer prachtvoll erzählt. Aber ein badischer Bürgermeister unserer Tage, der Analphabet ist! 25 Brautpaare auf einen Schlag! Eine für den deutschen Schulbetrieb undenkbare Ursache des Konfliktes, der die ganze Fabel trägt!

Dettlingen. Hermann Herz.

Friede H. Kraze: Die Meertrud. Erzählung. 61 S. (Nr. 12 der Büchereihe: Der Brunnen.) Altona 1926, Hans Ruhe Verlag.

Diese Novelle greift das von Goethe und den Romantikern häufig behandelte Thema von der dämonischen Gewalt der Natur über den Menschen wieder auf.

Die verführerische Macht ist hier das Meer. Die junge, aus dem Binnenlande stammende Frau eines Handwerkers, der vor dem Tore einer Ostseeküstenstadt das Sargmacherhandwerk betreibt, fühlt sich während ihrer Schwangerschaft seltsam dem Zauber der grünen Wellen verfallen. Sie vererbt dieses Beherrschtsein durch die Dämonie des Elementaren auf ihre Tochter, die gewissermaßen zwei Seelen hat, eine helle Tagseele, die einem jungen, tugendsamen Gesellen ihres Vaters gehört, und eine dunkle Nachtseele, die wieder und wieder der Lockung der Wogen erliegt. In ihren finsteren Stunden irrt sie trotz Sturm und Brandungen am Strande umher, seltsame Lieder singend, die keiner versteht und deren sie sich später selbst nicht erinnert. Der menschliche Exponent des Meeres aber ist für sie ein junger Patrizier (die Geschichte spielt im Mittelalter). Und hier liegt die Schwäche des Buches. Wir begreifen nicht, warum er das ist, warum die Meertrud sich zu ihm so unentrinnbar hingezogen fühlt. Denn er hat gar nichts Dämonisches, eher sogar etwas Spießbürgerliches an sich. Nun — jedenfalls sündigt sie mit ihm, ertränkt ihr Kind, da es zwischen ihr und dem Geliebten ihrer hellen Stunden steht, und sühnt ihr Verbrechen später durch einen freiwilligen Tod. Man verstehe wohl: nicht durch Selbstmord, denn sie stellt sich, nachdem sie zunächst geflohen, aus freien Stücken der Obrigkeit ihrer Vaterstadt und verlangt ihr Recht, da ihr an der verzweifelten Rettungstat einer anderen Frau die Größe der Mutterliebe und damit auch die Größe ihres Verbrechens aufgegangen ist. Das sittliche Gefühl kommt also in dieser Dichtung zu seinem Recht. Und eine Dichtung ist das Werkchen trotz des eben berührten Mangels. Die Kraze hat allen Zauber ihrer großen Stimmungskunst über die wenigen Seiten ausgegossen. Das Buch kommt aber nur für Gereifte in Betracht.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Anna Bernard: Tränende Herzen. Novellen. 85 S. Habelschwerdt 1926, Frankes Buchhandlung. Geb. in Ganzleinen M. 2,25.

Das Büchlein enthält vier seelisch unkomplizierte, geradlinig verlaufende Erzählungen. Den Namen „Novellen“ verdienen sie, insofern sie merkwürdige, vom Alltagsleben abstechende Begebenheiten gestalten und diese zum Teil geschickt einer überraschenden Pointe zuzuführen wissen, weniger hinsichtlich ihres künstlerischen Baues. Die Geschichten spielen im Mittelalter und treffen sicher historische Stimmung. Die Gestalten der Verfasserin, besonders ihre Frauenfiguren, haben zweifellos dichterisches Eigenleben. Ihre leicht altertümelnde, auch vom Dialekt beeinflußte Sprache ist außerordentlich gemütvoll, ohne doch ins Sentimentale zu verfallen, und greift dem Leser ans Herz. Das Peinliche und Schwüle, das vielen Schilderungen mittelalterlichen Gerichtsverfahrens anhaftet, weiß die Dichterin mit zartem Takt zu vermeiden. Für Erwachsene und die reifere Jugend.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Franziska Martienssen: Landschaft, Menschen, Ich. (Pastorale, Grave, Appassionato.) Hundert Gesänge und Sonette. Mit einem Geleitwort von Ricarda Huch. 115 S. Berlin u. Leipzig 1925, B. Behr's Verlag (Friedr. Feddersen). Gebunden M. 6,—.

An Landschaften und Leben, Natur und Seele rührt die Dichterin mit dem Zauberwort einer schlichten, innig-starken Sprache, und ein Sesam nach dem andern tut sich auf. Der immer mehr im Lärm und Staub rasender Räder erstickende Alltag

LIBRARY UNIVERSITY OF ILLINOIS URBANA

erblüht wie aus einer bösen Verwünschung erwachend und blickt uns mit tiefen Augen an. Es ist eine Lust, in der gütigen Sonne dieses empfindsamen Frauengemüts durch die noch immer schöne Gotteswelt zu wandern.

Worms. Peter Bauer.

Deutsche Volksschwänke des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und herausgegeben von Joseph Weigert. 3. Aufl. München, Kösel u. Pustet. Geb. M. 2,50.

Der Pflege des Volkstümlichen ist diese Arbeit gewidmet, und man kann sich freuen, daß das Büchlein schon in der dritten Auflage erscheinen konnte; das zeigt, daß im Volke noch nicht aller Sinn für die Poesie und den Natursinn, der in diesen deutschen Volksschwänken wie ein alter Schatz verborgen liegt, verloren gegangen ist. Nur wenn solche Büchlein weiteste Verbreitung finden, steht zu hoffen, daß allmählich Sinn und Geschmack im Volke gesunden werden.

Trier. Prof. Eisen.

Sigrid Undset: Jenny. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Thyra Dorenburg. 366 S. Berlin 1921, Gyldendalscher Verlag (jetzt Universitas Deutsche Verlags-Akt.-Ges.).

Dieser Roman der bekannten nordischen Dichterin gestaltet die Tragödie einer Frau, die, mit einem starken Liebesbedürfnisse begabt, während ihrer ganzen Jugend nicht das richtige Objekt dafür findet. Als es ihr dann endlich begegnet, ist es zu spät. Das Schicksal der kläräugigen, überwachen und gütigen Malerin Jenny Winge ist das typische Los des emanzipierten Weibes im guten Sinne, das aus der bloßen Triebhaftigkeit des „Weibchens“ zu echter, zu höherer Menschlichkeit erwacht ist, das mit dem weiteren und tieferen Blicke des Mannes sehen gelernt hat und in Kunst und Wissenschaft kaum hinter ihm zurücksteht. Daß ein solcher Meusch das Liebesleben mit andern Augen ansieht als das „Weibchen“, ist natürlich. So schläft denn das Gefühl in Jenny bis zu ihrem 29. Lebensjahr. Als der Liebestrieb in ihr aber dann übermächtig wird, gerät sie zweimal an den Unrechten, einmal infolge einer Herzensirrung, einmal aus Mitleid, bekommt und verliert ein Kind und tötet sich schließlich in haltloser Verzweiflung, nachdem sie dem rein sinnlichen Begehren des Mannes, der ihr erstes Schicksal war, nach langer Trennung noch einmal verfallen ist. — Das Buch ist bis zum Rande gefüllt mit feinen psychologischen Beobachtungen; die Gestalten sind farbig und lebensecht, die Umwelt, Rom und nordische Landschaft, ist realistisch scharf und ganz unkonventionell gezeichnet, und der Dialog ist von einer entzückenden Ungezwungenheit und Frische. Es dauert ja ein wenig lange, bis das Schicksal Jennys ins Rollen kommt. Dafür entschädigen aber später einige wirklich ergreifende Episoden. So gehört die Klage Jennys um ihr totes Kind mit zu dem Schönsten, was die neuere Literatur in dieser Art kennt. Trotz all dieser Vorzüge wird das Buch für unsere Volksbibliotheken kaum in Frage kommen. Denn all die Gestalten der Dichterin sind gottes- und erst recht kirchenfern, wenn auch das Wort Gott in unverbindlicher Form mal auftaucht, und moralische Bindungen wie Ehe usw. bedeuten für sie etwas durchaus Nebensächliches und Aeußerliches. Das Schicksal Jennys hätte sich anders gestalten müssen, wenn sie einen festen Glauben gehabt hätte, und wir würden das Buch freudig begrüßen, wenn das Los der Heldin als notwendige Folge ihrer Glaubenslosigkeit dargestellt wäre. Das ist aber leider nicht der Fall. Jenny mußte untergehen, sagt der Maler Heggen, weil sie so war, wie sie eben war, d. h. infolge der Eigenart ihrer persönlichen Anlagen. Von außermenschlicher Hilfe,

von göttlicher Gnade ist nicht die Rede. Das ist ein — allerdings völlig untheologischer — Prädestinationismus, den wir ablehnen müssen. — Die Uebersetzung ist klar und flüssig.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Friedrich Stendhal: Die Kartause von Parma. Aus dem Französischen übertragen von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig, Insel-Verlag.

Als 5. Band der Dünndruck-Ausgabe von Stendhals (mit wirkl. Namen Henry Beyle) Werken ist dessen berühmte, ihrem Umfang nach (über 780 Seiten) einen Roman darstellende Novelle ‚Die Kartause von Parma' erschienen. Friedrich Stendhal ist unstreitig einer der bedeutendsten französischen Prosaisten des 19. Jahrhunderts. Es ist sehr schwer, ihn eindeutig zu bestimmen. Trotz der scheinbar rein objektiven, kühl sachlichen Schreibweise ist er ein Romantiker. Die psychologischen Analysen sind für ihn Ausdruck des Machttriebes seines Ichs. Er sucht sich in ihnen einer ihm fremden Welt, nach der er sich sehnt, zu bemächtigen. Es ist charakteristisch, daß er, der napoleonische Offizier, der unter Louis Philipp verstorbene, lange Zeit in Frankreich vergessen war, und erst nach 1870 während der Zeit der französischen Dekadenzstimmung wieder entdeckt wurde. Die Dekadenz mußte seine krankhafte Sensibilität, die er geschickt hinter der Haltung eines unbeteiligten Betrachters des Lebens zu verbergen wußte, als verwandt empfinden. Ernest Seillière hat in seiner „Philosophie des Imperialismus" das romantische Ich Stendhals mitleidlos analysiert. Eine Zeitlang war Stendhal sehr modern. Es galt als Zeichen eines besonders feinen Geschmacks, für ihn zu schwärmen. Diese snobistische Mode ist, wie Klemperer in seiner ‚Geschichte der französischen Literatur', Band 5, Teil I ‚Romantik', bemerkt, erledigt. Man zählt Stendhal nicht mehr bei aller Wertschätzung zu den ersten Größen der Weltliteratur.

Stendhals Weltanschauung ist infolge seines „Egotismus" schwer objektiv, d. h. ihren Inhalten nach, zu beschreiben. Man hat Stendhals Werke als eine Nachwirkung Napoleons in der Literatur charakterisiert. Und tatsächlich: Jene seltsame Mischung aus 18. Jahrhundert und Renaissance, die eine Seite des französischen Imperators darstellt, bestimmt die Ideale Henry Beyles. Ungläubig betrachtet er die Kirche als politische und soziale Macht. Sie ist allerdings zugleich manchmal für ihn Anlaß zu rührseligen Gefühlen. Aber es bleibt ihm letzten Endes unverständlich, wie man gläubig sein kann. Stendhals Liebe gilt dem großen, über der Gesellschaft stehenden, mit ihr spielenden Menschen. Dieser Kult des Uebermenschen verbindet ihn übrigens mit Nietzsche. In der Maske des Uebermenschen rächt sich Stendhal an der Gesellschaft für die Erniedrigungen in seinem eigenen Leben. Man sieht: Trotz aller literargeschichtlichen zeitpsychologischen Bedeutung — sein Roman ‚Rot und Schwarz' ist eine unübertreffliche Darstellung der französischen Restaurationszeit — und ästthetischen Feinheit kommt für weitere Kreise eine Lektüre nicht in Frage. Er ist ein zersetzendes Element. In seinen Werken zeigt sich stark die Nachwirkung des ungläubigen französischen 18. Jahrhunderts. Der Inhalt der ‚Kartause von Parma' spielt in Italien. Liebte es doch Stendhal, die leidenschaftlichen Italiener zu Helden für seine Werke zu wählen. Fabricio del Dongo ist der Typus eines Mannes, der Priester wird aus gesellschaftlichen Gründen und um Karriere zu machen. Stendhal stellt das als etwas Selbstverständliches hin. ‚Die Kartause von Parma' schildert die Liebesabenteuer dieses Mannes, den sein Lebenswandel nicht daran hindert, Erzbischof von Parma zu werden. Diese andeutende Inhaltsangabe mag genügen. Bemerkt sei noch, daß die ‚Kartause von Parma' jene berühmte Schilderung der Schlacht

von Waterloo enthält, die lange Zeit als realistisch galt, in Wirklichkeit aber Ausdruck der romantischen Ironie Stendhals ist. Del Dongo gerät, ohne es zu wissen, mitten in die Schlacht, und hört doch nicht auf, den Wunsch zu hegen, eine wirkliche Schlacht mitzumachen.

Godesberg. Dr. Waldemar Gurian.

Svend Fleuron: Waldkäuze: Ein Geschichtenkranz. Uebertragen von Hermann Kiy. 166 S. Jena 1926, Eugen Diederichs. Brosch. M. 3,—, geb. M. 5,—.

In diesen Geschichten stehen die Menschen im Vordergrunde: Förster und Holzfäller, Reisigleser, Schlangenfänger und Wilddiebe, lauter der Waldwildnis verwurzelte, wetterharte, oft kindlich einfach gebliebene, oft kraus verworren gewachsene Naturen. Um sie herum schleicht und flattert, webt und wuchert panisch groß Tier- und Pflanzenwelt. Und wieder weiß der Dichter jede Regung, jeden Vogelton, jede stumme Spur zu deuten, so daß die geheimnisvolle Stille des Waldes lebendigstes, uns wild und göttlich umschauerndes Leben wird.

Worms. Peter Bauer.

Adolf von Hatzfeld: Das zerbrochene Herz. Ein Trauerspiel in drei Akten. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

Frankreich, das Menschenalter hindurch auf dem Gebiete der dramatischen Literatur tonangebend war und das in jeder Spielzeit dramatische Motive und Fertigfabrikate nach allen Kulturzentren hin verfrachtete, wird heute hierin von England überholt. Engliche Stücke, vom billigen Reißer bis hin zum klassischen Drama, werden überall und nicht zum wenigsten in Deutschland lebhaft verlangt. Nicht nur die Zeitgenossen Shaws und Wildes, nicht minder diejenigen Shakespeares melden sich zu Wort und finden in der literarischen Gesellschaft ein williges Ohr.

Adolf von Hatzfeld bringt uns in guter Uebersetzung ein Drama John Fords, des jüngeren Zeitgenossen Shakespeares. Es ist die rührende Geschichte vom „Zerbrochenen Herzen" (Broken Heart).

Uebersetzung? — Keineswegs, trotz der Anlehnung an den englischen Blankvers und die barocke Sprache des englischen Dichters. Aber dessen allzu berauschender poetische Wein, der nur für starknervige Personen genießbar ist, wurde von Hatzfeld für den modernen Menschen mundgerecht gemacht, etwas verzuckert.

Immerhin blieb von der englischen Kreszenz auch nach der Filtrierung so manches Ueberdramatische, was schwachnervige Leute umwerfen kann.

Aehnlich wie im Nibelungenlied ruht hier der Haß nicht eher, als bis er das Blut des Todfeindes getrunken hat. Das liefert Szenen voll dramatischer Spannung und für den Schauspieler auch dankbare Rollen, zumal die Sprache schön und an einzelnen Stellen von shakespearischer Tiefe ist. Aber anderseits packt das Drama mehr unsere Nerven als unser Herz. Keiner der Gestalten kommen wir so recht seelisch nahe. Das tragische Geschick der Helden läßt kaum unser Mitgefühl aufkommen. Doch das wird für die meisten wenig von Belang sein. Für sie genügt es, ein dramatisch wirksames Schauspiel zu haben, das weder zu leicht noch zu schwer mit Gedankenbalast befrachtet ist.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Wolfgang Götz: Neidhardt von Gneisenau. Ein Schauspiel. 248 S. Leipzig und Köln, Eugen Kuner.

Nicht eine Historie will der Dichter in diesem Drama geben, sondern er behandelt in dem Helden das Problem des verkannten Mannes, der den Geist und die Tatkraft des Herrschers hat, aber der sich stets in der Lage des Gehorchenden befindet. Was Gneisenau tut, das wird Blücher als Verdienst angerechnet. Er tritt ganz hinten jenen zurück.

Gewiß, ein dankbares dramatisches Problem, dem der Dichter packende Züge abgelauscht hat. Die Charakterzüge, nicht nur Gneisenaus, sondern auch des Königs, Blüchers und Yorks, sind gut gezeichnet, die Nebenfiguren vielleicht etwas konventionell typisch. Das Drama ist belebt und bühnensicher, ohne auf billigen Effekt eingestellt zu sein. Wenn aber trotzdem keine rechte Spannung in demselben aufkommt, so liegt das daran, daß keine fortschreitende Handlung vorhanden ist. Es sind nur illustrierende Ausschnitte aus einem Seelenleben gegeben. Man fragt nicht, was geschieht nun, sondern, was fühlt der Held nun. Damit hat das Drama ein undramatisches Moment. Die einzelnen Charakterzüge, die durchaus wahr und gut beobachtet sind, hängen infolgedessen bei dem Helden etwas lose zusammen. Die Selbstverständlichkeit, welche den großen dramatischen Gestalten, ja selbst noch den Figuren eines Bernhard Shaw eigen ist, suchen wir hier vergebens. Der Held erwärmt uns nicht so, wie wir es selbst eigentlich möchten. Die Tragödie des ewig zurückgesetzten Mannes läßt unser Inneres kaum fühlend mitschwingen.

Das sind Mängel, die dem an sich durchaus beachtenswerten Drama anhaften. Gewiß, bei einer guten Darstellung kann uns der Schauspieler über dieselben wegtäuschen, beim Lesen jedoch machen sie sich fühlbar.

Vohwinkel. Dr. Karl Möhlig.

Joseph Delmont: In Ketten (Zeloten). Roman. 385 S. 8°. Leipzig 1926, Fr. Wilh. Grunow. Brosch. M. 4,50, Leinen M. 7,50.

Delmont führt uns in ein Milieu, das nicht häufig geschildert ist, in die Welt der Ostjuden, die mit ihren Gebräuchen und mit ihrer Sprache von ihrer Umgebung so stark abstechen. Zeloten, weil sie starr und streng an den alten Ueberlieferungen halten und das Gesetz über das Menschliche stellen. Dabei war ihr Los unter der zaristischen Regierung nicht beneidenswert; so daß die Verhärtung des Herzens gegen ihr eigen Fleisch und Blut — so wie es in diesem Buche dargestellt ist — unglaublich ist und jeder Größe entbehrt. Der Mutter fehlt jene alttestamentarische Größe, die dem strengen Juden durch seine Verhaftung mit dem Gesetze einen Zug der Persönlichkeit gibt. Delmont spart nicht an krassen Farben, um die Leiden dem Leser vorzuführen. Alles, was den Juden geschah: Verfolgung und Verbannung nach Sibirien, Ueberfall und Frauenschändung durch rohe Soldaten und zuletzt eine abenteuerliche, grause Flucht durch die Einöden Sibiriens, das alles gibt dem Buch eine große Spannkraft, aber auch einen Zug brutaler Gewalt. Menschliche Verirrungen stehen gegen die Unschuldigen auf und schaffen diesen ein ungeheuerliches Meer von Leiden. Das ist kein Roman für Menschen mit schwachen Nerven. Es gehört eine starke Natur dazu, sich durch diesen Wust von Ungeheuerlichkeiten hindurchzuarbeiten. Und doch hat das Buch, als zeitgeschichtlich bedingt, seine Berechtigung. Es hat keinen Zweck, seine Augen gegen die Wirklichkeit zu verschließen, und vielleicht versteht mancher nach der Lektüre dieses Buches besser die Rolle, welche die Juden im bolschewistischen Rußland spielen. Und darum mag es denen, die robust genug sind, als spannender und aufregender Lesestoff, der in eine fremde Welt hineinführt, dienen. Aber ein jeder wird das nicht mögen.

Emden. Georg Schäfer.

Karl zu Eulenburg: Die Brunnen der großen Tiefe. Ein Atlantisroman. 292 S. 8°. Leipzig 1926, Fr. Wilh. Grunow. Brosch. M. 4,—, Leinen M. 6,50.

Die Sage von der Insel Atlantis gilt uns heute nicht mehr als eine grundlose Fabelei. Selbst wissenschaftlich interessierte Kreise beschäftigen sich mit diesem Problem. Aber so, wie Karl zu Eulenburg die Sache anfaßt, halte ich sie nicht für völlig geglückt. Als Abenteurerroman gewertet, hat das Buch manche Schwächen, welche durch die Vorzüge nicht aufgehoben werden. Die Menschen sind recht konventionell gezeichnet und die Handlung streift mitunter bedenklich das Gebiet der Kolportage. Urplötzlich steigt da aus der Tiefe des Ozeans, begleitet von ungeheuern Unwettern, die Insel Atlantis aus dem Ozean. Dabei wird ein Vergnügungsdampfer mit emporgehoben und die Passagiere lernen dadurch diese untergegangene Welt mit ihren Geheimnissen und Schrecken kennen. Auf mystische Weise fühlt sich der Baron von Scharffenstein mit den Göttern und Königen der versunkenen Welt verbunden. Er entfesselt ungeahnte und unbekannte Kräfte, um alles einem guten Ende entgegenzuführen, nachdem recht abenteuerliche Verwicklungen: Der Raub der Braut des Barons durch einen Schurken und aufregende Verfolgungen, Krieg und Unruhen für Aufregung gesorgt hatten. Es sind alle Ingredienzien zusammengeschüttet, um ein recht spannendes Buch zu schaffen. Trotz mancher guten Anläufe, die wenigstens den ersten Teil des Buches erträglich machen, kann es nicht befriedigen. Es fehlt die innere Wahrscheinlichkeit und die muß man auch von einem Zukunftsroman fordern.

Emden. Georg Schäfer.

Ferdinand Emmerich: Unter den Indianern in Mato Grosso. Eine Reiseerzählung. Mit drei Bildern von Johannes Thiel. 12° (IV u. 206 S.). Freiburg i. B. 1926, Herder. Kart. M. 3,—; geb. in Leinw. M. 3,80.

— **Hüter der Wildnis.** Eine Reiseerzählung. Mit drei Bildern von Johannes Thiel. 12° (IV u. 220 S.). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Kart. M. 3,—; geb. in Leinw. M. 3,80.

Indianergeschichten sind noch immer begehrte Ware und werden es wohl noch sein, wenn's Indianer nicht mehr gibt. Selten aber wird man gleich gute finden, wie die beiden hier genannten.

Ihr Verfasser ist kein Neuling auf diesem Gebiete. Noch im Augustheft dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift haben wir sechs Bändchen einschlägiger Art aus seiner Feder anzeigen und sein Geschick anerkennen können, freilich einige Ausstellungen machen müssen und keine uneingeschränkte Anerkennung aussprechen dürfen.

Was Emmerich jetzt vorlegt, ist nach Inhalt und Form viel gediegener und sozusagen ohne Mängel. Die wohl unnötig weit ausgesponnenen Erlebnisse mit der freundlichen Häuptlingstochter Nea im zweiten der beiden Bändchen streifen wohl etwas zu nah an das Pikante, was leider nur zu oft bei solchen Geschichten unterläuft und bedenklich macht. Sonst aber ist alles einwandfrei und dabei munter genug und recht mannigfaltig, allerdings nicht berechnet für unreife Jugend.

Wo also Bedürfnis vorliegt für derartige Bücher, mag man getrost zugreifen, auch bei unsern Büchereien. Nicht nur das Lese- und Unterhaltungsbedürfnis wird trefflich befriedigt, sondern es fällt auch unter lieblicher Hülle ein gut Stück gediegener Belehrung ab über Land und Leute, Tier- und Pflanzenwelt aus merkwürdigen Strichen unseres Planeten. Emmerich, ein passionierter Entomologe, „Fliegenfänger", wie er's verdeutscht, beobachtet gut und weiß alles ebenso unter-

haltend wie gründlich zu schildern. Wer eins unserer beiden Bücher gelesen, greift sicher auch zu dem andern, nicht nur das jüngere Volk, sondern auch Aeltere, die gerne Bücher haben, um sich angenehm und mit Nutzen zu unterhalten.

Von den Abbildungen ist nicht viel zu sagen; sie sind aber ohne allen Anstoß. Druck und Ausstattung der Bücher den guten Gepflogenheiten des bewährten Verlags entsprechend.

Aachen. Geheimrat Dr. Felix Brüll.

P. Lhande: Wenn der Meister ruft. Erzählung einer Mutter. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Therese von Jordans. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Die „Leibbinde" preist das Buch als einen „Priesterroman" an; das ist diese Erzählung aber nicht, wenn auch eine Liebesregung den jungen Priesterberuf in Gefahr bringt. Eher spielt schon der Liebesroman der Mutter in diese Priestergeschichte hinein. Was aus dieser Erzählung einer Mutter, die den Werdegang ihres Lieblings zum Priesterberuf schildert, am hellsten leuchtet, das ist die hohe ideale Auffassung des katholischen Priesterberufs, die ganz hineingetaucht ist in die Uebernatürlichkeit des Glaubens einer christlich denkenden Mutter. Da erfahren wir, daß Mutter sein leiden heißt, leiden um ihrer Kinder willen; sie hergeben für den heiligen Beruf, das bedeutet für diese Mutter große, heroische Opfer. Ihre Kämpfe, ihren Opferweg erzählt sie, wenn sie uns das Werden dieses jungen Priesters und seiner Kämpfe schildert. Das geschieht manchmal mit einer uns etwas südländisch anmutenden Ueberschwenglichkeit, die indes auf das Konto Mutterliebe gebucht werden mag. Wenn sie (oder der Verfasser?) aber von den „aus Deutschland importierten (!) modernistischen Lehren", die ihrem Sohn verhängnisvoll werden, redet, so wollen wir ihr das nicht allzu schlimm anrechnen, denn sie (oder der Verfasser?) gesteht selbst, nichts vom Modernismus zu verstehen. Von der Uebersetzerin hätten wir wenigstens ein Fragezeichen hier erwartet. Ansonst immerhin ein Buch, das geeignet sein dürfte, Priesterberufe zu wecken und schwankende Berufe zu befestigen.

Trier. Prof. Eisen.

Jassy Torrund: Die Hergottstanne und andere Novellen. Elberfeld, Bergland-Verlag. Geb. M. 2,50.

Auch seiner Novellensammlung gibt der Verlag ein Gewand mit ins Leben, der Geschmack verrät und viele Liebhaber finden wird. Die drei Novellen dieses Bandes zeigen die Erzählerin in ihrer bekannten Fähigkeit, die in der Wirklichkeit geschauten Dinge und Personen lebendig und frisch zu gestalten. Wie so oft, ist es auch hier leibliche und noch mehr Seelennot, die in den drei Erzählungen von der Dichterin tief erfaßt und zum Ausdruck gebracht wird. Gerade diese Seite der vorliegenden Novellen heben sie über den Durchschnitt der Unterhaltungsliteratur empor.

Trier. Prof. Eisen.

Ernst Breit: Was die Seele singt. — R. Fabri de Fabris: Zwischen Himmel und Erde. — Jassy Torrund: Die Burg der Ahnen. (Elfenbüchlein.) Elberfeld, Bergland-Verlag. Je M. 1,—.

Allerliebste Kleidchen hat hier der rührige Bergland-Verlag netten Kindlein der Frau Poesie angezogen. Uns will scheinen, daß aus diesen Kleidchen gar ernste Kindergesichter herausschauen, wenigstens bei Fabri de Fabris, die tiefernste Seelenstimmungen in schöne Worte kleidet, an denen nur ganz besinnliche Naturen

Geschmack finden werden. Die Novelle der Torrund ist schon lebenswirklicher, leuchtet aber auch in die Tiefen der irrenden Menschenseele hinein. Im ersten Bändchen gibt Breit lyrische Ergüsse, oft religiösen Inhalts, die sich frisch lesen, aber nicht über den Durchschnitt lyrischen Könnens hinausragen. Als kleine Geschenkbüchlein eignen sich die Elfenbüchlein vortrefflich.

Trier. Prof. Eisen.

Wilhelm Aug. Berberich: Im Hochwald. Gesamtausgabe der poetischen Werke. 464 S. Paderborn 1926, Verlag der Junfermannschen Buchhandlung. Ganzleinen M. 7,40.

Zwei „Versepen", „Hohenrode" und „Tannenburg", voll süßlicher Ritterromantik, in Form und Versgehalt an Baumbach und Rittershaus selig gemahnend, füllen den größten Teil des Buches. Die „Bunten Blätter", die den übrigen Raum einnehmen, bieten in Vers und Prosa nichts Besseres. Alles ist Nachempfindung, ohne daß das Gewollte das Vorbild erreichte.

Worms. Peter Bauer.

Jugendschriften

Fr. W. Weber: Dreizehnlinden. Nr. 31/36 der Sammlung „Erbgut deutschen Schrifttums", herausgegeben von W. Schinhofen-Merzig. 96 S. Saarlouis o. J., Hausen.

Dasf. Für Schule und Haus herausgegeben von Dr. Paul Schultz. 186 S. Münster i. W. 1925, Aschendorff. Geb. M. 1,65.

Zwei Schulausgaben der Dreizehnlindendichtung. Die Hausensche bringt erfreulicherweise den Text vollständig, die Erläuterungen in einer dem Bedürfnis des Schülers angepaßten Kürzung und verzichtet — wohl aus Raumgründen — auf eine Einführung. Nun, eine solche ist ja auch nicht unbedingt notwendig: der Lehrer kann sie geben. Die Ausstattung bedeutet gegenüber der hier besprochenen Goliathausgabe desselben Verlages entschieden einen Fortschritt. Das dauerhaft geheftete Büchlein präsentiert sich in geschmackvollem, mehrfarbigem Umschlag. Hübsche Kopfleisten zieren die einzelnen Gesänge. Für den Druck ist eine ansprechende, kräftige Type verwandt, die aber leider immer noch viel zu klein ist. Schon bei der Goliathausgabe wurde dieser Mißstand gerügt. Man sollte doch einer falsch angebrachten Sparsamkeit nicht das kostbare Augenlicht unserer Jugend opfern.

Die größer gedruckte und gut ausgestattete Aschendorffsche Ausgabe bringt das Webersche Epos in einer Kürzung; warum, ist mir auch aus dem Vorwort des Herausgebers nicht klar geworden. Die Tatsache, daß man aus Zeitmangel nicht jedem Gesang im Unterricht „liebevoll nachgehen" kann, ist doch kein Grund, dem Schüler Teile der Dichtung vorzuenthalten. Kürzungen sind fast immer Verstümmelungen, und man sollte sie nur vornehmen, wo sie unbedingt nötig sind, sei es, um religiös oder sittlich anstößige Stellen auszumerzen, sei es weil der junge Mensch das Werk in seiner Gesamtheit doch nicht bewältigen kann. Beides trifft bei „Dreizehnlinden" nicht zu. Sollte Raum gespart werden, so hätte man lieber die Einleitung weglassen sollen, so dankenswert auch diese an sich ist. Für überflüssig halte ich die am Schlusse hinzugefügten Sammlungen von Charakterzügen einzelner Gestalten. Die neuere Methodik hält von solchen mosaikartig zusammengesetzten Gemälden nicht mehr viel. Will man sie dennoch machen lassen, so nehmen die erwähnten Charakteristiken dem Schüler die Hauptarbeit vorweg. Die beigegebenen Illustrationen scheinen mir nur zum Teil geeignet, das Erlebnis der Dichtung zu vertiefen.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Rudolfina Metzler: Kleine Leute. Geschichten aus dem Kinderleben. Mit Bildern von Bruno Grimmer. (Kinderfreude, XI. Bändchen.) 12°, VIII und 78 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinw. M. 1,80.

Drei liebe, kleine Geschichten aus dem Kinderleben, für Kinder gut erzählt, so daß die kleinen Leser die ernst und wichtig behandelten Erlebnisse ihrer Altersgenossen auch wirklich gern lesen. Denn sie finden sich hier für voll, sozusagen für erwachsen genommen, und das paßt ihnen. Das leichte schweizer Milieu bietet auch reichsdeutschen Kindern kein Hindernis.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Verzeichnis der in diesem Hefte besprochenen Bücher

Adalberta Maria, Mutter Klara Fey 561
Berberich, M. A., Im Hochwald . . 575
Bernard, Anna, Tränende Herzen . . 568
Birkner, F., Der diluviale Mensch in Europa 565
Der kleine Brockhaus 562
Brunsmann, Joh., Lehrbuch der Apologetik 554
Caritas im Trierer Land 556
Delmont, Jos., In Ketten 572
Domanig, Maria, Unser Heim in der Sonne 562
Dürken, B., Hauptprobleme der Biologie 566
Eberharter, Andreas, Das Buch Jesus Sirach 549
Elfenbüchlein 574
Emmerich, Ferd., Unter den Indianern 573
— Hüter der Wildnis 573
Eulenburg, Karl zu, Die Brunnen der großen Tiefe 573
Federer, Heinr., Das deutscheste ABC. 567
Flashar, Novatus, Worte des Lebens 552
Fleuron, Svend, Waldkäuze 571
Götz, Wolfgang, Neidhardt von Gneisenau 572
Grabmann, Martin, Thomas v. A. . 554
Grewe, Januerius, Jugendbilder — Jugendbildner 562
Hartmann, Nicolai, Metaphysik der Erkenntnis 557
Hatzfeld, Ad. v., Das zerbrochene Herz 571
Herkenrath, Jos., Die Ethik Jesu . . 550
Herwig, Franz, Die Eingeengten . 538ff.
Jehle, Edmund, Leben Jesu Christi . 549
Kammer, Karl, Trierer Kulturkampfpriester 561
Kraze, Friedr. H., Die Meertrud . . 567
Larsen, J. Anker, Bei offener Tür . . 560
Lhande, P., Wenn der Meister ruft . 574
Mager, Alois, Theosophie und Christentum 555
Martienssen, Franziska, Landschaft, Menschen, Ich 568
Meschler, Moritz, Exerzitienbuch des hl. Ignatius 552
Metzler, Rudolfine, Kleine Leute . . 576
Meyer, Hans, Geschichte der alten Philosophie 556
Newman, J. H., Predigten der anglikanischen Zeit 553
Pauls, E. E., Von der Postkutsche zum Flugzeug 565
Pribilla, Max, Um die Wiedervereinigung im Glauben 553
Prießnig, Sittliche Volkserziehung . . 555
Renan, Ernest, Jugenderinnerungen . 559
Rundschreiben Pius XI. über Christi Königstag 551
Rundschreiben Pius XI. über den hl. Aloisius 551
Schelling, F. W., Das Wesen der menschlichen Freiheit 556
Schiel, Hub. Fr., J. B. v. Hirscher . 558
Die Schildgenossen 563
Stendhal, Friedr., Die Kartause von Parma 570
Strauß, Fritz, Schiggi-Schiggi . . . 566
Thiessen, Ernst, Versailles und Fortsetzung 563
Torrund, Jaffy, Die Herrgottstanne . 574
Undset, Sigrid, Jenny 569
Weber, Fr. W., Dreizehnlinden (Schulausgaben) 575
Weigert, Jos., Deutsche Volksschwänke 569
Wentzcke, Paul, Rheinkampf . . . 564

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

G.E. STECHERT & Co.
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 110967616